PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

NEUE WEGE

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

42

Zweiundvierzigster Jahrgang

1948

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag: «Vereinigung Freunde der Neuen Wege«

84550
V.42
1948

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Sam. Dieterle: «Nur keine Angst — das Reich Gottes kommt»	1
Christoph Blumhardt, Leonhard Ragaz: Ostern	97
I. S.: Christus in uns	241
Bruno Balscheit: Freiheit und Einheit	385
Bruno Balscheit: Rufen und Fragen	395
Carmen Weingartner-Studer: Gott, Mensch, Mitmensch	398
Bruno Balscheit: Zu sich selber kommen	449
H.: Heilige Teufel?	452
Bruno Balscheit: Gerippe und Geist	506
Bruno Balscheit: Die Heilige Nacht und die Nächte	561
Alice Herz: Und das Licht scheint in der Finsternis	593

Religiöse Fragen

	Seite
Leonhard Ragaz: Das Kommen Christi, VII.	5
Leonhard Ragaz: Das Kommen Christi, VIII.	53
Leonhard Ragaz: Das Kommen Christi, IX.	145
Manfred Beyer: Versöhnung, der christliche Beitrag zur Lösung des Weltproblems	98
Otto Hürlimann: Weltanschauung, Religion und Gottesglaube, I.	150
Otto Hürlimann: Weltanschauung, Religion und Gottesglaube, II.	196
Otto Hürlimann: Weltanschauung, Religion und Gottesglaube, III.	251
Leonhard Ragaz: Das Reich Gottes in der Bibel, I.	193
Leonhard Ragaz: Das Reich Gottes in der Bibel, II.	244
Leonhard Ragaz: Das Reich Gottes in der Bibel, III.	301
Paul Trautvetter: Die Kirche und das soziale Problem	255
Paul Trautvetter: Die «gute Botschaft» vom Reiche Gottes	297
Martin Buber: Der Weg des Menschen	315
E. Fischer: Zur Verständigung zwischen Kirche und Arbeiterschaft	342
Margarete Susman: Israels Weg	508
Bruno Balscheit: Die Weltkirchenkonferenz in Amsterdam und ihre Überraschungen	517
G. J. Heering: Die Theokratie, der Weltrat der Kirchen und der Krieg	565

Zur Kultur- und Geistesgeschichte

	Seite
U. W. Züricher: Moderne Kunstentwicklung und Geistesverfall	156
Herbert Hug: Trost und Trug der Poesie	401
Fritz Lieb: Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus, I.	413
Fritz Lieb: Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus, II.	456
Fritz Lieb: Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus, III.	526
Fritz Lieb: Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus, IV.	578

Politische und soziale Fragen

	Seite
***: Zur Lage in Palästina	118
Millicent Furrer-Proud: Afrika — wohin?	419
Alice Herz: Amerika und seine Neger	467
Millicent Furrer-Proud: Südostasien	479

Zur politischen Diskussion

Seite

Hugo Kramer: Das große Friedenshindernis 9
Oskar Wagner: Zum russischen Problem 21
Paul Trautvetter: Friede durch Freiheit 23
Ernst Lüthi: Zum Urteil über Friedrich Siegmund-Schultze 63
Johann Sprenger: Zur Ehrenrettung des Universitätsprofessors Dr. Johannes Ude 65
H.: Noch einmal «Quarantäne für die deutsche Intelligenz» 68
Paul Trautvetter: Die Redaktion an die Leser 71
A. Bietenholz-Gerhard: Zur Auseinandersetzung über den Sowjetkommunismus 72

Seite

H. Gautschy: Offener Brief an Herrn Dr. Hugo Kramer 73
Paul Trautvetter: Die tschechoslowakische Tragödie und die Welt . . 109
Heinrich Berger: Brief an Herrn X . 122
Otto Hürlimann: Um ein Manifest . 167
Paul Trautvetter: Zur politischen Diskussion 189
F. Linhart und Paul Trautvetter: Briefwechsel mit Prag 209
Paul Trautvetter: Georgien 270
Paul Trautvetter: Der Sinn unserer Auseinandersetzung 345
Paul Trautvetter: Ein Schlußwort des zurücktretenden Redaktors . . . 383
H.: Das russische Problem in christlicher Sicht 587

Gedichte

Uriel Mayer: Spruch über Zion . . 48
Carl Dallago: Welt und Mensch . . 165
Samuel Staub: Überwinden . . . 401
K. A. Laubscher: Aufruf 448
Margarete Susman: Brüder 505
Margarete Susman: Gebet 564

Von Menschen

Paul Trautvetter: Zur Passion Gandhis 49
Ernst Simon: Martin Bubers Weg zwischen Gedanke und Tat . . . 57
GSH.: Kann Gandhi uns weiterführen? 332
Alfred Michaelis: Raoul Wallenberg . 338
Ernst Simon: Geheimnis und Gebot. Zu Leo Baecks 75. Geburtstag . . 510

Berichte, Manifeste

A. Rackwitz: Arbeitsgemeinschaft religiöser Sozialisten in Deutschland . 95
Premysl Pitter: Aufruf der tschechoslowakischen christlichen Kirchen für inneren und äußeren Frieden . 104
Arbeitsgemeinschaft religiös-sozialer Pfarrer in Zürich: Zu den Ereignissen in der Tschechoslowakei . 107
B. Wicke: Ein Blick in die religiössoziale Bewegung in Frankreich . 214
Paul Trautvetter: Ein tschechoslowakischer Sozialist über den Umsturz in der Tschechoslowakei 236
R. Lejeune: Jahresversammlung der Vereinigung «Freunde der Neuen Wege» 272
P. Ringger: Geistiges Leben in Deutschland 336
Chr. Ragaz: Aus Deutschland . . . 338
Max Wolff, Sofie Zoller: Außerordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung «Freunde der Neuen Wege» 391
Sofie Zoller: Religiös-sozialer Ferienkurs in Amden 534

Weltrundschau (Hugo Kramer)

	Seite		Seite
Januar	31	Juli/August	357
Februar	77	September	424
März	124	Oktober	485
April	172	November	537
Mai	216	Dezember	597
Juni	278		

Schweizerische Rundschau (Hugo Kramer)

Januar	44	November	555
September	439	Dezember	611

Von Büchern

F. Stößinger: Dr. Faustus (Thomas Mann) 202

Lotte Rosenfeld: Eine aktuelle Schrift über das Palästinaproblem (Palestine — divided or united) . 240

Chr. Ragaz: Auswege aus dem Nihilismus unserer Zeit (J. Tscharner) 295

Chr. Ragaz: Naturwissenschaft und Gottesglaube (E. Lejeune) . . . 295

Paul Trautvetter: Ein menschliches Buch eines Offiziers der Sowjetunion. (M. Koriakoff: Ich wollte Mensch sein) 380

Herbert Hug: Mitmachen oder liquidiert werden (E. Pollatschek) . . 442

P. F.: Zum Rußlandproblem (M. Sayers und A. E. Kahn: Die große Verschwörung gegen Rußland; M. Ph. Price: Rußland, rot oder weiß) 444

A. Böhler: Zwei kirchliche Äußerungen zum Problem Rußland. (H. Diem: Die Kirche zwischen Rußland und Amerika; R. Weckerling: Die evangelische Kirche zwischen Ost und West) 446

B. Balscheit: Kirche und Volksdemokratie. (Karl Barth: Christliche Gemeinde im Wechsel der Staatsordnungen; Bischof Bereczky: Die ungarische Christenheit im neuen ungarischen Staat) 502

B. Balscheit: Zur geistigen Situation der Gegenwart. F. Hoffet: L'Impérialisme Protestant) 557

A. Böhler: Neger in Amerika. (R. Wright: Ich Negerjunge; Wir Neger in Amerika) 558

M. Susman: Das Buch über die Propheten (L. Ragaz: Die Bibel, eine Deutung, IV) 575

B. Balscheit: Zur Schweizer Geschichte und Gegenwart. (P. Schmid-Ammann: Der Freiheitskampf der neuen Zeit) 613

B. Balscheit: Zwei Gedichtbände. (Henriette Roland-Holst: In der Webbe der Tijden; A. Haushofer: Moabiter Sonette) 614

Mitteilungen und Aufrufe, Redaktionelles

S. 48, 124, 144, 239, 240, 294, 296, 382, 383, 448, 616.

«Nur keine Angst – das Reich Gottes kommt!»

Eine Predigt

Text: Mark. 4, 21–34

Gottes Werk kann niemand hindern! «Was ER sich vorgenommen, und was ER haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.» *Nur keine Angst, liebe Zuhörer, Gottes Reich kommt!* Das will uns heute unser Herr zurufen mit den beiden Gleichnissen, die wir soeben gehört haben. Mit ihnen will er uns den rechten Adventsglauben stärken, so daß wir allen Zweifeln standzuhalten vermögen, die uns in der heutigen Zeit wie eisige Winde ums Herz wehen.

Christus gibt sich nämlich keinerlei Täuschung darüber hin, daß es für uns sehr schwer ist, an das Reich Gottes zu glauben. Er weiß, wie fremdartig seine Botschaft von der Gerechtigkeit den Menschen in den Ohren klingen muß. Wie sollen sie an die Wahrheit dieser Botschaft glauben, wenn ihre Herzen von ganz anderen Dingen in Beschlag genommen werden, wenn ihre Gedanken durch das, was um sie her geschieht, in ganz andere Kreise gezogen werden, und ihre Augen so gar nichts von der neuen Zeit sehen, dafür aber die alte Zeit mit ihren Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten sie wie mit Ketten umklammert? Darum müht sich Jesus mit diesen Gleichnissen, unseren stumpfen Ohren und blöden Herzen das Fremdartige verständlich zu machen; er sagt uns in den Gleichnissen das Wort, wie wir es verstehen können.

Mit dem Reiche Gottes verhält es sich nämlich folgendermaßen: Und nun richtet Jesus unsere Blicke auf zwei Naturvorgänge, die uns allen sehr wohl bekannt sind. Der eine Vorgang ist die Tatsache, daß der Same, der in die Erde gelegt worden ist, *ohne des Bauern Zutun* wächst, zum Halm, zur Ähre, zum vollen Weizen wird, so daß der Bauer erst zur Erntezeit, wenn alles reif ist, wieder etwas zu tun bekommt. Aber das Wachstum des Samens geht ganz von selber in der Erde vor sich. Das geschieht alles so unabhängig vom Bauern, daß der unterdessen ruhig schlafen und aufstehen, andere Hantierungen treiben oder spazieren gehen könnte: der Same wächst von selbst, «automatä» heißt es im griechischen Text – automatisch!

Der andere Naturvorgang, auf den Jesus aufmerksam macht, ist ja ebenfalls bekannt: daß aus dem kleinsten, unscheinbarsten Senfkorn eine große Staude, ja geradezu ein Gebüsch erwächst.

Zwei alltägliche Dinge erzählt uns da der Herr. Aber «sehet zu!» Gebet acht auf das, was ihr hört! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wenn ihr nicht recht höret, so geht ihr einer guten Sache verlustig, und ihr könntet schließlich auch das noch verlieren an Verständnis, was ihr schon hattet. Aber wenn ihr höret, so wird euch ein volles

Maß zugeteilt. Dann geht euch ein Licht auf, das ihr gewiß nicht unter den Tisch stellen werdet. Was will denn Jesus mit dem Hinweis auf die ganz gewöhnlichen Dinge? Ich meine: Er will uns hier zum Staunen bringen. Wir sollen darauf gestoßen werden, daß diese gewöhnlichen Vorgänge – so gewöhnlich sie sind – etwas ganz Geheimnisvolles und Wunderbares sind. *Es wächst etwas ganz von selbst! Aus etwas ganz Kleinem wird etwas ganz Großes, ganz von selbst!* Hier schafft offenbar eine Kraft, die nicht von uns Menschen ausgeht, und die wir nicht dirigieren. Eine Kraft *außer uns!* Wir können nur ihre Zuschauer sein und immer von neuem staunen, was da in der Natur alles, ohne unser Dazutun, vor sich geht. Daß da etwas in der Erde wächst, das ist ja das große Wunder. Es hat sich bis heute der Erklärung entzogen. Trotzdem unsere Wissenschaftler immer tiefer eindringen in die Naturzusammenhänge und bis zum Atomkern vordringen, trotzdem wir mit den biologischen Grundgesetzen immer mehr bekannt werden, so wird doch unser Staunen immer größer über die geheimnisvolle Kraft, die außerhalb und ohne uns Menschen waltet und wirkt. Jawohl, du Menschenkind, da ist Jemand, der mehr kann als du! Du kannst höchstens mit deinem wissenschaftlichen Finger diesem Wirken und Walten nachfahren und auf immer neue Zeichen dieser Macht aufmerksam werden. Es ist für den modernen Menschen nötig, daß er einmal darauf gestoßen wird, wie er gerade vor einem so gewöhnlichen Vorgang wie der Saat, die von selber wächst, und dem Senfkorn, das von selbst zu etwas Großem wird, wie er gerade hier bescheiden, klein und ohnmächtig dasteht, weil er die Hauptsache, das wachsende Leben, selber nicht zu schaffen vermag, daß es vielmehr vor ihm und ohne ihn da ist. Der heutige Mensch tut ja sonst immer, wie wenn er alles könnte, wie wenn er erst die Erde fruchtbar machte, ja, wie wenn er die Sterne um die Sonne kreisen ließe. Er tut so, als ob alle Triebkräfte von ihm ausgingen und er die Welt in ihren Angeln bewegte. Er erinnert einen manchmal an jenen Hahn, der meinte, weil er am frühen Morgen so kräftig krähe, steige im Osten die Sonne auf. So macht oft der Mensch ein Geschrei von dem, was er schon zustande gebracht hat. Weil es ihm gelungen ist, den Ertrag des Ackers mit seinem Kunstdünger und mit seiner Schädlingsbekämpfung zu steigern, und weil er, wie man letzthin lesen konnte, gar meint, es gelinge ihm, demnächst mit seinen Strahlungen im trockenen Sommer künstlich Regen zu erzeugen, so verfällt er der Einbildung, die ganze Welt werde von ihm dirigiert. Aber die Saat und das Senfkorn müssen ihn beschämen und ihm zeigen, daß die wahrhaft große, die Lebenskraft, nicht in ihm, sondern außer ihm ist. Er muß staunend das Wunder anerkennen, von dem er überall umgeben, ja von dem er selber ständig getragen ist. Hier steht er vor dem Wunder Gottes, über das er nicht verfügt; es zeigt sich im Samenkorn und im Lauf der Gestirne, im Puls deines Herzens wie im

Rauschen des Windes. *Gott schafft! Gott ist am Werke!* Du Mensch kannst eigentlich nur ernten; du kannst erst dann etwas tun, wenn die Hauptsache, das Wunder, schon getan ist, wenn der Schöpfer das Leben vor deinen erstaunten Augen bereits ausgebreitet hat.

Genau so verhält es sich mit dem Reiche Gottes. Wenn uns Jesus daran glauben machen will, so weist er uns auf das Schaffen des ewigen Gottes hin; dann redet er nur von dem Wunder Gottes. Dann redet er nicht von dem, was der Mensch kann. Dann redet er nicht von der Menschen Tüchtigkeit und von ihren Möglichkeiten. Nicht an den Menschen sollen wir glauben, sondern an die wunderbare und geheimnisvolle Kraft Gottes.

Im Grunde ist es nur darum für uns so schwer, an das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu glauben; nur darum schütteln wir den Kopf über eine Welt des Friedens, wo die Völker als Brüder nebeneinander wohnen; darum sagen uns die Leute, die angeblich die Geschichte der Menschen genau kennen und ihr Wesen, wie sie sagen, psychologisch erfaßt haben, es sei eine Illusion, den Krieg abzuschaffen und die Menschen zu verträglichen und hilfsbereiten Wesen zu machen, nur darum, weil wir alle meinen, wir müßten zu diesem Zweck an die Menschen und ihre guten Eigenschaften, an ihren Edelmut und an ihre Tüchtigkeit glauben; nur weil wir in dem merkwürdigen Irrtum befangen sind, Gott erwarte sein Reich von uns. Allerdings könnte man dann lange warten. Wenn wir auf uns schauen, dann ist allerdings die Lage hoffnungslos. Wenn wir auf das, was wir Menschen zustande bringen, blicken, dann vergeht uns ohne weiteres das Reden vom Reiche Gottes. Denn von wem unter uns sollte auch die Gerechtigkeit ausgehen? Von den Konferenzen der Großmächte oder von den Streikbewegungen der großen Massen? Von den Laboratorien der Wissenschaft, von den Maschinenhallen der Technik oder von den grünen Tischen der Diplomaten, die sich bei ihren Lügen freundlich die Hände schütteln? Von welchem Verein oder welcher Liga könnte man Barmherzigkeit und Sanftmut und Uneigennützigkeit erwarten? Mit dem Reich Gottes verhält es sich *nicht* so, daß einige Menschen, die guten Willens sind, eines Tages beschließen, dieses Reich der Gerechtigkeit zu gründen, dementsprechende Statuten auszuarbeiten und mit großem Geschick an die Werbung von Mitgliedern zu gehen. Nein, *mit dem Reich Gottes verhält es sich so*, daß der ewig reiche Gott schon längst, als wir noch schliefen, während wir rein gar nichts dazu beitragen konnten, aus seiner großen Barmherzigkeit seinen Sohn, an dem er Wohlgefallen hat, als ein Menschenkind hat geboren werden lassen; auf ihn hat er die ganze Fülle seines Geistes gelegt und in ihm hat er uns die neue Kraft aus der Höhe geschenkt. Mitten in diese verbogene und verlogene Menschenwelt hat er die reine Wahrheit gestellt; mitten zwischen die blutrünstigen Menschengestalten hat er den Friedensfür-

sten gestellt; mitten unter die prahlenden Reichen und gewalttätigen Fürsten hat er den armen Lehrer und Heiland gesandt, der wie ein Sämann sein Wort ausstreut. Da ist jene geistige Kraft zum Vorschein gekommen, die über uns und außer uns besteht und wirkt, die keineswegs von uns stammt, der wir vielmehr nur mit Verwunderung zuschauen können. Hier ist das Wunder jener Kraft: mitten im kalten Winter ist eine Ros' entsprungen.

So verhält es sich mit dem Reich Gottes, daß Gott selber die Hauptsache getan hat und tut. Es ist Sein Reich. Es stammt nicht aus dieser Welt, nicht aus dem Menschenherzen, und es wird nicht durch die Menschen erzeugt. Es ist die große Tat des Wunders, daß Gott seine Welt hat einpflanzen lassen in unsere irdische menschliche Welt, so daß wir nur darüber staunen müssen, wie dieses göttliche Reich nicht eine Einbildung ist, sondern tatsächlich unter uns Fuß gefaßt hat, aufgeht und wächst. Es ist immer nur zum Staunen, daß ein hartgesottener Sünder unter der Heilandsliebe Christi zusammenbricht und einen neuen Weg zu wandeln vermag. Es ist ein Wunder zum Staunen, daß die Menschen, die doch arg sind, trotz ihrer angeborenen Habgier, von ihrer Habe sich trennen und andere Menschen, sogar solche, die sie, wie man sagt, nichts angehen, damit beschenken. Es ist zum Staunen, daß dieses Knäblein in der Krippe weder dem Herodes noch den Schriftgelehrten zum Opfer gefallen ist, und daß das kleine Senfkorn, die Botschaft Jesu, sich über diese Erde verbreitet hat. Es ist das große Wunder, daß Jesus Christus, trotzdem er gekreuzigt worden ist, wie ein Weizenkorn auferweckt wurde und weiterlebt und -schafft.

Und das alles ohne unsere, ja gegen unsere menschlichen Machenschaften und Verdrehungen. Das Reich Gottes wächst nämlich nicht, weil wir Menschen dementsprechend sind, *sondern trotzdem wir so sind.* Und alles was wir tun können, liebe Mitchristen, das ist nichts anderes als – *ernten.* Ernten, was Gottes Liebe durch Jesus Christus in unserer Welt hat wachsen lassen. Wer von euch lieben kann, der erntet nur von dem, was Gott für ihn getan hat. Wer von euch sich überwinden kann, der erntet die Frucht von Jesu Sieg. Wer von euch glauben und hoffen kann, der zehrt von der Ernte des Evangeliums. Wer von euch mit Freude und Mut für Gottes Reich und seine Gerechtigkeit arbeitet und kämpft, der bringt nur die Garben ein, die der himmlische Vater hat wachsen lassen. Darum, ihr Christen, danket jeden Tag dafür, daß Gott sein Werk treibt und daß ihr an ihm teilhaben dürft. Dann wird euch an jedem Tag ein volleres Maß zugemessen, und es brennt bei euch das Licht auf dem Leuchter und nicht unter dem Scheffel. Amen.

Sam. Dieterle, Basel.

Das Kommen Christi (VII.)

Leonhard Ragaz †

Die Hoffnung der Apostel

Frage: Wie erscheint die Vollendungshoffnung bei den Aposteln?

Antwort: Sie teilen sie alle. Sie warten auf die volle Erscheinung Christi, die *Parusie*. Am wichtigsten ist die Stellung von Paulus und Johannes. Beginnen wir mit

Johannes

Der Paraklet

Frage: Wird die Vollendung bloß eine Ausbreitung des in Jesu Wort und Werk Gegebenen sein oder auch eine *Fortführung*?

Antwort: Auch eine Fortführung. Christus sagt darüber:

«Und ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, daß er mit euch sei für immer: den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht zu fassen vermag; denn sie sieht ihn nicht und erkennt ihn nicht. Ihr aber erkennet ihn; denn bei euch weilt er und in euch ist er.» (Johannes 14, 16 bis 17.)

Frage: Wer ist dieser Tröster? Ist es der Heilige Geist?

Antwort: Man kann so sagen. Doch ist der Paraklet (so nennen wir ihn lieber, in der Ursprache des Evangeliums) sozusagen eine besondere Gestalt des Heiligen Geistes: der Geist der Wahrheit und der Kraft, der *neue Offenbarung* schafft. Von ihm heißt es ja weiter:

«Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könntet es noch nicht fassen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, so wird er euch an die ganze Wahrheit führen.» (Johannes 16, 12 bis 13.)

Frage: Bedeutet das eine Offenbarung, die über Jesus Christus *hinausführt*, in eine höhere Wahrheit hinein?

Antwort: Es bedeutet bloß, daß die in Jesus Christus erschienene Wahrheit *Entfaltungen* erleben soll, ungeahnte, überraschende, unendliche, daß sie in diesem Sinne nicht fertig ist, sondern immer wieder neue Schöpfung wird und neuer Tag; daß nicht alle Probleme der Sache Christi im Neuen Testament schon gelöst sind, sondern daß mit neuen Zeiten, neuen Lagen, neuen Fragen auch neue Antworten aus dem Geiste des Reiches herausgefunden werden sollen. Der Paraklet ist ein Geist der Freiheit und des Lebens.

Frage: Gilt das gleiche auch von den *Taten* Jesu?

Antwort: Es gilt auch von seinen Taten. Christus sagt ein andermal:

«Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn einer an mich glaubt, derselbe wird die Taten, die ich tue, auch tun, und er wird (sogar) noch größere tun.» (Johannes 14, 12.)

Frage: Bezieht sich das auch auf die *Wunder*? Die Krankenheilungen, die Totenerweckungen, das Wandeln auf dem Meer?

Antwort: Gewiß.

Frage: Ist das nicht kühn?

Antwort: Es ist kühn, aber es ist von Christus verheißen.

Frage: Warum redet die Kirche nicht vom Parakleten?

Antwort: Vielleicht aus Vorsicht, vielleicht aus Ängstlichkeit, vor allem aber, weil sie die urchristliche Botschaft vom Reiche nicht mehr kennt.

Paulus

Bei Paulus ist zuerst an den *Römerbrief*, das achte Kapitel, zu denken. Hier heißt es:

«Ich rechne, daß die Leiden dieser Weltstunde nichts bedeuten gegen die kommende Herrlichkeit, die sich an uns offenbaren soll. Denn die harrende Spannung der Schöpfung wartet auf das Hervortreten der Söhne Gottes. Denn der Eitelkeit ist die Schöpfung unterworfen, nicht von sich aus, sondern um dessentwillen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung hin. Denn auch sie, die Schöpfung, wird aus der Knechtschaft des Verderbens befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß die ganze Schöpfung ebenfalls seufzt und in Geburtswehen liegt bis auf diesen Tag; aber nicht nur sie, sondern auch wir, welche die Erstlinge des Geistes besitzen, wir seufzen selbst auch in der Erwartung der vollen Offenbarung der Sohnsschaft, der Erlösung unseres Leibes.» (Römerbrief 8, 18 bis 23.)

Frage: Was bedeutet diese Stelle?

Antwort: Sie ist die Erfüllung dessen was schon im Alten Testament von der *Erlösung der Natur* angedeutet ist. Die Natur ist auf den Menschen hin angelegt. Aus ihr soll die Freiheit und Herrlichkeit der Söhne Gottes hervortreten. Das heißt: Sie strebt einem letzten Ziele entgegen, wo die ursprüngliche Schöpfungsherrlichkeit wieder aufstrahlen und in ihrem Glanze auch der Mensch, ihr irdischer König, stehen soll, Tod und Verderben aber besiegt sein werden. Durch die Schuld des Menschen ist sie in den heutigen Zustand geraten, und durch die Erlösung des Menschen soll auch sie erlöst werden. Es ist an ihr ein gespanntes Harren zu spüren und aus ihr ein Seufzen zu hören, die auf die Erlösung gerichtet sind. Die Naturwelt teilt eben das Los der Menschenwelt. Im Guten wie im Bösen, im Fall wie in der Erlösung.

Frage: Also ist es der Mensch, der durch seinen Fall die Schöpfung mit in das Verderben gerissen hat?

Antwort: Ja, er ist es, der sie, gegen ihren Willen und Sinn, der «Eitelkeit» unterworfen hat.

Frage: Kann er auch etwas zu ihrer *Erlösung* tun?

Antwort: Wie zu aller Erlösung: Harren, bitten, einstehen, mit der Natur seufzen und Wehen leiden. Ihr Los auf sich nehmen in Hoffnung. Ehrfurcht gegen sie hegen, die empfangene Erlösung des Reiches, das Reich selbst, in sie hineintragen und vor allem: auf das Reich und seine Gerechtigkeit in der Menschenwelt harren und danach trachten. Denn von ihr aus wird auch die Natur erlöst.

Frage: Wie ist der *Verlauf* der Erlösung zu denken?

Antwort: Darauf gibt Paulus auch eine Antwort:

«Nun ist Christus von den Toten erweckt als Erstling der Entschlafenen. Denn, nachdem durch einen Menschen der Tod, so durch einen Menschen die Auferstehung der Toten. Denn wie durch Adam alle sterben, so werden durch Christus alle ins Leben gerufen werden. Jeder aber in seiner besonderen Ordnung: Als Erstling Christus; dann die, welche Christi sind in seinem Kommen; dann das Ende, wenn er das Reich Gott dem Vater übergibt, wenn er jede Gewalt, jede Herrschaft und Macht abgetan haben wird. Denn er muß herrschen, bis er alle Feinde unter seine Füße gebracht hat. Als letzter Feind aber wird der Tod abgetan. Wenn aber alles untertan ist, dann wird auch der Sohn dem unterworfen werden, der ihm alles unterworfen hat, auf daß Gott alles sei in allem.» (1. Korinther 15, 20 bis 28.)

Frage: Was soll das bedeuten?

Antwort: Das bedeutet: Die Vollendung des Reiches Gottes geschieht in einer bestimmten *Ordnung*. Diese geht aus von der Auferstehung Christi: Ihr folgt die Auferstehung der Welt. Zunächst der Sieg seiner Gemeinde über Hölle, Welt und Tod. Darauf, so dürfen wir wohl annehmen, die Erlösung der Natur. Zuletzt die Besiegung auch des physischen Todes, als des letzten Feindes. Es ist Christus, der Lebendige, der dieses Werk vollbringt. Er aber übergibt es, nachdem es vollbracht ist, dem Vater, auf daß Gott alles in allem sei. Darin liegt der Gedanke, daß alles Ringen des Reiches Gottes mit der Welt sich auflösen muß in die vollendete Herrschaft Gottes selbst. *Das Reich Christi* wird also unterschieden von dem vollendeten Reich Gottes. Es dient diesem und führt auf es hin. Aber es ist nichts dauernd Selbständiges. Christus ist der Erlöser, aber die erlöste Welt gehört Gott. Auch die Gemeinde Christi ist nichts Selbständiges und Bleibendes: sie löst sich auf in Gottes Herrschaft. Sie hat nur ihr zu dienen.

Frage: Und Christus und die Lehre von der Gottheit Christi in der Dreieinigkeit?

Antwort: Diese mögen an ihrem Orte, als Dogma, ihr Recht haben, aber sie sind auf diese Art nicht Lehre der Bibel. Wir müssen eben auch das Dogma *recht* verstehen, das heißt: in seinem *lebendigen* Sinn. Dann verliert sich der Widerspruch.

Frage: Haben wir dieses Hoffnungsbild des Paulus als autoritative Wahrheit anzunehmen?

Antwort: Es ist die Art, wie Paulus die Vollendung gesehen hat, nicht mehr und nicht weniger. Sie ist nicht autoritativ, aber sie hat Autorität oder besser: Vollmacht. Sie entspricht sozusagen der Logik der Dinge. Wir sollen sie ernst überlegen. Wir sind aber auch in der Stellung zu diesen Dingen freie Söhne Gottes. Vor allem haben wir uns an Christus selbst zu halten.

Frage: Gibt es in der Erwartung des Paulus auch *unwesentliche* Züge?

Antwort: Ich glaube Ja.

Frage: Welche wohl?

Antwort: Ich meine da, wo er von dem unmittelbaren Los der Entschlafenen spricht. So im ersten Briefe an die Thessalonicher:

«Wir wollen nicht, Brüder, daß ihr über das Los der Entschlafenen in Unwissenheit bleibt, damit ihr nicht trauert wie die, welche keine Hoffnung haben. Denn, wenn wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so wissen wir auch, daß Gott die Entschlafenen durch Jesus mit ihm führt. Denn das sagen wir euch auf Grund eines Wortes des Herrn, daß wir, die Lebenden, die wir auf die Ankunft des Herrn übriggeblieben sind, den Entschlafenen nicht vorangehen werden. Denn der Herr selbst wird mit einem Befehlsruf, mit der Stimme eines Erzengels und mit dem Schall der Posaune Gottes vom Himmel herunterstiegen, und die in Christus ruhenden Toten werden zuerst auferstehen, sodann werden wir, die Lebenden, die Übriggebliebenen, mit ihnen, in Wolken emporgetragen werden, in die Luft, zur Begegnung mit dem Herrn. Und so werden wir allezeit mit dem Herrn sein. So tröstet einander mit diesen Worten.» (1. Thessalonicher 4, 13 bis 18.)

Dazu ist die Fortsetzung jener Hauptstelle im ersten Korintherbrief zu nehmen:

«Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, aber wir werden alle verwandelt werden, im Nu, in einem Augenblick, beim letzten Posaunenstoß. Denn die Posaune wird erschallen und die Toten werden unverwest auferstehen und wir werden verwandelt werden. Denn es muß dieses Verwesliche die Unverweslichkeit anziehen und dieses Sterbliche die Unsterblichkeit anziehen. Wenn aber dieses Verwesliche die Unverweslichkeit anziehen wird, und dieses Sterbliche die Unsterblichkeit, dann wird geschehen sein das Wort, das geschrieben steht: ‚Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?' ... Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus. Darum, meine geliebten Brüder, werdet grundfest, unbewegt, überreich im Werke unseres Herrn allezeit, wissend, daß eure Mühe im Herrn nicht vergeblich ist.» (1. Korinther 15, 51 bis 58.)

Frage: Was ist an dieser Erwartung nebensächlich und was wesentlich?

Antwort: Nebensächlich sind die Einzelzüge, die das Kommen Christi und die Begegnung und Vereinigung der Lebenden und Toten mit ihm veranschaulichen. Dafür nimmt auch der Apostel für sich keine Autorität in Anspruch. Wesentlich ist aber die Gesamtanschauung. Da ist keine griechische Unsterblichkeit der Seele, sondern es ist die Wunderkraft der Allmacht Gottes, die auf Grund der Auferstehung Christi die Toten ins Leben ruft. Es ist Christus, der Auferstandene, der die Lebenden dauernd zu sich zieht und der die Toten – ja alles Tote! – aus den Gräbern ruft, wie er Lazarus aus dem Grabe gerufen hat. Es ist der Triumph über den Tod, der sich in Christus vollendet. Es ist der Ostersieg des lebendigen Gottes und Christus über allen Tod. Das bleibt Kern und Wesen der Siegeserwartung des Jüngers Christi gegenüber dem «letzten Feind», das andere ist zeitgeschichtliche Schale. Wir gehen mit dem Reiche dem Gott entgegen, der ein Gott der Lebendigen ist und nicht der Toten; wir gehen Christus entgegen, der die Auferstehung und das Leben ist, um mit ihm vereinigt zu sein.

Frage: In ewiger Ruhe?

Antwort: Nein, um mit ihm zu streiten, bis alle Reiche der Welt Gottes geworden sind und seines Christus.

Frage: Steht das in der Bibel?

Antwort: Es steht nicht ausdrücklich dort, aber es entspricht sicher ihrem Sinn. Denn in dem lebendigen Gott und Christus ist alles lebendig — alles Ein Reich. (Fortsetzung folgt.)

Zur politischen Diskussion

Das große Friedenshindernis

I.

Der Aufsatz von Pfarrer Trautvetter «Das Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion – und der Welt» ist ein bemühendes Beispiel dafür, wie man, von tiefsten Wahrheiten ausgehend und zu höchsten Zielen strebend, dennoch gänzlich irregehen kann, wenn man die gegebene Lage, in der wir zum Handeln berufen sind, mit einem durch Vorurteil und Leidenschaft getrübten Blick anschaut.

Pfarrer Trautvetter stellt sich hier erneut und in aller Form den vielen, allzuvielen an die Seite, die die Sowjetrussen dafür verantwortlich machen, daß die Weihnachtsbotschaft vom Frieden auf Erden, die wir soeben wieder vernommen haben, nicht Wirklichkeit werden könne, weil sie eben keine «Menschen guten Willens» seien. Während es ihm «aufs tiefste widerstrebt», hinter dem Marshall-Plan «schlechte Motive zu vermuten» (die ich ja auch nicht dahinter suche), macht er es sich beinahe zur Regel, den Russen immer gerade die schlechtesten Motive nachzusagen. Er wirft ihnen vor, daß sie eine Kriegsgefahr nur «vorgaukeln», ja absichtlich heraufbeschwören, lediglich um die innere Diktatur zu rechtfertigen. Und er klagt sie im besondern an, mit voller Absicht den Apparat der Vereinten Nationen zu sabotieren und die kollektive Sicherheit zu hintertreiben, also tatsächlich *den Völkerfrieden zu verhindern* – sie und nur sie oder doch vor allem sie.

Ich könnte mich eigentlich mit diesem letzten Vorwurf fast einverstanden erklären – sofern nämlich eine kleine Änderung an seinem Wortlaut angebracht würde. Statt: «Die Russen verhindern den Völkerfrieden», würde ich lieber sagen: Sie verhindern den *amerikanischen*, und das heißt für sie den *kapitalistischen* Frieden. Der Unterschied ist wesentlich. Wie bei allen solchen allgemeinen Behauptungen müssen wir auch hier, um saubere Begriffe zu gewinnen, ganz konkret denken. Man spricht ja auch immer ganz allgemein und abstrakt vom «Staat», von den «staatserhaltenden» Parteien, von den «Staatsfeinden» usw. – und übersieht nur zu gern, daß es sich in Wirklichkeit um den *gegebenen*, den *bürgerlichen* Staat und die Stellung der Klas-

sen und Parteien zu ihm handelt. Man verteidigt «die Ordnung» und brandmarkt den «Umsturz», wo doch in Wahrheit nur die *kapitalistische* Ordnung und *ihre* Umwälzung gemeint sind. Man preist die «nationale Einheit» und das hehre Ziel einer «Volksgemeinschaft», das leider nicht erreicht werden könne, weil die Apostel des Klassenkampfes es sabotierten und das Volk in feindselige Klassen und Parteien auseinanderrissen – und ist blind für die Tatsache, daß es tatsächlich der Besitz- und Erwerbstrieb ist, der jede echte Volksgemeinschaft unmöglich macht, und daß es vorzüglich *ihn* zu bändigen gilt, wenn wir von der sozialen Anarchie zur sozialen und nationalen Ordnung kommen wollen.

Das alles sind für uns höchst elementare Erkenntnisse, an die zu erinnern man sich fast scheut. Und doch *muß* es geschehen, weil man sie offenbar ganz vergißt, wenn es sich darum handelt, die Folgerungen für die *internationalen* Angelegenheiten daraus zu ziehen. Hier soll ja plötzlich die harte Tatsache, daß wir in einer Welt der sozialen Anarchie und der heftigsten Klassengegensätze leben, keine entscheidende Rolle mehr spielen. Da leugnet man ganz einfach, daß der Kapitalismus an der Erzeugung von Völkerkonflikten und Kriegen ausschlaggebend beteiligt sei. Da redet man wieder ganz abstrakt vom Frieden als einem «au-dessus de la mêlée» schwebenden, von dem gewaltigen sozialen Kampf unserer Zeit unabhängigen Ideal und klagt diejenigen an, die aus bösem Willen «*den* Frieden» sabotierten – ohne daß man sich fragte, *welcher* Friede es denn eigentlich sei, der hier erstrebt oder sabotiert werde.

Ich habe das in meiner Dezember-Rundschau als *liberalistische* Denkweise bezeichnet; man könnte auch sagen: Es ist diejenige Ideologie, die dem besitzenden Bürgertum geradezu auf den Leib geschnitten ist. Auf jeden Fall nähert es sich der naiv-populären Anschauungsweise aller derjenigen, die, instinktiv auf dem Boden der herrschenden Ordnung stehend und unfähig, sich eine grundsätzlich andere Ordnung auch nur vorzustellen, der Meinung sind, es sei nur Bosheit und schlechte Absicht, was die Völker verhindere, im Innern und nach außen den Frieden zu finden.

Wie sehr diese ganze Art, die Welt anzuschauen, klaren Tatsachen widerspricht, habe ich im letzten Heft ganz knapp auseinanderzusetzen versucht; ich komme darauf nicht zurück. Hingegen macht es der neue Aufsatz von Pfarrer Trautvetter höchst nötig, darauf hinzuweisen, wie unverlierbar tief den *Russen* diese Tatsachen eingeprägt worden sind, und wie sie, über alle marxistischen Theorien hinaus, einen dreißigjährigen furchtbaren Anschauungsunterricht darüber empfangen haben, daß Kapitalismus und bürgerlicher Klassenkampf grundsätzlich auch *Krieg* bedeuten, und daß eine wirkliche Rechts- und Friedensordnung unter den Völkern ohne Abkehr von der mörderischen Herrschaft der Geldmächte unmöglich ist.

II.

Beginnen wir mit den *Interventionskriegen*. Pfarrer Trautvetter sucht sie zu entschuldigen, wenn nicht zu rechtfertigen, indem er behauptet, sie seien ursprünglich kein Angriff der kapitalistischen Welt auf die junge sozialistische Revolution gewesen, sondern erst durch den Separatfrieden von Brest-Litowsk ausgelöst worden, der «eine tödliche Bedrohung für die im Kampfe stehenden Demokratien» dargestellt habe.

Beide Behauptungen sind falsch. Die Intervention Englands und Frankreichs begann bereits *vor* den Friedensverhandlungen mit Deutschland, ja auch ein Vierteljahr *vor* der Übernahme der Regierung durch die Bolschewiki, nämlich durch die Unterstützung, die der gegenrevolutionäre Staatsstreichversuch des Generals *Kornilow* durch die Westmächte erfuhr. Mag auch *ein* Beweggrund für diese Unterstützung in der Sorge um die Kriegführung gegen die Deutschen bestanden haben, so war doch von Anfang an auch das rein gegenrevolutionäre Motiv bei den Westalliierten sehr stark wirksam. Bei Kornilow stand es auf jeden Fall im Vordergrund; und was den Krieg gegen die Deutschen betrifft, so drohte Kornilows «rechte Hand», der General Lukomski, ganz offen, den Deutschen die Front zu öffnen, damit die «weißen» Truppen alle gegen die schlappe Regierung Kerenski eingesetzt werden könnten, die mit den Roten nicht selbst aufzuräumen vermöge. Kornilow war, wie man zutreffend gesagt hat, wirklich der Franco der russischen Republik, und die Regierungen Frankreichs und Englands spielten dabei eine ähnliche Rolle wie Hitler und Mussolini beim Aufstand der Generäle gegen die bürgerliche spanische Republik.

Als dann die Bolschewiki die Macht ergriffen, intervenierten die Westmächte bis zum Frieden von Brest-Litowsk nicht mehr. Sie boykottierten wohl wirtschaftlich und politisch die Sowjetrepublik, aber auf ein bewaffnetes Eingreifen verzichteten sie nach den Erfahrungen, die sie mit Kornilow gemacht hatten. Dies um so mehr, als es im Interesse der Kriegführung gegen die Deutschen gelegen hätte, die Bolschewiki nicht zu bekämpfen, sondern sie zu *unterstützen*. Lenin selbst bot den Westmächten die Zusammenarbeit im Kampf mit den Deutschen an, wenn sie ihm hülfen, die Rote Armee kriegstüchtig zu machen. Bruce Lockhart, der damalige britische Geschäftsträger in Petersburg, berichtete nach London, Lenins Angebot sei ernst gemeint, und sämtliche diplomatischen und militärischen Vertreter der Alliierten seien für dessen Annahme. Hinter den Gegnern der Bolschewiki, so stellten sie fest, stehe keinerlei militärische Macht mehr (Kerenskis Offensive war ja völlig zusammengebrochen); die Roten allein seien vielleicht noch fähig, militärischen Widerstand gegen die Deutschen zu leisten; die Unterstützung der «Weißen» durch die Alliierten aber drohe nur die Bolschewiki in die Arme der Deutschen zu treiben.

In der Sitzung des britischen Kriegskabinetts vom 22. Januar 1918 anerkannte Außenminister Balfour denn auch das Gewicht dieser Gründe; «von dem Gesichtspunkt aus», so bemerkte er, «daß man einen Sonderfrieden zwischen Rußland und Deutschland hinausschieben und die Versorgung der Deutschen von Rußland aus abstellen müsse, läge die Annahme nahe, daß die Bolschewiki besser geeignet wären, eine solche Politik durchzuführen, als irgendeine andere Partei in Rußland». In der gleichen Sitzung wurden auch Äußerungen des früheren britischen Botschafters in Petersburg, Buchanan, zitiert, wonach die Sozialrevolutionäre «für die Deutschen weniger lästig» seien als die Bolschewiki, da sie «kein Rückgrat» hätten und «auf jeden Fall mehr auf einen Sonderfrieden mit Deutschland aus seien als die Bolschewiki». Buchanan war trotzdem gegen eine Zusammenarbeit mit der Regierung Lenins; er würde, so sagte er, «lieber einen Bruch (mit den Bolschewiki) sehen, als eine großzügige bolschewistische Propaganda in unserem Land ermöglichen, da eine solche Propaganda gefährlich wäre und alle die Leute anziehen müßte, die nichts zu verlieren haben».

Balfour schloß sich dieser Meinung an und fügte bei, daß nach seinen Informationen auch in Deutschland die Revolutionsgefahr wirklich ernst sei. Braucht es noch einen weiteren Beweis dafür, daß für die Westmächte bei ihrem Verhalten gegenüber Rußland nicht die Sorge um die Kriegführung gegen Deutschland im Vordergrund stand, sondern die Sorge um die Ausbreitung der Revolution? Zu behaupten, die westmächtliche Intervention in russische Angelegenheiten sei erst durch den Sonderfrieden von Brest-Litowsk hervorgerufen worden, widerspricht jedenfalls offenkundigen Tatsachen. Nicht der Friedensschluß von Brest-Litowsk hat die Interventionskriege herbeigeführt, sondern die westalliierte Entschlossenheit zur Intervention gegen das revolutionäre Regime und die Weigerung Englands und Frankreichs, die Sowjets gegen die Deutschen zu unterstützen, hat umgekehrt die Bolschewiki gezwungen, die deutschen Friedensbedingungen anzunehmen. Man mag die Friedenspolitik der Bolschewiki billigen oder ablehnen; auf alle Fälle muß man sachlich und unvoreingenommen die ganze Lage würdigen, in der sie sich damals befanden: die verzweifelte Kriegsmüdigkeit des russischen Volkes, die völlige Zerrüttung der russischen Armee, die erdrückende Übermacht der Deutschen, die politische Feindseligkeit der Westmächte, die keine Zusammenarbeit mit der Revolutionsregierung wollten, den Mißerfolg der Oppositionsbewegung in Deutschland, auf deren Durchdringen Lenin und Trotzki ursprünglich gehofft hatten. All das einfach zu verkennen und von einer «unbekümmert egoistischen Außenpolitik der Bolschewiki» zu reden, die sich ein Deut um die internationale Lage gekümmert hätten, geht schlechterdings nicht an, sofern man sich um ein geschichtlich gerechtes Urteil über Lenin und seine Mitarbeiter bemüht.

Nach dem Frieden von Brest-Litowsk trat für die Westmächte die Rücksicht auf den Krieg gegen Deutschland bei ihrer Rußlandpolitik vollends in den Hintergrund. Es war *so* wenig das Ressentiment gegen die Bolschewiki als Unterzeichner des Sonderfriedens, das die bewaffnete Intervention Englands und Frankreichs in erster Linie bestimmte, daß die beiden Westmächte durch diese Intervention den vom Süden her immer noch gegen Rußland operierenden Deutschen geradezu in die Hände arbeiteten. Ja, wenn man auf die *Worte* der alliierten Staatsmänner abstellt, dann hat ihrem Krieg gegen die revolutionäre Sowjetrepublik allerdings niemals die Absicht zugrunde gelegen, sich in die inneren Verhältnisse Rußlands einzumischen. Aber wer sich daran gewöhnt hat, den Politikern weniger auf den Mund als auf die *Finger* zu sehen, der ist sich nicht im unklaren darüber, daß es in erster und letzter Linie der *Haß gegen die soziale Revolution* ist, der das Verhalten der Westmächte gegenüber der kommunistischen Sowjetrepublik von Anfang an bestimmt hat.[1]

Nun bemüht sich Pfarrer Trautvetter zwar, auch diesen Haß zu rechtfertigen; denn was in der bolschewistischen Revolution durchgebrochen sei, das sei ja überhaupt kein wirklicher Sozialismus gewesen, sondern «ein Sozialismus des Blutes, des Terrors, der Bedrückung und Ausrottung von Millionen», und das Bürgertum habe von seinem Standpunkt aus eigentlich ganz recht, wenn es sich «gegen seine gewaltsame Liquidierung wehre».

Aber auch diese Behauptungen sind irreführend. Einmal war der Sozialismus der russischen Bolschewisten keineswegs von Anfang an ein solcher des Blutes und des Terrors. Ich bitte, Lenins am Vorabend der Oktoberrevolution abgeschlossene Schrift «Staat und Revolution» nachzulesen und sich wieder einmal Rechenschaft davon zu geben, mit wie wenig Gewaltanwendung nach der Ansicht der Führer der Kommunistischen Partei die Revolution und der sozialistische Staat hätten auskommen sollen. Ich erinnere auch daran, daß Lenin im Sommer und Herbst 1918 zweimal an die Rechtssozialisten herantrat mit Vorschlägen dafür, wie die sozialistische Revolution ohne jedes Blutvergießen zu bewerkstelligen sei, und wie die Gegensätze zwischen ihnen und den Bolschewiki auf dem ordentlichen parlamentarisch-demokratischen Weg ausgetragen werden könnten. Wenn diese Absicht vereitelt wurde, so wesentlich wegen der Rückgratlosigkeit und Handlungs-

[1] Man begreift die gegenrevolutionäre Politik der Westmächte besonders gut, wenn man an die gewaltigen kapitalistischen Interessen denkt, die sie in Rußland hatten. Das Zarenreich war mit seinen Schätzen an Holz, Kohle, Gold und Öl und mit seinen idealen Möglichkeiten zu einträglicher Kapitalanlage tatsächlich eine Halbkolonie des britischen, französischen und deutschen Kapitalismus gewesen. Das Russische Jahrbuch für 1918 schätzte allein die englisch-französischen Kapitalanlagen in Rußland auf annähernd 1,6 Milliarden Pfund Sterling; das waren damals etwa 40 Milliarden Schweizerfranken.

unfähigkeit der Rechtssozialisten (ihre jämmerliche Schwäche gegenüber dem Abenteuer Kornilow überzeugte die Bolschewiki endgültig von der Notwendigkeit einer gewaltsamen Machtergreifung) und wegen der bewaffneten Intervention der Westmächte, die sich vom Sommer 1918 ab immer deutlicher abzeichnete. Und je blutiger die Gegenrevolution, um so blutiger auch die Antwort der um ihr Leben kämpfenden Revolution. Die alte Wahrheit, daß die Gewalttätigkeit der Herrschenden in erster Linie verantwortlich ist für die Gewalttätigkeit der Aufrührer, bestätigt sich auch hier.

Der Versuch, die bewaffnete Intervention der kapitalistischen Westmächte zu rechtfertigen, ist um so verfehlter, als sich die bolschewistische Revolution ja gar nicht gegen die «gewaltsame Liquidierung» des *westlichen* Bürgertums richtete. Wenn die kommunistischen Revolutionäre Propaganda auch im *Ausland* trieben, so mußten sie gewiß auf die Zurückweisung dieser Propaganda durch das davon bedrohte Bürgertum gefaßt sein; was hatten aber die kapitalistischen Klassen des Westens in *Rußland* zu suchen? Gilt hier das Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht mehr? Oder haben die herrschenden Klassen eines Landes wirklich das Recht, im Geiste der Heiligen Allianz (die ja auch die liberale Schweiz ersticken wollte) mit Waffengewalt einzuschreiten, wenn ihre Standesgenossen im Ausland entmachtet werden? Nein, nein, die von Pfarrer Trautvetter ins Feld geführte «bürgerliche Solidarität» ist nie und nimmer, so wenig wie die Beseitigung der Ausbeutung Rußlands durch das ausländische Kapital, ein Rechtstitel oder auch nur ein anerkennenswerter Grund dafür, daß im Laufe von vier Jahren vierzehn Regierungen Armeen aussandten, um die Sowjetrepublik zu bekriegen und auf dem Boden Rußlands Verwüstungen anzurichten, als deren Folge fünf bis zehn Millionen Menschen an Hunger und Seuchen zugrunde gingen, von allen übrigen Folgen dieser Kriege gar nicht zu reden. Die gegenrevolutionären Interventionskriege gegen die Sowjetunion sind und bleiben ein ungeheures Verbrechen der kapitalistischen Welt an Rußland, und im russischen Volk ist die Erinnerung daran bis auf den heutigen Tag lebendig und frisch geblieben. Solch ein Erlebnis formt die Haltung eines Volkes auf Generationen hinaus!

Und im übrigen: wenn die bürgerlichen Demokratien einen solchen Abscheu vor den Gewaltmethoden ausländischer Regierungen hatten, daß sie dagegen unbedingt mit Heeresmacht eingreifen mußten, warum haben sie dann nicht auch gegen den Nazismus und Faschismus eingegriffen? Warum haben sie im Gegenteil die «Nichtintervention» gegenüber diesen Gewaltsystemen zum Grundsatz erhoben? Warum haben sie beispielsweise nicht die glänzende Gelegenheit ergriffen, um ohne Blutvergießen, einfach durch Sperrung der Ölzufuhr während des Abessinienkrieges, dem italienischen Faschismus einen tödlichen Schlag zu versetzen? Warum zogen sie Hitler groß und hielten ihm

jede Gefährdung von außen fern, bis er stark genug war, um sie selbst anzufallen? Die Antwort kann immer nur lauten: weil sich die Oberklassen der Westmächte mit dem Faschismus solidarisch fühlten und gleichzeitig hofften, seinen «Dynamismus» auf die Sowjetunion ablenken zu können. An dieser Feindseligkeit der führenden Schichten Großbritanniens und Frankreichs gegen die soziale Revolution, *daran* scheiterte der Versuch, im Rahmen des Völkerbundes eine Ordnung der *kollektiven Sicherheit* gegen kriegerische Angriffe aufzubauen, nicht an irgendeiner Sabotagepolitik der Sowjetunion, die vielmehr zur Hauptvorkämpferin einer Politik internationaler Solidarität gegenüber Friedensbrechern wurde. Die Aufrichtigkeit der russischen Friedenspolitik anerkannte kein Geringerer als Lord Robert Cecil, der später feststellte (und sein Wort ist in den «Neuen Wegen» schon einmal, im Novemberheft 1944, von Leonhard Ragaz zitiert worden):

«Wir wissen, daß der alte Völkerbund den Krieg nicht verhindern konnte, und zwar in erster Linie darum, weil die Mächte, die über die größte Kraft verfügten, diese nicht zur Verhinderung des Krieges einsetzten. Nach meiner Ansicht versagten alle Großmächte, *mit Ausnahme Rußlands*. Es ist ganz zweifellos, daß Rußland von dem Augenblick an, wo es dem Völkerbund beitrat, nur für den Frieden arbeitete. Ich erachte es als eine Anstandspflicht, die Weltöffentlichkeit daran zu erinnern, daß sich Litwinoff in Genf, gerade im Krisenfrühling 1938, durch seinen Vorschlag, der Völkerbund müsse unverzüglich die durch Deutschlands Verhalten geschaffene Bedrohung überprüfen, auf die entscheidendste Weise für den Frieden einsetzte. *Hätte man damals den ernsten Vorschlag des russischen Staatsmannes angenommen, dann wäre es nie zum Kriege gekommen*, oder jedenfalls in einer anderen Form, als er sie dann angenommen hat.» (Auszeichnung von mir. H. K.)

Wenn also Pfarrer Trautvetter meint, das Furchtbare, das Hitler dem russischen Volke angetan, sei «doch wohl nicht auf das Konto des Westens zu setzen», so muß ihm auch hier des entschiedensten widersprochen werden; es *ist*, mindestens zu einem ganz erheblichen Teil, auf das Konto des Westens zu setzen, der die von Rußland geforderte Politik der kollektiven Sicherheit sabotiert und damit den Weg für Hitlers Angriff vom September 1939 freigemacht hat, während die Sowjetunion, bis zum Zynismus von den westlichen «Demokratien» enttäuscht, ihre Sicherheit fortan – insbesondere nach München – eben auf eigene Faust suchte.

III.

Es ist begreiflich, daß Pfarrer Trautvetter diesen Sachverhalt nicht anerkennen will, könnte er dann doch seine eigene These nicht aufrechterhalten, daß es umgekehrt *Rußland* gewesen sei, das – durch seinen Pakt mit dem Dritten Reich von Ende August 1939 – den zweiten Weltkrieg möglich gemacht und damit «eines der grauenvollsten Beispiele von Verrat, die in der ganzen Weltgeschichte vorgekommen sind», geliefert habe. Mochte man in jenen Spätsommertagen des Jahres 1939 auf Grund des Augenscheins wirklich so zu urteilen ge-

neigt sein – auf Grund unseres heutigen Wissens um die wirklichen Zusammenhänge geht das redlicherweise nun einfach nicht mehr an. Ohne damit die Entscheidung der Sowjetunion einfach für richtig zu erklären (ich könnte mir einen anderen Ausweg aus der Zwangslage vorstellen, in die der Kreml durch die verhängnisvolle Politik der Chamberlain, Daladier usw. gedrängt worden war), muß ich doch freimütig zugeben, daß für den Abschluß eines sowjetischen Vertrages mit dem Dritten Reich viel stärkere und plausiblere Gründe sprachen, als es die nach dem «Verratsschema» arbeitende landläufige sowjetfeindliche Propaganda wahr haben will. Man überdenke einmal ruhig die damalige Lage, wie sie etwa ein so ernster Forscher wie der amerikanische Historiker Professor Fr. L. Schuman in seinem Buche «Soviet Politics at home and abroad» darstellt:

«Bei der Abwägung der Gefahren und Vorteile der verschiedenen Möglichkeiten im Jahre 1939 wurden die Männer in Moskau abwechselnd von Hoffnung und Furcht hin- und hergeworfen. Sie erhofften eine starke antifaschistische Koalition, an deren Aufbau sie jahrelang arbeiteten. In Ermangelung einer solchen erhofften sie wenigstens ein Kräftegleichgewicht unter den hauptsächlichen bürgerlichen Staaten. Sie fürchteten vor allem eine Koalition sämtlicher Mächte gegen die Sowjetunion. Sie fürchteten fast ebensosehr einen Angriff der faschistischen Mächte bei gleichzeitiger Neutralität der Demokratien, das heißt einen Krieg ohne Verbündete gegen die furchtbarsten unter den übrigen Mächten. Ihre erste große Hoffnung wurde durch die Münchner zerstört, deren Haltung die schlimmsten und ersten Befürchtungen der Sowjets bestätigte. Ihre letzte Haupthoffnung lag noch immer im Bereiche des Möglichen. Sie beförderten oder ersehnten keinen Krieg zwischen der Achse und dem Westen. Aber vom Standpunkte der Sicherheit der Sowjetunion aus wäre ein solcher Krieg einem faschistischen Angriff auf die Sowjetunion, dem Paris, London und Washington wohlgefällig zugeschaut hätten, unendlich vorzuziehen gewesen.

In der Theorie hätte der Kreml, wie die amerikanische Bundesversammlung, seine Aktion darauf beschränken können, in jedem etwa ausbrechenden Konflikt seine unparteiische Neutralität zu erklären. Moskau hätte dadurch das Odium eines förmlichen Paktes mit Hitler vermieden. In der Praxis hätte aber die Gefahr einer solchen Haltung ihre ideologischen Vorteile überwogen. Trotz den verwickelten Verhandlungen in der zweiten Hälfte August ist es jetzt klar, daß *die obersten Nazi-führer gegen den 15. August 1939 unwiderruflich beschlossen hatten, in Polen einzumarschieren.* (Von mir hervorgehoben. H. K.) Am 1. August vermerkte Ciano in seinem Tagebuch, daß nach Aussagen Attolicos in Berlin (des italienischen Botschafters. H. K.) gegen den 15. August ‚ein plötzlicher Entschluß gefaßt werden würde'. Ciano besprach sich mit Hitler und Ribbentrop in Salzburg vom 11. bis 13. August. Über ihre Zusammenkünfte schrieb er: ‚Ribbentrop ist ausweichend ... Die Kampfentschlossenheit ist unversöhnlich. Er verwirft jede Lösung, die Deutschland Genugtuung geben und den Kampf vermeiden könnte. Ich bin sicher, daß die Deutschen, auch wenn sie viel mehr erhielten, als sie forderten, trotzdem angreifen würden, weil sie vom Zerstörungsdämon besessen sind ... Da ist nichts mehr zu machen. Hitler hat beschlossen loszuschlagen, und er *wird* losschlagen.'

Das Tagebuch Cianos entkräftet die von Kritikern der Sowjetpolitik lebhaft vertretene Ansicht, Berlin habe den Einfall in Polen beschlossen, weil sich Moskau durch den Pakt vom 23. August zur Neutralität verpflichtet habe. *Moskau unterzeichnete im Gegenteil den Pakt, weil Berlin bereits den Einfall in Polen beschlossen hatte,* und weil sich Paris und London, obwohl der Gefahr für Polen völlig bewußt,

immer noch weigerten, die Bedingungen der Sowjetregierung für ein Bündnis anzunehmen. (Auszeichnung von mir. H. K.)

Die Münchner wußten, was die Folgen ihrer Entscheidung sein würden. Einige zogen es vor, Polen im Stich zu lassen. Andere zogen es vor, die Gebärde einer Kriegserklärung zu machen. Alle zogen die Vernichtung Polens einer Verteidigung Polens durch die Sowjetunion vor. Alle hofften, daß die Folge ein Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion sein werde. Hitler, Ribbentrop und die meisten ihrer Kollegen nahmen an, Paris und London würden, wenn es darauf ankomme, Warschau ebenso preisgeben, wie sie Tschungking, Addis Abeba, Madrid, Wien und Prag preisgegeben hatten. Eine Mehrheit des Politbureaus teilte wahrscheinlich diese Meinung. Wie nahe sie der Wahrheit kam, erwies sich durch Bonnets Manöver am 1. und 2. September, unmittelbar nach dem Einfall in Polen. Daß am 3. September Daladier, Halifax und Chamberlain gegen ihn obenauf schwangen, macht die ursprüngliche Annahme einer Preisgabe Polens nicht unglaubwürdig.

Unter diesen Umständen wäre es von der Sowjetunion selbstmörderischer Wahnsinn gewesen, sich gegenüber der polnischen Regierung, die alle Sowjethilfe verschmähte, zur Hilfeleistung zu verpflichten oder gegebenenfalls gegen die Angreifer einzuschreiten. Nur seine Neutralität zu erklären, hätte aber für Moskau bedeutet, daß entweder die Nazi ganz Polen besetzt hätten, eine für die Sowjetunion aufs äußerste gefährliche Möglichkeit, oder daß Rußland hätte verspätet doch noch militärisch eingreifen müssen, und das hätte die schwerste aller Gefahren heraufbeschworen: einen deutsch-russischen Zusammenstoß mit Paris und London als passiven Zuschauern ... Der Kreml wählte das kleinere Übel.»

Soweit Professor Schuman. Es heißt angesichts der hier im Kerne richtig geschilderten Sachlage die Dinge einfach auf den Kopf stellen, wenn man behauptet, Stalin habe sein Abkommen mit Hitler getroffen, weil ihm dieser einen Teil Polens versprochen habe. In Wahrheit wußte Stalin (und der frühere amerikanische Staatssekretär Byrnes bestätigt es in seinem Buche «Speaking frankly»), daß Hitler Polen *auf jeden Fall* angreifen und soviel davon besetzen würde, als ihm nur möglich wäre. So hatte der Kreml wirklich nur mehr die Wahl, die deutschen Armeen bis unmittelbar an die russische Grenze herankommen zu lassen oder aber sie sich durch eigene Besetzung Ostpolens (das übrigens von Russen bewohnt war) wenigstens noch ein paar hundert Kilometer weit vom Leibe zu halten. Die Westmächte sind die allerletzten, die ein Recht hätten, die Sowjetunion anzuklagen, weil sie sich – dem üblichen militärpolitischen Denken entsprechend, das ich nicht verteidige – für die Besetzung des ostpolnischen Aufmarschraumes gegen Rußland entschied. Sie haben alles getan, um dem Kreml *diese* Lösung aufzunötigen.

Auch der ehemalige amerikanische Botschafter in Moskau, Davies, bezeugt, daß die Sowjetregierung bereit war, Polen gegen Hitler zu Hilfe zu kommen (so wie sie schon zur Hilfeleistung an die Tschechoslowakei bereit gewesen war), daß sie aber durch Polens Weigerung, russische Hilfe anzunehmen, und durch die hinhaltende Taktik der Kabinette von London und Paris zur Verständigung mit dem Dritten Reich gezwungen wurde. In einem Brief an Harry Hopkins, den Berater Roosevelts, stellt er am 18. Juli 1941 abschließend fest:

«Den ganzen Frühling 1939 hindurch erstrebten die Sowjets ein endgültiges Abkommen, das auf eine Einheitsaktion und eine Koordination der militärischen Pläne, um Hitler aufzuhalten, abzielte. Großbritannien ... weigerte sich, Rußland die gleichen Schutzgarantien in bezug auf die Baltischen Staaten zu geben, die Rußland Frankreich und Großbritannien für den Fall eines Angriffes auf Belgien und Holland gab. Die Sowjets bekamen so die Überzeugung, und mit erheblichem Recht, daß mit Frankreich und Großbritannien keine wirksame, direkte und praktische Vereinbarung zu erzielen sei. Sie wurden zu einem Nichtangriffspakt mit Hitler getrieben.»

Wiederum hat, einundzwanzig Jahre nach Brest-Litowsk, die gegenrevolutionäre, kapitalistische Interessenpolitik der Westmächte die Sowjetunion zu einem unerwünschten, aber aus Gründen des Selbstschutzes von ihr als unvermeidlich erachteten Vertrag mit Deutschland gezwungen. Und wiederum ist es die Sowjetunion, die beschuldigt wird, Verrat an der Sache des Friedens geübt zu haben. Merkwürdig verkehrte Geschichtsbetrachtung! Die Tatsache selbst kann sie freilich nicht umkehren, daß die ursprüngliche und entscheidende Verantwortung für Rußlands Verhalten bei den *Westmächten* liegt, und daß die Politik der Sowjetunion nur die – vielleicht falsche, auf jeden Fall aber naheliegende und unschwer verständliche – Reaktion auf die klassenmäßig bedingte Haltung Frankreichs und Großbritanniens ist.

IV.

Auf diesem ganzen Hintergrunde muß man das *heutige* Verhältnis der Sowjetunion zu ihren früheren Alliierten ansehen. Denn weit entfernt, einer prinzipiell neuen Haltung Platz zu machen, ist nach einer (von der Sowjetregierung leider so gar nicht ausgenützten) Zeit gefühlsmäßiger Bewunderung der russischen Kriegsleistungen *die alte antisozialistische Grundeinstellung* in den westlichen Demokratien abermals mit Macht durchgebrochen. Wie nach dem ersten Weltkrieg, so überschwemmt auch jetzt wieder eine gegenrevolutionäre Flut fast die gesamte außerrussische Welt. Mag die Nachkriegspolitik der Sowjetunion ihre Ausbreitung begünstigt haben – hervorgerufen hat sie sie nicht. Rußland muß damit als mit einer vorläufig nicht zu ändernden Tatsache einfach rechnen. Es muß anerkennen, daß eine wirkliche internationale Rechts- und Friedensordnung heute ebensowenig möglich ist, wie sie es in den dreißiger Jahren war, und aus denselben Gründen: weil eben die dem kapitalistischen Regime innewohnenden Kriegskräfte jede solche Friedensordnung sprengen oder von vorneherein unmöglich machen. Und es muß sich darum gegen die Folgen der politischen Anarchie, die aus der wirtschaftlichen Anarchie fließt, zu schützen suchen – und tut das auch auf doppelte Weise. Einmal indem es sich innerhalb der Vereinten Nationen gegen die sonst unvermeidliche Majorisierung durch die kapitalistischen Staaten und die mit diesen gemeinsame Sache machenden anderen Länder sichert. Lieber eine mangelhafte, weil auf die Übereinstimmung der Groß-

mächte angewiesene Weltorganisation als eine scheinbar wirksame, mit Zwangsgewalt auch gegenüber den Großmächten ausgestattete «Rechtsordnung», die einen führenden Mitgliedstaat systematisch vergewaltigt! Wer unter den heutigen Umständen das Vetorecht abgeschafft wissen will, der will einfach, daß sich die Sowjetunion einer Übermacht von Staaten ausliefert, die bei jeder wichtigeren Gelegenheit seit einem Menschenalter bewiesen haben, daß sie den Lebensinteressen der Sowjetunion nicht gerecht zu werden vermögen.

Der andere Selbstschutz Rußlands besteht darin, daß es mit militärischen, politischen und wirtschaftlichen Mitteln einen eigenen übernationalen Großraum aufzubauen sucht, der so gut als möglich auf eigenen Füßen stehen, von den Erschütterungen der kapitalistischen Welt unberührt bleiben und nötigenfalls einem neuen kriegerischen Angriff von außen standhalten könne. Dieser Gedanke steht namentlich auch hinter der Boykottierung des Marshall-Planes durch Rußland und hinter der neuesten «Kominform»-Strategie.

Indem ich das feststelle, billige ich die russische Nachkriegspolitik keineswegs; ich suche sie einfach zu *erklären*. Ich kann natürlich nichts machen, wenn man mich deswegen als «prorussisch» oder «Kryptokommunisten» abstempelt und mich, wie es auch Pfarrer Trautvetter wieder tut, zu denen zählt, die trotz ihrem (offenbar nicht ernst genommenen) Bekenntnis zur kollektiven Sicherheit «nun auf einmal die ganze glaubenslose und unernste Hinterhältigkeit, mit der die Russen das System der kollektiven Sicherheit sabotieren, mit ihrem nationalen Sicherheitsbedürfnis zu entschuldigen versuchen». Aber darauf kommt es ja schließlich auch nicht an. Mir genügt es – und ich kann mich dafür auf zahlreiche mündliche und schriftliche Äußerungen berufen –, daß ich in Wahrheit die kollektive Sicherheit auch für Rußland, und gerade für Rußland, immer als die einzige Rettung bezeichnet habe und es schmerzlich empfinde, daß die Sowjetunion, aus Schuld der Westmächte, daran einfach nicht mehr glauben kann (es gibt Fälle, wo andere Menschen daran schuld sind, daß einer den Glauben verloren hat!). Ich bin oft genug auch über den ganzen demagogischen Verkehrston und die ausweichende Verhandlungsströlerei erbost, die bei den Russen üblich geworden sind. Und ich beklage besonders tief, daß die Sowjetunion ihrem Streben nach Sicherheit die Freiheit in einem Grad opfert, der durch keine äußere Bedrohung mehr entschuldigt werden kann. Auch wenn man das grundsätzliche Mißtrauen der Sowjetunion gegenüber den Friedenskräften einer kapitalistischen oder mit dem Kapitalismus noch immer eng verbundenen Welt teilt, so könnte man sich doch ein ganz anderes Auftreten der Sowjetunion denken und insbesondere eine wesentlich andere Haltung der russischen Kommunisten gegenüber den ehrlich demokratischen und sozialistischen Kräften in den Völkern draußen, jenen Kräften, die zuletzt

der beste Schutz der Sowjetrepublik vor einem kapitalistisch-imperialistischen Krieg wären.

Aber wenn das wieder einmal gesagt ist, muß mit Nachdruck auch wiederholt werden, was für mich die handgreifliche Wahrheit ist: daß Rußland, menschlich geredet, tausendfach Grund hat, sich in seiner Sicherheit bedroht zu fühlen. Die Mächte, die seit dreißig Jahren auf die Zerstörung der Sowjetrepublik aus sind, haben ganz und gar nicht abgerüstet, ja sie verfügen heute über Hilfsmittel, denen gegenüber alle früheren Kriegsunternehmungen gegen Rußland als kindlicher Dilettantismus erscheinen. Von den Kriegsrüstungen der Vereinigten Staaten insbesondere kann man sich schwerlich eine übertriebene Vorstellung machen. Wenn man z. B. liest, was Oswald Garrison Villard, der alte amerikanische Liberale und Friedenskämpfer, in seiner Flugschrift «Wie Amerika militarisiert wird» an recht eigentlich niederschmetternden Tatsachen über die amerikanischen Kriegsvorbereitungen zusammenstellt; wenn man sich von ihm zeigen lassen muß, «wie vollständig die Vereinigten Staaten mit ihrer Vergangenheit gebrochen haben auf dem Weg, eine der am meisten militarisierten Nationen neuerer Zeiten zu werden» – dann kann man allermindestens die Militarisierung Rußlands nicht mehr für so «beispiellos» ansehen, wie das Pfarrer Trautvetter tut. Die auf viele Jahre hinaus gesicherte militärische Überlegenheit Amerikas über die Sowjetunion ist auf alle Fälle eine nicht wegzuleugnende Tatsache; und daß die amerikanischen Rüstungen einzig und allein gegen Rußland gerichtet sind, daß namentlich auch die jetzt mit amerikanischem Geld so großzügig durchgeführte Bewaffnung und Ausrüstung Griechenlands und der Türkei es den Vereinigten Staaten ermöglichen soll, «den Hauptstoß gegen Rußland zu führen, wenn der unvermeidliche Krieg mit diesem Lande kommt» (wie sich nach Villard ein höherer Offizier im amerikanischen Kriegsministerium ausgedrückt hat), das weiß man selbstverständlich in Moskau am allerbesten.

Früher war man sich unter Pazifisten darüber einig, daß eine Rüstungs- und Militärpolitik von dem phantastischen Ausmaße der amerikanischen eine Kriegsgefahr ersten Ranges darstelle. Heute sucht man uns glauben zu machen, die große Kriegsgefahr liege umgekehrt bei demjenigen Staate, gegen den diese Drohung gerichtet ist, und der seinerseits der Bedrohung nicht mit ebenbürtigen Waffen antworten kann.

Früher war man sich in unseren Kreisen klar darüber, daß ein Rüstungsapparat von der Mächtigkeit und technischen Vollendung des amerikanischen schon an und für sich, noch ganz abgesehen von seinem Zweck, die schwerste Gefahr in sich berge, einmal ganz von selbst in Bewegung zu geraten und den Krieg auszulösen, zumal wenn ein Teil seiner Konstrukteure und ein wachsender Teil der öffentlichen Meinung des betreffenden Landes bereits von der «Unvermeidlich-

keit» dieses Krieges überzeugt sind. Heute soll das alles keine entscheidende Bedeutung mehr haben und die riesenhafte amerikanische Kriegsmaschine darin ihre (relative) Berechtigung finden, daß sie eben der Abwehr gegen «die der Diktatur (in Rußland) wesensmäßig innewohnende Kriegsdrohung» diene.

Da sage ich nun einfach aus ganz klarer Überzeugung nein! Da mache ich nicht mit. Das ist gröbste Verzerrung des wirklichen Bildes der Weltlage. Und zwar ist es nicht nur die Kriegsbereitschaft Amerikas als solche, die mich tief beunruhigt; es ist noch mehr das Wissen um die *dahinter* wirkenden Kräfte – die gewaltigen, selbstbewußten Kräfte eines Volkes, das unter dem Krieg so gut wie überhaupt nicht gelitten hat, dessen Geschäftsleute sich am vergangenen Krieg maßlos bereichert haben, so daß sie einen neuen Krieg durchaus nicht fürchten, sondern nur von der einen Angst geplagt werden, daß die gegenwärtige Hochkonjunktur einmal aufhören könnte, und die beim Herannahen einer Wirtschaftskrise leicht versucht sein könnten, in einer erneuten Kriegskonjunktur ihre Rettung zu erblicken. *Das* beschäftigt mich unablässig, und ich denke, es sollte jeden Menschen beschäftigen, der die Kriegskräfte konkret erfassen und identifizieren will.

Die demokratischen und friedensfreundlichen Losungen, mit denen die im modernen Kapitalismus wirkenden Kriegskräfte ihr wahres Wesen zu vernebeln trachten, sollten uns keinen Augenblick irreführen, ebensowenig wie wir an den demokratiewidrigen Tatsachen des russisch-kommunistischen Staatssystems hängen bleiben dürfen, die für so viele völlig genügen, um die *Sowjetunion* als den großen Weltfeind erscheinen zu lassen. Angesichts der herausfordernden Ungerechtigkeit und gehässigen Leidenschaftlichkeit, aus der heraus heute in aller Welt Rußland be- und verurteilt wird, halte ich es, unbekümmert um die Etiketten, die man mir anklebt, einfach für meine Pflicht, soweit ich zu Worte komme, meine Stimme zugunsten dessen zu erheben, was ich als wahr erkannt habe – niemandem zulieb, niemandem zuleid, nur weil mein Gewissen mich dort reden heißt, wo Schweigen Verrat wäre.

Hugo Kramer.

Zum russischen Problem

In Rußland — aber nicht nur dort! — ist heute der Geist des Bösen obenauf. Es folgt bestimmt auch dessen Sturz wie in Deutschland. Erst triumphiert diese Macht über das Gute, dann kommt die Wende. Es ist den Menschen und Völkern von Gott die uneingeschränkte Freiheit gegeben, alle Güter dieser Erde, die geistigen wie die materiellen, zu ihrem besten Nutzen zu gebrauchen, nachdem er sie alle, besonders wenn sie vom Christentum berührt worden sind, sein Gebot über deren Verwendung hat wissen lassen. Sie wissen also

genau, daß jeglicher Mißbrauch dieses seines Eigentums Gericht nach sich ziehen muß. Außerdem hat Gott jederzeit den Menschen und Völkern ernste Mahner geschickt, um sie zu warnen; er hat also hier für ihr Bestes nichts versäumt. Gehen nun diese dennoch ihre eigenen Wege, dann müssen sie die Verantwortung und die Folgen der Mißachtung der Gebote tragen. Es ist der stete Kampf des Bösen mit dem Guten, des Geistes des Satans, des Fürsten dieser Welt, mit dem Geist Gottes. Allen Menschen, Völkern und Regierungen ist die volle Freiheit gegeben, sich unter den Einfluß dieses oder jenes Geistes zu stellen. Was wir mit all dem sagen wollen, ist dies, daß wir uns über das Gegenwärtige in Rußland gar nicht so zu ereifern brauchen, es geht ja alles seinen Gang nach ewigen Gesetzen. Treibt die russische Regierung Katastrophenpolitik, dann wird sie die Folgen auch tragen müssen, ob sie aus dem eigenen Volk kommen oder, wie in Deutschland, durch fremde Richter. Lernt das Volk etwas Nützliches daraus, dann kann es ihm zum Heil dienen, andernfalls bleibt es im Schaden. Da wir das Unrecht und das Unglück über dem russischen Volk sehen, ist es unsere Pflicht, in aller Bescheidenheit, aber Offenheit und Deutlichkeit gegen die Bedrückung durch seine Regierung zu protestieren und alles übrige Gott zu überlassen; denn alle Macht und Gewalt dieser Art findet an der göttlichen Ende und Untergang. Wir sind verpflichtet, das russische Volk wissen zu lassen, daß wir es lieben, sein schweres Leid tief nachfühlen und unser Teil beitragen wollen, es zu mildern, da wir uns für es verantwortlich fühlen. Wir sind aber auch verpflichtet, den Männern seiner Regierung und ihrer ganzen geistigen Gefolgschaft zu sagen, daß sie Tyrannen ihres Volkes sind, materialistische Gewalt- und Machthaber unter dem Vorwand des Schutzes der sozialistischen Errungenschaften des russischen Volkes, welchen Ruhm sie doch nur für sich und ihre Militärkaste in Anspruch nehmen. Wir müssen ihnen sagen, daß sie Verräter sind am sozialistischen Ideal, welches sie zu vertreten und zu verwirklichen vorgeben.

Wären diese Männer, die vielleicht einmal wirkliche Sozialisten waren, von diesem Ideal, um das sie möglicherweise einst in selbstloser Hingabe aus tiefster Überzeugung und reinstem sittlichem Wollen gekämpft und gelitten haben, immer noch durchdrungen, so wäre das russische Volk heute wirklich und tatsächlich, trotz seiner kriegsbedingten Notlage, das freieste, geistig gehobenste, glücklichste Volk der ganzen Erde! Dann gäbe es keinen Eisernen Vorhang vor seinen Grenzen, dann hätten Alle Einlaß, um sein Glück zu bewundern und es darum zu beneiden; es gäbe alles das nicht, dessen seine Regierung von uns und andern angeklagt wird. Es würde als leuchtendes Beispiel wahrhaften, sozialistischen Geistes in die ganze Welt hinauszünden und allen andern Völkern als Wegweiser dienen, zu den von Präsident D. Roosevelt verkündeten Freiheiten, zur endlichen und wahrhaftigen Völkerverbrüderung. Es würde frei sein von jeder Art von Macht- und

Gewaltpolitik in und außer seinen Grenzen; es hätte kein Bedürfnis, seine Nachbarvölker geistig zu unterjochen, an sich zu fesseln zur Sicherung seines Bestandes; es wäre frei von der Herrschaft des Goldes, der Technik, des Materialismus, Nationalismus und Militarismus, frei von der Ausbeutung und Bedrückung, der Klassen- und Standesunterschiede; es hätte die vollkommene Glaubens- und Redefreiheit. Dieser Ruf der Freiheit würde bei allen Völkern, vor allem von allen sozial und politisch Unterdrückten in der Welt mit feuriger Begeisterung vernommen, ihre Blicke würden sich nach diesem Land der ersehnten Freiheit wenden, und sie würden eine solche auch von ihren Herrschenden fordern, und keine Regierung würde den Mut finden, ihre Arbeiterbevölkerung gegen das freie russische Volk zum Kriege aufzubieten.

So könnte der Geist des Sozialismus, des wahrhaft lebenswerten Menschentums, der Geist der Völkerfreiheit und des Völkerglückes wirken. Wären wir so weit, dann wäre endlich das Ziel erreicht, welches vor hundert Jahren bis aufs Blut ausgebeutete Arbeiter geahnt und ersehnt haben und das von ihren Nachkommen bis heute hart umkämpft worden ist. Wir religiösen Sozialisten dürfen in diesem Glauben und im Willen zu seiner uns möglichen Erfüllung nicht nachlassen, so wenig wir uns auf einen Kompromiß mit dem Besitzbürgertum und jener «sozialistischen» Führerschicht, welche selbst vom Nationalismus und Militarismus und von bürgerlichem Gesellschafts- und Besitzgeist angefressen ist, einlassen dürfen. Was wir wollen, ist ein Volk und eine Menschheit, wie sie sich der große Menschenfreund Pestalozzi und andere seines Geistes vorgestellt haben, ist die an Gott und nicht am Geist dieser Welt orientierte Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit; wir wollen das für unsern Nächsten, wohne er wo er wolle in der Welt. Wir müssen das Erbe von Ragaz verwalten, gewissenhaft und treu.

Oskar Wagner.

Friede durch Freiheit

Dr. Kramer hat sich große Mühe gegeben, das russische Mißtrauen gegen den Westen historisch begreiflich zu machen. Lohnt sich diese Mühe? Dann, auf alle Fälle, wäre es schade darum, wenn sie an etwas verschwendet wäre, was in Wirklichkeit gar nicht existiert, wenn jenes Mißtrauen nur eine Mache wäre. Es gibt in Rußland bekanntlich nur eine *gemachte* öffentliche Meinung, darum müssen wir damit rechnen, daß es sich bei diesem, von vielen so ernst genommenen Mißtrauen nicht um etwas handelt, was wirklich in der Tiefe der russischen Volksseele vorhanden ist, sondern um eine skrupellose Mache. Die Sowjetregierung öffne einmal ihre Grenzen, wenigstens in der Weise, daß sie den Russen erlaubt, andere Länder kennenzulernen,

sie öffne die Spalten ihrer Zeitungen, sie gebe die Reden der ausländischen Staatsmänner im vollen Umfange wieder. Sie tut es nicht, weil sie Grund hat, anzunehmen, daß das Mißtrauen sich dann bald gegen sie selbst wenden würde.

Es gibt nur eines, das die Finsternis überwindet: das Licht, die Wahrheit. Darum ist das große Verbrechen die Verhinderung der Wahrheit. Darum ist das Entscheidende die Freiheit. Das Herz der Freiheit aber ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit, mit der die Freiheit der Rede und der Schrift unlösbar verbunden ist. Sicher ist diese Freiheit auch durch das kapitalistische System, durch die Geldmacht für viele gefährdet, ja zerstört, aber durch die Diktatursysteme ist sie völlig und grundsätzlich aufgehoben. Wir aber haben uns immer für *die* Seite zu entscheiden, die der Freiheit größeren Raum gewährt.

Nehmen wir an, daß es einem Sowjetbürger gelungen wäre, das zu erlangen, was der Sehnsuchtstraum jedes hellen Sowjetrussen ist, einen Paß! Was würde er im Westen sehen? Sicher nicht nur Gutes, sicher keine idealen Zustände, sicher auch finstere Machenschaften und dämonische Hetze. Aber nicht das wäre sein großes Erlebnis, denn alles das kennt er von daheim, auch den Gegensatz von Elend und Luxus kennt er von daheim, aber das große Erlebnis, das absolut Neue wäre für ihn das, daß hier keine Uniformität der Meinungen herrscht, daß sich gegen die Stimmen des bösen auch die Stimmen des guten Willens erheben dürfen, daß hier die schärfste Kritik auch an den Mächtigen möglich ist, daß hier Opposition vorhanden ist in aller Offenheit, daß hier um die Wahrheit gerungen, daß hier auch zum Besten des Gegners die Stimme erhoben werden darf, daß hier trotz aller dämonischen Beeinflussungsversuche doch etwas wie eine öffentliche Meinung möglich ist, während bei ihm daheim alles diktiert, befohlen, gemacht wird. Es würde ihm die ganze verletzende Unwürdigkeit des Spiels bewußt werden, das mit dem Denken des Volkes gespielt wird, indem ihm heute eine Gesinnung befohlen wird, die ihm gestern verboten war, und die morgen wieder verboten sein kann. Es würde ihm vor allem ein unfaßbares Erlebnis sein, daß die Menschen in diesen Ländern ohne Angst sind, wenn sie reden, schreiben, klagen, anklagen, protestieren, sich zusammenschließen, demonstrieren, streiken. Er würde hier ein Volk sehen, das nicht zur Herde gemacht ist, und das darum auch nicht so leicht auf die Schlachtbank geführt werden kann.

Diese Freiheit ist die einzige Hoffnung für die Welt. Wir machen uns keine Illusionen über den Menschen; der Mensch des Westens ist wahrhaftig nicht besser als der des Ostens; der Russe ist wahrhaftig nicht schlechter als der Amerikaner. Hunger und Gier und Egoismus können uns alle in Tiere verwandeln. Aber überall ist auch die Sehnsucht nach dem Guten da, der Wille zur Menschlichkeit, zur Gerechtigkeit, zum Erbarmen, zum Frieden, zur gegenseitigen Hilfe. Die Vor-

aussetzung aber dafür, daß alles das wirksam werden kann, ist die Freiheit. Weil Unterdrückung und Gewalt selbst an sich böse sind, darum wird sich die Diktatur immer nur gegen das Gute richten. Wenn die geistige Freiheit aufgehoben wird, dann wird nach einem diesem System immanenten Gesetz immer die Freiheit *zum Guten* aufgehoben. Es wird nie verboten sein, zu hetzen, aber es wird verboten sein, das Gute der andern hervorzuheben. Es wird verboten sein, für Menschlichkeit zu plädieren, aber die Aufforderung zu grausamem Terror wird das Wohlgefallen der Mächtigen haben. Darum wird es immer eine niedrige Menschensorte sein, die sich den Diktatoren aktiv zur Verfügung stellt. Es ist nicht jedermanns Sache, zu denunzieren, Menschen in den Tod zu schicken, Familien ins Unglück zu stürzen. Darum werden sich die Anständigen, Gütigen zurückziehen, und die Grausamen, Neidischen, Hämischen, Käuflichen werden aktiv sein. Es gibt bei uns anständige Leute, die ahnungslos das System der Diktatur entschuldigen; diese Menschen würden große Augen machen, wenn sie einmal selbst Werkzeuge der Diktatur werden müßten, wenn es ihnen verboten wäre, ritterlich zu sein, für Recht und Anstand einzustehen.

Die geistige Freiheit ist das heiligste Gut, das für nichts in der Welt verkauft werden darf. Hier geht es um die Seele des Menschen. Zu sagen, man könne auch mit der wirtschaftlichen Freiheit beginnen und zu deren Gunsten die geistige Freiheit hintanstellen, ist eine schwere Verkennung und Verkehrung der Werte. Das heißt schließlich nichts anderes als Handel treiben mit der Menschenwürde. Das Ende wird nicht wirtschaftliche Befreiung sein, sondern zunächst etwas gefährlich Negatives, Zersetzung des Rechtsgefühls, Zerstörung der Persönlichkeit, das heißt eben das, was die Grundlage auch aller wirtschaftlichen Sklaverei darstellt. «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, nähme aber Schaden an seiner Seele?» Sicher ist der Sozialismus die wirtschaftliche Befreiung des Menschen, aber er ist geboren aus und getragen von dem Gefühl für Recht, Freiheit und Menschenwürde; wer diese Gefühle schwächt, indem er glaubt, sie «vorübergehend» außer Kurs setzen zu dürfen, unterminiert den Sozialismus. Darum ist in Rußland gerade das, was an wirtschaftlicher Befreiung anfänglich gewollt war, immer mehr gescheitert, und heute zum Teil in weit geringerem Maß vorhanden als in den demokratischen Ländern unter dem System des Kapitalismus – das wissen heute nur noch diejenigen nicht, die es nicht wissen wollen.

Wir stehen vor der großen Schicksalsfrage unserer Zeit, vor der Frage des Friedens. Die Hoffnung des Friedens liegt in der Freiheit, in dem Recht der Völker, über ihre Schicksale selbst zu entscheiden. Selbstverständlich liegen im kapitalistischen System Kriegsgefahren, die unmittelbareren aber liegen in der Unfreiheit. Das hat die Geschichte der letzten Jahrzehnte bewiesen, deren Kriege nicht durch

spezifisch kapitalistische Länder, nicht durch Amerika und England, sondern durch Diktaturstaaten wie Italien, Deutschland, Japan und Rußland in Szene gesetzt wurden. Wir trauen der Gewissenlosigkeit rein kapitalistischen Denkens alles zu, aber Kriege können letzten Endes nicht von Finanzgrößen und Bankherren, sondern nur von den Söhnen des Volkes geführt werden. Darum sehen wir keinen andern Weg, als die Freiheit des Volkes zu sichern und seinen Willen zur Selbstbestimmung zu leidenschaftlicher Glut anzufachen. Wenn die Völker in bezug auf die Freiheit lau und lässig werden, dann ist die Gefahr da.

Das russische Volk ist der Meinungsmache seiner Beherrscher wehrlos preisgegeben. Es hat wohl seine natürliche Intelligenz und sein gesundes Empfinden, das es mit jenem sehr echten Mißtrauen erfüllt, das die Völker immer gegen von oben eingeimpfte Meinungen gehabt haben, aber das reicht nicht aus, daß es seine geistige Freiheit zu behaupten vermöchte gegenüber der nie aussetzenden, raffinierten Propaganda, der durch die Verruchtheit des Terrorapparates ein so eindeutiger Nachdruck gegeben wird. Mit diesen Mitteln wird dem russischen Volk systematisch das Mißtrauen gegen die Demokratien beigebracht. Das ist das weltgeschichtliche Verbrechen der gegenwärtigen Stunde, in der alles auf Vertrauen und guten Willen ankäme. Der Einwand, daß ja auch in Amerika gehetzt und ein antirussischer Propagandafeldzug organisiert werde, trifft die Sache nicht, weil der amerikanischen «Hetze» ja immer und überall und sofort im gleichen Amerika die Gegenmeinung gegenübertreten kann und gegenübertritt. Und mehr als Freiheit kann man in dieser Welt nicht verlangen und nicht erreichen. Es wäre Utopie, zu verlangen, daß nur die *guten* Ideen propagiert werden und nur Menschen guten Willens reden dürfen. Das Beste, was möglich ist, ist die Freiheit für beides, der offene Kampf um die Wahrheit. Und das ist es, was in Rußland nicht vorhanden ist. Dort gibt es *nur* die antiwestliche Meinungsmache, und sie wird nicht von irgendwelchen Memoirenschreibern und Journalisten, sondern von der Regierung selbst betrieben mit allen Mitteln – wie sie eben nur einer Diktatur zur Verfügung stehen.

So wird nun eben das Mißtrauen gegen die westlichen Demokratien gemacht. Dazu eignete sich natürlich das Hervorholen der Erinnerungen an die Interventionskriege. Das russische Volk selbst hätte sie kaum hervorgeholt. Denn zu stark war das, was es inzwischen mit diesen Demokratien erlebt hatte: nämlich deren loyale Hilfe in der Stunde der tödlichen Gefahr beim Überfall Hitlers, und dazu das Wissen um das alleinige Kämpfen Englands gegen den größten und gefährlichsten Feind Rußlands. Das russische Volk wäre seinerseits nie auf die Idee gekommen, über dieses Erleben zurückzugreifen und die Erinnerung an den Churchill der Interventionskriege wieder aufzuwärmen. Die Völker wollen den Frieden, und sie wissen im allgemeinen

sehr gut, daß man mit dem ewigen Präsentieren alter Rechnungen nicht weiter kommt. Sie wissen, daß es ohne gegenseitiges Vergeben und Vergessen keinen Frieden gibt. Das russische Volk hat immer einen besonderen Sinn dafür gehabt, was es heißt: die Schuld auf sich zu nehmen. Es wird deshalb wissend den Kopf schütteln, wenn man ihm vorerzählt, daß nur die westlichen Regierungen gesündigt, während es ihre bolschewistischen Führer immer so gut gemeint hätten und im Grunde genommen aller Gewalttätigkeit nahezu so abhold gewesen seien wie Mahatma Gandhi. Nein, von den Methoden ihrer Regierung haben sie zuviel gesehen und sehen immer noch zuviel davon, als daß sie jenen Pharisäismus akzeptieren könnten, der den kapitalistischen Westen in düsterem Schwarz und den Kreml in reinem Weiß darstellt. Die Russen, das heißt das eigentliche Volk, das wehrlose Objekt der Regierungskunst des Kremls, wäre wohl auch sehr erstaunt, von Dr. Kramer zu vernehmen, daß der innere Terror nur eine Folge der Bedrängnis von außen sei. Nun, in bezug auf den Terror hat das russische Volk einstweilen keine andere Zuflucht als die zu seiner slawischen Resignation. Daß die Tore der Konzentrationslager und Arbeitskolonien Sibiriens sich einmal öffnen und ihre Väter und Brüder (zwanzig Millionen) einmal, wenn auch nur noch als menschliche Ruinen, wieder heimkehren werden, das wagen sie nicht mehr zu hoffen. Aber sie hoffen, daß es wenigstens keinen Krieg mehr gibt, und daß man einmal anfangen könne, anstatt Kanonen Schuhe und Kleider und Wohnungen in genügendem Maß zu produzieren. Der Bürgerkrieg (diese furchtbare, aber unvermeidliche Begleiterscheinung der bolschewistischen Form des «Sozialismus»), die Interventionskriege, der Pakt mit Hitler, die zwei Jahre lange Unterstützung des verhaßten Hitlerfaschismus, die deutsche Invasion, alles das waren so furchtbare Dinge, daß das russische Volk sehnsüchtiger als irgendein anderes nach dem Werden einer Welt des Friedens ausschaut und darum gespannt hinhorcht, ob nicht endlich die Stimmen des guten Willens sich erheben. Aber es hört diese Stimmen nicht, weil man ihren Schall nicht über die Grenze hereindringen läßt, weil man sie überschreit oder durch Lügen verzerrt. Diese Stimmen wären vorhanden, sie möchten zu den russischen Brüdern dringen. Sie sind vorhanden unter den angelsächsischen Völkern – und dort hat das Volk etwas zu sagen, die Regierungen können diese Stimmen nicht ignorieren oder gar ersticken –, aber diese Stimmen sind auch in den Regierungen selbst vorhanden, bei vielen und maßgebenden Staatsmännern, aber alles das wird dem danach hungernden russischen Volk vorenthalten. Das ist die wahrhaft dämonische Tatsache, vor der wir stehen. Der Frieden muß in den Herzen der Völker geboren werden. Aber wie kann er da geboren werden, wenn sie ununterbrochen und systematisch mit Lügen vergiftet werden. Das Größte, was man von der Freiheit sagen kann, ist, daß sie die Ermöglichung der Wahrheit ist.

Die Diktatur aber wird immer wieder den Weg der Lüge gehen; darum ist sie ja vor allem Diktatur über den Geist, über die Gedanken und Gewissen, über Wort und Schrift. Darum ist Unfreiheit das große Friedenshindernis.

Aber ist es nicht vielleicht so, daß die führenden russischen Staatsmänner ihrerseits ehrlich von der Bedrohtheit ihres Staates überzeugt sind, und daß sie darum die Friedensstimmen des Westens unterschlagen, weil sie sie für Heuchelei halten? Bevin hat es an der Londoner Konferenz, nachdem er den russischen Außenminister nun drei Jahre lang unzählige Male reden hörte und aus nächster Nähe beobachtete, endlich ausgesprochen, daß er zu der Überzeugung gekommen sei, daß Molotow selber nicht glaube, was er sage, sondern für ein ganz anderes Publikum Reden halten müsse, nämlich für das russische Volk, dessen Mißtrauen wach gehalten werden muß. Ich bleibe bei meiner These, daß die russische Außenpolitik innenpolitisch bedingt ist. Allerdings haben die sowjetrussischen Führer eine ehrliche Angst, aber nicht vor Churchill und vor Marshall, sondern vor ihrem eigenen Volk, das sie terrorisieren. Und diese Angst ist da, trotz der Fähigkeit zum Dulden, die für die Slawen charakteristisch ist. Denn es ist so, wie Engels am 4. September 1870 an Marx geschrieben hat: «Unter der Schreckensherrschaft verstehen wir die Herrschaft von Leuten, die Schrecken einflößen; umgekehrt, es ist die Herrschaft von Leuten, die selbst erschrocken sind.» Und Steinberg, der zur Zeit Lenins russischer Volkskommissär war, sagt ebenso richtig und aus nächstem Wissen heraus: «Trotz seiner Strenge, trotz seiner äußerlich kühnen Ausdrucksformen bleibt der Terror in seinem Wesen ein Spiegel der Unruhe und der Furcht der Terroristen, die sich schließlich vor dem zitternden Blatt auf einem Baume fürchten.» *Darum* fahren die russischen Machthaber auch nach dem Verschwinden Hitlers und des deutschen Kriegspotentials fort, sich zu fürchten. Darum wird es immer wieder alarmierende Gerüchte über Kriegsgefahr von außen geben, und darum werden immer wieder Verschwörungen im Innern aufgedeckt und Säuberungsprozesse durchgeführt werden. Nicht weil man bedroht ist, greift man zum Terror, sondern weil man mit dem Terror gegen das Volk seine Minderheitsdiktatur aufrechterhält, darum zittert man. Das Schlaueste aber ist, das Volk, vor dessen Erwachen man sich fürchtet, auf außenpolitische Gefahren abzulenken. Natürlich kann diese Methode schließlich reale Gefahren auslösen. Gibt es einen vorurteilslosen Menschen, der behaupten wollte, es habe nach der Besiegung Deutschlands in Amerika und in dem England der Labour-Regierung irgendwelche satanische Lust bestanden, nun die Sowjetunion anzufallen? Diese Lust besteht auch heute noch nicht – es wird von den Angelsachsen absolut ehrlich um den Frieden gerungen – aber immerhin, zur Abrüstung konnten sie sich nicht entschließen, als sie mehr und mehr sahen, daß die UNO nicht handlungsfähig war. Und da tritt nun aller-

dings die verhängnisvolle Tatsache in Erscheinung, daß Nicht-Abrüstung immer identisch ist mit Aufrüstung, mit Blockpolitik und Suchen nach militärischen Stützpunkten; ja es kann dann in militärischen Gehirnen sogar der Gedanke des Präventivkrieges auftauchen. Aber diese dunklen Dinge hätten in den Demokratien ewig das Licht des Tages scheuen und blaße Gespenster bleiben müssen, wenn sich nicht der angelsächsischen Öffentlichkeit unter dem Eindruck des russischen Gehabens an den Konferenzen und der russischen Taten in Osteuropa allmählich Resignation und Verzweiflung bemächtigt hätten. Diese angelsächsische Öffentlichkeit, vor allem die britische, ist immer der stärkste und gläubigste Träger des Völkerbundsgedankens gewesen. Diese Tatsache ist auch durch die unglückselige Regierungsperiode Neville Chamberlains nicht aufgehoben. Als diese überwunden war, hatte jedermann in England das Gefühl, daß das Land sich wieder selbst gefunden habe. Rußland umgekehrt hat in den Molotow und Wischinski «sich wieder selbst gefunden», nachdem es eine Zeitlang durch Litwinow den Gedanken der kollektiven Sicherheit hatte vertreten lassen. Es liegt doch wohl nahe, zu vermuten, daß es das damals tat, weil es damals wirklich bedroht und gleichzeitig seiner Kraft noch nicht sicher war, während es heute sehr gut weiß, daß der Westen, mit dem es ja nach der Erledigung Deutschlands es einzig noch zu tun hat, pazifistisch und von erstaunlicher Geduld und Anständigkeit ist. Weder das Benehmen der russischen Unterhändler noch die Hetze der russischen Presse, noch die vor allem gegen England geschürten Schwierigkeiten zeugen von Angst und Mißtrauen. Eher waren sie von dem Gefühl erfüllt, sich alles leisten zu können — bis endlich einmal einer auf den Tisch schlage. Und auch das Auf-den-Tisch-Schlagen ist für die Russen nicht erschreckend, denn sie wissen sehr gut, daß die westlichen Staatsmänner keine willenlose und zerschlagene Herde hinter sich haben, die sich ohne weiteres auf die Schlachtbank führen läßt. Sie wissen, daß selbst der Kapitalismus nicht so leicht einen Krieg fertig zu bringen vermag, solange er mit der Demokratie verbunden ist.

So gibt es bei näherer Betrachtung eine ganze Anzahl Gründe, die das russische Mißtrauen, dessen Vorhandensein und dessen Berechtigung ein allzu unkritisch nachgesprochenes Schlagwort geworden ist, als ein bloße Mache erscheinen lassen.

Natürlich kann man immer, wenn man Mißtrauen säen will, in die Vergangenheit greifen und dort den giftigen Samen finden. Man kann aber bei gutem Willen auch die Vergangenheit ad acta legen und die Zukunft ins Auge fassen, besonders wenn man etwas miteinander erlebt hat, das einen deutlichen Strich unter das Vergangene setzt. Die gemeinsame Überwindung des Faschismus hätte unter die bösen Kapitel der Interventionskriege, der Münchner Politik und des Stalin-Hitler-Paktes einen Schlußstrich setzen können. Ein Neubeginn wäre für die

Politiker möglich gewesen, und das Vergangene hätte man den Historikern überlassen können. Auch wir, die wir an unserem Teil an der Gestaltung einer neuen Zukunft arbeiten möchten, sind bereit, über das Vergangene hinwegzugehen, sobald wir sehen, daß die Dämonen der Vergangenheit wirklich gebannt sind. Ein Ausweichen und eine Flucht vor der Wahrheit soll es allerdings nicht sein, und wenn man uns zwingt, auf die historischen Dinge einzugehen, so werden wir es tun. Wir werden es nicht hinnehmen, wenn das Schlagwort vom dreißigjährigen «kalten Krieg» gegen die unschuldige Sowjetunion den Leuten eingehämmert wird. Wir bleiben auch dabei, daß die Interventionskriege wesentlich zusammenhängen mit dem den tödlich bedrohten Völkern der westlichen Demokratien als Verrat erscheinenden Separatfrieden von Brest-Litowsk und dem Abscheu vor einem «Sozialismus» des Blutes und der Gewalt. Und wir werden den Stalin-Hitler-Pakt immer als einen Verrat an den von Hitler gemarterten und gemordeten Sozialisten, Kommunisten, Pazifisten und Juden bezeichnen. Wir werden nie eine Rechtfertigung akzeptieren oder sogar selber liefern für das, was die Russen den Finnen, den Polen und Balten angetan haben. Unter die letzteren Dinge wird allerdings erst dann ein Schlußstrich gezogen werden können, wenn sie wieder gutgemacht, wenn die freie Auferstehung dieser Völker in einer neuen Welt, in einer neuen Gemeinschaft freier Nationen Tatsache geworden ist.

Das ist das Ziel, das die Nationen, die Staatsmänner und alle Menschen guten Willens jetzt ins Auge fassen müssen. Wir teilen das alte Dogma nicht, daß der Friede erst geschaffen werden könne, wenn der Kapitalismus überwunden sei. Und die Art, wie die Bolschewisten den Kapitalismus «überwunden» haben, sieht am allerwenigsten nach einer Bürgschaft des Weltfriedens aus. Was soll das heißen: «die Russen verhindern den amerikanischen und das heißt für sie den kapitalistischen Frieden»? Haben die Russen vielleicht einen besseren Frieden bereit? Ist vielleicht die Art, wie jetzt Osteuropa «befriedet» wird, verlockend? Ist das Frieden, was den Finnen, den Polen, den Balten zuteil geworden ist? Ist dieser offenkundige zaristische Imperialismus des Kremls Friede? Ist dieses Vorgehen eines nicht-kapitalistischen Landes pazifistischer als die Auflösung des britischen Imperiums in eine freiwillige Gemeinschaft freier Völker? Ist der Verzicht der Amerikaner auf jede territoriale Ausdehnung militaristischer als die neue russische Westgrenze?

Der Gedanke, die Schaffung der Friedensorganisation, die den dritten Weltkrieg und alle noch denkbaren Kriege verhindern soll, mit der Einführung des Sozialismus zu verknüpfen, kann nur dem kommen, der entweder meint, wir hätten für die Überwindung des Krieges noch reichlich Zeit, oder aber sich vorstellt, der Sozialismus sei eine Sache, die sich nur so «einführen» lasse. Einführen kann man den Bolschewismus, aber nicht den Sozialismus. Denn zum letzteren ist noch

einiges andere nötig als nur die Erringung der Macht mittels Terror, Liquidationen und Deportationen.

Es ist gut, wenn wir radikal-antikapitalistisch sind, aber zuerst müssen wir über das Wesen eines solchen Radikalismus bei uns selbst Klarheit schaffen, sonst verfallen wir der Phrase, dieser Erbkrankheit des Radikalismus. Es ist gut, nicht reaktionär zu sein. Aber wer ist reaktionär? Nach unserer Meinung sind es etwa diejenigen, die zum Beispiel hinter die Ideale der Französischen Revolution zurückgehen, die Menschenrechte abschaffen und die mittelalterliche Folter wieder einführen. Jeder «liberalistische» Durchschnittsbourgeois, der wenigstens noch weiß, daß seine Mitmenschen das Recht haben, eine Meinung zu besitzen und zu äußern, ist eine erfreulich fortschrittliche Erscheinung im Vergleich zu denen, die nach Einparteiensystemen und nach Aufhebung der Glaubens- und Gewissens-, der Rede- und Pressefreiheit schreien.

Man mag uns Ketzernamen wie «liberalistisch» oder «Röpke» anhängen. Es gibt Leute, die vor solchen gebrandmarkten Namen zittern wie die Menschen vor fünf Jahrhunderten zitterten, wenn sie vor dem Großinquisitor der Leugnung der Trinität überführt wurden. Wir unserseits sind der Meinung, daß die geistige Arbeit an den Begriffen Kapitalismus, Sozialismus, Liberalismus usw. noch lange nicht derart abgeschlossen ist, daß wir schon in der Lage wären, ihre Resultate zu dogmatisieren, zu kanonisieren, sakrosankt zu erklären und die Inquisition gegen die Ketzer in Gang zu setzen. Wir glauben, daß nur eines verheißungsvoll ist im geistigen Kampf, in der Politik und im Kampf um den Frieden: die Freiheit. *Paul Trautvetter.*

Weltrundschau

Die amerikanische Offensive

Das neue Jahr hat vom alten die großen, drängenden Weltprobleme geerbt – zugleich aber auch die falschen Rezepte für ihre Lösung. Das gilt vor allem von den beiden uns nun allmählich nur allzuwohl vertrauten Hauptversuchen, der Nachkriegsmenschheit Ordnung, Wohlstand und Freiheit zu geben, Versuchen, deren Gegensätzlichkeit aber umgekehrt nur verewigte Unordnung, Not und neuen Krieg zu erzeugen droht, und die wir zu Beginn des neuen Jahres in voller Entfaltung begriffen sehen: die amerikanisch-kapitalistische und die russisch-kommunistische Weltunternehmung.

Das Ziel der *amerikanischen Offensive* kann nicht zweifelhaft sein. Es besteht darin, to make the world safe for capitalism, die Herrschaft des Kapitalismus – des «freien Unternehmertums» – in der Welt sicherzustellen. Der Ausbreitung des Sozialismus und Kommunismus, die im Gefolge des zweiten Weltkrieges die Völker erneut mit Macht

zu erfassen drohten, mit allen Mitteln zu wehren und dafür der Profitwirtschaft allerorten, wo sie in Gefahr steht, freie Bahn zu schaffen – das ist offensichtlich zum Hauptinhalt der Außenpolitik der Vereinigten Staaten geworden. Henry Wallace spricht es in der «New Republic» freimütig aus:

«Milliarden sind im Namen der Furcht bewilligt worden, um die ganze Welt gegen den Kommunismus aufzubringen und zu bewaffnen. Aber wofür? Sicher nicht für das Wohl der Menschheit. Die Männer, die Roosevelts Neue Politik bekämpft haben ... täuschen niemanden. Sie kämpfen für Märkte und Profite; sie kämpfen nicht für die Menschheit ... Die amerikanischen Imperialisten, die sich als Verteidiger der amerikanischen Demokratie gegen die rote Drohung aufspielen, sind interessiert an der Ausdehnung nicht des Bereiches menschlichen Glücks, sondern menschlicher Ausbeutung. ... Der Kern ihres neufaschistischen Programms sind schwere Rüstungen, allgemeine Wehrpflicht, weniger Demokratie und anmaßende Einmischung in die Angelegenheiten anderer Nationen im Namen des Schutzes von Freiheit, Demokratie und freien Wahlen ... Temperament und Ehrgeiz treiben sie an, einen starken und kostspieligen Apparat aufzubauen, mit dem sie die Welt in Betrieb setzen wollen.»

Die Verkündung und Anwendung der *Truman-Doktrin* – tätige Unterstützung aller von der Sowjetunion bedrohten «freien» Länder, zunächst einmal des reaktionären Griechenlands und der halbabsolutistischen Türkei – war die erste Etappe auf dem Weg zu diesem Ziel; die Verheißung und Ausarbeitung des *Marshall-Plans* – amerikanische Wirtschaftshilfe großen Stiles für ein sich selbst helfendes Europa – stellt die zweite Etappe dar, deren erster Zwischenhalt mit der Unterzeichnung der Abkommen über die Notunterstützung an Frankreich, Italien und Österreich bereits erreicht worden ist. Die mystischen Nebel, die man jetzt um den Marshall-Plan herum zu erzeugen sucht*, werden ja keinem, der sehen will, den Blick trüben. Die Absicht seiner Väter und Gönner ist klar genug. Sie wollen erstens einmal verhindern, daß Hunger und Not die Völker dem Kommunismus in die Arme treiben. Sie wollen zweitens – positiv gesprochen – die europäische Wirtschaft auf kapitalistischer Grundlage wieder aufbauen und in Gang bringen. Und sie hoffen drittens, aus einem dergestalt organisierten Mittel- und Westeuropa – dessen Herzstück Deutschland wäre – ein Bollwerk zu machen, das im Krieg und Frieden nützliche Dienste für die Zurückdrängung der Sowjetunion und ihres Einflusses auf die Völker leisten könnte. Aus *eigener* Kraft – das ist heute klar – kann sich der europäische Kapitalismus nicht wieder aufrichten. Dafür fehlen ihm wesentliche Voraussetzungen. Soll also Europa nicht *sozialistisch*

* Das Bankhaus Bär & Co. in Zürich schreibt in einem seiner Wochenberichte: «In der modernen Gesellschaftsordnung ist die Hilfsbereitschaft und die Hilfspflicht der gut situierten Bevölkerungsschichten gegenüber den ärmeren Schichten zu einer absoluten Selbstverständlichkeit geworden (darum der Kampf gegen die Altersversicherung! H. K.) ... Der tiefere Sinn des Marshall-Planes ist darin zu erblicken, daß ... die Hilfstätigkeit in der privaten Sphäre und innerhalb der Staatsgebilde auf internationalen Boden übertragen werden soll.» Es ist immer ein erhebender Anblick, wenn Bankiers moralisch werden ...

oder gar *kommunistisch* wieder in Form gebracht werden, so muß es eben von Amerika, dem Kernreiche des Weltkapitalismus, her gestützt und für das «freie Unternehmertum» gerettet werden. Das ist der Grundgedanke des Marshall-Planes.

Daß die Länder, die bereits zur russischen Einflußzone gehören, oder in denen die kommunistische Bewegung stark ist, von der amerikanischen Unterstützung ausgeschlossen sind, versteht sich unter diesen Umständen von selbst; kein Wunder, daß man sich in Frankreich und Italien beeilt hat, den kommunistischen Ministern den Stuhl vor die Türe zu setzen. Aber auch für eine *sozialistische* Neugestaltung Mittel- und Westeuropas kann im Rahmen einer «marshallisierten» Wirtschaft kein Raum sein; die Schaffung einer europäischen Föderation sozialistischen Charakters, wie sie jetzt mehr und mehr auch in britischen Labour-Kreisen ins Auge gefaßt wird, ist in *diesem* Rahmen nicht möglich, auch wenn von amerikanischer Seite kein förmlicher Einspruch dagegen erhoben wird. Ob die Vereinigten Staaten an ihre Europahilfe bestimmte politische *Bedingungen* knüpfen, darauf kommt es tatsächlich viel weniger an als auf den *Sinn* und die *Wirkungen* der ganzen Aktion – und darüber sind die Empfänger der Hilfe genau so gut im Bild wie die Geber. Es wäre wirklich das erste Mal in der Geschichte, daß ein Unternehmen dieses Umfanges ins Werk gesetzt würde, ohne daß, wer bezahlt, irgendwie auch beföhle. *So* uneigennützig und unkaufmännisch ist man nicht einmal in Amerika.

Nein, die amerikanische Finanz- und Warenhilfe, weit entfernt, ein politisch neutrales Mittel zur Wiederaufrichtung «der Wirtschaft» in den kriegsgeschädigten Ländern Europas zu sein, ist tatsächlich nichts anderes als ein Werkzeug der sozialen Konservation und kapitalistischen Restauration, ja der eigentlichen Gegenrevolution. Europa soll im amerikanisch-kapitalistischen Geist wieder aufgebaut werden, und darüber soll sich dann, als Krönung des Gebäudes, der amerikanische *Weltfrieden* und die amerikanische *Weltordnung* wölben, dem «American Century», dem «Amerikanischen Jahrhundert», das Henry Luce verkündet und die Staatsmänner des «Größeren Amerikas» zur Wirklichkeit zu machen suchen, ebenso sein Gepräge gebend, wie die Pax Romana, der Römische Frieden, das Augusteische Zeitalter und die ihm folgenden Jahrhunderte gekennzeichnet und mit Glanz übergossen hat.

Die russische Gegenoffensive

Nur stehen leider auch heute schon wieder die gräßlichen Barbaren bereit, um eine auf Unrecht gegründete, von wirtschaftlichen Sprengkräften erschütterte, von sozialen Gegensätzen zerrissene falsche Weltordnung ruchlos zu zerschlagen. Das schlechte Gewissen der bürgerlich-kapitalistischen Welt sieht nicht ohne Grund im Kommunismus, ja auch in jedem radikalen Sozialismus, den großen Gegner der bestehenden Gesellschaft und in der Sowjetunion den «Feind Nr. 1», auf dessen

Niederwerfung alle Anstrengung zu vereinigen sei. Und der Weltkommunismus, mit der Sowjetunion im Rücken, sammelt seinerseits nicht ohne Grund alle Kräfte auf den Widerstand gegen den von den Vereinigten Staaten geführten Weltkapitalismus und insbesondere auf die Durchkreuzung des amerikanischen Europaplanes. Mit voller Deutlichkeit kommt das in der Rede zum Ausdruck, die Andrej *Schdanow* im Namen der Kommunistischen Partei der Sowjetunion an der Gründungskonferenz der «Kominform» gehalten hat.

«Je mehr wir uns vom Kriegsende entfernen», so heißt es darin, «desto klarer treten die beiden Hauptrichtungen der internationalen Politik der Nachkriegszeit hervor, welche der Einteilung in zwei hauptsächliche Lager der politischen Kräfte entsprechen, die in der Weltarena auftreten: einerseits das imperialistische und antidemokratische Lager und anderseits das antiimperialistische und demokratische Lager ... Das Hauptziel des imperialistischen Lagers besteht in der Festigung des Imperialismus, in der Vorbereitung eines neuen imperialistischen Krieges, in der Bekämpfung des Sozialismus und der Demokratien und in der Unterstützung der profaschistischen, reaktionären und antidemokratischen Regime und Bewegungen in der ganzen Welt ... In allen Ländern stützt sich das antiimperialistische Lager auf die Arbeiterbewegung und auf die demokratische Bewegung, auf die kommunistischen Parteien, auf die Kämpfer der nationalen Befreiungsbewegung in den kolonialen und abhängigen Ländern, auf alle fortschrittlichen und demokratischen Kräfte in jedem Lande. Das Ziel dieses Lagers besteht darin, gegen die Gefahr neuer Kriege und der imperialistischen Expansion und für die Festigung der Demokratie und die Ausrottung der Reste des Faschismus zu kämpfen.»

Führend im imperialistischen Lager seien mit Roosevelts Tod die Vereinigten Staaten geworden. «Der Übergang des amerikanischen Imperialismus zum aggressiven und offen expansionistischen Kurs nach dem Ende des zweiten Weltkrieges kommt sowohl in der Außenpolitik als auch in der Innenpolitik der Vereinigten Staaten zum Ausdruck ... Die Truman-Doktrin und der Marshall-Plan sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Vereinigten Staaten der konkrete Ausdruck der expansionistischen Bestrebungen ... Der Zweck der verhüllten und absichtlich unklaren Formeln des Marshall-Planes besteht darin, einen durch Verpflichtungen an die Vereinigten Staaten gebundenen Staatenblock zu bilden und den europäischen Staaten amerikanische Kredite zu offerieren, als Preis ihres Verzichts auf ihre wirtschaftliche und später politische Unabhängigkeit. Das Wesentliche des Marshall-Plans ist deshalb der Wiederaufbau der von den amerikanischen Monopolen kontrollierten Industriegebiete Westdeutschlands ... Man wußte zum voraus, daß die Sowjetunion sich weigern werde, die Vorschläge für eine amerikanische Hilfe nach den von Marshall formulierten Bedingungen zu diskutieren; aber man wollte davon profitieren und versuchen, der Sowjetunion die Verantwortung aufzubürden für ‚die Verweigerung der Mithilfe am wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas' und auf diese Weise die europäischen Länder, welche wirkliche Hilfe brauchen, gegen die Sowjetunion aufzubringen. Hätte dagegen die Sowjetunion an den Verhandlungen teilgenommen, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Länder Ost- und Südeuropas in die Falle des ‚wirtschaftlichen Wiederaufbaus Europas mit Hilfe Amerikas' zu locken. Während der Truman-Plan auf die terroristische Einschüchterung dieser Staaten setzte, verfolgte der Marshall-Plan den Zweck, die Festigkeit ihrer wirtschaftlichen Lage abzutasten, sie zu verführen und sie dann über die Dollarhilfe zu fesseln ...

Seinerzeit wurde der Plan zur ‚Dawisierung' Europas zu Fall gebracht, als die Widerstandskräfte gegen den Dawes-Plan den heutigen weit unterlegen waren. Jetzt bestehen im Nachkriegseuropa, abgesehen von der Sowjetunion, vollständig genügend zahlreiche Kräfte, welche, wenn sie ihren Willen und ihre Entschlossenheit zeigen, diesen Plan zur Unterdrückung Europas zu Fall bringen können. Was die

Sowjetunion angeht, so wird sie alle ihre Kräfte darauf verwenden, diesen Plan zu verhindern ... Da der größte Teil der Führer der sozialistischen Parteien (hauptsächlich die englischen Arbeiterparteiler und die französischen Sozialisten) sich als Agenten der imperialistischen Kreise der Vereinigten Staaten Amerikas betragen, fällt den Kommunistischen Parteien die besondere historische Rolle zu, sich an die Spitze des Widerstandes gegen den amerikanischen Plan ... zu stellen und entschlossen alle inneren Helfershelfer des amerikanischen Imperialismus zu entlarven.»

Gefährliche Wege Die Schwarz-Weiß-Malerei, die hier getrieben wird, korrigiert sich für einigermaßen kritische Augen von selbst; sie gehört nun eben einmal zum ärgerlich-vereinfachenden und verzerrenden Stil der kommunistischen Propaganda, an den man sich, scheint es, gewöhnen muß. Halten wir uns lieber an den Kern der Sache, und der liegt – zu diesem Zweck habe ich die russische Stimme hier zu Wort kommen lassen – offenkundig darin, daß die Sowjetunion ganz aufrichtig durch die amerikanische Politik den Aufbau des Sozialismus, die Liquidierung des Faschismus und die Schaffung des Friedens bedroht sieht und darum die planmäßige Vereitelung der amerikanischen Pläne als ihre unabweisbare Aufgabe erachtet. *Das* ist der leitende Gedanke der sowjetrussischen Politik, nicht «Expansion», «imperialistische Machtsteigerung», «Streben nach Weltherrschaft» und dergleichen. Es ist auch nicht so, daß sich der Kampf der Sowjetunion und des Kommunismus in erster Linie gegen die *Sozialdemokratie* richte, die von der «Kominform» zum «Weltfeind Nr. 1» erklärt worden sei, wie dies mit wehleidiger Selbstüberschätzung von sozialdemokratischer Seite so gern behauptet wird. Ihr Kampf richtet sich gegen die Sozialdemokratie nur insofern, als bestimmte Gruppen in ihr unzweifelhaft zum bloßen Anhängsel der bürgerlich-antisowjetischen Weltfront geworden sind. Und dafür sollte man auch dort einiges Verständnis aufbringen, wo man sich – wie es beispielsweise in einem von verschiedenen sozialdemokratischen Blättern der Schweiz abgedruckten gk-Artikel geschah – mit der hinter dem Marshall-Plan stehenden amerikanischen Politik vorbehaltlos solidarisiert und davon spricht, es gelte nun, die Kräfte einer «gesunden Wirtschaft», die Stützen der wahren «wirtschaftlichen Ordnung» gegen all die dunklen Mächte zu festigen, die «das wirtschaftliche Chaos wollen». Bisher wenigstens hat man meines Wissens unter Sozialisten das kapitalistische Regime weder als *gesunde* Wirtschaft noch überhaupt als wirtschaftliche *Ordnung* angesehen, sondern als offenbare wirtschaftliche Unordnung und Ausdruck eines höchst ungesunden Gewinn- und Machtstrebens. Und an dieser Beurteilung des Kapitalismus kann sich auch dann nichts ändern, wenn nun versucht wird, das von ihm geschaffene Chaos irgendwie zu *organisieren*. *Soweit* darf die Revision sozialistischer Grundanschauungen und Zielvorstellungen, die jetzt wieder einmal im Gang ist, dann doch nicht gehen!

Wenn das klargestellt ist, muß ebenso klar wiederholt werden, was

ich hier von Anfang an sagte, daß die russische Haltung zum Marshall-Plan *falsch* ist. Man kann es den verarmten und verwüsteten europäischen Ländern sicher nicht übel nehmen, wenn sie die Hand nach der ihnen angebotenen amerikanischen Hilfe ausstrecken, auch wenn sie damit in eine gewisse Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten geraten und gefährlich eng mit dem Schicksal des amerikanischen Kapitalismus zusammengekettet werden. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul! Die «sechzehn Bettlernationen» *müssen* zugreifen, wenn sie nicht vollends ganz in Armut versinken wollen; höchstens daß sie versuchen können, die Nachteile der amerikanischen Rettungsaktion etwas abzuschwächen, und das kann eben nur vom Boden des Marshall-Planes selber aus geschehen.

Gerade hier versagt aber die Sowjetpolitik. Indem sie sich zum Marshall-Plan rein negativ stellt, verzichtet sie darauf, einen *positiven* Beitrag zur Lösung des europäischen Problems zu leisten. Statt sich bewußt in den Mechanismus der Europahilfe einzuschalten und darin ein Gegengewicht gegen den überragenden amerikanischen Einfluß zu bilden, schaltet sie sich davon aus und gibt den kapitalistischen Kräften die Hand frei, Europa nach *ihrem* Willen zu formen. Denn von *außen* her das amerikanische Unternehmen zum Scheitern bringen zu wollen, ist schon wegen der ungeheuren Übermacht des gegnerischen Lagers ein aussichtsloses Beginnen und droht nur die konservativ-reaktionären Kräfte zu stärken. Mag die Sowjetunion doch, wenn sie schon nicht daran glaubt, daß auf dem Boden des Marshall-Planes fruchtbare Arbeit möglich ist, *ihr* politisches und wirtschaftliches System entwickeln und damit in friedliche Konkurrenz zum westlich-kapitalistischen System treten – dann wird man ja bald sehen, welches das bessere ist! So wie sie jetzt arbeitet, verschärft sie nur unnötig die Gegensätze und besorgt ungewollt die Geschäfte des Gegenspielers.

Der Kampf um Deutschland Das Scheitern der *Londoner Konferenz* der «großen» vier Außenminister kann einen in dieser Auffassung nur bestärken. Es wäre freilich allzu naiv (oder plump), einseitig die Russen für diesen neuen Mißerfolg verantwortlich zu machen. Wenn die Westalliierten die Sowjetrussen anklagen, sie saugten Deutschland vollends ganz aus, und ihre Reparationsforderungen kämen nur darauf hinaus, daß sie aus der deutschen Wirtschaft wieder herauszögen, was die Angelsachsen unter beträchtlichen Opfern in sie hineinpumpten; wenn sie es den Russen zum Vorwurf machen, daß sie darauf ausgingen, auch in den Westzonen Fuß zu fassen, ohne die Exalliierten ihrerseits im Osten mitreden zu lassen, so antworten die Russen mit dem gleichen Recht: «Ihr tut ja genau dasselbe, was ihr uns so übel nehmt! Ihr denkt gar nicht daran, uns Einfluß auf die Organisierung der westdeutschen Wirtschaft zu verstatten, wollt aber offensichtlich selbst auch in die

Ostzone hineinreden und zudem die bisherige Ostzone auf unsere und der Polen Kosten drastisch verkleinern. Ihr zeigt nicht das mindeste Verständnis für unser Bedürfnis und unser Recht, unsere ungeheuren Kriegsschäden wenigstens einigermaßen durch die Deutschen wiedergutmachen zu lassen (wenn ihr schon nicht selber uns helfen wollt oder könnt); ihr mutet uns zu, darauf zu verzichten, uns mit deutschem Gut bezahlt zu machen, weil euch die Wiederingangsetzung der deutschen Wirtschaft viel mehr am Herzen liegt als der Wiederaufbau der Sowjetunion.» Hier stehen sich einfach zwei Grundauffassungen und Interessenverknotungen gegenüber, die vorderhand unvereinbar sind, deren Gegensätzlichkeit aber unmöglich der Sowjetunion allein zur Last gelegt werden kann.

Aber haben denn eigentlich die Westmächte soviel Anlaß, über den Mißerfolg von London betrübt zu sein? Der Eindruck drängt sich ja förmlich auf, daß ihre Diplomatie die Konferenz mit voller Absicht hat auffliegen lassen, nicht nur, um wieder einmal die Russen als Bösewichte anprangern zu können, sondern vor allem, um nun endlich einmal *freie Hand in Deutschland* zu bekommen. Und die Russen haben trefflich mitgeholfen, ihr diesen Erfolg zu verschaffen! In der Tat: Jetzt können die Industrieunternehmungen Westdeutschlands rekapitalisiert – wieder ihren alten Besitzern, die Hitlers Kriegsmaschine montiert haben, zurückerstattet – werden, ohne daß die Russen dazu etwas zu sagen hätten. Jetzt kann das rheinisch-westfälische Industriegebiet reibungslos in den Marshall-Plan eingefügt werden. Jetzt kann Westdeutschland auch politisch reorganisiert werden; der Umbau des Behördenapparates in der britisch-amerikanischen Zone stellt bereits den Anfang dazu dar, wenn auch das Krebsübel, an dem die «Bizone» leidet, das Nebeneinander von deutschen und alliierten Behörden, nicht behoben worden ist und die Schaffung einer wirklichen deutschen Selbstverwaltung anscheinend noch in weiter Ferne steht. Bei all dem sind es vor allem die *Amerikaner*, deren Vormachtstellung in Westdeutschland mehr und mehr befestigt wird. Der Berliner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» stellt ganz richtig fest:

«Indem die Vereinigten Staaten (durch das jüngste Finanzabkommen mit Großbritannien. H. K.) den größten Teil der in Dollars anfallenden Besetzungskosten übernehmen, haben sie die Leitung des Außenhandels in der britisch-amerikanischen Zone zugestanden erhalten. Dies bedeutet, daß ihnen das maßgebliche Wort in der gesamten Wirtschaftspolitik zufallen wird. Aber die Ausweitung ihres Einflußbereiches scheint noch nicht abgeschlossen zu sein. Der in absehbarer Zeit zu erwartende Anschluß des französischen Besetzungsgebietes an das Zweizonen-Regime von Frankfurt scheint unabwendbar zu sein, und es hat nicht den Anschein, daß Frankreich mehr Selbständigkeit eingeräumt werden soll als Großbritannien. So dürften die Amerikaner binnen kurzem in Westdeutschland die eindeutige Führung erlangen. Seit geraumer Weile schon haben die Deutschen sich darauf einzurichten begonnen.»

Natürlich bleiben auch die *Russen* nicht müßig. Sie verstärken den «Würgegriff» auf Ostdeutschland, setzen die Parteien der Ostzone

unter erhöhten Druck (obwohl sich die Christlich-Demokratische Union die Absetzung ihres Präsidenten Jakob Kaiser durchaus nicht gefallen läßt), bereiten eine eigene Ostwährung vor und spielen mit dem Gedanken der Vertreibung der Westalliierten aus dem in die Ostzone eingesprengten Berlin. Aber wohin soll dieser Machtkampf um Deutschland eigentlich noch führen? Wie muß er auf die Deutschen wirken, die das gerade noch nötig gehabt haben, um in ihrem Unglauben gegenüber irgendwelchen *jenseits* aller Machtpolitik wirkenden Kräften erst recht bestärkt zu werden? Und vor allem: Wie soll Deutschland jemals genesen, solange seine Gesundung ohne Zusammenhang mit einer Erneuerung *Gesamteuropas* gesucht wird? Der «New Statesman» übertreibt nicht, wenn er meint:

«Mit oder ohne Ostzone kann Deutschland nicht wieder heraufkommen, es sei denn als Teil eines Westbundes. Ebenso sind alle Pläne für eine Zusammenarbeit unter den sechzehn Nationen aussichtslos, solange sie Deutschland ausschließen oder es auf *einer* Seite belassen. Das deutsche Problem ist und bleibt *das* europäische Problem ... Wenn die sechzehn Nationen, mit Frankreich und Großbritannien an der Spitze, nicht unverzüglich mit Plänen für die Verbindung ihrer eigenen Wirtschaft mit derjenigen Westdeutschlands herausrücken, dann hat der Marshall-Plan keine Hoffnung auf Erfolg und die französische Demokratie nur geringe Aussicht auf Fortbestand. In diesem Falle würde Deutschland unter ausschließlich amerikanische Herrschaft geraten.»

Das andere Amerika regt sich

Inzwischen geht in den Vereinigten Staaten selbst der Kampf um die Europahilfe weiter – der Kampf zwischen den «Großamerikanern», deren Sache die Regierung Truman-Marshall, unterstützt von dem republikanischen Außenpolitiker Vandenberg, führt, und den «Kleinamerikanern» mit Senator Taft, dem knorzigen, reaktionären ehemaligen Isolationisten und jetzigen Präsidentschaftsaspiranten, an der Spitze. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die «Großamerikaner» gewinnen, mit etlichen Beulen freilich, die ihnen ihre Widersacher wohl beibringen werden. Sie werden um so massiver siegen, je zügigere Argumente ihnen die russische Strategie liefert, und je eindrucksvoller der öffentlichen Meinung der Marshall-Plan, neben der Verwirklichung der Truman-Doktrin, als Werkzeug des Kampfes der Weltdemokratie gegen den russischen Despotismus hingestellt werden kann, an dessen Notwendigkeit die Mehrheit des amerikanischen Volkes mit missionarischem Eifer glaubt.

Gerade in dieser Lage ereignet es sich nun aber, daß jenes *andere* Amerika auf den Plan tritt, an das *wir* glauben, und von dem wir für die Welt noch Großes erwarten. Sämtliche «Realpolitiker», auch die auf der Linken leider, bezeichnen zwar jetzt, mit der üblichen Verbeugung vor der persönlichen Ehrlichkeit des Mannes, die Kandidatur von Henry *Wallace* für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten als groben taktischen Fehler. Und sicher hat der Kandidat der vielberufe-

nen dritten Partei, die sich jetzt wieder einmal bilden soll, nicht die mindeste Aussicht, im November gewählt zu werden; möglicherweise (wenn auch keineswegs sicher) trägt seine Beteiligung am Wahlkampf sogar zunächst nur dazu bei, daß der (noch nicht aufgestellte) Kandidat der Republikaner, also der rückschrittlicheren der beiden großen Parteien, gegenüber demjenigen der Demokraten, der sehr wahrscheinlich Truman sein wird, obenaufschwingt.

Aber wenn irgendwo, so ist hier die Taktik des «kleineren Übels» gänzlich verfehlt. Wenn irgend einmal, so gilt es in den Vereinigten Staaten jetzt, nicht in Taktik zu machen, sondern zum *Grundsatz* zu stehen. Denn Amerikas Innen- und Außenpolitik hat eine *grundsätzliche* Neugestaltung nötig, und für diese Aufgabe ist keine der beiden alten Parteien geschickt. Auch wenn man den Unterschied zwischen dem Durchschnitts-Republikaner und dem nördlichen oder westlichen Durchschnitts-Demokraten vollauf würdigt, so bleiben doch zwei Tatsachen hartnäckig bestehen. Erstens: Die starken und äußerst reaktionären Süddemokraten, deren Herrschaft sich auf die Entrechtung und Ausbeutung der Neger gründet, bilden ein derartiges Bleigewicht an der Gesamtpartei, daß sie eines Aufschwungs zu einer dauernd und entschlossen fortschrittlichen Politik unfähig ist. Und zweitens: Seit Roosevelts Tod haben sich in der Alltagspolitik die Unterschiede zwischen Demokraten und Republikanern derart verwischt, daß die amerikanische Innen- und Außenpolitik in Wahrheit von einer Zweiparteien-Koalition getragen wird, die in allen wesentlichen Fragen – Wirtschaftspolitik, Monopolfreiheit, Preiskontrolle, Gewerkschaftsgesetzgebung, auswärtige Politik usw. – ein Einparteiensystem ist.

«Die grundlegende Tatsache», so schreibt Henry Wallace im Artikel der «New Republic», in dem er seinen Entschluß begründet, «ist die, daß die Leitung dieses unseres Landes zurzeit nicht beim Volke liegt, sondern sozusagen bei einer Handvoll reicher Männer. Die Grundlage der Regierung, so wie sie heute bestellt ist, ist nicht das allgemeine Wohl, sondern das Sondervorrecht der Industrie- und Finanzriesen. Diese Riesen beherrschen beide Parteien.»

Und in einer Radioansprache stellte er nur zu richtig fest: «Es gibt keinen wirklichen Kampf zwischen Truman und einem Republikaner. Beide vertreten eine Politik, die dem Krieg zu unseren Lebzeiten die Tür öffnet und den Krieg für unsere Kinder gewiß macht.»

Die Politik des «kleineren Übels», um derentwillen die Schaffung einer dritten Partei immer wieder hinausgeschoben wurde, hat tatsächlich schon im Dezember 1946 Schiffbruch erlitten; die Republikaner haben – wie hier seinerzeit festgestellt wurde – trotzdem, oder zum Teil gerade deswegen, durchschlagend gewonnen, und die hinter ihnen stehenden reaktionären Kräfte werden auch in Zukunft, wenn nicht bei den Präsidentenwahlen, so doch gewiß bei den Parlamentswahlen gewinnen und in *beiden* Parteien die Mehrheit haben, wenn sich die

fortschrittlichen Kräfte nicht auf eigene Füße stellen und sich von den historischen Parteien ebenso lösen, wie sie das vor fünfzig Jahren in Großbritannien getan haben.

Aus dieser Sachlage hat Wallace nach langem Zögern und endlosen Enttäuschungen an seinen Parteigenossen die Folgerung gezogen. Mit dem charakterlosen, lähmenden Parteimischmasch ist es jetzt vorbei. Jetzt stehen sich wieder, endlich, *Grundsätze* gegenüber. Eine Fahne ist entrollt: die Fahne des *anderen* Amerika, und Henry Wallace ist berufen, sie seinem Volke voranzutragen. Mag er für einmal getrost unterliegen: der Tag wird kommen – hoffentlich nicht nach allzu schweren Zusammenbrüchen einer falschen Ordnung –, da *seine* Gedanken als rettend und wegweisend erkannt werden. Und Friedrich Albert Langes gutes altes Wort wird sich aufs neue bewahrheiten: «Der Realpolitiker mag im Augenblick recht behalten, aber dem Idealisten folgen die Jahrhunderte.»

Westeuropa Wenden wir den Blick nach den übrigen Weltteilen, so tritt uns fast überall die Tatsache entgegen, daß die innerpolitische Entwicklung mehr und mehr von der Einstellung zur amerikanischen Offensive, insbesondere zum Marshall-Plan, einerseits und zur russischen Gegenoffensive anderseits bestimmt ist. Eine Ausnahme macht scheinbar *England*. Es kämpft zunächst seinen eigenen Kampf weiter – großartig, erfolgreich. Die Produktionsleistung der Industrie, namentlich für Kohle, Stahl und Textilien, steigt dauernd an und gibt denen recht, die auf die gesunden Erneuerungskräfte des britischen Volkes gebaut hatten. Gleichzeitig verfolgt die Labourregierung ihren Sozialisierungsplan unbeirrt weiter; auf den 1. Januar sind die Eisenbahnen in Volksbesitz übergegangen, und die übrigen Verkehrseinrichtungen sowie namentlich die Eisen- und Stahlindustrie sollen im Laufe des Jahres ebenfalls drankommen. Nur ist es eben ganz unwahrscheinlich, daß die britische Wirtschaft auf einen neuen und festen Grund gestellt werden kann, ohne daß sie mit einer im gleichen Geist neugestalteten, das heißt sozialisierten, *kontinental-europäischen* Wirtschaft eng verbunden wird. Ist aber in dieser Richtung für absehbare Zukunft irgend etwas Ernsthaftes zu erwarten? Die völlige Abhängigkeit von Amerika und seinem Kapitalismus, in die sich England finanziell, politisch und militärisch begeben hat – man denke nur etwa an seine Deutschland- und Griechenlandpolitik –, gibt zu den schwersten Bedenken Anlaß und mag sich – trotz allen Lippenbekenntnissen zur gleichmäßigen Unabhängigkeit vom amerikanischen wie vom Sowjetregime, wie sie Mr. Attlee letzthin wieder abgelegt hat – leicht als verhängnisvoll für die ganze Labourpolitik erweisen. Wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Haltung der Sowjetunion und neuerdings auch der Kommunistischen Partei Großbritanniens, die der La-

bourregierung Knüppel zwischen die Beine zu werfen sucht, ganz dazu angetan ist, England vollends ganz ins amerikanisch-antisowjetische Lager zu treiben.

In *Frankreich* wird die Rechte ihres Sieges über die Kommunisten nicht froh. Die ursprünglichen Lohnbegehren der Streikenden, die durch Hunger ebenso wie durch Militärgewalt und Ausnahmegesetz zur Übergabe gezwungen wurden, mußten von der Regierung ja doch erfüllt werden; politisch gesehen aber herrscht gegenwärtig nur ein Waffenstillstand, der bei erster Gelegenheit in einen neuen, womöglich noch erbitterteren Krieg umschlagen kann. Die Versuche der Regierungskoalition, der verheerenden Teuerung, des Chaos in Handel und Wandel und der Defizitwirtschaft im Staatshaushalt Herr zu werden, sind trotz aller amerikanischen Hilfe von vornherein zum Scheitern verurteilt, da die regierenden Parteien weder willens noch fähig sind, über die so sichtbar versagende bürgerlich-kapitalistische «Ordnung» hinauszukommen. Daran ändern weder Léon Blums rein theoretische Proklamationen etwas, noch die Schaffung einer «Force Ouvrière», eines neuen, antikommunistischen Gewerkschaftsbundes, der schon jetzt stark nach rechts neigt und ganz danach aussieht, daß er in einer vielleicht schon nahen Zukunft eine Hauptstütze einer Diktatur de Gaulle sein wird. Die Gefahr wächst in der Tat, daß die Gegenrevolution offen zum Schlag gegen die kläglich schwachmütige «Regierung der Mitte» ausholt, die im Volk draußen seit der Massenabschwenkung von den katholischen Volksrepublikanern zur Französischen Volkssammlung ohnehin keine genügende Grundlage mehr hat, und deren letzte Hilfstruppen vor den neuen Steuergesetzen noch eiliger in die Arme de Gaulles flüchten. Was für ein Schicksal dabei der Sozialistischen Partei blühen wird, die seit der Befreiung fast die Hälfte ihrer Wählerschaft und einen Drittel ihres Mitgliederbestandes verloren hat und sich höchstens noch zu einem Viertel aus Angehörigen der lohnarbeitenden Klasse zusammensetzt, ist schwer vorauszusagen.

In *Italien* hat sich die klerikal-konservative Regierung de Gasperi, die sich durch Amerika kräftig gestützt weiß, durch Aufnahme von Republikanern und Rechtssozialisten (Gruppe Saragat) eine zuverlässige Mehrheit im Parlament gesichert. Die alte Volksnot und die neue Arbeitslosigkeit – man zählt schon über zwei Millionen Arbeitslose –, die durch die Deflationspolitik der Regierung erzeugt worden ist, droht aber auch hier zu einer Krise zu führen, von der noch nicht abzusehen ist, wie sie (machtmäßig wenigstens) gelöst werden könnte. Die Kommunisten rüsten jedenfalls energisch auf den Frühjahrswahlkampf hin, und die Linkssozialisten stehen mit ihnen weiterhin in enger Aktionsgemeinschaft.

Bezeichnend ist, daß man sich auch in *Spanien* Hoffnung auf amerikanische Hilfe macht (warum auch nicht? Soviel Verdienste um den Kampf gegen Demokratie und Sozialismus wie die griechische Reak-

tion hat schließlich auch Franco!) und mit Befriedigung die «fast völlige Einstellung der Kampagne gegen das Francoregime auf seiten der Westmächte» (Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung» aus Madrid) feststellt. *Auch* eine Wirkung des kalten Krieges gegen die Sowjetunion – und eine ganz logische!

Der Osten und Südosten Die gefährlichste Zuspitzung des westöstlichen Gegensatzes ist aber in der Berichtszeit auf dem *Balkan* erfolgt. Denn daß hinter der förmlichen Ausrufung einer Regierung der *griechischen Widerstandsbewegung* und den neuen Vorstößen der Aufständischen im Epirus wie in Mazedonien zuletzt Rußland steht, darf als erwiesen betrachtet werden. Amerika hat denn auch sofort mit der Verstärkung seiner finanziellen und militärischen Hilfeleistung an die Athener Regierung geantwortet und droht jeden Staat, der es wagen sollte, die Regierung Markos anzuerkennen, als Friedensbrecher zu behandeln. Ja, ein amerikanischer Radiosprecher glaubte bereits warnen zu müssen: «Wenn irgendein Teil der Sowjettruppen die griechische Grenze überschreiten sollte, wird Europa seine erste Atombombe erleben!»

Soweit wird es nun freilich nicht kommen; dafür ist die russische Politik viel zu realistisch. Aber das muß dennoch erneut nachdrücklich festgehalten werden, daß *vom Standpunkt der überlieferten Machtpolitik aus* die Sowjetunion hundertmal mehr Recht hat, die Meerengen und das östliche Mittelmeer als zu seiner Einfluß- und Sicherheitszone gehörig zu beanspruchen, als die Vereinigten Staaten, die sich unbedingt befugt glauben, auf dem ganzen Erdball ihre Sicherheits- und Einflußsphären aufzubauen und namentlich im Nahen und Fernen Osten der Sowjetunion die Faust drohend unter die Nase zu halten, aber nicht im Traume daran denken, Rußland irgendwie das gleiche Recht einzuräumen. Und auch die Sache der Partisanen selbst, deren Führung ein gutes Programm politischer und wirtschaftlicher Reformen aufgestellt hat, ist unvergleichlich anständiger und demokratischer als die des korrupten Athener Regimes, das zu den summarischen Hinrichtungen, Massenverhaftungen und Verbannungen ihrer Gegner hinzu, die sie ohne Unterbruch fortsetzt, nun auch noch die Gewerkschaftsbewegung unterdrückt und alle Streiks, ja schon die «Aufreizung» dazu, unter Androhung schwerer Strafen verboten hat. Je eher Amerika (und England, das durch Churchills gegenrevolutionäre Intervention im Winter 1944 den Grund zu der seitherigen unseligen Entwicklung gelegt hat) seine Hand von der Athener Diktaturregierung abzieht, desto besser für die Sache der Freiheit, die es doch zu verteidigen erklärt. Die Regelung der Meerengenfrage aber und die ganze Neuordnung der Balkanangelegenheiten wird ein Stück der allgemeinen Flurbereinigung zwischen den Westmächten und der Sowjet-

union sein müssen, die ja doch unvermeidlich ist, wenn die Dinge nicht schicksalhaft der Katastrophe entgegentreiben sollen.

Inzwischen koordinieren die vier kommunistisch regierten Balkan- und Donaustaaten – Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien und Ungarn – durch ein Netz von Verträgen ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung und schließen sich gleichzeitig enger an die *Sowjetunion* an, die mit einem Federstrich aufs neue eine in ihrer Tragweite freilich noch nicht überschaubare Währungs- und Preisreform durchgeführt hat. Die Absetzung des jungen Königs Michael von *Rumänien* fügt sich logisch in diesen Zusammenhang ein; für einen Monarchen, auch wenn er persönlich sympathisch und politisch eher fortschrittlich ist, hat ein kommunistisches Staatswesen wirklich nicht mehr viel Verwendung. Es wird allmählich einsam und ungemütlich um die paar noch verbleibenden gekrönten Häupter in Europa herum!

Die Dritte Kraft Unsere chronische Raumnot hat es mir verboten, die Geschehnisse in den europäischen Einzelländern mehr als nur kursorisch zu behandeln. Sie macht es mir diesmal vollends unmöglich, auf die für die Welt so überaus bedeutsamen Entwicklungen, die sich in *Asien* vollziehen, auch nur flüchtig einzutreten: auf den jüdisch-arabischen Krieg in *Palästina*, der durch Amerikas offenbare Absicht heraufbeschworen wurde, die Teilung des Landes nicht gegen den Willen der Araber durchzusetzen (Ölinteressen in Saudi-Arabien!), und dem die ohnehin mit den Arabern sympathisierenden Engländer erst recht untätig zuschauen; auf das demonstrative Abschwenken *Persiens* ins amerikanisch-britische Lager; auf den Kampf Indiens und Pakistans um *Kaschmir*, auf den fortschreitenden Niederbruch der Kuomingtang-Herrschaft in *China*, der im eigenen Lager eine amerikafeindliche, rußlandfreundliche Opposition erwachsen ist, und auf die immer weitere Ausdehnung der kommunistisch kontrollierten chinesischen Gebiete, die bereits hundert Millionen Menschen umfassen sollen.

Nur das muß am Schluß noch zusammenfassend ausgesprochen werden: Die auf die Erhaltung und Befestigung der bürgerlich-kapitalistischen Ordnungen gerichtete Weltbewegung kann nur zum Verhängnis führen, wenn sie sich gemäß ihren eigenen Gesetzen weiter entfalten darf. Sie ist gegen die in jedem Betracht *notwendige* soziale Revolution, *die* Revolution unserer Zeit, gerichtet und darum im eigentlichen Sinn reaktionär. Sie bekämpft nicht allein den Kommunismus, sondern im Kommunismus die soziale und politische Umwälzung schlechthin. Und sie bekämpft deshalb den Kommunismus, dem nur durch Beseitigung seiner *Ursachen* beizukommen ist, mit falschen Mitteln, die zuletzt das Gegenteil von dem bewirken werden, was man erstrebt.

Es ist infolgedessen auch verkehrt und aussichtslos, im großen Kampf der Zeit eine kaltschnäuzig-neutrale Mittelstellung zwischen Kapitalismus und Kommunismus einnehmen zu wollen und beide Mächte als im Grunde ja doch gleichartige Gewaltsysteme auf dieselbe Stufe zu stellen, was ja meistens nur eine façon de parler ist, da der Hauptkampf tatsächlich doch immer gegen den Kommunismus und die Sowjetunion geht. Wir werden sicher das diktatorisch-totalitäre Element im Sowjetkommunismus radikal verneinen müssen; aber ebenso entschieden müssen wir das *revolutionär-sozialistische* Element, das über die ganze Welt hin in ihm wirkt und einer ersten Zeitnotwendigkeit entspricht, bejahen und es mit einem *freiheitlichen* Sozialismus verbinden, der eindeutig und in erster Linie Front gegen den imperialistischen Kapitalismus und seine Verbündeten macht. Nur in diesem Sinn ist eine «Dritte Kraft» berechtigt, notwendig und fruchtbar; wenn sie, in irgendeiner theoretischen Einkleidung, praktisch lediglich dazu dient, die Sache der Gegenrevolution zu fördern und die revolutionären Kräfte abzufangen und zu neutralisieren, dann wirkt sie eben in Wahrheit demokratie- und sozialismusfeindlich und streitet wider die höchsten Güter und Ziele unseres Glaubens.

Der religiöse Sozialismus hat bisher in seinen besten Ausprägungen die Lage immer so gesehen. Er ist nie blind gewesen für die falschen, weil materialistischen und persönlichkeitsfeindlichen Elemente im landläufigen Marxismus – ganz im Gegenteil. Und dennoch hat er entschlossen Ja zu ihm gesagt und ist zu ihm gestanden – weil er durch alle menschlichen Verzerrungen und Entartungen hindurch doch immer Gott selber in ihm am Werke sah, in Gericht und Verheißung. Sollten wir zum Kommunismus unserer Tage grundsätzlich anders stehen? Sollten wir den freiheitlichen Sozialismus, auf dessen Boden wir uns stellen und der ein so großes Erbe zu verwalten hat, kraft- und saftlos dahinserbeln, sich in antikommunistischem Eiferertum verbürgerlichen und ihn so tatsächlich zum Werkzeug der gesellschaftlichen Konservation, ja der Gegenrevolution herabsinken lassen? Das sei ferne von uns. Unsere Aufgabe liegt heute klarer als je vor uns. Und wir suchen jetzt, da es immer tiefer in die Entscheidungen hineingeht, mehr als je nach Kraft, sie treulich zu erfüllen. Möge sie uns allen im neuen Jahr in dem Maße geschenkt werden, in dem wir ihrer bedürfen.

13. Januar. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Zug nach rechts Es ist vielleicht nicht einmal so ein Schaden, daß unsere letzte Schweizer Rundschau schon zwei Monate zurückliegt. Das schafft wenigstens zeitlich einen gewissen Abstand von Ereignissen, denen man räumlich so nahe steht, und läßt ihre Entwicklungsrichtung um so deutlicher hervortreten. Wohin der Weg geht, kann in der Tat nicht zweifelhaft sein. Er geht

ausgesprochen nach *rechts*. Die Schweiz folgt damit nur dem «Zug der Zeit». Die rückläufige Bewegung der westlichen Welt wirkt durch tausend Verbindungskanäle auch in die Schweiz herein. Staatseingriff, Planung, Sozialismus oder gar Kommunismus sind dem «rechten» Schweizer von heute gründlich verhaßte Dinge; Wirtschaftsfreiheit und Privatinitiative hingegen sind wieder volkstümlichere Ideale als je. Und die unvermindert anhaltende wirtschaftliche Hochkonjunktur trägt mit ihrem einschläfernden, verfettenden und verhärtenden Einfluß auf das Volk noch weiter dazu bei, die konservativen, ja reaktionären Kräfte zu stärken. Die Nationalratswahlen haben dieser Tendenz schon im vergangenen Herbst unzweideutigen Ausdruck gegeben, und die seither erfolgten Wahlen und Abstimmungen in den Kantonen und Gemeinden — Thurgau, Bern, Biel usw., mit der beschämend wuchtigen Verwerfung des Frauenstimmrechts in beiderlei Gestalt durch die Mannen des ersten Standes der Eidgenossenschaft als krönendem Gipfel — haben die Gesamtrichtung der politischen Entwicklung in der Schweiz nur bestätigt. Daß die neue Bundesversammlung an ihrer ersten Tagung den bis dahin in den weitesten Kreisen des Volkes völlig unbekannt gebliebenen Herrn *Rubattel*, einen typischen Vertreter des gänzlich ideallos gewordenen, verhockt konservativen waadtländischen «Radikalismus» (o Druey, o Ruchonnet!), als Nachfolger des freilich auch nicht viel lebendigeren Wirtschaftsministers Stampfli in den Bundesrat gewählt hat, war durchaus stilgerecht; das bürgerliche Welschland, dessen Anspruch auf eine Doppelvertretung in der Landesregierung sonst vollauf berechtigt war, scheint eben wirklich keinen besseren Mann vorzusschlagen gehabt zu haben. Aber in *diesem* Bundesrat, in dem die Mittelmäßigkeit triumphiert, braucht ja auch Herr Rubattel keine Minderwertigkeitsgefühle zu haben. Und was die politische Gesamtorientierung der Landesregierung anlangt, so hat die föderalistisch getarnte Reaktion mit dem Eintritt des Waadtländers nicht nur eine Verstärkung, sondern die klare Mehrheit gewonnen.

Finanz- und Militärpolitik

Man wird diese Kräfteverschiebung bei der Vorbereitung der *Finanzreform* bald genug zu spüren bekommen. Dies um so mehr, als die Erstbehandlung des zu erwartenden bundesrätlichen Finanzprogramms mit vollem Bedacht dem Ständerat zugewiesen worden ist, in dem die rückschrittlichen Kräfte eine sichere Mehrheit haben. Und die wissen schon, was sie wollen: keine weitere Heranziehung der großen Einkommen und Vermögen durch eine auch noch so sehr gemilderte direkte Bundessteuer, hingegen vermehrte Belastung des Massenverbrauchs — durch erhöhte Zölle, Taxen, Umsatzsteuern und dergleichen —, Beschneidung der sozialpolitischen Bundesbeiträge (besonders derjenigen für die Verbilligung von Lebensmitteln), Personalverminderung und sonstige Ersparnisse, die auf Kosten der minderbemittelten Schichten, aber ohne Antastung «höherer» Interessen gemacht werden können.

In dieser Richtung ging ja schon die Beratung des Bundesvoranschlages für 1948 in der Dezembersession der Kammern, wobei die erbitterte Folgerichtigkeit, mit der fast alle Anträge auf Herabsetzung der bekanntlich neuerdings auf über 400 Millionen erhöhten ordentlichen *Militärausgaben* von der unbedingt armeefrommen Mehrheit niedergestimmt wurden, besonders auffiel. Die sozialdemokratische Fraktion, die im Nationalrat ein leichtes Gefecht um die Rüstungskredite lieferte, machte es der anderen Seite zwar bequem, die vaterländischen Interessen zu wahren, da sie sich peinlich hütete, grundsätzliche Opposition gegen den Armeebetrieb zu machen oder antimilitärische Töne anzuschlagen (was im bürgerlichen Lager auch dankbar anerkannt wurde), und sich statt dessen aufs Markten verlegte, indem sie auf verschiedenen Posten zunächst einmal Abstriche in der Höhe von 50 Millionen vorschlug, in der Meinung, daß dann so nach und nach die Militärausgaben auf 300 Millionen heruntergebracht werden könnten. Natürlich widersetzten sich die großen bürgerlichen Fraktionen diesem Versuch, der Katze den Schwanz stückweise abzuhauen, von vorneherein. Und wirklich, so geht es bestimmt nicht. In einem mit bloßen Zweckmäßigkeitsgründen geführten Kampf um das Militärbudget werden,

wie eine lange Erfahrung in allen Ländern lehrt, die «Fachleute» und der billige Militärpatriotismus immer gewinnen. Worauf es ankommt, und heute mehr denn je ankommt, das ist vielmehr, daß wir die überlieferte Militärpolitik *als solche*, daß wir das System der militärischen Einzelverteidigung eines kleinen Landes *an und für sich* in Frage stellen; die ganze Gestaltung der Weltlage wie insbesondere die völlige Revolution der Kriegstechnik stößt uns ja mit brutaler Eindeutigkeit gerade auf diese Aufgabe fortwährend hin.[1]

Und ist nicht auch das *Explosionsunglück im Kandertal* ein Menetekel für unseren Militarismus? Ist es nicht im wörtlichen Sinn eine Flammenschrift, die bei allen, welche noch einen Sinn für solche Warnungszeichen haben, Entsetzen hervorrufen muß — Entsetzen vor der namenlosen Katastrophe, die auch der Schweiz drohen würde, wenn ein Atomkriegsturm über Europa hinfegen sollte? Man ruft jetzt einer strengen Bestrafung der Herren Militärs, die in unglaublicher Fahrlässigkeit und im Vollgefühl ihrer Gottähnlichkeit das Unglück von Mitholz verschuldet haben, nachdem sie die Lehren der früheren kleineren Explosionen leichthin in den Wind geschlagen hatten. Aber wenn auch nach sechsjähriger völliger Unverantwortlichkeit der großen und kleinen Armeegötter jetzt wieder so etwas wie bürgerliche Verantwortlichkeiten festgestellt werden sollten, wenn bei der nun angehobenen Untersuchung tatsächlich mehr herauskommen sollte als bei der Behandlung früherer Militärskandale der Nachkriegszeit, wenn gegenüber der Priesterschaft am Allerheiligsten wirklich ebenso prompte Justiz geübt werden sollte, wie man sie am Direktor des Eidgenössischen Wasserwirtschaftsamtes, Herrn Mutzner, zu üben wußte, diesem Unglücksmenschen, der die Elektrizitätspolitik seines Herrn und Meisters Celio — leider anonym! — zu kritisieren gewagt hatte — selbst dann wäre nicht viel gewonnen, sofern dann einfach die in die Luft geflogenen 100 Millionen im nächsten Militärbudget wieder auftauchen würden und der ganze Militärbetrieb ruhig weiterginge, gleich als sei nichts geschehen. Ja, was *muß* denn eigentlich noch geschehen, bis wir endlich zum klaren Bewußtsein unserer wirklichen Lage aufwachen?

Wirtschaftliches und Soziales

Wie faul es mit dem ganzen offiziell-patriotischen Wesen steht, das lehrt auch die Affäre des sogenannten *Vaterländischen Verbandes*, dieser Sammelstätte bösartigsten Scharfmachertums, das sich, neben seinem «angestammten» Kampf gegen den roten Umsturz, in den letzten Jahren besonders auch auf die Emigranten- und Judenhetze verlegt hatte. Aus seiner Tätigkeit während der Kriegszeit sind ja unlängst ein paar ganz hübsche Sächelchen bekannt geworden; so seine Aktion für die «Einhaltung striktester Neutralität» (gegenüber dem Dritten Reich natürlich), für die Herr Bundesrat Etter, selbst Mitglied des Verbandes, begreiflicherweise weitgehendes Verständnis gezeigt habe, oder sein Eingreifen gegen den «früheren Generalstreikführer» Robert Grimm, über den im Februar 1941 am Radio hätte gesprochen werden sollen, aber nicht gesprochen werden *konnte*, weil dank der Wachsamkeit des VV der Landessender Beromünster «aus technischen Gründen» für eine halbe Stunde plötzlich außer Betrieb gesetzt werden mußte ... Und nun also die neuestens bekannt gewordene Glanzleistung des Vaterländischen Verbandes! Man wird ja wohl den tüchtigen

[1] Ein Einzelproblem dieses Kampfes, und ein grundsätzlich besonders wichtiges, beleuchtet ausgezeichnet die von der Zivildienstkommission des Schweizerischen Friedensrates herausgegebene Schrift «*Die Dienstverweigerung aus Gewissensgründen*». Ihr Verfasser ist unser Freund Otto *Siegfried*, der mit gründlichster Sachkenntnis alle Seiten des Problems knapp, klar und in menschlichem, freiheitlichem Geiste darstellt. Man wird nicht gut eine bessere Dokumentation zur Frage der Militärdienstverweigerung und des Zivildienstes schaffen können. Die Schrift kostet Fr. 1.50 und kann von der Pazifistischen Bücherstube, Gartenhofstraße 7, Zürich 4, bezogen werden.

Polizeiwachtmeister, der während zwanzig Jahren amtliches Material über verdächtige Persönlichkeiten an den VV verkauft hat, und vielleicht auch ein paar seiner Auftraggeber und Mitarbeiter — darunter Obersten, Fabrikanten, Doktoren usw. — etwas verurteilen müssen; aber was gilt's: wenn sich der *Kampf zwischen Kapital und Arbeit* erneut kritisch zuspitzen sollte, wenn gar einmal im Ringen um die soziale Neugestaltung auch in der Schweiz so etwas wie eine revolutionäre Lage entstünde, dann werden die jetzt anscheinend so heillos bloßgestellten Gruppen und Herren unfehlbar wieder vornedran stehen und mit vollen Backen das Vaterland in Gefahr erklären, das sie daraufhin mit ihren altbewährten Mitteln retten werden.

Und eine solche Lage *wird* sich früher oder später einstellen. Vorderhand ist freilich nicht daran zu denken. Die Stunde gehört den Mächten des Alten, des bedenkenlosen Verdienertums, des selbstsüchtigen Besitzes. Wohl haben auch die Lohnarbeiter und Angestellten einen gewissen Anteil an der Hochkonjunktur bekommen; aber was ist das im Vergleich zu den Vermögen, die sich die Ober- und Mittelschichten, bis herab zu manchen Gruppen des Kleinhandwerks, während dieser Jahre sichern konnten und weiter sichern? Und auch diese Lohnerhöhungen droht die wachsende *Teuerung* wieder wegzufressen, muß man doch heute für die gleiche Menge Güter und Dienste, die man vor dem Krieg noch für 100 Franken haben konnte, bereits über 160 Franken zahlen. Einer Stabilisierung der Preise aber wollen die Kreise von Handel, Industrie und Finanz nur zustimmen, wenn auch eine Stabilisierung der Löhne, ein «Lohnstopp» verfügt werde, der in Wirklichkeit auf eine Stabilisierung des ganzen kapitalistischen Wirtschaftsgefüges und der daraus folgenden empörenden Ungleichheit in der Verteilung von Vermögen und Einkommen hinausliefe. Das mag ja, mit Hilfe der «wirtschaftsfriedlichen» Kräfte in der Arbeiter- und Angestelltenschaft, eine Zeitlang auch gelingen; auf die Länge werden die Widersprüche und das Unrecht der herrschenden Ordnungen gerade zum Gegenteil zwingen: zum *Umbau* des ganzen Wirtschafts- und Gesellschaftsgefüges, das nicht mehr künstlich konserviert werden kann, sondern durch die in ihm schaffenden Kräfte und Gesetze mehr und mehr in lebendige Bewegung gebracht werden wird.

In einer englischen Zeitschrift, dem «Political Quarterly», las ich unlängst aus der Feder von Leonard Woolf eine Besprechung der Lebensbeschreibung Neville Chamberlains. Darin heißt es: «Die Tragödie der Zwischenkriegsjahre war in unserem Land und in verschiedenen anderen, daß die Macht in den Händen der politisch phantasielosesten und unintelligentesten, wirtschaftlich aber reaktionärsten Klasse, der konservativen Geschäftsleute, blieb. Im Innern war das Hauptziel ihrer Politik, zu halten, was sie hatten (Churchill dehnte es auch auf die Reichsangelegenheiten aus) und der Arbeiterbewegung und dem Sozialismus sowenig wie nur möglich nachzugeben. International bestand ihre Politik darin, so wenig Verpflichtungen wie nur möglich einzugehen und so den Völkerbund unfruchtbar zu machen, aber alles mögliche zu tun, um die Sowjetunion zu schwächen. Ihre Politik war immer negativ und darum in der Welt, darin sie lebten, immer stumpfsinnig, war sie doch weithin auf Furcht gegründet, Furcht vor den arbeitenden Klassen, vor dem Verlust ihres Besitzes und ihrer Macht, vor dem Bolschewismus, vor einer Anpassung an neue Verhältnisse. Wie die Aristokraten des 18. Jahrhunderts waren sie voll guter Absichten und unzeitgemäßer Plattheiten — man lese Baldwins oder Chamberlains Reden —, aber die Verkalkung eines unfruchtbaren Konservativismus hatte ihnen alles soziale Verständnis oder schöpferische Vermögen entzogen, und ihre Politik war daher notwendigerweise, ob nun der Führer ein träger Mensch wie Baldwin oder ein energischer Mann wie Chamberlain war, negativ, furchtsam, wirklichkeitsfremd und grundsatzlos. Sie suchten vergebens mit der Zukunft dadurch fertig zu werden, daß sie ihr den Rücken kehrten.»

Gilt das nicht sozusagen Wort für Wort auch für *unsere* herrschende Klasse, zumal sich diese aufs engste mit dem konservativen Klerikalismus zusammengeschlossen hat, mit dem sich das aufsteigende liberale Bürgertum vor hundert Jahren so heftig auseinanderzusetzen gehabt hatte? Die neue Schweiz, die damals durch-

brach, muß eben abermals erkämpft werden, und diesmal gegen *beide* Lager, die Anno 1847/48 widereinander standen. Nur in diesem Sinn kann heuer das Jubiläum der Bundesverfassung gefeiert werden, soll es nicht zur Lüge und zum Unsegen werden!

14. Januar. *Hugo Kramer.*

Uriel Mayer

Spruch über Zion

Späh aus ins Tal, ob Mord nicht drohe,
ob Feuer nicht, Mal Kains, die Stadt
entheilige, die dreifach hohe
der Frommen, ob Gewalt, die rohe
nicht neu uns weise, wie nie matt
wird Haß, wie Massenrausch Besinnen
nie kennt, wie siebenfach verflucht
der Mörder Kains bleibt . . . Kann gewinnen
auch nur ein Leben aus dem Rinnen
stets neuen Blutes, wer es sucht?

Jerusalem, 2. Dezember 1947.

Hilfe für die religiös-sozialen Freunde in Deutschland

Wir sehen immer deutlicher, daß es nicht richtig war, der Hilfsaktion für die deutschen Gesinnungsfreunde zunächst den Charakter von etwas Einmaligem zu geben. Die Not hält an; die Widerstandsfähigkeit ist oft erstaunlich, aber muß ja naturgemäß mit der Zeit abnehmen, besonders wenn die Hoffnung auf baldige Besserung der Lage getäuscht wird. Ebenso natürlich ist es, daß sich auch der Kreis jener, denen wir helfen möchten, erweitert. So wurde zum Beispiel eine Sendung von Getreideprodukten, die nach fast einem Jahr Verzögerung ausnahmsweise bewilligt worden war, durch die Berliner Freunde, Herr und Frau Pfarrer Rackwitz, unter eine große Zahl von Mitgliedern der Bewegung verteilt, worauf so erschütternde Dankbriefe eintrafen, daß es fast unerläßlich schien, die Bedürftigsten unter ihnen auf die Liste jener zu nehmen, die gelegentlich ein Lebensmittelpaket erhalten. Sowohl die Zeugnisse von unvorstellbarer Not als auch jene von hingebender Arbeit für ein besseres Deutschland verpflichten uns, die kleine Hilfsaktion fortzusetzen und geben uns den Mut, immer wieder an unsere so vielseitig beanspruchten Freunde zu gelangen. Geldspenden bitten wir auf das Konto der Religiös-Sozialen Vereinigung, VIII 15557, einzuzahlen, mit der Bemerkung «Für die deutschen Freunde»; getragene Kleider und eventuell Eßwaren (keine Getreideprodukte und keine Schokolade) sind an das Sekretariat, Gartenhofstraße 7, Zürich 4, zu senden.

Zum voraus den herzlichsten Dank! *Christine Ragaz.*

Zur Passion Gandhis

«Nicht diesen, sondern Barabbas!» *Johannes 18, 40.*

Wir trauern um diesen guten und großen Menschen. Wir verstehen, daß die Führer Indiens an seiner Bahre in fassungsloses Weinen ausbrachen und daß sich aus den Volksmassen lautes Wehklagen und Schluchzen erhob. Wir begreifen, daß ihn nicht nur Bewunderung und Ehrfurcht, sondern eine tiefe und innige menschliche Liebe umgab. Denn er war nicht nur ein Träger neuer und rettender Gedanken, nicht nur ein Kämpfer für große Ziele, sondern in ihm war die Einheit von Gedanke und Leben völliger und lauterer, als das unter Menschen zu sein pflegt. Er hat seine Ideen nicht nur verkündigt, sondern gelebt. Es ist vor allem *die Liebe* gewesen, die in ihm eine Verkörperung erfahren hat. Wir möchten ihn darin am ehesten mit Franz von Assisi vergleichen. Aber er ist nicht Nachahmer irgendeines Vorbildes gewesen, er hat nicht ein aus irgendeiner Religion stammendes Schema von Heiligkeit zu erfüllen gesucht, sondern sein Tun und Denken war ursprünglich, auf alle Fälle hat er ihm ein ureigenes Gepräge gegeben. Und nur darum war es von solch schöpferischer und segnender Kraft.

Gandhi ist mit der Kraft der Liebe in Neuland vorgedrungen. Er hat ein Gebiet für die Liebe erobert, das für diese völlig und für immer verschlossen zu sein schien: das Gebiet des politischen Kampfes. Das ist seine originale Tat, mit der er etwas Neues unter der Sonne vollbracht hat. Die Menschheit hat im Lauf ihrer Geschichte große Liebende gesehen und bewundert, solche, die zu den Armen, zu den Kranken, zu den Aussätzigen, zu den Verbrechern, zu den Gefangenen, zu den Prostituierten, zu den Verwundeten der Schlachtfelder gegangen sind. Aber sie war bis zu Gandhi nie auf den Gedanken gekommen, daß man mit der Liebe auch einen politischen Kampf kämpfen könne. Er aber hat den Kampf gegen Gewalt und Unrecht, gegen Bedrückung und Ausbeutung aufgenommen und hat dabei nie gehaßt, nie verleumdet, nie die Schwäche oder die bedrängte Situation des Gegners ausgenützt, er ist nie mit Verschlagenheit vorgegangen, er ist nie unfair und unritterlich gewesen.

Aber er hat wirklich *gekämpft*, das Unrecht mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit beim Namen genannt und es furchtlos, unablässig und mit zäher Ausdauer angegriffen. Seine Fairness, seine Ritterlichkeit, die absolute Offenheit und Anständigkeit seiner Kampfmethoden stammte nicht etwa aus geheimer Schwäche, die nachgiebig ist, um die eigene Person zu schonen und sich beim Gegner nicht allzu verhaßt zu machen. Die Liebe war bei ihm nie ohne die Wahrheit, und die Wahrheit nie ohne die Liebe. Er hat das fatale Auseinanderfallen von Wahrheit und Liebe, dem wir immer wieder erliegen, mit seltenem Erfolg zu überwinden vermocht. Aber diese in seiner Seele vollzogene Ver-

mählung von Wahrheit und Liebe hat ihm eine Kraft gegeben, die allem überlegen war.

Die Welt hat mit Staunen erlebt, daß dieser Mann der Innerlichkeit, der Stille und des Gebetes gewaltige politische Erfolge errang, wie sie, seitdem die Welt steht, denen nie beschieden waren, die es so gut verstehen, die Leidenschaften aufzupeitschen, blinde Massen in Bewegung zu setzen, Intrigen unter den Mächtigen zu spinnen, Heere zu organisieren. Diesen sind die Erfolge immer wieder versagt, es sei denn, daß man vorübergehende Veränderungen auf der Landkarte und Soldatenfriedhöfe als Erfolge ansprechen wolle. Die Welt hat in diesem Inder – er ist dadurch zur großen Ehre seines Volkes geworden – etwas von der Realität der Seele erlebt. Wie tief hat ihn sein Volk verstanden, als es ihn «Mahatma», die große Seele, nannte. Wahrhaftig, er hat die Überlegenheit der Seele über die Materie und ihre brutale Macht in unserer geistungläubigen Zeit gewaltig manifestiert. Während die Christen der Bergpredigt ihres Meisters, diesem ewigen Zeugnis für die sieghafte Macht des Geistes über alle Dämonen und Mächte, den Glauben versagten, ist dieser «Heide» Gandhi gekommen und hat mit der Methode der Bergpredigt Berge versetzt. Einzigartig und neu war bei ihm diese Doppelheit seines Ringens, das mit gleicher Intensität auf politische Ziele wie auf die Läuterung der Seele gerichtet war. Einzigartig war die lebendige Wechselwirkung zwischen Innerlichkeit und äußerer, politischer Gestaltung.

In dieser Welt, durch die die Gewalt rast, in dieser Zeit, die wie kaum eine vorangegangene durch den Gewaltglauben vergiftet ist, die Gewalt zu verachten, ihr den Glauben zu versagen, ihr die Kraft der Seele, des Geistes – der im Grunde nichts anderes ist als die mit der Wahrheit vermählte Liebe – entgegenzusetzen, das ist die einzige Tat, die heute mit ganzem, tiefstem Recht «revolutionär» genannt werden darf. Das allermeiste von dem, was sich den stolzen Namen der Revolution zuzulegen pflegt, hat kein Recht darauf, wenn anders man unter Revolution das Aufbrechen eines wirklich Neuen versteht; denn es ist ja immer wieder nur der alte, böse Ungeist der Gewalt. Darum sind alle ihre Errungenschaften immer wieder so irreal, so fiktiv, so fragwürdig, und darum ist es eigentlich naiv, wenn wir darüber erstaunt sind, daß diese Revolutionen immer in Rückschritt, in Rückfall auf überwundene Stufen, in Reaktion ausmünden. Wirkliche Revolutionen werden nicht durch Terroristen, sondern durch Heilige gemacht.

Wir verstehen, daß sein Volk von dem unerhörten Ringen um Heiligung, das es bei Gandhi sah, überwältigt war. Aber seine Heiligung war, trotz ihrem indischen Gepräge, nicht einfach das, was man Askese nennt; sie war vor allem nicht weltflüchtig. Sie hatte nichts Negatives und war niemals eigensüchtig auf die Rettung der eigenen Seele bedacht. Sie war von der Liebe getrieben. Wenn er selbst die Kleidung eines Parias trug und die Nahrung eines Parias aß, so ge-

schah es aus tiefer Solidarität mit der Kaste der Enterbten, den «Unberührbaren». Diese Solidarität war Ursprung und dauernde Triebkraft seines ganzen Wirkens. Auch der Kampf um die nationale Befreiung Indiens hat hier seinen Ausgangspunkt. Nicht Nationalismus, wie es manchmal schien, sondern der Anblick der hungernden und verelendeten Massen seines Volkes, von dem er wie der junge Gotama Buddha erschüttert war, hat seinem Lebensweg die Richtung gegeben. Um jenes männlichen Erbarmens willen, blieb er seinem Volke geweiht. Und um den Kampf gegen die Erniedrigung und Armut seines Volkes mit der einzig wirksamen Waffe des Geistes kämpfen zu können, darum hat er an der Heiligung seines Lebens und der Spannkraft seiner Seele mit unablässiger Intensität und Konzentration gearbeitet. Denn nicht leicht ist die Überwindung der Dämonen des Hasses, die sich gerade auch dem nahen, der für das Recht eintritt.

Aber nun stehen wir vor der Tatsache von Gandhis gewaltsamem Tod. Sein Leib, den er so sehr zum Tempel des Geistes geheiligt hatte, wurde von Kugeln durchbohrt. Über seinem friedvollen Antlitz frohlocken und höhnen die Dämonen der Gewalt: Wo ist nun dein Gott? Deinen Glauben an die überlegene Macht des Geistes haben wir Lügen gestraft. Was ist eine Seele, auch eine große Seele, gegen eine Kugel!

Auch wir sind gefragt. Auch unser Glaube wird durch diesen Tod geprüft. Wen halten wir für den Sieger? Ist nicht er es, dessen Hände rein sind von Blut, dessen Seele rein war von Haß, trotzdem der Inhalt seines Lebens Kampf war? Ja, wir dürfen hier an die unendliche Fruchtbarkeit des Leidens des Gerechten glauben. Sein Sterben ist sein letztes, die Welt am meisten erschütterndes Zeugnis gegen die Gewalt. Denn gerade durch diese Tat an dem greisen Mann, der auf dem Wege zur Gebetsstätte war, hat die Gewalt ihr furchtbares Antlitz enthüllt und ist nun auch in den Augen vieler Menschen gerichtet, die ihr Wesen bisher noch nicht erkannt hatten. Sie sehen und erkennen jetzt den Feind, mit dem Gandhi sein Leben lang gerungen hat. Und so kann seine Bahre der Ort sein, von dem nun erst recht ein Siegeszug seiner Gedanken ausgeht.

Die Kugeln, die Gandhi töteten, kamen aus der Waffe eines indischen Nationalisten. Muß es sich denn ewig wiederholen, daß die Völker ihren Messias verwerfen und nach einem Barabbas verlangen? Werden sie ewig einen nationalistischen Fanatiker dem vorziehen, der sie bis zur Aufopferung und bis zum stellvertretenden Leiden liebt, aber niemals ihren nationalen Eitelkeiten, ihrer Borniertheit und ihrem Fanatismus schmeichelt, dessen Liebe zum eigenen Volk nie mit dem Haß gegen andere Völker genährt werden muß? So hat Gandhi mit seinem Märtyrertod auch diese menschliche Verirrung, diesen Götzendienst des Nationalismus enthüllt, gerichtet und damit das Entscheidende zu seiner Überwindung getan.

Wir wollen zum Schluß eine Frage, die uns umtreibt, nicht verschweigen. Gandhi hat seine Passion auf sich genommen; er ist jahrelang in Gefängnissen gesessen, er ist von rasenden Volksmassen öfters am Leben bedroht und mehrere Male – einmal beinahe zu Tode – geschlagen worden. Seine Seele hat aber am meisten gelitten, wenn sein Volk im fanatischen Kampf der nationalen und religiösen Leidenschaften Gewalt übte und Blut vergoß. Dann hat er ihre Schuld auf sich genommen und fastend und betend dafür Buße getan vor Gott. Aber wir können uns den Unterschied nicht verhehlen zwischen dem, was er zu tragen hatte und jenen letzten Furchtbarkeiten, die in unserer Zeit an Millionen von Menschen gekommen sind. Wohl ist Gandhi in die Hände erregter Massen gefallen, aber er ist nie der kalten Satanie gegenübergestanden, die in unserer Epoche auf den Plan getreten ist. Wenn er seinen Richtern gegenüberstand, dann waren es menschliche, ritterliche, an das Recht gebundene und gnädige Richter, Menschen, die der Ehrfurcht vor dem Geiste fähig waren und dieser Ehrfurcht gerade ihm gegenüber in ergreifender Demut Ausdruck gaben. Die Prozesse gegen Gandhi haben sich immer noch in der Atmosphäre eines Rechtsstaates abgespielt. Er ist nie einer Diktatur gegenübergestanden, in der die Menschenrechte und jede Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens zum Spott geworden sind, die den Menschen einfach wie ein Ungeziefer zertritt.

Niemand kann im Zweifel darüber sein, wie sich das Schicksal Gandhis gestaltet hätte, wenn seine Heimat eines der Diktaturländer gewesen wäre. Er wäre getötet worden, bevor er in der Lage gewesen wäre, auch nur zwölf Jünger, geschweige denn Millionen von Anhängern um sich zu scharen. Seine Stimme wäre sofort verstummt, kein gedrucktes Wort von ihm hätte die Menschen erreicht. Auch seinem Tode wäre der Zeugnischarakter geraubt worden, denn man hätte ihn *heimlich* ermordet; auch das letzte Wort des Bekenntnisses, wie es Christus vor seinen Richtern hat ablegen können, wäre erstickt worden. Denn niemand wird glauben, daß sich Gandhi zu einem Schauprozeß mit fiktiven Geständnissen hergegeben hätte; er wäre unter die Fälle eingereiht worden, die sich für öffentliche Prozesse nicht eignen und darum administrativ erledigt werden müssen. Wenn dennoch etwas über sein Leben und Sterben zu den Menschen gedrungen wäre, hätte man es mit Lügen zugedeckt und dann das Schweigen der Hölle darüber gebreitet.

Eines aber ist gewiß, daß er widerstanden hätte, und wenn sein Geist – aller Geheimpolizei zum Trotz – dennoch Wege zu den Menschen gefunden hätte, dann hätten seine Anhänger gewußt, daß er ihnen sein «Résistez!» – Widerstehet! – auch noch vom Grabe her zurief. Sie hätten gewußt, daß auch für sie der Weg des Widerstandes darin bestehen müsse, jedes Zusammenwirken mit der Diktatur und ihrer Lüge zu verweigern. Es wäre ein Weg des Leidens gewesen.

Opfer über Opfer wären gefallen – aber nicht umsonst! Die Diktatur hätte versucht, diesen Opfern ihre unheimliche geistige Kraft zu rauben. Sie hätte sie nicht auf einem ragenden Golgathahügel, sondern in der grauenvollen Heimlichkeit ihrer Marterorte vernichtet. Aber es wäre ihr nicht gelungen, all das zu verbergen. Wenn sie es fertiggebracht hätte, unter den Menschen das Schweigen darüber zu erzwingen, dann hätten die Steine zu schreien begonnen. Und auf einmal hätten es auch die Menschen einander ins Ohr geflüstert, und schließlich wären solche aufgestanden, die es in die Welt hinaugeschrien hätten.

Aber auch wenn wir tief und gläubig davon durchdrungen sind, daß sie den Geist zuletzt doch nicht zu unterdrücken vermögen, daß er stärker ist selbst als der Tod, so haben wir doch wohl mit unverminderter Eindeutigkeit uns gegen jede Einengung oder gar Unterdrückung der geistigen Freiheit zur Wehr zu setzen. Was für eine verdrehte und im Grunde genommen ruchlos-spielerische Überlegung wäre es, wenn wir die heilige Verpflichtung zum Kampf für die Freiheit relativieren würden mit der Begründung, daß der Geist ja schließlich doch stärker sei als die Gewalt, ja daß er am Ende in der Feuerprobe des Leidens zu seiner größten Lauterkeit und Kraft geführt werde. Das würde heißen, mit dem Gedanken der Passion zu spielen. Gerade beim Gedanken an Gandhi, an den, der gegen das Unrecht mit der Waffe des Geistes, nur mit dieser, kämpfen wollte, muß es uns zur heiligen Verpflichtung werden, daß wir uns jeder Hemmung, die dem Gebrauch der Geisteswaffe entgegengestellt wird, mit letzter, ungebrochener Überzeugungskraft widersetzen.

Das schlimmste ist die Kapitulation. Sie ist schlimmer – auch nach der Meinung Gandhis – als selbst die Waffe. Am wenigsten dürfen wir vor denen kapitulieren, die den Geist, die Quelle aller Wahrheit, aller Erneuerung, alles Lebens in Fesseln schlagen. Wenn wir Gandhis Kampf in Ehrfurcht gegenüberstehen und ihm Treue halten wollen, dann müssen wir überall und jederzeit dem Geiste Bahn und Freiheit schaffen.

Paul Trautvetter.

Das Kommen Christi (VIII.)

Leonhard Ragaz †

Frage: Gibt es bei Paulus auch noch andere, wesentliche Weissagung?

Antwort: Ja, vor allem im zweiten Brief an die Thessalonicher.

Der Antichrist:

«Wir bitten euch, Brüder, in bezug auf die Parusie [Erscheinung, Ankunft] des Herrn Jesus Christus und unserer Vereinigung mit ihm, euch nicht so leicht vom

vernünftigen Sinn abbringen und in Verwirrung bringen zu lassen, weder durch Geist, noch durch Wort, noch durch angebliche Briefe von mir, zu der Meinung, daß der Tag des Herrn bevorstehe. Keiner soll euch auf irgendeine Weise verführen, wenn nicht vorher der [große] Abfall kommt und der Mensch der Vergangenheit hervortritt, der jeden Gott und jedes Heiligtum bekämpft und verachtet, so daß er sich selbst in den Tempel Gottes setzt, sich brüstend, daß er selbst Gott sei.

Denket ihr nicht daran, daß ich euch das alles gesagt habe, als ich bei euch war? Und nun wisset ihr, was noch zurückhält, ehe er in einem bestimmten Zeitpunkt offenbar wird. Denn das Mysterium der Gottlosigkeit ist schon in Wirkung, nur muß zuerst der bis jetzt Zurückhaltende [es kann auch heißen: das Zurückhaltende] aus dem Lichte entfernt sein: und dann wird der Gottlose offenbar werden, den der Herr Jesus mit dem Hauche seines Mundes stürzen und in der Erscheinung seiner Gegenwart vernichten wird, dessen Erscheinung aber sich in der Kraft des Satans durch allerlei Macht und Zeichen und Wunder der Lüge kundtun wird und in allerlei Betrug der Ungerechtigkeit, für die Verlorengehenden, welche nicht zu ihrer Rettung die Liebe zur Wahrheit empfangen haben. Darum schickt ihnen Gott die Kraft [Energie] der Verführung, daß sie in Lüge glauben, damit alle gerichtet werden, welche nicht der Wahrheit geglaubt haben, sondern an der Ungerechtigkeit Wohlgefallen hatten.» (2. Thessalonicher 2, 1–12.)

Frage: Was bedeutet diese dunkle Stelle? Wer ist der Mensch der Gottlosigkeit und was ist das Zurückhaltende oder der Zurückhaltende?

Antwort: Das ist umstritten und nicht sicher auszumachen. Man deutet den Menschen der Gottlosigkeit etwa auf den *Antichrist.*

Frage: Was ist der Antichrist?

Antwort: Er ist schon in *Markus* 13, 4–6, und *Matthäus* 24, 3–5, sozusagen zwischen den Zeilen aufgetaucht und erscheint mit Namen in den *Johannisbriefen:* 1. Johannis 2, 22 und 4, 3; 2. Johannis 7. Seine Gestalt steht im Mittelpunkt besonders der populären Lehre von den «Letzten Dingen» (Eschatologie). Sie bedeutet sozusagen die Verkörperung des Widergöttlichen, gleichwie Christus die Verkörperung des Göttlichen. Der Antichrist soll Christus vorausgehen.

Frage: Was ist davon zu halten?

Antwort: Der Gedanke ist sicher wahr. Es ist die Auffassung der Bibel, daß das Reich Gottes nicht in einer stetigen Entwicklung nach vorwärts und aufwärts kommt, sondern in immer stärkerem Auseinandertreten der Gegensätze («Differenzierung»). Sein Fortschritt besteht in *Offenbarung:* Es offenbart sich das Böse und das Gute, das heißt, es tritt in seinem Wesen immer deutlicher hervor. Und zwar tritt das Böse zuerst hervor. Das muß geschehen, damit es überwunden werden kann.

Frage: Also ist das Böse für den Fortschritt des Reiches Gottes *notwendig?* Ein Fatum?

Antwort: Das ist ein Irrtum. Vielmehr ist das Böse im *Abfall* von Gott potentiell vorhanden und muß hervortreten, um besiegt werden zu können. Darum ist dieses Hervortreten ein *Fortschritt.* Es ist insofern ein *Müssen,* aber nur ein bedingtes.

Frage: Aber wächst mit dem Bösen gleichzeitig das Gute?

Antwort: Ja, aber auf eine paradoxe Weise. Es wird scheinbar immer kleiner, immer ohnmächtiger, wird vom Bösen überglänzt, kommt in äußere Bedrängnis, ist, wie die Offenbarung es ausdrückt, das Lamm, das geschlachtet wird von «Anbeginn der Welt» (13, 8).

Frage: Warum denn das?

Antwort: Weil nur so das tiefste Wesen des Guten offenbar werden kann: im Leiden, besonders im unschuldigen Leiden. Das Kreuz ist der Schlüssel, der das Buch der Geschichte öffnet, besonders der Geschichte des Reiches Gottes. Das Böse offenbart sich in der Macht, das Gute in der Ohnmacht.

Frage: Ist das das letzte Wort?

Antwort: Das letzte Wort ist die Macht des Guten, errungen durch das Kreuz. Aus dem geschlachteten Lamm wird der Löwe, der überwunden hat. (Offenbarung 5, 5.) Gerade in dieser Entwicklung tritt Gott als Gott hervor. Wer es fassen kann, der fasse es!

Frage: Und was bedeutet nun also der Antichrist?

Antwort: Er bedeutet, daß diese Steigerung des Bösen zuletzt eine *persönliche* Gestalt annimmt. Das liegt durchaus im Wesen des Reiches Gottes. Wie die letzte Offenbarung Gottes in Christus eine persönliche Gestalt gewinnt, «Fleisch» wird, so die letzte Offenbarung des Bösen im Antichrist.

Frage: Ist nur an eine einzige, bestimmte persönliche Verkörperung zu denken?

Antwort: Das doch nicht. Auch nicht im Sinne des Neuen Testamentes. Der Antichrist ist doch mehr ein *Prinzip*, als bloß eine Person. Er ist ein Symbol, eben für dieses Prinzip der Feindschaft gegen Christus. Aber diese verkörpert sich freilich. In vielen Gestalten und zuletzt vielleicht in einer.

Frage: Woran kann man den Antichristen erkennen?

Antwort: Man darf es sich nicht zu leicht machen. Der Antichrist ist nicht wesentlich eine massive, für jedermann leicht erkennbare Verkörperung alles Bösen; als solche wäre er wohl nicht allzu gefährlich. Seine Verführungskunst besteht darin, daß er als eine *Nachahmung* Christi auftritt, als etwas, was Christus ersetzen, vielleicht sogar überbieten will, was sich an die Stelle Christi setzt, vielleicht in einem Raum, der infolge der Schuld der Gemeinde Christi nicht von Christus selbst besetzt ist. Darum kann er beinahe die Auserwählten verführen. (Matthäus 24, 24.) Darum tut man gewissen Gestalten zuviel Ehre an, wenn man sie Antichrist nennt; denn die Auserwählten können diese schwerlich verführen. Darum aber ist der Kampf gegen den Antichristen sehr schwer. Darum heißt es, die Augen in der Wahrheit scharf machen, damit wir nicht den Antichristen mit Christus selbst verwechseln und umgekehrt; denn auch dies kommt vor.

Es ist eine gewaltige und zentrale Wahrheit im Kommen des Reiches, die Gestalt des Antichristen.

Frage: Und ist nun sie in der Stelle des Thessalonicherbriefes gemeint?

Antwort: Es ist wohl *etwas* von dieser Wahrheit gemeint: die Tatsache, daß der letzten Offenbarung der Wahrheit Christi eine schlimmste Offenbarung des Bösen vorausgeht. Sie wird dadurch charakterisiert, einmal, daß sie eine Auflösung alles göttlichen und menschlichen *Rechtes* im Leben des einzelnen Volkes wie im Verhältnis der Völker zueinander, als auch eine Lösung aller sittlichen Bande, und Entfesselung, ja Heiligung aller dämonischen Triebe bedeutet; sodann, daß diese Macht sich an Stelle Gottes setzt, sich über alle wahre und falsche Gottheit und über jedes wahre und falsche Heiligtum erhebt und daß sie Taten tut und Werke schafft, die über ihr Wesen irreführen können. Dadurch soll man sich nicht betrügen lassen. Diese Macht muß vor Christus dahinstürzen. Es ist eine sehr aktuelle Sache.

Man hat freilich dieses Stück der Eschatologie viel mißdeutet und mißbraucht. Der Antichrist ist immer wieder in bestimmten Personen oder Bewegungen gesehen worden, die im allgemeinen als besonders böse erschienen oder auch nur vielen so vorkamen und die vielleicht Christus näher standen als die Beurteiler. Es erwies sich immer wieder, daß der Rahmen zu eng genommen wurde. Man muß also in seinem Urteil darüber, was Antichrist ist und was nicht, zurückhaltend sein. Der Sinn dafür ist die höchste Probe des Wahrheitssinnes und des Verständnisses für Christus selbst. Das ist auch Sinn und Werk des Antichristen.

Frage: Und was oder wer ist, was die Volloffenbarung noch zurückhält?

Antwort: Das ist geschichtlich nicht auszumachen. Einige meinen, es sei der *Staat*, sogar in der Gestalt des römischen Kaisertums. Aber der Staat wurde in diesem ja selbst zur Verkörperung der Macht des Bösen und ist es heute erst recht geworden. Er setzt sich ja an Stelle Gottes und verführt durch seine «Wunder» die Menschen.

Frage: Was und wer ist es denn?

Antwort: Es handelt sich wieder um ein *Prinzip*, um die Tatsache, daß es in diesem Kampfe zwischen Christ und Antichrist eine *Entwicklung* gibt, die ihren tiefern Sinn hat. Das Böse darf nicht sofort zur Volloffenbarung kommen. Es muß *reifen*, wie das Gute reifen muß. Darum muß es zurückhaltende Mächte und Menschen geben. Es waltet in dieser Entwicklung ein Gesetz: Das Böse darf immer in dem Maße hervortreten, als das Gute genügend Klarheit und Kraft und genügend Vertretung gewonnen hat, um es zu überwinden.

Das ist auf alle Fälle der wesentliche Sinn dieser Stelle.

(Fortsetzung folgt.)

Martin Bubers Weg zwischen Gedanke und Tat

(zu seinem 70. Geburtstag am 8. Februar 1948)

Von *Ernst Simon*

I.

Chassidismus und Zionismus

Bubers früher Ruhm, der seine Gestalt seit fast einem halben Jahrhundert begleitet und teilweise verhüllt, stammt aus der Entdeckung und Darstellung des chassidischen Gedankengutes für die westeuropäische, christliche und jüdische Welt. Von freier novellistischer Erzählung der «Geschichten vom Baal Schem» zu immer strengerer Quellentreue fortschreitend, vollbrachte Buber eine Art ergänzender Emanzipationstat: er machte das östliche Judentum, oder doch eine seiner charakteristischen Bewegungen, gleichsam kulturfähig und erwies seine Gleichberechtigung vor dem verwöhnten Geschmack eines deutsch-literarischen Publikums. Als um die Jahrhundertwende seine Bücher in *nichtjüdischen* Verlagshäusern zu erscheinen begannen, schien die Gleichberechtigung der westlichen Juden beinahe vollendet zu sein.

So wenigstens sah es von außen aus, und der schnelle Erfolg mag mit diesem teils kulturpolitischen, teils snobistischen Aspekt zusammengehangen haben. Aber nicht dies war es, was der junge Autor im Sinne hatte. Sein «Weg zum Chassidismus», um den Titel einer kleinen autobiographischen Schrift zu zitieren, hatte ihn aus der galizisch-wienerischen Assimilation seines Elternhauses über die aufklärerisch-gelehrte, aber noch wesenhaft jüdische Atmosphäre des Großvaters und Erziehers, Salomon Buber, zu einer religiösen Wirklichkeit geführt, die er in Leben und Schrifttum der Chassidim fand. Ihre Wendung zu einer dreifach erneuerten Unmittelbarkeit der Beziehung – zu Gott, der Natur und den Mitmenschen – entsprach dem innersten Drange des jungen Mannes nach einem möglichst unvermittelten Leben mit dem Schöpfer, der Schöpfung und den Geschöpfen. Alles, was sich zwischen diese schlechthin gegebenen Urtatsachen stellen wollte, und sei es selbst die Heilige Schrift, ihre mündliche Lehre und ihr gelebtes Gesetz, erschien als Hindernis auf dem Wege eines Eroberungszuges, der zwar nicht Bilder, aber Schriften stürmte.

Das Pathos, das hinter dieser erfolgreichen literarischen Bemühung stand, war also nicht jene emanzipatorische Befriedigung eines Teils der Leser, der es wider Willen diente. Buber war damals bereits politisch in einem anderen Lager: nicht in dem der Emanzipation, sondern in dem der Autoemanzipation, des Zionismus. Seine Wiederentdeckung des Chassidismus und sein Zionismus hingen in der Wurzel zusammen; beide dienten einer neuen Unmittelbarkeit, die der jüdische Mensch zu den Grundtatsachen des Lebens wiederzufinden hatte, aber auch

wiederzufinden hoffen durfte, weil er sie ja immer wieder, und so zuletzt noch im Chassidismus, besessen hatte. Die historische Renaissance diente der werdenden; die Vergangenheit wurde zum Midrasch der Zukunft.

Dies gilt insbesondere für einen weiteren zentralen Beziehungspunkt. In Bubers Auffassung sind sowohl Chassidismus wie Zionismus sozial-religiöse Phänomene, beziehungsweise Postulate: im «Stübel» und in der Kwuza findet Gott den Ort seiner irdischen Verwirklichung: die gerechte Menschengemeinschaft. Der sozialistische, das heißt der als Sozialist lebende, jüdische Arbeiter in Palästina erfüllt die Verheißung des chassidischen Lebens, selbst dann, wenn er sich in seiner bewußten Ideologie diesem Zusammenhang entziehen will.

Judentum ist Gemeinschaftsleben im Dienste Gottes. Was aber ist Christentum?

II.

Judentum und Christentum

Buber war für Jahrzehnte der Hauptvertreter des Judentums vor der christlichen Welt, der Botschafter Israels an die Völker, aber ein Botschafter, den das eigene Volk nicht immer akkreditierte. Man glaubte seiner Darstellung des Judentums oft mehr außen als innen. Schon diese schwierige und zuweilen tragische Zwischenstellung mußte ihn immer wieder auf das Problem «Judentum und Christentum» hinlenken. Wie kam es, daß der christliche Theologe ihn oft besser verstand als der jüdische Politiker oder Rabbiner? War seine Deutung des Judentums vielleicht allzusehr bestimmt von seiner Herkunft aus westeuropäischer christlicher Kultur?

Aber auch hier, ebenso wie beim Chassidismusproblem, müssen wir zwischen einer äußeren und inneren Schicht der Motivierung sorgfältig unterscheiden. So wichtige Denkanstöße für den Soziologen Buber auch von den Phänomenen des Verstandenwerdens oder Mißverstandenwerdens ausgehen mögen, der Theologe wird doch immer die große «Frage an den Einzelnen» stellen: was ist Wahrheit?

Anders als Bubers größter Freund, Franz Rosenzweig, läßt er nicht Judentum und Christentum als gleichberechtigte relativ menschliche Teile an der einen und absoluten, doch verborgenen göttlichen Wahrheit des «Sterns der Erlösung» gelten: das Judentum als «das ewige Leben» und das Christentum als «den ewigen Weg». Buber, dem das Christentum niemals als die religiöse Wahrheit schlechthin nahegetreten war, kann ihm nicht den Platz neben dem Judentum anweisen, sondern muß das alte Glaubensgespräch fortführen, wenn auch mit völlig neuen Denkmitteln. Gerade in diesem Punkt ist er häufig mißverstanden worden, weil er, besonders in seiner Frühzeit, das Urchristentum als eine legitime jüdische Bewegung in Anspruch nahm und stets der Person Jesu

die größte Verehrung gezollt hat. Aber doch immer nur der Person, soweit sie von ihrem Anspruch auf Messianität ablösbar ist. In seiner Rede zum Gedenken des großen christlichen Sozialisten und Zionsfreundes Leonhard Ragaz, die er in der Jerusalemer Synagoge «Emeth we-Emuna» gehalten hat, formuliert Buber seine Stellung nach beiden Seiten hin in klassischer Eindeutigkeit:

«Ich glaube fest daran, daß die jüdische Gemeinschaft im Zug ihrer Wiedergeburt Jesus rezipieren wird, und zwar nicht bloß als eine große Figur ihrer Religionsgeschichte, sondern auch im lebendigen Zusammenhange eines sich über die Jahrtausende erstreckenden messianischen Geschehens, das in der Erlösung Israels und der Welt münden wird. Aber ich glaube ebenso fest daran, daß wir Jesus nie als gekommenen Messias anerkennen werden, weil dies dem innersten Sinn unserer messianischen Leidenschaft, also eben dem, was Ragaz an uns so wichtig für das Kommen des Reiches Gottes erscheint, widersprechen würde. In das mächtige Seil unseres Messiasglaubens, das, an einem Fels am Sinai geknüpft, sich bis zu einem noch unsichtbaren, aber in den Grund der Welt gerammten Pflocke spannt, ist kein Knoten geschlagen. Für unsern Blick geschieht Erlösung allezeit, für ihn ist keine geschehen. Am Schandpfahl der Menschheit stehend, gegeißelt und gefoltert, demonstrieren wir mit unserem blutigen Volksleib die Unerlöstheit der Welt. Für uns gibt es keine Sache Jesu, nur eine Sache Gottes gibt es für uns.»

Gott hat sich in keines Menschen Leib verkörpert; die Erlösung ist in keinem Geschichtsmoment vorweggenommen worden, sondern liegt in ihrer ganzen Fülle vor uns; das Volk Israel selbst ist als der leidende Gottesknecht der jesaianischen Verheißung ihr lebendiger Bürge: dies etwa sind die wichtigsten, wenn auch durchaus nicht die einzigen Unterscheidungspunkte, die für Buber Judentum und Christentum trennen. Doch wie ein Weg von der Theorie des Chassidismus zur Tat des Zionismus führte, so muß auch hier eine Beziehung zwischen gedanklichem und gelebtem Judentum gestiftet werden. Sie erwächst aus der kritischen Frage, inwieweit die jüdische Wirklichkeit der Aufgabe Israels gerecht wird.

Ein Großteil von Bubers gedanklicher Bemühung kreist um dieses Problem. Er verschließt sich keiner Mangelhaftigkeit im jüdischen Leben Palästinas und der Diaspora. Er sieht jeden Abfall, sowohl den von der Religion wie vor allem den in der Religion selbst, den ihre scheinbaren Träger und offiziellen Vertreter üben. Aber er verzweifelt nicht an Israels standhaftem Kern, am «Reste, der zurückkehren wird». Dessen Spuren entdeckt seine Philosophie der jüdischen Geschichte in der halben Verborgenheit ihrer Zeitalter: als Prophetie, Urchristentum, Hagadah, Mystik, Chassidismus, Chaluziuth. Die geheimnisvolle Kontinuität dieser unterirdischen Ströme, die immer nur zeitweise und meist nachträglich die Anerkennung des offiziellen, geltenden Judentums erlangt haben, bildet das eigentlich legitime Volk Israel. Sein Weg geht durch die Niederlagen einer heimlichen Geschichte, die als Glieder einer paradoxen Kette zum endzeitlichen Siege der Erlösung leiten. Im vollen Bewußtsein des zeitlichen Versagens muß sich der Jude, der dies erkannt

hat, in den tätigen Dienst am werdenden Reiche Gottes stellen. Dieser «Dienst an Israel» ist zugleich sein Dienst an der Welt. Die Kraft zu ihm schöpfen seine Träger aus jener tiefsten Quelle, die den Menschen dann durchströmt, wenn er gelernt hat, mit seiner ganzen Person «Du» zu sagen.

III.

Ich und Du

Bubers wichtigster Beitrag zur modernen Philosophie besteht in seinem kleinen Buche «Ich und Du», dem Kernstück einer Metaphysik, deren andere Teile wir hoffentlich in den nächsten Jahren von der immer noch steigenden Fruchtbarkeit des Siebzigjährigen, der uns in seinem letzten, palästinensischen Dezennium fast jährlich ein Buch geschenkt hat, erwarten dürfen[1]. Der Kerngedanke ist die Begründung einer theologischen Erkenntnistheorie. Des Menschen Welt, Haltung und Erkenntnis ist zwiespältig, je nachdem in welchem Wortpaar seiner Grundworte er steht: dem Paar Ich-Du oder dem Paar Ich-Es. Das zweite stiftete alle bisherige Wissenschaft; jeder «Gegenstand der Erkenntnis» ist ein «Es», ein versachlichtes Gegenüber, das nur jeweils eine seiner Facetten dem Beobachter, Einordner, Zergliederer, Gebraucher zukehrt. So etwa ist die Pflanze dem Botaniker ein Es, Gegenstand oder Glied einer bestimmten Klasseneinteilung; dem Agronomen etwa Unkraut oder Nutzpflanze, und noch dem Liebenden, der sie der Geliebten bringt, ein Ausdruckssymbol. Doch wer sich an ihr freuen kann, ohne sie zu begehren, dem erschließt sie ihre Ganzheit, ihr eigenes Sein; sie verwandelt sich aus der Teilhaftigkeit des Gegenstandes zur Fülle einer Gegenwart. Zu ihr, und nur zu ihr, kann der Mensch Du sagen, und dieses Du wird nun von einem andern Ich gesagt als dem der wissenschaftlichen Teilerkenntnisse: der Ganzheit der Gegenwart des Du entspricht die Ganzheit des Einzelmenschen; beide, Ich und Du, bedingen einander und verwirklichen einander.

Worin unterscheiden sich aber diese Erkenntnisse etwa von denen der Kant-Schopenhauerschen Ästhetik, deren Verhaltungsweise bekanntlich von ihren Meistern als die eines «Wohlgefallens ohne Interesse» definiert wurde? Auch dort ist die Blume nicht Gegenstand des Begehrens, sondern holde Gegenwart seliger Schau. Der Unterschied liegt in dem, was wir oben theologische – und nicht ästhetische – Erkenntniskritik genannt haben. Die Ich-Du-Beziehung ist keine der Anschauungen, bei der der Betrachtende aktiv und das Betrachtete – eben doch wieder ein Es – passiv wäre, wie beim Naturgenuß,

[1] Jetzt wieder abgedruckt in dem Bande «Dialogisches Leben», Gesammelte philosophische und pädagogische Schriften, Gregor-Müller-Verlag, Zürich 1947, sowie in der englischen Auswahl aus Bubers nichtjüdischen Schriften «Between Man and Man», Verlag Routledge, London.

sondern eine Begegnung, jene Grundkategorie in Bubers «Dialogischem Leben». Daher stiftet sie die Gemeinschaft des Menschen mit allem, zu dem er jeweils Du sagen kann: mit der Welt als Schöpfung, mit dem Mitmenschen als Geschöpf und mit Gott als Schöpfer, Offenbarer und Erlöser. Die Sehnsüchte des frühen Buber, der den Chassidismus wiederentdeckte, haben sich dem reifen Mann nun als formulierbare Erkenntnisse erfüllt, in denen Franz Rosenzweig nicht umsonst eine der wenigen Parallelen und Vorläufer seiner eigenen religiösen Existentialphilosophie sah.

Besteht hier eine echte Beziehung, so gibt es eine recht problematische, wenn auch der Untersuchung bedürftige und würdige zu einer andern antiidealistischen philosophischen Bewegung, zum Pragmatismus. William James schreibt in seinem Aufsatz «The Will to Believe»: «The universe is no longer a mere It to us, but a Thou, if we are religious; and any relation that may be possible from person to person might be possible here.» Die Übereinstimmung scheint zunächst geradezu schlagend. Bei näherer Analyse der Beziehungen zwischen Existentialphilosophie und Pragmatismus, für die hier nicht der Ort ist[2], wird sich ergeben, daß die positiven Beziehungen zwischen beiden sich im wesentlichen auf den pars destruens, die Kritik des philosophischen Idealismus, beschränken, aber gerade nicht für den pars construens, die Begründung einer neuen Lebensanschauung, gelten. Diese steht, selbst bei James, und um wieviel mehr bei seinen Nachfolgern, unter dem Zeichen des «Als ob»; wo James vom «Willen zu glauben» spricht, reden Buber und Rosenzweig von religiöser Wirklichkeit und religiöser Erfahrung, deren heiliger Zwang an die Stelle wohlmeinender Empfehlungen tritt.

Heiliger Zwang? Wir haben das Wort hier einem Gedichte Jehuda Halevis entlehnt, das Rosenzweig übersetzt und gedeutet hat: Als der Dichter schon alle Vorbereitungen zur Übersiedlung nach Palästina getroffen hatte, machten ihn die Warnungen der Freunde vor dem gefährlichen Wege für einen Augenblick schwankend, und er hätte vielleicht das große Unternehmen aufgegeben, wenn die Angelegenheit nicht eben schon zu weit gediehen wäre: ein Stückchen «heiliger Zwang» machte seinen Willen erst ganz zur Tat. Solche Betrachtungsweise und Terminologie erschrecken den modernen Leser, und zwar um so mehr, je «progressiver» er ist. Wir alle haben gelernt, die Magie der großen unbeweisbaren Worte zu fürchten: «Schicksal», «Blut», «Boden», selbst «Volk» und «Gott» – sie erscheinen uns Söhnen des 20. Jahrhunderts meist nur in einer roten Wolke von Blut und Unheil. Wieviel haben sie dazu beigetragen, das Chaos unserer Zeit zu mehren,

[2] Vergleiche meinen hebräischen Vortrag «Die Stellung Franz Rosenzweigs in der modernen Philosophie», gehalten in der American Academy for Jewish Research auf deren Jahresversammlung Dezember 1947, der demnächst im Druck erscheinen wird.

die Leiden der Guten und Geduldigen zu häufen, den Mund der wenigen klargebliebenen Warheitssucher zu stopfen! Wir verlangen nach strenger rationaler Gedankenarbeit, nach Beschränkung auf das Sicht- und Greif- oder doch Nachweisbare, verabscheuen den Nebel und suchen das Licht. Die dunklen Urworte und orphischen Andeutungen scheinen einer neuen Jugend in unvermeidlichem Bunde mit den Kräften und Mächten der Finsternis zu stehen, deren Mythos Gewalt heißt und die im Zeichen des Todes eine unselige Welt regieren.

Buber spricht zwar nicht in ihrer Sprache – wie könnte er, und wie könnten sie –, aber er bedient sich zum Teil desselben Vokabulars, und ein Alfred Rosenberg wagte ihn in Nürnberg zu zitieren.

Die Kirchen- und Ketzergeschichte war oft eine Geschichte von Priestern und Heiligen. Die Priester verwalteten das – wirklich oder scheinbar – beweisbare Dogma; die Ketzer lebten aus der Gewißheit unbeweisbarer Wirklichkeit des Glaubens und Lebens. Die intellektualistische Verengerung des 19. Jahrhunderts hat den unbeweisbaren Teil der Wirklichkeit aus dem Bezirk der Vernunft ausgestoßen und ihn zur leichten Beute für die Mächte der Finsternis werden lassen. So wurden die modernen Ketzer zu den Bannerträgern des Fortschritts und Vorkämpfern der Freiheit; das ursprüngliche Verhältnis hat sich vollkommen umgekehrt. Aber damit ist weder der rationalen Wahrheit noch der lebendigen Wirklichkeit auf lange Sicht gedient. Die Provinzen unbeweisbarer Wirklichkeit stehen jedem dämonischen Zugriff und jeder satanischen Annexion so lange offen, wie sie nicht eingeordnet sind in eine Gesamtauffassung, die den ganzen Menschen, ohne künstliche Abstriche, in seiner vollen Lebendigkeit faßt und ihn so, wie er ist, nicht nur in seiner isolierten Begriffssphäre, sondern mit seinem Unten und seinem Oben, mit seinen Trieben und Glaubenshoffnungen, auf den Weg zum Reiche Gottes führt. Der gläubige Ketzer von heute muß deshalb Politiker sein.

IV.

Politik aus dem Glauben

Für Buber – wie für Magnes – ist Politik Glaubenspflicht, Mizwah.

Buber ist als Politiker kein moralischer Absolutist. Er weiß, daß Politik «die Kunst des Möglichen» ist; er erkennt die Schwäche rein idealer Antriebe, die Macht der Interessen und Leidenschaften. Was er sucht, ist die «Demarkationslinie» zwischen der unbedingten Forderung und der jeweils nur bedingten Verwirklichung. Der *eine* kleine Schritt über das Notwendige hinaus, das notwendige Maß an Gewalt, an List, an Lüge, an Unrecht, die alle mit der Politik wesensnotwendig verknüpft sind – dieser eine kleine Schritt über das Notwendige hinaus ist Sünde. Buber kämpft um das Maß im politischen Geschehen, um die Haltung des Maßes, um die Gesinnung des Ausgleichs, um die

täglich neue Entscheidung für das, was relativ am wenigsten unrecht, am meisten recht ist. Wie all seine Entscheidungen, wie die religiös-moralischen, so lassen sich auch diese – die religiös-moralisch-politischen aus keinem Katechismus oder Schulchan Aruch ablesen. In jeder Stunde neu, rufen sie den lebendigen Menschen in die Gegenwart ihres furchtbaren Du, in die Begegnung mit ihren Masken, hinter denen sich das maskenlose Antlitz des Herrn der Geschichte verbirgt.

Nur einer so tief verwirrten Zeit wie der heutigen, nur einem so tief verwirrten Volke wie unserem jüdischen Volke heute, konnte diese Haltung Bubers als weltfremd verstiegener Idealismus erscheinen. Sie ist lebensnäher als fast alles andere, was an politischen Theorien und Analysen sonst geäußert wird: Nicht zufällig hat er fast als erster den Ernst und die Wichtigkeit der arabischen Nationalbewegung vorausgesehen und schon auf dem Karlsbader Kongreß von 1923, als Schwärmer verlacht, vor ihren Gefahren gewarnt und auf ihre Entwicklungsmöglichkeiten hingewiesen. Wer auf dem schmalen Grat zwischen Gedanke und Tat seinen Weg sucht, sieht mehr als die andern, denn sein Blick geht frei nach beiden Seiten. Er sucht ihren Ausgleich; ja, sagen wir es mit dem verächtlichen Fremdwort: ihren Kompromiß. In totaler Zeit, die jeden Kompromiß scheinbar verwirft, wird es zum Anliegen des echten Radikalen, des Politikers aus dem Glauben.

Eine Kontroverse

Zum Urteil über Friedrich Siegmund-Schultze

(Ein Vorschlag zur Wiedererwägung)

Unter der Überschrift «Quarantäne für die deutsche Intelligenz» «Neue Wege», 41. Jahrgang, Seite 418 ff.) wurde, zwar ohne Nennung seines Namens, Friedrich Siegmund-Schultze als Verfasser des für uns alle bedeutsamen Buches «*Die Überwindung des Hasses*» (Europa-Verlag, Zürich–Neuyork 1946) zusammen mit dem österreichischen Mitarbeiter des «Demokrat», Ude, als Vertreter der deutschen Intelligenz, die aus Mangel an Zivilcourage den Krieg mitverschuldet hat, in einen Topf geworfen und ihm das Recht abgesprochen, jetzt schon in der Schweiz ein belehrendes Buch über den Frieden zu veröffentlichen. Der Einsender H. hebt mit Recht Karl Jaspers' (im Artemis-Verlag, Zürich, erschienene) Untersuchung über die Schuldfrage rühmend hervor und zitiert ein paar bedeutsame Sätze daraus. Er billigt also der von ihm geforderten Quarantäne für die deutsche Intelligenz diese Ausnahme zu. Ist nun die Sprache Siegmund-Schultzes in seinen tiefgründigen wissenschaftlichen Abhandlungen (*Gastvorlesungen* an der Universität Uppsala im März 1946 im Auftrag der schwedischen Behörden) auch

eine ganz andere als die unmittelbar Existenz erhellende von Jaspers, so bleibt doch zu erwägen, ob jene Ausnahme vom nationalistischen Sündenfall der deutschen Intelligenz nicht auch jenem deutschen Menschen und Gelehrten zuzubilligen ist. Ist er doch 1933 mit knapper Not der Gestapo in Berlin und 1938 bei tapferem Verhalten der Gestapo in Wien entgangen! Und steht er nicht als überlegener, weitblickender Leiter der ökumenischen Bewegung und des Internationalen Versöhnungsbundes seit Jahrzehnten in der vordersten Reihe derer, die zwischen den lebendigen christlichen Gruppen der durch den Krieg verfeindeten Völker Brücken schlagen und die Erscheinung des übernational denkenden, abendländischen Menschen vorbereiten helfen, nach dessen endlichem Kommen wir so dringlich verlangen? Sein Buch ist mehr ein europäisches als ein schweizerisches Buch zu nennen. Man darf sich aber darüber freuen, daß es unter dem Kennwort «Wiederaufbau und Erziehung» in der Schweiz erscheinen konnte (um, so gut wie Jaspers' knappere, konzisere, aufrüttelnde Untersuchung, von da aus in den verworrenen europäischen und mitten darin den vom Krieg um und um gepflügten deutschen Raum hinüberzurufen). Möglich, daß der Einsender H. an Siegmund-Schultzes (Seite 148 f. ausgesprochener) Auffassung Anstoß nahm, die rechtverstandene Vergebung mache keinerlei Einschränkungen, sintemal der Christ nicht zum Richter der andern berufen sei, überhaupt nicht richten solle. Bei der uneingeschränkten Vergebung im Namen Christi klinge stets die eigene Schulderkenntnis mit. «Nur durch die Anerkennung der gemeinsamen Schuld vor Gott», heißt es dort, «ebnen wir den Weg für die Schulderkenntnis der andern.» Und doch gebe es christliche Theologen, die die Auffassung vertreten, daß nur dem vergeben werden darf, der seine Schuld eingesehen und bekannt hat. – Hier wird ein dem deutschen Volk zugetaner, dieses Volk aufrichtig und nüchtern liebender Schweizer immer dem (von H. aufgewiesenen) Standort Jaspers' den Vorzug geben: «Das Wort ‚Die andern sind nicht besser als wir' wird falsch angewandt in diesem Augenblick . . . Die allgemeine Wahrheit darf nicht dazu dienen, die besondere gegenwärtige Wahrheit der eigenen Schuld zu nivellieren.» War es denn von seiten jener christlichen Theologen wirklich nur ein eigensinniges Vorhalten der Schuld, nur ein selbstgerecht-liebloses Aburteilen und Richten, das sie trieb, bei den Deutschen auf Anerkennung ihrer besondern Schuld zu dringen? War es nicht vielmehr die bekannte, biblisch wohlbegründete und von der modernen Seelenheilkunde wieder erkannte Einsicht, daß ein einzelner Mensch oder ein ganzes Volk sich nur von *der* Schuld wirklich befreit und reinigt, die es in seiner verhängnisvollen Abirrung von der Wahrheit als Schuld erkannt und dann auch anerkannt, das heißt bekannt hat. (Psalm 32!)

Heute sind die Stimmen jener christlichen Theologen wieder verstummt. Mit Recht. Genug, daß sie im entscheidenden Zeitpunkt –

nach Kriegsende vor zweieinhalb Jahren – diesen dringenden, im besten Sinne seelsorgerlichen Rat, zwecks Eröffnung eines wirklich neuen, von Gott gewiesenen Weges in eine wirklich neue deutsche Zukunft, zu seiner eigenen Schuld als zu einer persönlichen zu stehen, pflichtmäßig erhoben und über die Grenze nach Deutschland hinübergerufen haben. Er scheint aber drüben trotz dem Ja der Bekennenden Kirche nicht recht vernommen, nicht recht durchgedrungen zu sein. Daß er heute von jenen christlichen Theologen nicht mehr hinübergerufen wird, beweist, daß es ihnen damals (und auch jetzt, da sie schweigen) nicht ums Richten, sondern um Bereitung eines *neuen* Weges für das deutsche Volk ging und immer noch geht. Daß der Rat aber wenig geneigte Ohren fand, mag mit der Grund, vielleicht die Hauptursache sein, warum in Deutschland noch soviel notvolle Ungewißheit und Stagnation und noch sowenig von einem beschrittenen neuen Weg festzustellen ist.

Daß Siegmund-Schultze selbst aber doch bei ernsthafter Wiedererwägung Verständnis für den Standort jener christlichen Theologen aufbringen kann, dürften folgende Sätze seiner Untersuchung (S. 169) beweisen: «Ein weiterer Schritt derjenigen, die den Klassenhaß zu überwinden suchen, ist der, daß sie das Unrecht ihrer eigenen Klasse, das sie mit eigenen Augen gesehen haben, auch öffentlich zugeben. In erster Linie handelt es sich dabei natürlich um das Eingeständnis einer solchen Schuld vor den eigenen Klassengenossen; deren Verhalten wird nur dann geändert werden können, wenn das bisherige Versagen vollständig deutlich gemacht wird. Aber auch der andern Klasse gegenüber ist ein solches Eingeständnis am Platze, zunächst schon um der Wahrhaftigkeit willen, die nie außer Kraft gesetzt werden darf, dann aber auch, weil jede Schuld nur dadurch in der rechten Weise gelöst wird, daß sie gegenüber dem, gegen den sie begangen worden ist, eingestanden wird . . .» Was nun in Siegmund-Schultzes Augen für die Klassenversöhnung recht ist, sollte das nicht auch für eine wirkliche Völkerversöhnung billig sein? In diesem Sinne versehen wir uns ihm gegenüber alles Guten und sind in Erwartung, seine Stimme im Chor der Rufer dieser Zeit weiter zu vernehmen.

Ernst Lüthi.

Zur Ehrenrettung des Universitätsprofessors Dr. Johannes Ude

In Heft 9, September 1947, der Monatsschrift «Neue Wege», Zürich, tritt ein gewisser H. ein für «*Quarantäne für die deutsche Intelligenz*». Ganz auch unsere Ansicht, wenn H. fordert, daß das deutsche Volk, Österreich inbegriffen, und die Intelligenz des deutschen

Volkes voran, endlich seine große und schwere Schuld am Weltkrieg eingestehe und dann aus dieser ehrlichen Erkenntnis heraus den Neuaufbau in die Wege leite. Die Erkenntnis der eigenen Schuld ist der erste Schritt zur Besserung. Leider hat aber die deutsche Intelligenz – Ausnahmen bestätigen nur die Regel – zu all den Greueln des Hitlerkrieges still geschwiegen und hat dadurch größte Schuld auf sich geladen und hat es dadurch verwirkt, als Lehrer für die Welt aufzutreten. Sicher fordert es, um mit H. zu sprechen, «zum Widerspruch heraus, wenn Deutsche oder großdeutsch eingestellte österreichische Professoren sich schon wieder als Lehrer etablieren in Schweizer Zeitungen und Verlagen, um da über Völkerfrieden, demokratische Erziehung und über Schuldfrage die Welt zu belehren».

Wenn aber nun H. in seinen weiteren Ausführungen den uns Schweizern nicht unbekannten österreichischen Universitätsprofessor Dr. *Ude*, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, angreift (aus den Bemerkungen H.s scheint unzweifelhaft hervorzugehen, daß er Professor *Ude* meint), so fühle ich als Freund des Genannten es als Gewissenspflicht, mich des Angegriffenen anzunehmen.

Prof. Ude, mit dem ich schon jahrzehntelang auf das engste verbunden bin, ist keineswegs einer derer, die etwa die überaus große Schuld am Weltkrieg und an dessen Greueln, die die Deutschen im Reich und in Österreich auf sich geladen haben, in Abrede stellen. Im Gegenteil: in Wort und Schrift hat Prof. Ude seit dem ersten Weltkrieg und während des zweiten Weltkrieges und nachher unentwegt öffentlich diese Schuld eingestanden und sein Volk zur Einsicht aufgefordert. Auf das stärkste allerdings nimmt er immer wieder dagegen Stellung, daß man die Schuld am Kriege einzig und allein nur dem deutschen Volke in die Schuhe schieben will. Gegen diese ungeheure Behauptung sagt er mit Recht, daß auch die Alliierten, ja daß die ganze Welt mehr oder weniger an diesem Krieg ihren Teil von Schuld trägt. Nur der, der ohne Sünde ist, möge den ersten Stein auf das deutsche Volk werfen.

H. wird wohl kaum zu behaupten wagen, daß wir Schweizer ohne Schuld dastehen. Einzig und allein zum Beispiel die kapitalistische Wirtschaft, der leider auch in der Schweiz gefrönt wird, zeigt, daß auch wir Schweizer nicht ganz unschuldige Lämmer sind. Haben nicht unsere Schweizer für Hitler Kriegsmaterial über den Gotthard nach Italien befördert? Hat man nicht in Oerlikon und anderswo in der Schweiz mit Hochdruck Kriegsmaterial hergestellt und nach Deutschland geliefert? Ich für meinen Teil finde das mit der gerühmten Neutralität in krassem Widerspruch.

Prof. Ude schüttelt die Schuldfrage, wie H. behauptet, durchaus nicht ab, sondern er verlangt nur, daß man gerecht urteile.

Übrigens: Während H. sich in diesem unserem Lande die ganzen Kriegsjahre hindurch ruhig satt essen konnte und in Frieden lebte, hat Prof. Ude, der die Schuld des Nationalsozialismus einsah, dazu nicht geschwiegen und mußte sein Auftreten, von den Schergen Himmlers zweimal verhaftet, als Todeskandidat in schwerer Kerkerhaft büßen. Es steht daher Herrn H. sehr schlecht an, Ude vorzuwerfen, daß er nach wie vor nicht schweigt, sondern als einer, der für die Gerechtigkeit im Kerker Zeugnis abgelegt hat, weiterhin als Bekenner auftritt. Wir Schweizer, weit vom Geschütz, haben gut reden und kritisieren.

Daß Ude den Einmarsch Hitlers in Österreich aus seiner großdeutschen Einstellung heraus begrüßte und aus seiner Einstellung kein Hehl machte, also als wahrer Demokrat offen für seine Überzeugung eintrat, dürfte ihm am allerwenigsten H. als demokratischer Schweizer zum Vorwurf machen. Ude hat nicht den Hitlerismus, hat nicht die Greuel der Gestapo, hat nicht den Krieg begrüßt, sondern er hat es begrüßt, und zwar im guten Glauben, daß auf Grund der 25 von Hitler verkündeten Thesen dem österreichischen Faschismus und politischen Katholizismus ein Ende bereitet werden würde. Daß er und viele Hunderttausende mit ihm in Hitler sich getäuscht haben, ist richtig. Ich möchte nur die bescheidene Frage an H. richten, was wohl er, wenn er all das Furchtbare des Weltkrieges hätte mitmachen müssen, getan hätte, ob er wohl den Mut aufgebracht hätte, so wie ein Ude aufzutreten. Zum Beispiel sein offener Brief an Mussolini betreffend den Krieg gegen Abessinien, sein flammendes Protestschreiben an den Gauleiter und Seyß-Inquart wegen der Judenmißhandlungen in Graz, was ihm ewige Verbannung aus seiner Heimat Steiermark eintrug. Seine offene Erklärung, daß der Krieg gegen Polen ein himmelschreiendes Unrecht sei, was ihn als Todeskandidat in den Kerker brachte, wo er 10½ Monate schmachtete. Es ist überaus leicht, hintendrein aus sicherem Port andern Vorwürfe zu machen und ihnen eine Gesinnung zu unterschieben, die sie nicht haben. Ude hat schließlich ganz recht, wenn er die Kriegsschuldfrage als eine internationale Frage bezeichnet. Mit diesem Bekenntnis schüttelt er die Schuldfrage durchaus nicht ab.

Ich empfehle übrigens Herrn H., abzuwarten, bis das große Werk unseres Prof. Ude «Du sollst nicht töten!» im Druck erscheint. Ich bin überzeugt, daß H., der am Auftreten des Prof. Ude schweres Ärgernis nimmt, es bedauern wird, in solcher Weise den Stab über ihm gebrochen zu haben.

Jakob Sprenger,
Sekretär des Internationalen Befreiungsbundes, Gams.

Noch einmal „Quarantäne für die deutsche Intelligenz"

Die Redaktion der «Neuen Wege» hat mich gebeten, ein Wort der Begründung und Erklärung meines Ausfalls gegenüber Prof. Siegmund-Schultze und Prof. Ude, wie er sich in meinem Artikel «Quarantäne für die deutsche Intelligenz» findet, zu äußern. Es ist dies mir selber willkommen, da ein solch kurzer Seitenhieb, weil zu wenig motiviert, den Anschein ungerechten Pauschalurteils zuläßt. Ich begrüße daher die Möglichkeit, die mir die Zuschrift von Herrn Pfarrer Lüthi bietet, meine damalige Äußerung unseren Lesern erklärlich zu machen. Herr Pfarrer Lüthi scheint mein Anliegen verstanden zu haben: er hat richtig erraten, welches der Grund des Anstoßes für mich war. Siegmund-Schultze spricht in seinem Buch über die «Überwindung des Hasses» (gegen das ich übrigens nichts gesagt habe) sich gegen gewisse Theologen aus, die die Auffassung vertreten, daß nur dem vergeben werden dürfe, der seine Schuld eingesehen und bekannt habe. Demgegenüber plädiert S.-Sch. für bedingungslose Versöhnung usw. Diese Rede ließ mich tatsächlich etwas stutzig werden, und ich erinnerte mich sogleich an die diesbezüglichen Worte Friedrich Wilhelm Försters in seiner Schrift «Ewiges Licht und menschliche Finsternis». Dort (im Kapitel «Menschliche Weichheit und christliche Härte») ist die Gefahr einer rein menschlich-naturhaften Versöhnungstendenz klar dargestellt, die eine bedingungslose Versöhnung um jeden Preis anstrebt. «Gemeinschaft erscheint als christliche Pflicht, Verzeihung und Vergessen wird bewilligt, ohne daß die Schuld eingesehen und gesühnt, das Unrecht widerrufen ist.» «Welche Verirrung», sagt dazu Friedrich Wilhelm Förster, «das als christliche Liebe zu bezeichnen! In solcher Deutung des Evangeliums fehlt die Gotteswahrheit, das heißt die Verpflichtung, unsere Menschenliebe von Gott her zu ordnen, zu bewachen, zu reinigen, zu erheben und sie dem Streben nach dem ewigen Gute dienstbar zu machen für uns und für die, die wir lieben ... Man kann fremde Schuld nicht schnell genug verzeihen, wenn sie vor Gott bekannt, betreut und gesühnt ist; wo dies aber nicht geschah, ist die Versöhnung und das Vergessen charakterlos und ein Beweis der Abwesenheit wirklicher christlicher Liebe, die in diesem Fall durch das ungeordnete Naturbedürfnis nach sozialer Wiederverknüpfung ohne Bedingung und um jeden Preis ersetzt wurde. Vergessen uneingestandener, ungesühnter Schuld ist Vergessen Gottes, Verrat am höchsten Gut und Verrat am Nächsten selber, dem man es schuldig ist, den Fall nicht leicht zu nehmen. Wer dies bei andern tut, um des lieben Friedens und der lieben Liebe willen, der wird es dann erst recht bei sich selber tun ... Wahre christliche Liebe ist keine Herstellung von Gemeinschaft um *jeden Preis*, keine charakterlose Aussöhnung mit dem, der sich nicht mit Gott versöhnt hat; nein, das Wesen der christlichen Liebe ist, daß sie zuerst Liebe Gottes und

dann erst und von dort her Liebe des Nächsten ist. Die menschliche Liebe ist weich, die christliche Liebe ist hart, und darum überwindet sie den Tod, die Verkennung und Feindschaft. Freilich, diese ‚harte' Liebe ist nicht populär in dieser Welt, sondern nimmt an aller Tragik des Kreuzes Christi teil.»

Man wird uns nun verzeihen, wenn wir, ganz allgemein, deutschen Theologen gegenüber etwas mißtrauisch sind, wenn sie – besonders jetzt, nach ihrer Niederlage, um solch bedingungsloses Verzeihen und Vergessen werben. «Man merkt die Absicht und man wird verstimmt.» Die deutschen Theologen, deren nachweisbare Schwäche darin bestand, daß sie die Religion von der Politik trennten oder aber zu ihren Gunsten mißbrauchten, waren nie verlegen, die Bibel und ihr profundes theologisches und philosophisches Wissen in den Dienst der deutschen Politik zu stellen. Siegten sie, dann bewiesen sie Gewalttat und Krieg aus der Heiligen Schrift; unterlagen sie aber, dann mußte die biblische Lehre von der Liebe und der Versöhnung herhalten, um sich vom Pranger und vom offenen Schuldbekenntnis und der Umkehr zu drücken. Auf jeden Fall ist die von Jaspers aufgezeigte Gefahr, «daß die allgemeine Wahrheit dazu mißbraucht werde, um die gegenwärtige Wahrheit der eigenen Schuld zu nivellieren», heute bei den Deutschen besonders groß. Und ich wage zu behaupten, daß sie auch bei einem Siegmund-Schultze nicht ausgeschlossen ist.

Ich schätze und bewundere Herrn Professor Siegmund-Schultzes Arbeit auf dem Gebiet der ökumenischen und sozialen Verständigung, und ich anerkenne auch seine Autorität auf diesem Gebiet. Was aber die deutsche Frage anbetrifft, glaube ich weniger an seine Zuständigkeit, als an seine nationale Befangenheit. Der Grund liegt in dem wohl nicht allen Lesern bekannten Umstand, daß politische Propheten von Format, wie Friedrich Wilhelm Förster und Professor Leonhard Ragaz, schon in der ersten Nachkriegszeit ernste Differenzen mit ihm hatten. Gewiß, auch seiner politischen Verständigungsarbeit möchte ich den guten Willen nicht absprechen, wohl aber den prophetischen klaren Blick und ein ganz unbestechliches, von nationalistischem Ressentiment ganz unbeeinflußtes Urteil in der deutschen Frage.

Das gleiche gilt auch von Professor Ude, dessen Haltung ich in jenem Artikel auch gestreift habe. Es ist selbstverständlich, daß es im allgemeinen uns Schweizern[1] nicht geziemt, vom sichern Port aus über jene Menschen, die in schwerer und gefährlicher Lage waren, im Machtbereich Hitlers, richten und aburteilen zu wollen, weil sie ganz oder zeitweise schwach wurden und sich zur Kollaboration herbeiließen. Die Frage ist aber die, ob jene heute sich noch als Propheten und Lehrer bei uns aufspielen können, und ob man nicht von ihnen

[1] Ich darf hier aber bemerken, daß ich selbst bis 1934 in Deutschland öffentlich tätig war!

zuerst ein offenes Eingeständnis und eine Distanzierung von ihrem Irrtum und auch eine Zeit des Stilleseins erwarten dürfe. Wenn Herr Sp., der Ude verteidigen zu müssen glaubt, meint, Ude habe sich als wahrer Demokrat gezeigt, obwohl er (oder weil er) den Einmarsch Hitlers in Österreich vom großdeutschen Standpunkt aus begrüßte und aus dieser seiner Einstellung kein Hehl machte, so vergeht uns allerdings der Mut, noch etwas gegen Deutsche oder Österreicher zu sagen! Weh dir Helvetia! Ex Oriente Lux? Nein, das Licht scheint nicht vom Osten, weder vom schweizerischen noch vom europäischen Osten, zu kommen! Es gibt nun ein Kriterium, an Hand dessen leicht festzustellen ist, ob ich mit meinem Urteil im Unrecht sei oder nicht. Es ist die Stellung zu Friedrich Wilhelm Förster. Ich glaube wohl nicht fehlzugehen in der Annahme, daß die beiden Herren Professoren (so wenig sie sonst miteinander zu tun haben) doch heute noch in der Ablehnung Försters einiggehen werden, obwohl die ganze Entwicklung diesem unpopulären Warner blutig recht gegeben hat, der die deutschen Dinge schon Jahrzehnte vor ihnen, da sie ihn noch befehdeten, richtig gesehen hatte. Beide haben, soviel ich weiß, ihren eigenen anfänglichen politischen Irrtum nicht öffentlich zugegeben, was trotz ihrer späteren, teilweise tapferen Haltung offenbar am Platz gewesen wäre. Die Gefahr für Deutschland und die Welt sind heute jene christlichen Theoretiker, die mit ihrem zu billigen Optimismus und Idealismus die wahre, reale Sachlage verharmlosen und in Vergessenheit bringen und so einer neuen künftigen Unschuldspropaganda Vorschub leisten.

Ich frage mich oft selber, wie ich dazu komme, ins Feuerhorn zu blasen, wo scheinbar niemand ein Feuer sieht. Es geschieht meist ganz spontan, intuitiv und instinktiv, fast gegen meinen Willen. (Diese Intuition mag zwar auch in der Tatsache begründet sein, daß ich während meines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Deutschland und besonders während der politisch kritischen Zeit 1933 bis 1934 schlechte Erfahrungen gemacht habe mit den Intellektuellen und besonders mit Hochschulprofessoren und selbst angebeteten Größen unter ihnen. «Gelehrtheit schützt vor Torheit nicht.» Dieses Wort wurde einem damals zur bitteren Wahrheit.)

Man darf es mir glauben, daß es mir selber peinlich ist, wenn ich mich oft in die Rolle des Propheten Bileam gestellt fühle, daß ich dort segnen muß, wo ich – parteimäßig gesehen – fluchen sollte, und daß ich dort anklagen muß, wo ich eigentlich loben möchte. Es ist wirklich nichts Angenehmes und Populäres, verborgene Dinge und Zusammenhänge zu sehen, die andere nicht sehen. Dann aber fühle ich mich auch dem Erbe eines Friedrich Wilhelm Förster und eines Leonhard Ragaz verpflichtet, die beide heute – wenn sie nicht ganz oder teilweise stumm wären – in dieser Sache genau gleich, wenn nicht noch schärfer urteilen würden. H.

Zur politischen Diskussion

Die Redaktion an die Leser

Es sind uns beim Beginn des neuen Jahrganges verschiedene Meinungsäußerungen zugekommen darüber, ob die Fortsetzung der Rußland-Diskussion richtig sei. Die Meinungen seien gemacht, sagen viele, und darum sei kein wirkliches Gespräch, sondern nur noch ein Aneinander-Vorbeireden möglich. Es mag stimmen, daß es Menschen gibt, die mit Nachdenken über diese Fragen aufgehört haben – vielleicht ehe sie recht damit angefangen hatten.

Wir möchten aber die denkwilligen Leser noch einmal darauf aufmerksam machen, daß es sich uns nie um eine bloße politische Diskussion gehandelt hat, sondern um eine Herausarbeitung und Klärung von Begriffen, die uns dringend nötig schien. Wer findet, daß er dieser Klärung nicht bedürfe, soll sich ruhig auf seinen Dogmen schlafen legen; wir wollen ihn nicht stören. Aber es gibt andere, die auf dem Standpunkt stehen: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, *erwirb* es, um es zu besitzen.» Ich glaube, daß wir um viele große und heilige Erkenntnisse heute mehr als je zu ringen haben, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, zu verarmen. Es geht zum Beispiel um den Begriff der Freiheit, um das Verhältnis von politischer und wirtschaftlicher Freiheit, es geht um das Problem der Gewalt, um Demokratie und Diktatur, es geht um den Sozialismus und die Frage nach seiner geistigen Verankerung, es geht um den Frieden, um die Schaffung einer übernationalen Rechtsordnung; und hinter diesen Fragen erheben sich die allerletzten und größten.

Alle diese Fragen sind uns in konkreter und aktueller Gestalt in der Rußlandfrage entgegengetreten. Man könnte natürlich an dieser Konkretheit vorbeigehen und die Dinge mehr abstrakt und begrifflich erörtern. Aber ob das fruchtbar wäre, ist eine Frage; ja es ist sogar eine Frage, ob diese Methode ehrlich und tapfer wäre. Es wäre ein Ausweichen vor einer Sache, die uns erregt, und wir nehmen es niemandem übel, wenn sie ihn erregt. Aber dieses Ausweichen wäre insofern unehrlich, als wir ja dann doch wieder Stellung nehmen, einfach weil wir müssen. Es ist schwer, es den Leuten recht zu machen; einmal ist man ihnen zu begrifflich und zuwenig konkret; sobald man aber Anschauungsmaterial bringt, dann schreien sie: «Das wollen wir nicht hören, davon haben wir jetzt genug.»

Wir dürfen nicht müde werden. In einer fiebernden und erschütterten Welt kann die Ruhe nicht unser erstes Anliegen sein. Vor den Problemen zu fliehen, unter denen Millionen leiden, die Augen zu schließen vor den Gefahren, die die Welt bedrohen, wäre Torheit und Schuld dazu.

Sicher wollen wir uns von der Politik nicht auffressen lassen. Wir wollen auch, soviel an uns liegt, das unsrige tun, daß die «Neuen Wege» nicht eine politische Revue werden. Aber gerade, wenn wir den Blick noch auf andere Dinge geheftet halten, werden wir nicht fliehen vor den Problemen der Zeit, auch nicht vor den politischen. In einen religiösen Winkel lassen wir uns nicht drängen. Wir lassen uns in diesen Winkel auch nicht hineinkomplimentieren von denen, die so freundlich sind, uns zu sagen, daß wir «religiös» doch so manches zu schreiben hätten. Einstweilen hat uns unser religiöses Gewissen – nicht unsere politische Sympathie – zu einem Kampf um die Menschenrechte, um die Freiheit und um den Frieden geführt.

Wir wollen nicht von denen reden, die etwas allzu naiv ihre Meinung verraten haben, die dahin geht, daß die Diskussion über Rußland geschlossen werden soll, während selbstverständlich die «Rundschau» nach wie vor gleich geschrieben werden dürfe. Da möchten wir sie schon bitten, einen gerechteren Weg aus der Schwierigkeit heraus zu zeigen. Einstweilen bleibt uns nichts anderes übrig, als es offen zu sagen und unsere Meinung zu begründen, wenn wir die Stellungnahme der «Rundschau» nicht verantworten können.

Paul Trautvetter.

Zur Auseinandersetzung über den Sowjet-Kommunismus

Die Auseinandersetzung in den «Neuen Wegen» um Rußland scheint mir notwendig. Die Dinge, um die es dabei geht, sind so überaus wichtig, daß die «Neuen Wege» nicht wären, was sie sein sollen, wenn diese Fragen dort nicht mit aller Deutlichkeit erörtert würden. Wenn dies von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus geschieht und nicht ohne Leidenschaft geschehen kann, so ist das sicherlich für die beiden Hauptverantwortlichen unseres Organs sehr schwer, dient aber wohl doch dazu, daß die Diskussion um so tiefer gräbt und um so größere Klarheit bringt.

Dr. Kramer scheint mir zunächst eins nicht genug zu beachten: wieviel tragischer es ist, wenn die, welche es unternommen haben, eine neue Welt aufzurichten, eine Welt der Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit, sich selbst dagegen versündigen, als wenn die alten Gegner dieser neuen Welt, die Militaristen und Kapitalisten es tun. Wenn unter dem Sowjetregime Dinge geschehen, über die man unter dem Zarismus nicht erstaunt gewesen wäre! Ist es nicht trostlos, wenn die Kommunisten sich auf ein Niveau begeben, angesichts dessen man sich nur noch darüber streiten kann, ob sie es dort, wo sie Meister sind, schlimmer treiben oder die andern in Griechenland usw. Dr. Kramer warnt durch Worte von Leonhard Ragaz vor dem Verrat an sich selbst als vor der großen Gefahr. Ist es nicht eben solcher Verrat

an sich selbst und der eigenen Sache in allergrößtem Ausmaße, wenn die Führer des Volkes, das den gewaltigen Sprung zu einer neuen Ordnung gewagt und getan hat, sich auf die Bahn des Nationalismus, ja Imperialismus, der hemmungslosen Gewalttätigkeit und Unmenschlichkeit begeben haben?

Solcher Verrat an der Sache des Sozialismus ist bitterer als alles, was die Gegner dagegen tun können.

Er ist auch noch gefährlicher. Dr. Kramer scheint mir auch nicht genug zu sehen, wie sehr Stalin und seine Leute durch das Unrecht, das sie im Namen des Sozialismus und Kommunismus begehen, den Kapitalismus moralisch rechtfertigen und praktisch stützen. Zahllosen wird dadurch sicherlich die Überzeugung geschaffen oder erhalten, daß die kapitalistische Ordnung eben doch die bessere sei oder wenigstens das kleinere Übel. Bei den wertvollsten Gegnern des Sozialismus ist das nicht nur Bolschewistenschreck, sondern es entsteht oder festigt sich so echte Überzeugung. Dazu trägt natürlich bei, daß die Vertreter des Kapitalismus, wenn das auch nicht ihr eigenes Verdienst sein mag, mindestens äußerlich zivilisierter und humaner auftreten, zum großen Teil aber auch echte Kultur besitzen, und daß sich im Marshall-Plan ganz zweifellos auch ehrliche und große Hilfsbereitschaft verkörpert. Dr. Kramer hält den französischen Sozialisten vor, daß sie Anschluß nach rechts nehmen – aber wer anders als die Kommunisten nötigt sie denn dazu? Macht man nicht überall die Erfahrung, daß man mit den Sowjetkommunisten nur dann zusammengehen kann, wenn man sich ihnen bedingungslos verschreibt und alles ihren Parteizwecken unterordnet, ob es sich dabei nun um eine kleine «Koordinationsstelle» in Zürich handelt oder um die Hilfe für das ganze hungernde Europa?

Ich glaube, wir müssen diese Dinge mit dem harten Namen des Verrats an der eigenen Sache bezeichnen, – um an der Sache selbst nicht irre zu werden. Es ist gut, daß die Wahrheit stets reiner und stärker ist als ihre Vertreter. *A. Bietenholz-Gerhard.*

Offener Brief an Herrn Dr. Hugo Kramer

Dezember 1947

Sehr geehrter Herr Doktor,

In den «Neuen Wegen» dieses Monats schreiben Sie auf Seite 591 unter «Die Ereignisse»: «Ich hoffe, die Leser und Leserinnen werden mir die vorstehende Auseinandersetzung über unsere grundsätzliche Orientierung im Kampfgewühl der Zeit nicht übelnehmen; sie war unerläßlich.» In unserer letzten Versammlung in Zürich habe ich mich für Ihre weitere Mitarbeit in den «Neuen Wegen» eingesetzt.

Zufolge meiner Stellungnahme und auf Ihren obigen Appell an die Leser glaube ich mich berechtigt, mich zu dieser Auseinandersetzung zu äußern. Ich bin seit rund fünfundzwanzig Jahren Abonnent der «Neuen Wege», und diese Schrift hat mir viel gegeben; ich möchte fast sagen, daß ich in ihrem Geist erzogen worden bin.

Die in der Dezembernummer enthaltene Behandlung des Rußland- und des Friedensproblems aus Ihrer Feder muß ich ablehnen und mich dagegen zur Wehr setzen, so ungewohnt ich des Schreibens in solcher Sache bin. — Ich habe Ihre Berichterstattung sehr sorgfältig gelesen und mir angestrichen, was von Ihren Ausführungen meines Erachtens zu widerlegen ist. Ich würde mir zutrauen, Punkt für Punkt mit Ihnen zu diskutieren, und das war meine Absicht. Ich mußte sie aufgeben. Ihre Ausführungen enthalten neben Richtigem so viel Unrichtiges, so viele Halbwahrheiten, Fehlschlüsse und Widersprüche, daß ich allein über einzelne Sätze halbe Seiten schreiben müßte. Ihrer Dialektik ist mit ein paar Worten nicht beizukommen.

Ich halte auch Sie für einen Wahrheitssucher wie jedermann, solange ich keine gegenteiligen Erfahrungen gemacht habe, und ich glaube, daß Sie sich Ihres Subjektivismus nicht bewußt sind. Es gibt eine Art der Geschichtsforschung und der Beweisführung, nach welcher sich der Forscher ein Wunschbild gemacht hat und dann alle Symptome, Argumente und Äußerungen in Wort und Schrift zusammenträgt, um dieses Wunschbild zu unterbauen. — Dieser verhängnisvollen Art scheinen Sie unbewußt verfallen zu sein. Aus Ländern der Presse- und Redefreiheit lassen sich natürlich mit Leichtigkeit genügend Beweise sammeln, um Ihre Ansichten zu stützen. Das ist kein Kunststück, und sogar *Leonhard Ragaz* kann angeführt werden. Die maßgebenderen Gegenbeweise läßt man in einer solchen Kampfschrift einfach beiseite.

Die gegenwärtigen politischen Entwicklungen sind in der Tagespresse für jedermann offensichtlich geworden und zeigen eindeutig, wo die Störefriede und Saboteure sind. Sie erlauben auch dem «Nichtfachmann» ein richtiges Urteil, das mit dem Ihrigen kaum übereinstimmt. Wenn Sie vom Angriffswillen der USA und von der Verteidigungsstellung der UdSSR reden, so stellen Sie nach meiner Meinung das Verhältnis ungefähr auf den Kopf.

Ich bitte Sie, die russische Nachrevolutionsgeschichte einmal gründlich zu studieren. Lesen Sie, oder lesen Sie wieder, wenn Sie es schon früher getan haben, die Schriften der beiden französischen Kommunisten *Serge* und *Souvarine*, die den Sowjetstaat vor dem Kriege noch rechtzeitig verlassen konnten, und das Buch des deutschen Journalisten *Theodor Seirerth*. — Diese Männer haben jahrelang in der Sowjetunion gelebt und sind wirkliche Kenner des Stalinschen Rußlands. Lesen Sie das Buch von *Kriwizki*, des abgesprungenen und später von den Bolschewisten ermordeten GPU-Beamten.

Nach dieser Lektüre werden Sie über die Veröffentlichungen von *Krawtschenko* nicht mehr erstaunt sein. Der Inhalt aller dieser Schriften deckt und ergänzt sich. — Sie bekommen dann ein Bild des bolschewistischen Rußlands, das von dem Ihrigen etwas verschieden ist und das auch die auswärtige Politik des Kreml verständlich macht. Sie werden ferner das Rezept gründlich kennen lernen, nach welchem *Stalin* an die Macht gekommen ist, und wie er sie ausübt, und nach welchem auch die kommunistischen Minderheiten in den Balkanländern die Herrschaft an sich gerissen haben. — Dieses Rezept schafft Leichen und hat deren schon Hunderttausende geschaffen.

Ich habe mich für das Problem Rußland bald nach der Revolution interessiert. Ich habe damals die russische Revolution in vielem bejaht und freudig begrüßt. Ich habe viele Stunden gelesen, um jene Entwicklungen zu verfolgen und habe, beiläufig gesagt, auch die russische Sprache mühsam erlernt. Ich hatte auf eine Wendung nach Beendigung des Krieges gehofft. — Leider ist mein Optimismus enttäuscht worden.

Ich bin kein grundsätzlicher Gegner des Kommunismus und sehe ein, daß an unserer Wirtschaftsordnung vieles reformbedürftig ist. Zur Diskussion steht der wirtschaftliche Kommunismus: staatliche Regiebetriebe, Genossenschaften und Planwirtschaft, verbunden mit wirtschaftlicher Besserstellung der arbeitenden Klassen und dem Ausgleich der wirtschaftlichen Gegensätze. — Für große Wirtschaftsgebiete sind Regiebetriebe nicht abwegig, und die Genossenschaften (Kommunismus aus freien Stücken) wurden zum Beispiel von *Leonhard Ragaz* immer warm befürwortet. Wie es jetzt aber in Rußland aussieht, ist bekannt. *Stalin* hat nicht nur den Sozialismus, er hat auch den Kommunismus verraten.

Es heißt Klarheit zu schaffen. Ich stehe in der Wirtschaft (ich bin Leiter eines kleinen Industrieunternehmens) und glaube, von wirtschaftlichen Dingen wenigstens *etwas* zu verstehen. Nur dogmatisch und schwärmerisch von der Überwindung des Kapitalismus zu reden, führt lediglich dazu, den Leuten Illusionen in den Kopf zu setzen.

Wenn ich oben von einem Wunschbilde gesprochen habe, so scheint es mir bei Ihnen diese Überwindung des Kapitalismus und die Planwirtschaft zu sein, die in Ihren Schriften immer wiederkehren. Deren Verwirklichung, und damit das Heil des Sozialismus, scheinen Sie ausschließlich in der Durchführung des russischen Wirtschaftsexperimentes und in dessen Einführung in der ganzen Welt zu sehen. Daher Ihr hartnäckiges Festhalten an Sowjetrußland und Ihre weitgehende Verteidigung der Kremlpolitik.

Zudem stellen Sie in dieser Weltrundschau aber drei Probleme aufs Mal zur Diskussion: erstens den Gegensatz Osten-Westen, zweitens das Problem Kapitalismus und Planwirtschaft und drittens die Weltfriedensfrage. Wenn andere Leute allein über eines dieser Probleme ganze Bücher schreiben, so werden Sie von mir nicht erwarten,

daß ich sie in ein paar Druckseiten abhandle. Ich kann lediglich mit ein paar Worten skizzieren, wo ich stehe. Meine Stellungnahme zum ersten Problem ist oben ersichtlich. — Zum Thema Kapitalismus und Planwirtschaft möchte ich folgendes bemerken. Ich bin kein Anhänger von *Röpke*, für welchen die soziale Frage in der Schweiz schon gelöst ist. Es gibt aber nach meiner Meinung einen Sozialismus mit Entwicklungsmöglichkeiten *neben*, *mit* oder *trotz* einem gewissen Kapitalismus. Es gibt auch einen Kommunismus: Staatswirtschaft und Genossenschaften *neben* der freien Wirtschaft. Welchen Umfang diese Wirtschaftssysteme einnehmen und wie weit sie sich behaupten werden, wird die Erfahrung lehren. Die Versuche sind jetzt vielerorts im Gange. Ich möchte nicht prophezeien, sondern nur kurz darauf hinweisen, wie der spontane (aus eigenem Antrieb erfolgende) Kommunismus, das heißt die Genossenschaftsbildung, merkwürdig geringe Fortschritte macht. Ein Freund hat mir erzählt, er wisse von drei Genossenschaften, die ständig mit der Auflösung zu kämpfen hätten, und eine bekannte Genossenschaft der Lebensmittelverteilung in Zürich wäre kürzlich zusammengebrochen, wenn nicht endlich eine gehörige «Säuberung» durchgeführt worden wäre. Genossenschaften, die im Grunde Interessengemeinschaften von Unternehmern, größern oder kleinern Kapitalisten sind, sind eine Sache für sich und gehören in ein anderes Kapitel. Es scheinen beim Menschen unserer Tage Imponderabilien vorhanden zu sein, welche sich für die Zusammenarbeit auf kommunistischer Grundlage als Hindernisse erweisen. Planwirtschaft wird sich wohl nur in ganz großem Rahmen verwirklichen lassen. Die ganze Wirtschaft wird sie nie umfassen können. — Die größte Planung, welche die Welt bis heute gesehen hat, der Marshall-Plan, dem meines Erachtens auch rein gar nichts vorzuwerfen ist, wird vom Kreml und seinen Jüngern wütend bekämpft, während das russische Volk für zusätzliche Lebensmittel gewiß empfänglich wäre. Golod i Cholod = Hunger und Kälte sind immer noch die Geißeln des bedauernswerten russischen Volkes. Zum Weltfrieden, den Sie sich nicht denken können, bevor «der Kapitalismus überwunden» sei, erinnere ich daran, daß darüber im Schoße der religiös-sozialen Vereinigung schon oft diskutiert wurde. Ich glaube an diesen Frieden, auch bei der Wirtschaftsordnung, die ich oben skizziert habe.

Über Gottes Schöpfung habe ich meine eigene Meinung. Es hat mir zuviele Raubtiere, im Wasser, auf der Erde und in der Luft, aber der Mensch ist kein Raubtier. Die Schöpfung hat ihm Verstand und Sprache gegeben; vor allem hat sie ihm ein fühlendes Herz in die Brust gelegt. Mit diesem Herzen fühlt er den Mitmenschen als Bruder. Es *gibt* die Möglichkeit, daß alle Menschen in der Freiheit, ohne Not und Furcht, leben können, und es besteht kein Zwang der Schöpfung, daß sie sich immer wieder quälen und hinmorden müssen. Das ist *mein* Glaube. Der Beweis wurde schon von ganz primitiven Völkerstämmen

geleistet, und eines Tages wird ihn auch die «zivilisierte» Welt erbringen.

Nun schreiben Sie bitte nicht etwa, ich sei Ihnen auf Ihre Weltrundschau die Gegenbeweise schuldig geblieben. Ich glaube mich einer Auseinandersetzung noch nie entzogen zu haben. — Auf Ihren Wunsch stelle ich ein paar Ferientage zu Ihrer Verfügung, um mich mit Ihnen an den grünen Tisch zu setzen und freundschaftlich (ich bin ja Pazifist) auszusprechen.

Hochachtungsvoll grüßend *H. Gautschy-(Landerer)*

Weltrundschau

(unter alleiniger Verantwortung des Verfassers)

Westeuropa AG Der Riß zwischen Ost- und Westeuropa ist aufs neue vertieft und verbreitert worden. Mr. Bevin hat die letzte außenpolitische Debatte im britischen Unterhaus dazu benützt, um in ernstem Ton zu erklären: Die Sowjetunion geht auf die Unterwerfung ganz Europas aus; Großbritanniens erstes Anliegen muß es sein, das unter allen Umständen zu verhindern. Nicht daß Bevin die russische Politik kriegerischer Absichten beschuldigt hätte; das wäre in der Tat unmöglich gewesen. Aber er beschuldigte sie propagandistischer Machenschaften, indirekter Manöver und unterirdischer Wühlereien, die nicht minder ruchlos seien, und warnte scharf: Wenn das so weiter geht, zum Beispiel gegenüber Griechenland, dann heißt das *Krieg!* Inzwischen wird, wie Bevin ankündigt, England durch ein System von *Bündnissen* mit Frankreich, Holland und Belgien, denen sich später Italien und Portugal, womöglich auch die nordischen Staaten anschließen sollen, Westeuropa gegen die russisch-kommunistische Gefahr zu einigen suchen und so dem bereits bestehenden Ostblock einen wirtschaftlich untermauerten und insbesondere durch gemeinsame Entwicklung der afrikanischen Kolonialgebiete zu festigenden politisch-militärischen *Westblock* entgegensetzen.

Es ist ebenso begreiflich, daß sich die britischen Konservativen und die amerikanischen Rußlandgegner über dieses Programm hocherfreut zeigten, wie daß man in Moskau darin einen neuen Beweis für die Einigkeit der westlich-kapitalistischen und labouristischen Welt im Kampf gegen die Sowjetunion sah; Attlees nachträgliche Beteuerung, daß der Westblock im Grund eigentlich sozialistische Ziele verfolge, vermag diesen Eindruck nicht zu verwischen. Denn was auch immer die letzten Absichten der Labourregierung sein mögen und worin sich auch Bevins Europaplan von demjenigen eines Churchill

unterscheiden mag[1] – zwei Tatsachen sind nicht aus der Welt zu schaffen: 1. Großbritannien ist nun gleichfalls zu der Scharfmacherpolitik übergegangen, die Amerika vor Jahresfrist unter Byrnes gegen Rußland verkündet hat und seither betreibt, wobei daran erinnert werden darf, daß Byrnes in seinem Buch «Speaking frankly» in auffallend ähnlichem Tone wie jetzt Bevin Rußland gewarnt hat, wenn es in Ostdeutschland so weiter regiere wie bisher und sich einer von den Westmächten zu beschließenden Räumung Deutschlands widersetze, dann werde man es eben mit Gewalt daraus vertreiben müssen. 2. Dasjenige Westeuropa, das jetzt organisiert werden soll, ist nicht das *sozialistische* Westeuropa, das uns bisher immer (und mit Recht) als höchst erstrebenswertes Ziel vor Augen gestellt wurde; es wird auf alle absehbare Zeit hin ein *kapitalistisches* Westeuropa sein, wie es die amerikanische Politik braucht, und wie es namentlich der Marshall-Plan voraussetzt. Wer etwas anderes behauptet, betrügt sich selbst und andere.

Nun wendet man zwar entschuldigend ein, es gebe halt vorderhand keine andere Wahl, als entweder ein nicht sozialistisches, das heißt kapitalistisches Westeuropa oder dann überhaupt kein vereinigtes Westeuropa; man müsse die Dinge nun einmal nehmen, wie sie seien. Aber das ist nur wieder eine der täuschenden Halbwahrheiten, die jetzt so beliebt sind. Denn die britische Labourpartei wie die einflußreichsten sozialdemokratischen Parteien des Festlandes *wollen* ja gar nicht ernsthaft und entschlossen ein bei solchem Willen schon heute mögliches sozialistisches Westeuropa. Dies einmal darum, weil dazu eine Zusammenarbeit mit den kommunistischen Parteien nötig wäre, eine Zusammenarbeit, der sie alles übrige vorziehen; und sodann darum, weil sie sich, als Folge ihrer Frontstellung vor allem gegen den Kommunismus und gegen die Sowjetunion, aber mehr und mehr auch wegen der wirtschaftlichen Hilfsbedürftigkeit ihrer Länder, in gänzliche Abhängigkeit von einem Amerika begeben haben, das eine Sozialisierung Westeuropas gerade verhindern will. Wer sich auf die Vormacht des Weltkapitalismus – die Vereinigten Staaten – stützt, der *kann* nicht rückhaltlos für den Sozialismus kämpfen; Englands Kapitulation vor Amerika in der Frage der Sozialisierung der rheinisch-westfälischen Industrie, die Unterstützung des ausgesprochen kapitalistische Wege gehenden Kabinetts Schuman–René Mayer durch die französischen Sozialdemokraten, die Duldung der Diktatur Francos durch die Westmächte (die von Francos Sturz eben die soziale Revolution befürchten, so wie sie die gleiche Wirkung seinerzeit auch von Hitlers und Mussolinis Sturz befürchtet hatten) und die tätige Förde-

[1] Churchill selber sagte in seiner Radiorede vom 14. Februar: «Es erfüllte mich mit Befriedigung, feststellen zu können, daß Außenminister Bevin unbeirrt den Weg geht, den ich ihm schon vor zwei Jahren in dringenden Worten gewiesen habe.»

rung der griechischen Reaktion durch England sind nur einige wenige Beispiele für diesen sehr logischen Zusammenhang. So bleibt allerdings nichts anderes übrig als ein sich an Amerika anlehnendes *kapitalistisches* Westeuropa, das Bevin dem Ostblock entgegenstellen kann. Und das scheint nicht einmal die Benelux-Staaten besonders zu locken, die sich nicht recht vorstellen können, wie ein amerikanisiertes Westdeutschland, das doch ein Herz- und Kernstück des Westblocks werden soll, eine Sicherung gegen ein Wiedererstarken des politischen und wirtschaftlichen deutschen Nationalismus bilden könne; nicht zu reden von den Widerständen in den skandinavischen Staaten gegen einen Westblock, der sie – gewissen unausweichlichen Schwergewichtsgesetzen entsprechend – früher oder später in den Kampf gegen die Sowjetunion führen müßte.

Man wird es sehen: dasjenige Westeuropa, das Bevin meint, wird weder den Kommunismus zurückdrängen noch als friedensichernde «Dritte Kraft» den Gegensatz zwischen Rußland und Amerika abzuschwächen vermögen – im Gegenteil. «Nur ein unabhängiges Europa, das nicht einseitig von einer Weltmacht beherrscht wird, kann ein Garant des Friedens sein. Nur ein demokratisches, ein freiwillig geeintes, planwirtschaftlich-sozialistisches Europa würde für beide Seiten keine Gefahr bedeuten», schrieb unlängst durchaus zutreffend der österreichische Sozialdemokrat Czernetz in einem Artikel, der auch in der sozialdemokratischen Presse der Schweiz abgedruckt wurde – allerdings noch *vor* Bevins Programmrede. Heute denkt man weit herum erheblich «realistischer», und wenn man auch nicht gerade Churchill zustimmt, der meinte: «Sobald man versucht, ein vereinigtes sozialistisches Europa zu schaffen, begibt man sich auf das Niveau derjenigen, die versuchen, ein vereinigtes *kommunistisches* Europa zu bilden», so wird doch die Feststellung der «Nationalzeitung» in bestimmten Kreisen viel Verständnis finden: «Das Labourregime wächst ... angesicht der großen Aufgaben in einer gefahrenumwitterten Zeit über sich selbst hinaus und ordnet in traditioneller britischer Selbstdisziplin die Parteidoktrin den durch die Lage gegebenen Notwendigkeiten unter.» Die Parteidoktrin der Labourregierung – das ist, erinnern wir uns wohl, der *Sozialismus* ...

Vom Marshall-Plan ... So wie er heute aussieht, ist der Bevin-Plan die notwendige Ergänzung zum Marshall-Plan, sozusagen sein politisch-militärischer Überbau. Daß aber der Marshall-Plan nicht nur nicht sozialistischen, sondern eigentlich antisozialistischen Charakter hat, dafür mehren sich die Zeichen immer stärker. Im «Volksrecht» konnte man zwar letzthin lesen, ursprünglich durchaus bürgerlich gedachte planwirtschaftliche Maßnahmen von vermeintlich kurzer Dauer trügen die Neigung in sich, zu

bleibenden Einrichtungen sozialistischer Prägung zu werden, «und während die Reaktionäre mit dem schönen Lied auf die sogenannte freie Wirtschaft sich heiser singen, steuern wir mit prallen Segeln in die planmäßig geleitete Ökonomie». Das gelte auch vom Marshall-Plan. Und wenn schon zugegeben sei, daß hinter ihm gewisse kapitalistisch-imperialistische Absichten steckten, so dürfe man sich doch die Kraft zutrauen, «den bürgerlich begonnenen Plan sozialistisch fortzusetzen und zu vollenden». Aber macht man sich damit nicht einfach blauen Dunst vor? Die Verteidiger des «freien Unternehmertums» verlangen jedenfalls sehr energisch, daß Hand in Hand mit der amerikanischen Hilfsaktion eine Reorganisierung Europas im Geiste der «liberalen Marktwirtschaft» – sagen wir unverblümt: des liberalen Kapitalismus, der freilich schon der Vergangenheit angehört – gehen müsse. «Das aber heißt», so fordert Professor W. Röpke in seinem neuen Buch «Die Krise des Kollektivismus» kategorisch, «daß der kollektivistischen Wirtschaftspolitik ein Ende gemacht werden muß. Solange sie fortgesetzt wird, besteht nur allzu begründete Aussicht, daß die neuen Milliarden Amerikas sowenig wie die früheren von dauernder Wirkung sein werden.» Das ist in der Tat die Logik der amerikanischen Europahilfe, und dieser Logik wird man sich in den Vereinigten Staaten auch immer klarer bewußt, wie nicht zuletzt der Feldzug des republikanischen Führers Taft gegen ein «unbesonnenes» Hineinschütten amerikanischer Milliarden in das bodenlose Faß der europäischen Wirtschaft zeigt.

In was für einer Gestalt der Marshall-Plan schließlich aus der amerikanischen Bundesversammlung herauskommen wird, ist freilich noch immer nicht klar ersichtlich. Die Opposition um Taft herum findet gewiß einen starken Rückhalt an einem neuerdings wieder um sich greifenden kleinamerikanischen Isolationismus, der – eine an sich höchst unerfreuliche Erscheinung – dem Schicksal Europas gegenüber größte Gleichgültigkeit an den Tag legt. Doch wird ein Kompromiß zwischen den widerstreitenden Strömungen irgendwie ja schon gefunden werden, nötigenfalls durch Veranstaltung einer kleineren Panik: der Marshall-Plan als unentbehrliche Waffe gegen die kommunistische Weltgefahr.

Bedeutsam erscheint mir in diesem Zusammenhang die immer schärfere Ausprägung der *amerikanisch-geschäftsmäßigen* Tendenzen des Planes, wie sie sich im Laufe der Washingtoner Verhandlungen vollzogen hat. Aus einem Programm für europäische Selbsthilfe durch vereinte Anstrengung (wenn auch mit amerikanischer Ankurbelung) ist, wie ein aufschlußreicher Aufsatz von V. Perlo und D. Ramsey in der «New Republic» mit vielen Einzelbelegen zeigt, «ein Plan für die Ausdehnung des amerikanischen Einflusses» in Europa geworden. Gegenüber der Forderungsliste, wie sie der Pariser Ausschuß der sechzehn Nationen aufgestellt hatte, sind zum Beispiel die Lieferungen

von amerikanischem Rohstahl im Regierungsentwurf auf einen Drittel, diejenigen von Stahlwerkausrüstungen und landwirtschaftlichen Maschinen auf weniger als die Hälfte herabgesetzt worden, während die Lieferungen von Fertigstahl dreimal größer sein sollen, als ursprünglich begehrt. Das ist, so meinen die Verfasser des erwähnten Aufsatzes, schwerlich mit der behaupteten Stahlknappheit in Amerika vereinbar, aber ausgezeichnet vereinbar «mit den Interessen der amerikanischen Stahlwerke, welche die Vorkriegsweltmärkte Englands, Deutschlands und Belgiens übernommen haben und märchenhafte Profite machen, indem sie von den ausländischen Käufern das Zwei- bis Dreifache des Inlandpreises verlangen». So ziehe sich durch den ganzen Marshall-Plan in seiner jetzigen Form das Bestreben, Europa an Kapitalgütern für die Produktionssteigerung und an Hilfsmitteln für die Absatzerweiterung möglichst knapp zu halten zugunsten der Gewinne und Ausdehnungsmöglichkeiten des amerikanischen Kapitals.

Nicht weniger bedenklich ist die amerikanische Absicht, den kapitalistischen Aufbau der westdeutschen Industrie zum Eckstein des europäischen Hilfsprogrammes zu machen, sieht doch der Marshall-Plan jetzt eine fast doppelt so hohe amerikanische Leistung an Westdeutschland vor, als sie der Pariser Ausschuß gewünscht hatte (27 Prozent statt 15 Prozent des Gesamtbetrages). Mit dieser Tendenz steht durchaus im Einklang, was eine Anzahl Mitglieder des Auswärtigen Ausschusses des amerikanischen Abgeordnetenhauses, die Europa bereist haben, in Punkt 2 ihrer Anträge empfehlen: «Rückgabe der deutschen Industrieunternehmungen an ihre früheren Besitzer» – also an eine Klasse, die zu den stärksten Triebkräften der deutschen Ausdehnungs- und Kriegspolitik während des letzten Halbjahrhunderts gehört hat.

Vielleicht am gefährlichsten ist aber der ganze Mechanismus, der auf Grund des Marshall-Planes den Vereinigten Staaten und ihren wirtschaftlichen Beherrschern maßgebenden Einfluß auf die europäische Wirtschaft und Politik verschaffen soll. Dieser Mechanismus, so schreiben Perlo und Ramsey, «würde ausländische Einmischung in die innerwirtschaftlichen Angelegenheiten Europas in einem Ausmaß und Grad bringen, die früher nie erreicht wurden; es sei denn von Besetzungsmächten in eroberten Ländern ... Wenn diese Programme durchgeführt werden, dann dürfte sich Westeuropa in der Lage lateinamerikanischer Länder finden, die 40 bis 50 Prozent ihrer Ausfuhr einfach für die Auszahlung der Profite des ausländischen Kapitals verwenden müssen ... Wenn Amerika die Ausübung entscheidenden Wirtschaftseinflusses als Werkzeug seiner Außenpolitik benützt, wieviel politische Unabhängigkeit kann da Westeuropa noch behalten?»

Wahrlich, ein *solcher* Hilfsplan ist nicht nur «ein Plan ohne Planung, um nicht zu sagen *ein Plan gegen die Planung*» (das heißt gegen eine sozialistische Wirtschaftslenkung), wie die «Neue Zürcher

Zeitung» von ihm sagt (Nr. 217); er ist ein eigentlicher Herrschaftsplan, den man meinetwegen als Notstandsmaßnahme («Vogel, friß oder stirb») verteidigen mag, den man uns aber nimmermehr im Namen der *Freiheit* mundgerecht machen soll!

. . . zum Martial Plan Manche amerikanische Kritiker des Marshall-Planes gehen sogar noch weiter und bezeichnen ihn, mit einem unübersetzbaren Wortspiel, geradezu als *«Martial Plan»*, als einen Kriegsplan, der letzten Endes nicht der Heilung Europas, sondern seiner erneuten Zerreißung diene. Und wenn man ihn nicht nur mit Bevins Westeuropa-Plan zusammenhält, sondern auch mit den eigenen Kriegsrüstungen Amerikas, dann wird einem vollends unbehaglich zumute. Diese Rüstungen werden ja mit einer Folgerichtigkeit und Energie weiterbetrieben, die alle bisherigen Erfahrungen mit dem vermeintlichen Friedenseffekt militärischer Vorbereitungen einfach in den Wind schlagen. Man lese etwa den (bezeichnenderweise von einer Flugzeugfirma, der United Aircraft Corporation, als Flugblatt verbreiteten) Auszug aus dem Bericht der sogenannten Finletter-Kommission, der die Notwendigkeit einer allzerschmetternden amerikanischen Luftwaffe und der annähernden Verdoppelung der Ausgaben für die Luftflotte bis 1949 ganz im Stile der ältesten Rüstungspropaganda «beweist» – es ist einfach niederdrückend!

Dabei sind es nicht nur die eigentlichen Waffenrüstungen Amerikas, die zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß geben; kaum viel weniger beunruhigend ist die sogenannte *moralische Aufrüstung*, die Militarisierung des ganzen Volkslebens, die jetzt in den Vereinigten Staaten mit der drüben gewohnten Großzügigkeit ins Werk gesetzt wird. Nach Oswald Garrison Villard, dessen Schrift ich hier bereits einmal erwähnt habe, hat nun auch ein Ausschuß bewährter Friedensarbeiter, dem unter andern Albert Einstein angehört, einen einläßlichen Bericht – «Die Militarisierung Amerikas» – erstattet, der (ich bin noch nicht in seinem Besitz) die planmäßige Durchdringung des politischen Lebens, des Regierungsapparates, der Schulen und Universitäten, der Industrie, der Gewerkschaften, der Presse, der Familien usw., mit militärischem Geist offenbar recht gut belegt schildert. Henry Wallace wird schon recht haben, wenn er feststellt:

«Die Vorlage über die allgemeine Wehrpflicht, so überragend wichtig sie auch ist, ist nur eine Oberflächenbekundung einer weit ernsteren Krankheit. Diese Krankheit ist der militärische Faschismus im Dienste des Monopolkapitalismus, der das eigentliche Lebensblut des Wirtschaftskörpers beherrscht und die Gedanken und Gefühle der großen Masse des Volkes lenkt, die nach dem Gutdünken ihrer Herren und Meister denkt und arbeitet. Diese Herrschaft ist nicht weniger wirklich, wenn sie in Sammethandschuhen ausgeübt wird und scheinbare Freiheit für einen Presse-, Radio- und Kinobetrieb bestehen läßt, der in der Hauptsache nur die eine Seite des Bildes zeigt.»

Und weiter:

«Die Vereinigten Staaten werden ihre Außenpolitik in rein militaristischem Geiste weiterführen, solange Truman Präsident, Marshall Außenminister und Forrestal Wehrminister ist ... Wer da nicht mitmacht, wird als unamerikanisch etikettiert werden. Wer nicht jeden einzigen oder zweiten Monat Haß gegen Rußland äußert, wird als Verräter angesehen werden. Wer an einer Brücke der Verständigung mit Rußland arbeitet, wird einer hochnotpeinlichen Untersuchung unterworfen werden.»

Was ja Wallace schon jetzt am eigenen Leib erfährt! Er wird nicht nur von einem Teil der Liberalen und Pazifisten im Stich gelassen und von den großen Gewerkschaftszentralen verleugnet, sondern auch täglich als «Kommunist» und «Appeaser» (Prediger einer feigen Scheinversöhnung mit dem als grundsätzlich nicht friedenswillig hingestellten Rußland) durch den Schmutz gezogen, eine Behandlung, die übrigens andern Leuten in andern Ländern auch zuteil werden soll ...

All das ändert freilich nichts an der Wahrheit dessen, was Wallace und seine Gesinnungsfreunde über die amerikanischen Kriegsrüstungen feststellen. Aus unsern Kreisen ist vor ein paar Jahren eine Schrift herausgekommen, die auf die Bestrebungen für eine planmäßige, wenn auch noch in verhältnismäßig begrenztem Umfang gehaltene Militarisierung der Schweiz aufmerksam machte. Wie müßten wir erst reden, wenn wir vor einer derart intensiven und mit solchen Riesenmitteln betriebenen Militarisierung stünden, wie sie jetzt in Amerika durchgeführt wird?

Englands Wirtschaftskampf Kehren wir nun aber zu unserem alten Europa zurück, das von der jungen Weltmacht jenseits des Ozeans wieder auf die Beine gestellt und vor dem Zugriff der Sowjetunion gerettet werden soll. Seine sichtbaren Nöte sind immer noch vor allem wirtschaftlicher Natur. Das gilt nicht zuletzt von *England*, das eben noch lang nicht über dem Berg ist, vielmehr sich für eine Reihe von Jahren auf eine neue, empfindliche Herabsetzung seiner Lebenshaltung einrichten muß. Sir Stafford Cripps, der mit ebenso großer technischer Meisterschaft wie redlicher Nüchternheit die britische Wirtschaftspolitik leitet, wird nicht müde, das seinen Landsleuten einzuhämmern und sie zu unverdrossener Anstrengung und Selbstzucht zu ermahnen. Sein und der Regierung Kampf richtet sich zurzeit namentlich gegen die nun auch England gefährlich bedrohende *Inflation*, die, wenn nicht aufgehalten, nicht allein den Lohnverdiener bestehlen und den Geschäftsmann bereichern, sondern auch den Export verteuern, Arbeitslosigkeit verbreiten, die Gewerkschaftsbewegung zurückwerfen und dem Labourregime ein bitteres Ende bereiten würde. Die Regierung sucht dieser Gefahr mit ähnlichen Mitteln zu begegnen, wie sie nun auch in der Schweiz versucht werden: mit einem Aufruf an die Arbeiter, auf nicht ganz un-

erläßliche Lohnerhöhungen zu verzichten, und an die Geschäftswelt, Gewinne und Preise zu ermäßigen. Da indessen die kapitalistische Klasse schwerlich zu solcher Selbstverleugnung bereit sein wird und an der Vermeidung der Inflation tatsächlich auch weit weniger interessiert ist als die Arbeiterschaft, anderseits die Labourregierung vor der Anwendung von Zwangsmitteln gegen Widerstrebende vorläufig noch zurückschreckt, so wird die Hauptlast des Experimentes eben wieder auf die Lohnempfänger fallen, denen damit allerdings reichlich viel zugemutet wird. Die Mißstimmung unter den Gewerkschaften ist denn auch groß; sie wird möglicherweise die Regierung doch veranlassen, dem Schauspiel, daß die Armen noch ärmer und die Reichen noch reicher werden, seinen aufreizenden Charakter wenigstens so weit zu nehmen, als dies im Rahmen einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung überhaupt erwartet werden kann.

Über das Preis- und Lohnstoppexperiment hinaus bleibt es freilich, wie bereits angedeutet, in hohem Maße zweifelhaft, ob sich die Sozialisierungspolitik der Labourregierung durchzusetzen vermag, solange sich England so stark auf Amerikas starken Arm lehnt und sich derart weitgehend in dessen Weltsystem einfügt, wie das tatsächlich der Fall ist. Schon jetzt glaubt der Londoner Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung» feststellen zu dürfen:

> «Auf innen- und wirtschaftspolitischem Gebiet unterscheidet sich das, was die Konservativen heute sagen, wenig von dem, was Sir Stafford Cripps oder Morrison vertreten. In dem Bemühen um einen Ausgleich zwischen Unternehmern und Arbeitern ist kein wesentlicher Unterschied in den Parteiprogrammen vorhanden.»

Wie soll das erst werden, wenn die «hartgesichtigen» Männer von Washington und Wallstreet die Zügel noch fester in die Hand nehmen werden?

Frankreich-Italien In Frankreich bekämpft die Regierung der «Dritten Kraft» – eine Regierung, die ganz offenkundig die Geschäftsinteressen des Großbürgertums vertritt – die Inflation und die Wirtschaftszerrüttung mit den klassischen Mitteln des liberalen Kapitalismus. Die Opfer der Deflation sind natürlich hier erst recht die Arbeiter; die Ausfuhr mag durch die Abwertung angeregt werden, aber die Einfuhr wird sicher verteuert, und auf jeden Fall steigt die Teuerung immer noch weiter, so daß die Preise heute durchschnittlich 16mal so hoch sind wie vor dem Krieg, die Löhne aber nur 7mal. Auch sonst wird der Regierungskurs immer eindeutiger reaktionär. Die Kommunisten werden planmäßig aus allen einflußreicheren Stellen im Parlament und in der Verwaltung ausgeschaltet, und bereits ist allen Ernstes die Rede von der Abschaffung des Proporzes, der Wahlgerechtigkeit, die «ja doch nur den Kommunisten zugute komme»; mit Franco-Spanien sind die normalen Verkehrsbeziehungen wieder

hergestellt worden, eine Maßnahme, die durch das Versagen der UNO wohl unvermeidlich geworden war, aber bezeichnenderweise doch erst von der Regierung Schuman durchgeführt wurde; die Ausrichtung auf Amerika wird so geradlinig fortgesetzt, daß nicht unbeträchtliche Teile der französischen Wirtschaft sich gegen die Konkurrenz der überseeischen Gönner ernstlich aufzulehnen beginnen; die Kolonialpolitik wird wieder so recht im Geiste der Herrschaft des weißen Mannes geführt und beispielsweise der diplomatische Vertreter des unbotmäßigen Viet Nam (Indochina) in Paris einfach hinter Schloß und Riegel gesetzt. Kurz, es ist allzu klar, daß die Regierung der «Dritten Kraft» nichts anderes mehr ist als (wie ein Korrespondent des «New Statesman» sich ausdrückt) «eine Regierung der Hochfinanz, die im letzten Graben gegen einen sozialen Umschwung kämpft und bewußt oder nicht die Bahn für de Gaulle ebnet».

Und da macht die *Sozialistische Partei*, zwar mit etlichen Hemmungen und gegen die Rebellion eines Teils ihrer Mitgliedschaft, immer noch mit! Aber freilich, was soll sie auch anderes tun? Wer A sagt, muß auch B sagen. Oder soll sie etwa aus der Regierungskoalition austreten? Das würde sie vollends isolieren; denn mit den Kommunisten zusammen einen aktionsfähigen Oppositionsblock zu bilden, das erlaubt ihnen ihre ganze Grundhaltung nicht mehr. Also lieber weiterhin das Gesinnungsopfer (wenn es überhaupt noch eines ist) einer Verbündung mit Robert Schuman und René Mayer bringen und die Politik von Finanz und Industrie machen, als den kommunistischen Umsturz begünstgen; man hat ja schließlich bei den Gemeindewahlen auch mit der Bewegung de Gaulles zusammengespannt und so den Kommunisten nicht wenige Mairien abgejagt[1].

Die einfache Wahrheit ist natürlich, daß sich die Losung von der «Dritten Kraft», so wie sie von den gegenwärtigen Regierungsparteien verstanden wird, als eitel Trug und Phrase erwiesen hat. Das rächt sich jetzt vor allem an den Sozialisten, die es hätten besser wissen sollen. Gewiß, die französischen *Kommunisten* haben schwere Fehler gemacht; sie haben sich mit ihrem sturen Doktrinarismus und ihrer «revolutionären» Streiktaktik in eine Isolierung gegenüber den Sozialisten und den übrigen Mittelgruppen, ja gegenüber der Volksmehrheit überhaupt hineinmanövriert, die nicht nur ihnen selber, sondern auch der Vierten Republik zum Verhängnis zu werden droht. Aber die Sozialdemokraten hätten sich durch diese Fehler – die mehr solche des revolutionären Willens und Temperaments sind – trotzdem nicht so

[1] Gaullistische Bürgermeister sind mit Hilfe der Sozialisten gewählt worden in Marseille, Toulon, Sedan, Sèvres und vier weiteren Städten; dafür sind sozialistische Bürgermeister mit Hilfe der Gaullisten gewählt worden in Villeurbanne (-Lyon), Boulogne s. S., Arles, Nîmes und in weiteren zwölf Gemeinden. Kein Wunder, daß die Sozialisten die größten bisher von ihnen verwalteten Städte an die Bewegung de Gaulles verloren haben: Lille, Mülhausen, Bordeaux, Nizza, Chartres und Nancy.

weit nach rechts drängen lassen sollen, daß sie nun tatsächlich Seite an Seite mit den Parteien der Gegenrevolution kämpfen, wenn sie auch theoretisch noch immer auf marxistischem Boden zu stehen behaupten. So, wie die Dinge heute liegen, kann man an eine rechtzeitige Neugruppierung der Kräfte der Linken und der linken Mitte freilich kaum mehr glauben. *Wenn* es dazu kommen sollte, könnte es nur auf einer Linie geschehen, wie sie Paul Fraisse im katholisch-sozialen «Esprit» (Januar 1948) zeichnet:

> «Einzig eine neue revolutionäre Partei, die geistig und organisatorisch von kommunistischem Einfluß frei, aber entschlossen ist, *niemals* die Geschäfte der Arbeiterfeinde zu besorgen, vermag alle in Betracht kommenden Bestandteile der Arbeiterschaft und des nicht dem Kapitalismus hörigen Mittelstandes zu sammeln. Nur eine solche Partei könnte diesen Menschen – und damit auch der Force Ouvrière – das Vertrauen geben, das nötig ist, um an eine Zusammenarbeit mit den Kommunisten heranzugehen, indem sie die Sicherheit schüfe, daß sie weder für die einen noch für die andern eine Manövriermasse darstellt.»

Also eine Gruppierung wie in *Italien*, wo Mehrheitssozialisten und Kommunisten Schulter an Schulter, ja sogar bloß mit einer einzigen Kandidatenliste, in den Wahlkampf ziehen? Ja und nein! Nein, insofern die italienischen Mehrheitssozialisten der geistigen Selbständigkeit gegenüber den Kommunisten ermangeln und kaum viel mehr als deren rechten Flügel darstellen, ohne eigene, unterscheidende Grundhaltung. Ja, insofern sich Sozialisten und Kommunisten klar darüber sind, daß Kapitalismus und Gegenrevolution nur durch *gemeinsamen* Kampf der Kräfte der Linken zu überwinden sind und soweit die Sozialisten an ihrer radikalen und revolutionären Gesinnung festhalten, also keine Angst zu haben brauchen, daß sie als Nur-Reformisten von den Kommunisten überflügelt werden könnten.

Orientblock? Italien gehört zu der großen britisch-amerikanischen Einflußzone, die sich von Gibraltar über das ganze Mittelmeer und durch Vorderasien hindurch bis an den Persischen Golf erstreckt und nun von England und Amerika gemeinsam planmäßig organisiert wird. Aus angelsächsischer Quelle stammende Berichte («People», United Press usw.) sprechen bereits von einem förmlichen «*Sicherheitsblock*», der – ein Gegenstück zu Bevins Westblockplan – von den Londoner und Washingtoner Baumeistern jetzt in diesen Gebieten aufgerichtet werde, und die nachprüfbaren Tatsachen sprechen in der Tat deutlich für das Bestehen einer solchen Gesamtkonzeption: Verstärkung der amerikanischen Finanz- und Militärhilfe an Griechenland und die Türkei, amerikanische Flottendemonstrationen im östlichen Mittelmeer, Verhandlungen über amerikanisch-britische Militärflugplätze in Nordafrika, erhöhte amerikanische Betriebsamkeit in Persien, das der Auswärtige Ausschuß des amerikanischen Abgeordnetenhauses, insbesondere zwecks «Verteidigung der

Ölfelder im Mittleren Osten», in aller Form der Hilfsaktion für Griechenland und die Türkei anzugliedern empfiehlt, und so fort.

Die amerikanische und die persische Regierung bestreiten zwar der Sowjetunion gegenüber, die deswegen reklamiert hatte, jede ungebührliche Einmischung der Vereinigten Staaten in die Angelegenheiten *Irans*. Aber das ist reine Spiegelfechterei. Ob freiwillig oder unter sanftem Druck: Iran ist tatsächlich ins britisch-amerikanische Lager übergetreten und zum Satelliten der Westmächte geworden, wie vor ihm Griechenland, die Türkei, die Philippinen, Japan usw. Sogar die «Neue Zürcher Zeitung» hat, allerdings *vor* dem russisch-persischen Notenwechsel (das war unvorsichtig!) einen langen Bericht aus Teheran über die «politische Neuorientierung Irans» veröffentlicht, der ohne Umschweife feststellt, daß die neue persische Regierung die bisher geübte Neutralität aufgegeben und «sich für Amerika entschieden» habe:

«Sie will die Bemühungen Ghavam Saltanehs um eine unabhängige Außenpolitik nicht fortsetzen. Iran wirft sich den Vereinigten Staaten in die Arme. Vermutlich werden nun die Angelsachsen die Kosten für die Kriegstransporte nach Rußland, die sie Iran schulden, bezahlen, vielleicht wird Iran die Dollaranleihe erhalten, um die es sich seit langem bemüht. Iran scheint sich, wie Griechenland und die Türkei, zu einem vorgeschobenen Posten der Westmächte zu entwickeln.» Die Zeit werde lehren, so fügt der Korrespondent allerdings weise hinzu, «ob der neue außenpolitische Kurs dem Land zum Vorteil gereicht».

Nebenbei: Wenn sich so etwas vor den Toren Amerikas ereignete, wenn sich beispielsweise die Sowjetunion einen «vorgeschobenen Posten» auf Kuba schüfe oder Neufundland in ihr Machtsystem eingliederte, ja auch nur den leisesten Versuch dazu machte – was für eine fürchterliche Sache würde das geben! Es würde Atombomben auf den «Friedensbrecher» nur so regnen. So aber, wenn sich die Westmächte einen neuen Satelliten sichern und seiner Treue mit klingender Münze etwas nachhelfen, ja dann ist alles in Ordnung, dann wird das Geschäft unter der Rubrik «Kampf für Freiheit und Menschenrechte» verbucht . . .

Natürlich schaut dem Rußland auch nicht untätig zu. Dem «New Statesman» wird es doch etwas unbehaglich zu Mute:

«In Westeuropa», so schreibt das der Labourregierung sehr nahestehende Blatt, «sind die befestigten Stellungen der Demokratie stark; die Verteidiger können sicher sein, daß die russische Ideologie in ihren Ländern wenig Anklang findet, und außerdem können sie auf ausgiebige amerikanische Hilfe zählen. Was wäre also natürlicher, als daß Stalin eine Umgehungsbewegung in einem Gebiet einleitete, wo der Imperialismus im streng leninistischen Sinne die beherrschende Kraft und die soziale Revolution Vorbedingung jeder wirklichen Freiheit für die Massen ist? Ein russischer Sieg im Mittelosten könnte den Marshall-Plan sinnlos machen und durch Wegnahme wesentlicher Ölvorräte der Westmächte das militärische Schwergewicht wieder einmal zugunsten der Sowjetunion verschieben.»

Um so mehr beklagt es der «New Statesman», daß die britische Außenpolitik im Orient alle sozialistischen Grundsätze verleugne und

mit denjenigen Gruppen und Schichten der arabischen Welt zusammenarbeite, die «eine solche Angst vor der sozialen Revolution haben, daß sie sich mit jedem Westler einlassen, der ihr Öl kaufen und ihnen Waffen verkaufen will». Daß die Engländer, von strategischen und geschäftlichen Interessen irregeleitet, bei diesem Handel zuletzt doch den kürzeren ziehen werden, ist freilich schon heute nur allzu klar. Ihr Versuch, auch *Irak*, das Zweistromland, neuerdings in ein Satellitenverhältnis einzuspannen, ist durch den jüngsten Umschwung in Bagdad mindestens vorläufig zunichte gemacht worden. In *Palästina* aber hat Großbritannien zwar die Juden vollends preisgegeben und den Krieg für die Zeit nach dem Abzug der britischen Truppen fast unvermeidlich gemacht, die Araber damit indessen doch nicht gewonnen – weit davon entfernt.

Mit Recht ist in diesem Zusammenhang auch vermerkt worden, wie verschieden sich die Westmächte gegenüber den arabischen Freischärlern in und um Palästina herum und gegenüber den *griechischen* Widerstandskämpfern verhalten, je nachdem es ihren Machtinteressen dient: In Griechenland liegt nach den zuverlässigsten Zeugnissen kein stichhaltiger Beweis für eine Intervention der Nachbarstaaten zugunsten der Truppen des Generals Markos vor, und doch wird die Unterstützung, die die Partisanen privat von ihren Freunden jenseits der Grenze genießen, als schwere Gefahr für den Frieden und die Demokratie gebrandmarkt, während sowohl England als Amerika die offene und auch gar nicht bestrittene Intervention der arabischen Staaten in Palästina mit wohlwollend neutraler Miene ruhig gewähren lassen.

Daß die britisch-amerikanische Griechenland-Politik mit einem schweren Mißerfolg enden wird, steht mir allerdings auch so schon längst fest. Die Ausrede, man müsse das verbrecherische Regiment der Athener Monarchisten eben dulden, damit nicht eine noch ärgere Kommunistenherrschaft einreiße, wird gewiß von keinem ruhig urteilenden Beobachter vorgebracht werden; weder in Polen noch in Ungarn, weder in Bulgarien noch in Rumänien arbeitet der revolutionäre Terror mit auch nur entfernt ähnlich unmenschlichen Straf- und Massenvernichtungsmitteln wie der gegenrevolutionäre Terror in Griechenland. Was Bruce Odspur – kein «getarnter Kommunist»! – in den Londoner «Peace News» sagt, hat sicher viel für sich:

«Es ist jammerschade, daß sich England und Amerika überhaupt auf die Unterstützung des grausamen und korrupten Konservativismus in Griechenland eingelassen haben. Wäre nicht Churchills Intervention im Jahre 1944 gewesen, Griechenland wäre jetzt ein wesentlicher Bestandteil des Balkan- und Donaubundes, der sich unter kommunistischer Führung rasch befestigt. Und was auch immer unsere Haltung gegenüber dem Kommunismus sein mag, so viel müssen wir zugeben, daß er in Südosteuropa nach der Erledigung des Nazismus die einzige Rettung vor der Anarchie darstellte.»

Und was schließlich die westmächtliche *Türkenpolitik* betrifft, so setzt sich neuerdings besonders der «Manchester Guardian» lebhaft für deren Revision ein. Dem berechtigten Begehren der Russen auf freie Fahrt durch die Engen des Bosporus und der Dardanellen ins Mittelmeer hinein müsse, so glaubt das liberale Blatt, früher oder später ja doch entsprochen werden, so freilich, daß die Unabhängigkeit der Türkei dadurch nicht beeinträchtigt werde. Wie diese Forderung *außerhalb einer internationalen Rechtsordnung* erfüllt werden soll, ist allerdings nicht recht klar. Solange die Machtpolitik herrscht, wird die Türkei eben entweder, wie bisher, dem westmächtlichen Weltsystem angeschlossen sein oder dann aber irgendwie in die Sowjetzone einbezogen werden.

Auf jeden Fall gilt aber: Mit den bisher von Großbritannien und Amerika geübten Methoden wird der russische Einfluß in Vorderasien auf die Dauer nicht zurückgedrängt werden. Die Westmächte werden dieses Ziel nur erreichen können im Bunde mit der großen nationalen und sozialen Befreiungsbewegung, die jetzt durch die Völkerwelt des Nahen und Mittleren Ostens geht. Oder besser: in dem Maße, als die Westmächte auf ihren Kolonialismus und Imperialismus in Asien (welche Formen er auch immer annehmen mag) verzichten und ihre Solidarität mit den feudalen Unterdrückungs- und Ausbeutungsregimen brechen, wird sich auch ihr Gegensatz zur Sowjetunion mildern, der in eben diesem Imperialismus und in eben dieser Solidarität eine seiner Hauptursachen hat.

Indien und Indonesien Und nun sollte ich eigentlich die gewaltige, ergreifende Rolle schildern, die der ermordete Mahatma *Gandhi* in dem großen Kampf der asiatischen Völker um ihre Menschwerdung gespielt hat. Aber das wäre nur im Rahmen einer Darstellung möglich, die den engen Rahmen dieser Rundschau sprengte; hoffentlich übernimmt ein Kundigerer, als ich es bin, diese Aufgabe. So kann ich hier nur in äußerster Kürze und ganz einfach sagen, daß es wesentlich Gandhis Geist und Lebenseinsatz ist (mit allem, was an tiefsten Kräften in diesem seltenen Menschen wirkte), der Indiens Erhebung zu nationaler Unabhängigkeit und sozialer Würde – ich denke vor allem an den Abbruch des Kastensystems – ohne Krieg und blutige Revolution und namentlich auch ohne Zerfleischung von Hindus und Mohammedanern möglich gemacht hat; daß die ganze Menschheit dieser «großen Seele» tiefen Dank schuldig ist, und daß die Welt vor der neuen Katastrophe, der sie entgegentaumelt, nur gerettet werden kann, wenn etwas von Gandhis Geist in beiden Lagern, die sich heute so feindselig gegenüberstehen, lebendig wird.

Etwas von Gandhis Geist! Denn auch sein Indien ist ja Gandhi

nur höchst unvollkommen nachgefolgt. Es war und ist für die Anwendung seiner Lehre von der gewaltlosen Überwindung des Bösen noch nicht reif. Es konnte und wollte den Höhenweg, den Gandhi ihm wies, nicht gehen, und so mußte Gandhi eben tun, was ihm allein übrig blieb, wollte er nicht auf jeden unmittelbaren Einfluß auf das politische Geschehen verzichten, das, wie er einmal schrieb, die Völker umstrickt wie eine Riesenschlange ihr Opfer, und wollte er nicht einzig der Vertretung und Verbreitung der reinen Lehre leben: er mußte zum Ratgeber und Gewissenswecker der Politiker, Parteien und Religionsgemeinschaften werden, die er für einmal dort nahm, wo sie eben standen, und denen er immer wieder *den* Weg zeigte, der unter den gegebenen Umständen seinem Höhenweg am nächsten kam[1].

Aus dieser seiner Doppelstellung erklärt sich auch eine gewisse Widersprüchlichkeit, die sich durch Gandhis ganzes Wirken zieht und die ihn in den Augen mancher Leute zu einer eher abstoßenden «Mischung von Heiligem und Demagogen» machte – eine Widersprüchlichkeit übrigens, der auch wir andern nicht ausweichen können, sofern wir uns nicht mit der Aufweisung des *evangelischen* Höhenweges genug sein lassen wollen, vielmehr uns gedrängt fühlen, in die Niederungen und das Getümmel des Macht- und Parteienkampfes mit seinen ewigen Unzulänglichkeiten und schmerzhaften Kompromissen hinunterzusteigen. Wo wir für die Menschen, so wie sie sich uns darbieten, nurmehr die Möglichkeit sehen, sich den im Kapitalismus und Feudalismus verkörperten Herrschaftsmächten zu unterwerfen oder ihnen mit revolutionärer Gewalt zu widerstehen, da anerkennen auch wir das *relative* Recht der Gewalt – und wissen doch immer, daß es eine andere, reinere und unendlich fruchtbarere Lösung des Konfliktes gibt.

Wie Gandhis Ausscheiden auf die weitere Gestaltung der indischen Geschicke wirken wird, das muß sich zeigen; die Aussichten sind auf die Länge nicht die besten. Inzwischen sind in *Indonesien*, das noch immer um seine Freiheit ringt, gemäß dem Vorschlag der UNO-Kommission vorläufig einmal die Feindseligkeiten eingestellt worden. Die Indonesische Republik hat in den entscheidenden Punkten nachgegeben, nachgeben *müssen*, und die Holländer haben im wesentlichen ihren Willen durchgesetzt: sie behalten, was sie letztes Jahr erobert haben, und die Indonesische Republik bleibt in die größere Indonesische Föderation eingegliedert, die mit dem Schein einer gewissen Selbstregierung tatsächlich doch holländisches Imperium ist.

[1] Sein bekanntes Wort soll auch hier stehen: «Wo mir nur die Wahl bleibt zwischen Feigheit und Gewalt, da rate ich zur Gewalt ... Ich würde Gewalt hundertfach der Entmännlichung einer ganzen Rasse vorziehen ... Aber ich weiß, daß die Gewaltlosigkeit der Gewalt ebensosehr überlegen ist wie das Verzeihen dem Strafen ... Gewaltlosigkeit heißt nicht, sich dem Missetäter ausliefern. Gewaltlosigkeit setzt alle Kraft der Seele dem Willen des Tyrannen entgegen.»

Die Holländer haben wirklich nicht viel Grund, ihrer Königin zu zürnen, die in Vorwegnahme späterer Entwicklungen vom Tode des Kolonialgedankens zu sprechen gewagt hat!

Der chinesische Krieg In *China* geht der Krieg mit all seinen Schrecken anscheinend endlos weiter. Und zwar als echter Bürgerkrieg, nicht als Krieg zwischen Amerika und der Sowjetunion, wie das so oft behauptet wird. Das betont sehr stark auch ein österreichischer Arzt, Fritz Jensen, der acht Jahre lang in China gearbeitet hat und nun im «New Statesman» aus erster Hand über die dortige Lage berichtet.

«Die Amerikaner», so schreibt Jensen, «haben sich natürlich durch ihre Unterstützung für Tschiang Kai-Shek aktiv am Kriege beteiligt; aber die ausländische Intervention im Bürgerkrieg ist gänzlich einseitig gewesen. Die Russen haben sich streng an den Buchstaben ihrer internationalen Vereinbarungen über China gehalten; sorgfältige Nachforschungen werden auch nicht einen einzigen Russen in den befreiten Gebieten zu entdecken vermögen, und die Kommunistische Partei Chinas ist sich ganz klar darüber, daß ihr wertvollster politischer Besitz ihr Charakter als nationalchinesische Partei ist – ein Titel, der viel mehr wert ist als der fragwürdige Gewinn von ein paar russischen Gewehren. Von Anfang bis zum Ende ist der Kampf in China, der – wie ich es ansehe – unvermeidlicherweise im Bürgerkrieg gipfelte, um die urchinesische Frage: Feudalismus gegen ‚Neue Demokratie' gegangen.»

Die Träger der «Neuen Demokratie», in deren Mittelpunkt Bodenreform, örtliche Selbstverwaltung, Volksbildung und Sozialisierung der Wirtschaft in mannigfaltigen Formen stehen, sind die Kommunisten, die, wie Jensen feststellen konnte, überall, wo sie hinkommen, als Befreier im politischen wie im militärischen Sinne begrüßt werden. Und sie haben ihren Vormarsch auch in der Berichtszeit wieder kräftig fortgesetzt. Fast die ganze Mandschurei ist jetzt befreit, ebenso der Hauptteil von Schantung, ja auch bereits weite Gebiete des Jangtse-Tales und der südlich davon gelegenen Provinzen. Daß eine verstärkte amerikanische Intervention am Lauf der Dinge noch viel würde ändern können, bezweifelt man allmählich sogar in den Vereinigten Staaten. Am guten Willen der herrschenden Kreise Amerikas, die chinesische Reaktion weiter zu stützen, fehlt es zwar nicht; noch letzthin erklärte der aus China zurückgekehrte Sondergesandte Trumans und Marshalls, Generalleutnant Wedemeyer, ganz unbefangen: «Ob Präsident Tschiang ein wohlwollender Despot, ein Demokrat oder ein Republikaner ist, darauf kommt es nicht an. Hauptsache, daß der Mann sein ganzes Leben lang den Kommunismus bekämpft hat.» Wir andern meinen indessen eher: Ob Amerika – dasjenige Amerika, das jetzt obenauf ist – auch in China, wie überall in der Welt, auf der *falschen* Seite der Barrikade steht, *darauf* kommt es nicht an. Die chinesische Bauern- und Arbeiterrevolution wird dennoch siegen; ihre Sache ist derjenigen der herrschenden Klassen moralisch tausendfach überlegen!

Der neue Faschismus Weiten wir nun aber zum Schluß, von China ausgehend, unsern Blick nochmals zu einer Gesamtschau des Freiheitskampfes in der Welt aus, so fällt uns immer wieder auf, wie stark es neuerdings die Völker fast überall mit einem wiederaufkommenden, weil niemals wirklich überwundenen *Neufaschismus* zu tun haben[1]. Ja, militärisch hat der deutsche, der italienische, der japanische Faschismus seinen Zusammenbruch erlebt. Aber da die gesellschaftlichen Ursachen des Faschismus, besonders der Monopolkapitalismus und die darauf aufgebaute Klassenherrschaft eines gegenrevolutionär gewordenen Großbürgertums, damit noch lange nicht ausgerottet waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch die ihnen entsprechenden Wirkungen aufs neue, wenn schon teilweise in veränderter Form, zu zeigen begannen. Erinnern wir uns doch daran, daß die Westalliierten den Faschismus durchaus nicht etwa als Ausdrucksform des versagenden und bedrohten Spätkapitalismus bekämpften, sondern vor allem aus nationalen und imperialen Gründen und dazu aus allgemein liberal-humanitären Erwägungen. Sie mußten darum bei ihrem Sieg über die Achsenmächte sehr darauf Bedacht nehmen, daß mit dem militärischen Apparat und dem politischen Regime der faschistischen Länder nicht auch deren ganze *soziale* Ordnung niederbreche. Sie hatten dazu schon während des Krieges Sorge getragen, zum Beispiel durch Unterstützung des reaktionären Partisanengenerals Mihailowitsch in Jugoslawien und durch die Zusammenarbeit der amerikanischen Botschafter Leahy und Bullitt mit dem Regime Pétain-Laval; erst recht aber mußten sie bei Kriegsende energisch darauf dringen, daß die Befreiung in denjenigen Formen geschah, die den gesellschaftlich *konservativen* Kräften dienlich war, ja nicht etwa in Gestalt einer sozialen Revolution, wie sie manchen Widerstandsbewegungen vorschwebte. Und das gelang ihnen denn auch, zur ungeheuren Enttäuschung naiver Widerstandskreise, nur allzu gut. In Italien und Griechenland, in Frankreich und Deutschland, zum Teil auch in Indonesien und Indochina, nicht zuletzt in Japan, Korea und China – überall kamen mit planmäßiger westalliierter Förderung die reaktionären Mächte wieder obenauf und befestigten ihre Stellungen von Monat zu Monat stärker. Die Gegenrevolution triumphierte, ein bewußter Neufaschismus erhob sein Haupt, und die alten Faschismen, die den Krieg überlebt hatten – Spanien, Portugal, Argentinien, Irland usw. – durften mit frischem Mut in die Zukunft blicken[2].

Daß die reaktionäre Wendung, welche die amerikanische Politik genommen hat – es gibt Leute, die von einem eigentlichen Neufaschis-

[1] Das Dezemberheft 1947 des Pariser «*Esprit*» ist fast ganz dieser beunruhigenden Erscheinung gewidmet. Wer es sich verschaffen kann, versäume ja nicht, einige der hier vereinigten wertvollen Beiträge zu studieren.

[2] De Valeras klerikales Regime ist im Anschluß an die letzten irischen Wahlen freilich gestürzt worden. – Ob aber wohl für immer?

mus auch in den Vereinigten Staaten reden – und die ganze sowjetfeindliche Ausrichtung der westmächtlichen Außenpolitik in den gleichen großen Zusammenhang gehören, ist hier immer wieder betont worden. Vergessen wir aber namentlich auch nicht den weniger sicht- und faßbaren als spürbaren Einfluß, den die *römische Kirche* in dieser gegenrevolutionären, freiheitsfeindlichen Weltbewegung ausübt. Harold Laski legt mit Recht den Finger auf diese Stelle, wenn er in der Neuyorker «Nation» schreibt:

«Ein gut Teil vom Reaktionärsten, das es heute im politischen und sozialen Leben Amerikas gibt, ist unmittelbar auf den Einfluß einer kämpferischen römisch-katholischen Kirche zurückzuführen, der so gut Ausdruck der Bestrebungen einer ausländischen Macht ist wie irgendein Einfluß, der von der Kommunistischen Partei ausgeht ... Keine andere Körperschaft hat sich so folgerecht um die Vergiftung der Beziehungen zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten bemüht ... Auf die Filmindustrie hat sie unermeßlichen Einfluß. Römische Katholiken scheinen auch im auswärtigen Dienst Schlüsselstellungen erlangen zu können und bekunden damit ein Durchdringungsvermögen, demgegenüber sich die Mitglieder der Kommunistischen Partei als ein bloßes Kinderspiel treibend vorkommen müssen ... Ich zweifle, ob es heute außer Spanien ein Land in der Welt gibt, in dem ihre (der römischen Kirche) Autorität größer ist als in Amerika.»

Der neue Sozialismus Im Lichte all dieser Tatsachen und Entwicklungen erscheint es doppelt abwegig, als den großen Feind der Freiheit (und des Friedens) in unserer Zeit nicht den auch in seiner liberalen Form, geschweige denn in seinen späteren Ausprägungen, Diktatur und Gewaltherrschaft bedeutenden Kapitalismus zu bezeichnen, sondern den autoritären Kommunismus – selbst wenn man gleichzeitig auch den Faschismus und seinen Nährvater bekämpfen zu wollen erklärt. Jean Lacroix sagt es im «Esprit» (Dezember 1947) klar und gut:

«Man kämpft nicht auf zwei Fronten. Die Geschichte beweist es: Alle, die das Gleichgewicht zwischen Faschismus und Marxismus gehalten haben, haben für den Faschismus gearbeitet. Ihr guter Wille steht nicht in Frage; was hier gilt, das sind die Ergebnisse. Unter den gegenwärtigen Bedingungen wäre eine Dritte Kraft, im Sinne einer Verbindung der Mittelgruppen, nur eine Übergangsetappe, die dem Aufkommen des Faschismus den Weg bereiten würde. Die Zeiten sind grausam, aber dafür können wir nichts; und die tragische Geschichtskonjunktur, in der wir stehen, will nun eben einmal, daß man gegen den Faschismus nur mit den Kommunisten und gegen den Kommunismus nur mit den Faschisten kämpfen kann. Es gilt zu wählen.»

Ähnlich Emanuel Mounier im gleichen Heft:

«Wenn der Antikommunismus, berechtigt oder nicht, guten oder bösen Glaubens, die beherrschende Triebkraft einer Politik wird, so ist er die offene Tür für den Faschismus in Ländern, wo der Kommunismus die gewaltige Mehrheit der Arbeiterklasse und einen Drittel der Wählerschaft auf sich vereinigt ... Der Aufbau eines echten sozialistischen Gemeinwesens erfordert heute eine neue oder eine von Grund auf erneuerte politische Kraft. Aber es muß eine *Kraft* sein, und zwar eine

revolutionäre sozialistische Kraft ... An uns allen, die wir ebenso solide Gründe haben, keine Kommunisten zu sein wie keine Antikommunisten, ist es, mitzuhelfen, daß diese Kraft als wirkliche Kraft erwachse.»

Der freiheitliche Sozialismus steht heute wirklich an einem Scheideweg. Entweder geht er den Weg derjenigen, die tatsächlich, wenn auch noch nicht programmatisch, den Kampf gegen Kapitalismus und Faschismus hinter den Kampf gegen den Kommunismus zurücktreten lassen. Dieser Weg endet zwangsläufig (um das Mindeste zu sagen) bei – Röpke, der denn auch (in seinem bereits angeführten Buch) den demokratischen Sozialismus belehrt, er werde der kommunistischen Konkurrenz so lange nicht gewachsen sein, als er «nicht endlich aufhört, sich die Marschroute in der Wirtschaftspolitik vom Kommunismus vorschreiben zu lassen, sich nicht endlich von diesem abgestandenen Programm der Sozialisierung und der Planwirtschaft lossagt und den Mut hat, völlig neue Wege der Wirtschafts- und Sozialreform zu gehen, ohne Rücksicht darauf, daß er vielleicht uns selbst auf diesen Wegen begegnet». Oder aber er findet wieder auf seinen ureigenen Weg zurück, indem er den Kommunismus nicht an *falschem*, aber an *rechtem* sozialistischem Radikalismus überbietet und ihm nicht das Monopol der unbedingten Entschlossenheit zu sozialistischen Verwirklichungen, des Ernstmachens mit dem Sozialismus überläßt. Davor haben viele Sozialisten Angst, weil sie sich nicht vom Bürgertum, geschweige denn aus den eigenen Reihen, als verkappte Kommunisten hinstellen lassen wollen. Das letztere ist sicher unfair – aber was kann es zuletzt schaden? Auch Mounier hat diese Diffamierung erfahren; im Januarheft seiner Zeitschrift bemerkt er resigniert:

«Es ist in dem Frankreich von 1948 fast unmöglich geworden, vorzubringen, daß die Kommunistische Partei in einer bestimmten Frage richtig sieht, daß dieses oder jenes Problem, diese oder jene Lage einen an ihre Seite führt, wenn es gilt, eine bestimmte Stellung zu erobern oder zu verteidigen – ohne daß der Hörer eine Art Erstickungsanfall bekommt und einen sofort, ohne weiter zuzuhorchen, der Fünften Kolonne der Sowjets zuteilt.»

Und dennoch mahnt er zur ernsten Selbstbesinnung darauf, was wir eigentlich unter «Befreiung vom Kommunismus» verstehen wollen:

«Für diejenigen, die vermeinen, dem leidenschaftlichen Antikommunismus den kleinen Finger geben und ihm doch ihre Seele versagen zu können, heißt das: sich wieder einmal klar darüber werden, daß vom Lächeln Pétains ein direkter Weg zu den Kesseln Himmlers führt, daß sie sich schon heute mitschuldig an den unmenschlichen Schreien machen, die übermorgen, weit weg von den tugendhaften Führern, aus dunklen Kammern hervorbrechen werden; es heißt, sich nicht an Beelzebub wenden, um die Teufel auszutreiben ... Das schließt dann ohne jede Zweideutigkeit den Wunsch in sich, es möge sich ein *neuer Sozialismus* bilden, der zugleich streng und kämpferisch sei und in revolutionärem Willen alle diejenigen um sich schare, die sich in den gegenwärtigen Kadern des Kommunismus tatsächlich nicht wohl fühlen ...

Und es heißt endlich für die Kommunisten, sie möchten erkennen, daß sie die wahre Sammlung des französischen Volkes verfehlt haben, sie möchten einmal aufhören, es gleich als Zellenarbeit von Verrätern anzusehen und anzuprangern, wenn man neben ihnen einen andern Kristallisierungskern, ein anderes politisches Klima schaffen will, und nicht immer meinen, wenn sich das Herz der Menschen nicht frei hingebe, müsse man mit Manövern einsetzen.»

Ja – ein neuer Sozialismus muß erwachen und durchbrechen, wenn die Sache der Armen und Bedrückten, die Sache des Rechts und des Friedens zum Siege geführt werden soll. Das ist schon seit manchem Jahrzehnt eines unserer innersten Anliegen; es ist heute mehr als je unsere Losung, da wir sehen, wohin große Teile der sozialistischen Bewegung steuern, und ahnen, wo sie schließlich landen werden, wenn sie nicht ebenso rasch wie gründlich umkehren.

17. Februar. *Hugo Kramer.*

Arbeitsgemeinschaft religiöser Sozialisten in Deutschland

Rundbrief Nr. 19 (Dezember 1947)

Liebe Freunde! Beim Eintritt in das neue Kirchenjahr und in die Adventszeit grüße ich Euch mit der neuen Jahreslosung der evangelischen Kirche: «Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn!» (Mark. 1,3). Diese Jesaja-Weissagung, von der ersten Christenheit auf Johannes den Täufer gedeutet, ist voller Beziehungen auf unsere Gegenwart. Der chaotische Zustand unseres Volkes, das wie ein Spielball zwischen den miteinander ringenden Weltmächten liegt, ist schlimmer als das, was man im geographischen Sinne eine Wüste nennt. In die sich immer weiter ausbreitende resignierende Verzweiflungsstimmung wird nun ein Gotteswort — eben die Stimme eines Predigers — hineingerufen, das seiner Form nach eine Mahnung an die Menschen, im tieferen Sinne aber eine wunderbare Verheißung für die Welt ist. Die Wegbereitung, zu der wir aufgerufen werden, wäre sinnlos, wenn dahinter nicht die Gewißheit stünde, daß «der Herr kommt». Die Theologen werden das Gewicht dieser Worte wohl verringern, indem sie sie «eschatologisch» deuten, das heißt auf das Ende der Welt beziehen, mit dessen Nähe im Grunde niemand ernstlich rechnet und dessen Kommen jeder menschlichen Einwirkung entzogen ist. Es gibt keine unfruchtbarere Bibelauslegung als die eschatologische. Anstatt das Neue Testament in die Ewigkeit zu projizieren und auf diese Weise praktisch unwirksam zu machen, sollten wir uns ernstlich die Frage vorlegen, ob wir nicht selbst die Schuld daran tragen, daß Christus noch immer zögert, die ihm zugesprochene Herrschaft über die ganze Schöpfung anzutreten

und sein Friedensreich zu vollenden. Er braucht Menschen und wartet auf sie, die, in seinem Dienste stehend, von seinem Wort und Geist geleitet, ihm *voran*gehen und ihm den Weg bereiten. Nur so will und wird er die Welt verwandeln und erlösen. Und so, als Wegbereitung für den kommenden Christus, will unser Eintreten für den Sozialismus verstanden werden.

Was ich in diesen Rundschreiben schreibe, soll unsere Freunde ebensowenig dogmatisch binden wie unsere Grundsätze, deren vierter manchmal mißverstanden wird. Wenn wir dort «die Notwendigkeit kirchlicher Dogmenbildung innerhalb der verschiedenen Konfessionen anerkennen», so wird doch dadurch keiner aus unserem Kreise auf ein bestimmtes Bekenntnis oder Dogma festgelegt. Die unmittelbar folgende Erläuterung, daß Dogmenbildung dazu dient, «das Wesen des Glaubens immer klarer zu erfassen und seiner Verkündigung die begriffliche Bestimmtheit zu geben», macht überdies deutlich, daß wir unter Dogmen ein Menschenwerk verstehen, das dem Glauben dienend nachfolgt, der Entwicklung fähig und bedürftig ist und niemandem als ein starres äußeres Gesetz auferlegt werden soll. Auf der anderen Seite aber setzen wir bei unseren Freunden Verständnis dafür voraus, daß die Religion, wenn sie nicht eine leere Abstraktion werden soll, eines bestimmten Inhaltes bedarf, und daß keine Kirche existieren kann, die sich nicht durch feste Normen gegen eindringende Irrlehren schützt. Die Abwehr der «Deutschen Christen» zum Beispiel, die den Nationalsozialismus zur Religion erheben und dieses üble Surrogat der evangelischen Kirche aufzwingen wollten, wäre unmöglich gewesen, wenn Bibel und Bekenntnis nicht ein für sie unübersteigbares Hindernis gebildet hätten. Selbst die Quäker, die bekanntlich die ausgeprägteste Abneigung gegen alles Dogmatische haben, können nicht auf die Anerkennung gewisser Grundnormen als Voraussetzung für Mitgliedschaft und Mitarbeit in ihrem Kreise verzichten. Religion ohne nähere Bestimmung ihres Inhaltes ist ein ebenso nichtssagender und zu nichts verpflichtender Allgemeinbegriff wie die heute so beliebte «Menschlichkeit», unter der sich jeder vorstellen kann, was ihm gefällt, solange nicht Übereinstimmung darüber erzielt ist, welche Wesenszüge des Menschen wertvoll und welche fragwürdig oder gar gefährlich sind.

Wir haben in unserem Kreise Angehörige verschiedener Konfessionen, die sich gegenseitig tolerieren und achten. Die Norm, unter die wir uns aus freiem Entschluß gemeinsam stellen, steht in unserem ersten Grundsatz: «Religiöse Menschen, die sich durch ihren Glauben getrieben fühlen, an der Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft mitzuarbeiten.» Und was die Christen unter uns ihren Kirchen zu sagen haben, bliebe unzureichend und für niemanden verpflichtend, wenn es nicht aus der kirchlichen Glaubenshaltung selbst hergeleitet wird.

Rackwitz, Pfarrer.

Ostern

Muß ich für einen Menschen, ein Gebiet die Hoffnung aufgeben, dann ist Jesus nicht auferstanden. Das sage ich euch vor Gott und allen Engeln und vor Jesus selber: «Du bist nicht das Licht der Welt, wenn ich eine Hoffnung aufgeben muß.» Dann wird es menschlich, und wir können unser Trübsal nicht tragen. Ich bin wie eine ganze Welt und du auch. Ich spüre es sofort, wenn sich mir eine Finsternis aufdrängen will, das heißt eine Art Hoffnungslosigkeit für diese oder jene Welt. Ich begreife die andern Christen nicht, ich habe mit Schwermut zu kämpfen, sofort, wenn ich für etwas die Hoffnung aufgebe. – Das ist mir die Auferstehung Jesu Christi. Da kostet es natürlich furchtbaren Kampf, sich in diesem Licht der Erlösung zu halten, weil ich die Welt in diese Erlösung schaffen muß in mir. Wir stehen immer in seelischen, geistigen und leiblichen Beziehungen zur ganzen Welt. So sieht man alles und spürt man alles; wenn man im Licht der Auferstehung wandelt, da tut es einem weh. Höllen gibt es, aber sie hören auf; Tod gibt es, Sünde gibt es genug – sie hörten auf. Dann kann ich es tragen, dann weiß ich: es gehört zur Gerechtigkeit, daß es Lohn und Strafe gibt, daß es Gnade und Gericht gibt. Solange Gut und Böse durcheinanderwirken, gehört es zur Gerechtigkeit, daß es diese Dinge gibt, aber zum Aufhören. Ehe ihr glaubt, daß Hölle, Sünde und Tod aufhören muß, daß alle Menschen Gottes sind, daß wir für alle Menschen zu kämpfen haben, wenn wir an Jesus Christus glauben; ehe wir die Liebe Gottes in den Himmel und unter die Erde treiben und in alle Menschen hinein, ehe wir nicht große Menschen sind im ewigen Leben – haben wir Gläubigen mit Schwermut zu kämpfen, es wird gerade auf *uns* die Schwermut sich legen. *Wir* müssen aber kein Beispiel der Trauer sein in der Welt. Wenn wir nicht unseres Glaubens uns freuen, können wir keine Leute einladen zu unserem Glauben. So liegt uns das Wehe auf dem Rücken, und fest und stät müssen wir zu dem Herrn halten und müssen Erde und Himmel unter diesen Herrn stellen. *Christoph Blumhardt.*

*

Ostern *ist* ein Wunder, das Wunder der Wunder, das Wunder, das im Mittelpunkt der Geschichte steht. Ich muß aber immer und immer wieder betonen, daß wir das Wunder nicht aus seinem Zusammenhang lösen dürfen, wenn es nicht aus einem Wunder ein Mirakel werden soll. Dies Wunder hat seinen Sinn und seine Wahrheit nur in dem großen Zusammenhang des Reiches Gottes, das nichts anderes ist als der Weg des lebendigen Gottes durch die Geschichte. Der Schritt des lebendigen Gottes aber bedeutet überall und immer das Wunder. Er bedeutet Erschütterung, Katastrophe der Welt; er bedeutet Neuwerden, Neuschaffen, Auferstehung und Leben. Die Auferstehung Christi ist

das zentrale Erdbeben der Geschichte, der ewige Erdbebenherd, aus dem immer neue Erdbeben kommen, bald peripherischere, teilweise verirrte, wie Französische und Russische Revolution, Demokratie, Sozialismus, Kommunismus, bald zentrale, wie Franziskus, Wicleff, Hus, Luther, Zwingli, Calvin, Münzer, Fox, Wesley, Kierkegaard, Blumhardt – bis die Erde Gott gehört. Ist nicht vielleicht, was jetzt geschieht, ein solches Erdbeben, und zwar ein besonders gewaltiges, umfassendes, von der Peripherie zum Zentrum drängendes, eine Auferstehung Christi, ein Stürzen der Götzen vor ihm, ein Kommen Gottes mit ihm? Auf alle Fälle: wir dürfen an das Wunder glauben, das allein uns retten kann. Warum denn nicht? Wirkt nicht Gott alles Gute durch ein Wunder? Wo hat er je gerettet ohne das Wunder? Ist das nicht die Art, wie er immer schafft? Darf es uns darum mutlos machen, wenn heute alles verloren scheint? Muß nicht immer wieder alles verloren sein, damit alles gewonnen werde? Aber wenn wir in die heutige Welt hineinschauen, hineinlauschen: können wir nicht durch Sturm und Dunkel, durch das Donnern der Lawinen und Brechen des Eises auch ein Frühlingsrauschen vernehmen, im Sterben einer alten Welt Auferstehungsodem spüren? Ich meine, wir können es.

Ja, wir dürfen Ostern feiern, gerade jetzt, wenn wir es recht verstehen. Wir *sollen* es, gerade jetzt. Gerade jetzt ist Osterglaube am Platze. Gerade jetzt hat er gewaltige Verheißung. Ostern ist nicht für leichte, sondern für schwere Zeiten, nicht für Zeiten der Erfüllung, sondern für Zeiten des Kampfes. Ostern ist gerade für verzweifelte Stunden. Ostern tritt gerade da auf, wo alles aus ist. So im Leben des Einzelnen, wie in der Geschichte des Reiches Gottes. Das Osterwunder ist das Unglaublichste und gerade darum – ja gerade darum! – das Allergewisseste. Es ist die majestätische Bestätigung des Wortes, daß gerade da, wo die Not am größten ist, Gott am nächsten ist. Darum glaubt es – für die Welt, aber auch für euer eigenes Leben: Gott lebt, Christus siegt! Trauet ihm doch etwas zu! Trauet ihm a l l e s zu! Für euch und für die Welt! Es gilt für beide: Unverloren, unverloren – alles verloren, alles gewonnen! *Leonhard Ragaz.*

Versöhnung, der christliche Beitrag zur Lösung des Weltproblems*

Wir stellen zunächst zwei Grundfragen:

1. Ist der Titel so gemeint, daß für Versöhnung, Versöhnlichkeit einzustehen, der christliche Beitrag zur Lösung des Weltproblems wäre?

* Schriftliches Votum zu einer Tagung des Internationalen Versöhnungsbundes.

2. Ist es selbstverständlich, ist es harmlos, daß heute, nach fast zweitausend Jahren Christentums, nach einem christlichen Beitrag zur Lösung des Weltproblems erst noch gefragt werden muß? War und ist denn nicht das Christentum *die* Lösung des Weltproblems? Wie konnte trotz zweitausendjähriger Verkündigung das Weltproblem zu solch erdrückender Größe anschwellen?

Es geht angesichts der Furchtbarkeit des Geschehenen und des noch weiterhin drohenden Unheils nicht an, sich mit der üblichen Antwort zufrieden zu geben: «Man hat eben auf unsere Verkündigung nicht gehört; der Ungehorsam der Menschen ist schuld an der Katastrophe.» Denn es heißt auch: «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.» Diese Fruchtlosigkeit einer zweitausendjährigen Verkündigung fordert unweigerlich auf, sie selbst zu überprüfen. Mit Berdjajews Worten: Gerade wenn wir groß von der Kirche denken, dürfen wir sie der Verantwortung für das Weltgeschehen nicht entbinden. – Die Institution, die von sich sagt, daß sie das Wort Gottes, das Wort der Wahrheit verkünde, hat sich zu tiefster und vollster Verantwortung, dem Wort wie der Welt gegenüber, verpflichtet.

Die Überprüfung der Verkündigung ergibt: Es wurde bisher nur ein Torso der christlichen Wahrheit verkündet: daher die Unfähigkeit der Christenheit, mit dem Weltproblem fertig zu werden – daher sein Anschwellen zum heutigen apokalyptischen Ausmaß. Das sei zuerst kurz in «christlicher» Sprache angedeutet:

«Christus ist der Erlöser.» Die *frohe* Botschaft lautet: «Die Gnade Gottes in Jesus Christus über den Sünder, der Buße tut.» Das ist das von Gott Angebotene. Das vom Menschen Geforderte ist: «Der Glaube an Christi Sühnetat, dazu die Gottes- und Nächstenliebe.»

Schon diese Hinwendung zum Erlöser, diese christozentrische Verkündigung ist Verkürzung der ganzen Wahrheit des Evangeliums. Denn sie trägt dem, was das Evangelium den Heiligen Geist nennt, nicht Rechnung. Die Funktion des Heiligen Geistes aber ist noch eine andere als die des Erlösers. Sie folgt seinem Werke auf dem Fuß. Erlösung *löst* den Menschen von der Welt: «Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist»; «wir, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare . . .». Erst der Heilige Geist *sendet* den Menschen zum Wirken *in die Welt*. Siehe Pfingsten! Die Kirche betont die *Sünde* um der Bekehrung, Vergebung und Erlösung willen; sie betont nicht überwiegend die *Sendung* des Menschen zur Arbeit für das Heil aller im Reich. Die Welt ist erfüllt von einem ungeheuren Arbeitsethos, wie es dem Kinde Gottes, des Weltgestalters, durchaus zukommt. So lautet auch das erste Gebot – das wahrhaft *erste* Gebot an den noch ungefallenen Menschen, auf das die Kirche so gut wie nie zu sprechen kommt: «Bebauet den Garten Eden – macht euch die Erde untertan.»

Technisch-maschinell, wirtschaftlich, machtpolitisch suchte der Mensch dieses Gebot zu erfüllen, *weil* die Kirche ihn die göttliche Weise seiner Erfüllung nicht gelehrt – ja weil sie das Gebot überhaupt so gut wie unterschlagen und vergessen hat. Das Arbeitsethos der Welt, das dem Heiligen Geiste entspricht, wird durch die Kirche der Erlösung nicht ergriffen und gelenkt.

Dieses *erste* Gebot – das von Gott nie widerrufen wurde, also auch heute unvermindert besteht, trotz seiner Nichterwähnung durch die Kirche als Gebot *über allen* Geboten, ist das heilvollste, das alles Heil des Menschen gewährleistende Gebot: denn da die Welt, die Schöpfung Gottes, letztlich nur dem göttlichen Geiste sich hingibt und gehorcht, hat der Mensch im ständigen Versuch der Weltbewältigung, ja eben im Fehlschlagen all *seiner* Versuche, die Gelegenheit, endlich zu lernen, sie auf *göttliche* Weise zu beherrschen – bei seinem Meister Christus die Meisterschaft in der Bewältigung der Welt zu erringen; denn nur an einem Werke vollendet sich Meisterschaft. Wird ihm dieses Gebot vorenthalten, diese Gelegenheit entzogen, so ist ihm auch die Möglichkeit seiner Vollendung genommen, die nicht mit «Perfektionierungswahn» oder «Fortschrittsoptimismus» zu brandmarken ist, sondern dem Gebot entspricht: «Ihr sollt vollkommen sein . . .» und «einen jeden unter euch darzustellen in der vollen Statur der Reife, des Mannesalters Christi».

Nur die Erfüllung dieses Gebots gottgemäßer Weltbeherrschung fordert vom Menschen auch die religiöse Einbeziehung aller Welterkenntnis: «In Ihm die Fülle der Weisheit *und* der Erkenntnis» – und befähigt ihn damit zur Lösung und Bewältigung des Weltproblems, während die Kirche nur von Offenbarung und Wort Gottes ausgeht, deren Verkündigung sie als ihre Aufgabe bezeichnet.

Die Einsicht, zu der wir uns – im Sinne unseres Themas – durchzuringen haben, lautet also: Das Christentum der Erlösung (als Ziel des Christen), der Aeon des Sohnes *hat keinen* Beitrag zur Lösung des *Welt*problems *heute*. *Nie* werden wir durch ein bloßes *Mehr* an kirchlichen und christlichen Bemühungen im gewohnten, überlieferten Sinne, der Lösung dieses Problems auch nur um einen Schritt näherkommen, nie werden wir es in seinem Tempo einholen, sondern es wird uns überrennen.

Hier beantwortet sich auch die erste Frage: Ist Versöhnung allein, Versöhnlichkeit, Brüderlichkeit der Beitrag, den das Christentum zum Weltproblem zu leisten hat, wie das Tagesthema es zu besagen scheint? Diese Meinung gäbe sehr deutlich dem Mangel des bisher Verkündeten Ausdruck: Versöhnung deutet nur auf die *persönliche* Seite des Verhaltens; die sachliche Seite, die Weltseite, also gerade die, die heute dem Menschen bis in die Weltpolitik die eigentlichen Schwierigkeiten bereitet und Probleme stellt, bleibt unerwähnt.

Das Bild dieser Christlichkeit, die das Persönliche im Verhältnis zu Gott und zum Nächsten allein betont, wäre im Gleichnis: Eine Werkstätte; aber die Aufschriftstafel besagt nicht etwa, was hier gearbeitet und fertiggestellt wird, sondern es heißt: hier vergibt der Meister den Lehrlingen den Unfug, den sie tagsüber in seiner Abwesenheit getrieben, denn der Sohn hat sich ins Mittel gelegt. Und: hier lieben die Gesellen den Meister über alles, und jeder seinen Mitgesellen wie sich selbst. *Was* aber gearbeitet werden sollte, ist nicht zu erfahren – und es geschieht auch nicht. – Das ist das Bild der bisherigen Kirche – nach ihrer eigenen Verkündigung. («Du sollst Gott und deinen Nächsten lieben», sagt mir nicht, *wozu* ich da bin, was ich zu tun habe in dieser Welt. Eine Menschheit, der nicht gesagt wird, wozu sie da ist, kann nur ins Unheil taumeln.)

Streit geht hervor aus Ungerechtigkeit in einer sachlichen Angelegenheit («der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein»). Die Unversöhnlichkeit dauert so lange wie die Ungerechtigkeit. Wir können also, auch als Versöhnungsbund, nicht direkt auf Versöhnung hinarbeiten, denn ihre Voraussetzung ist die gerechte Ordnung der Sachwelt. (Versöhnlichkeit ist Voraussetzung des Gerechtwerdens; Gerechtigkeit die Voraussetzung der Versöhnung.) Eine christliche Ordnung der Sachwelt aber ist der bisherigen kirchlichen Einstellung zur Erlösung unbekannt. (Siehe das Buch des Ökumenischen Rates «Der Dienst der Kirche an der Welt» – das hier dringlichst empfohlen sei!) Alle bisherige Christlichkeit drehte sich um die Jesus-*Person*, unbeachtet und unbekannt blieb die Christus-Funktion, durch deren Erfüllung Jesus der Christus ist; (das Amt des Christus, das Petrus bekannt war, ehe er Jesus sah: «Du bist der Christus»).

Gemäß dem Worte, daß durch ihn und zu ihm alles geschaffen sei, ist diese Christus-Funktion in allen Ebenen des Lebens zu finden: Geometrie, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Soziologie, Weltpolitik, Religion lassen sie alle erkennen. Sie bedeutet vor allem das Walten des Ganzen im «Teil», des Unendlichen im Endlichen, also auch Gottes im Menschen. Ihr entgegen steht die ominöse «Eigengesetzlichkeit» dieser Ebenen; die Eigengesetzlichkeit des Natürlichen, der Wirtschaft, des Staates, der Politik, die heute alle Menschlichkeit zu vernichten droht. Die Christus-Funktion zeigt das Wie der Überwindung und Einordnung der Eigengesetzlichkeit, auch für die Sachwelt. – Hier ist Neuland für christliche Bemühungen um die Lösung des Weltproblems. Der allenthalben erwachende gute Wille auch zur politischen, zur sozialen, wie überhaupt zur Weltverantwortlichkeit des Christen, zur Ordnung auch der Sachwelt, sei voll anerkannt. Aber er hat keine Durchschlagskraft, weil keinen religiösen Rückhalt, hier versagt die nur das Persönliche behandelnde Lehre. *Die unzulängliche überlieferte Dogmatik sabotiert den guten Willen zum heute notwendenden Wirken.* Nur

eine religiöse Grundüberzeugung zur Behandlung und Wandlung auch der Sachwelt kann den sachlichen Bemühungen das nötige Licht und die überwindende Kraft verleihen.

Damit ist die volle *Wende* auch in der kirchlichen Verkündigung gefordert und begründet. Sie fordert ein entschiedenes, aufrichtiges und öffentliches *Nein* zum Bisherigen und Ja zum Kommenden. In der Sprache des Dogmas: Die Wende (Metanoia!) vom Aeon des Sohnes zum Aeon des Heiligen Geistes, der den Aeon des Sohnes vollendend in sich schließt. (Wende, da der erstere sich vom Heiligen Geiste abgewendet hatte.) Hier gilt – wie von der Wissenschaft, so von der Religion – das Wort des Gelehrten Planck: «Das alte Weltbild bleibt erhalten, aber es erscheint als Ausschnitt eines größeren, sinnvolleren Ganzen.» So die bisherige Verkündigung des Christentums als Erlösungsreligion: sie erscheint als Ausschnitt der wiedergefundenen Ganzheit des wahrhaft christlich-biblischen Gottesauftrags an den Menschen.

Aus dem Gesagten, das erst nur einen geringen Bruchteil dessen darstellt, was ins Feld zu führen wäre, sollte für jede ernste und verantwortliche Besinnung unzweifelhaft hervorgehen, daß wir, gestützt nur auf das überlieferte, vor allem das reformatorische Christentum, besonders lutheranischer Färbung, einen zureichenden Beitrag zur Lösung des Weltproblems *nicht* zu leisten vermögen. Die Verkündigung dieser Phase des Christentums steht nicht nur im Lichte, sondern auch im *Banne* des Neuen Testaments, der Wortverkündigung, der *Schrift*. Das Neue Testament aber weist selbst über sich hinaus: «der Heilige Geist *wird* euch in alle Wahrheit leiten.» Was im Heiligen Geiste zu tun ist, steht nicht *geschrieben*, ist nicht einem Buche zu entnehmen, sondern muß jeweils in der Gegenwart und aus der Gegenwart Gottes und seines Geistes *und* der Gegenwart der Weltnot empfangen werden. Die Abhängigkeit von der Schrift aber, und sei sie noch so fromm gemeint, verschließt diese Pforte des Heiligen, des lebendigen Geistes. Ihn empfängt nur, wer in vollem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit als Mensch, als christlicher Mensch für das Heil der Welt – ihre *gegenwärtige* Not vor Gott trägt. Er ist der Blitz, der da zuckt vom Aufgang bis zum Niedergang, vom ewigen Heil bis zum irdischen Unheil, der solchem Fragen antwortet. Auch hier die Wende also vom Wort zur Verantwortung, die aber nur getragen werden kann im Bewußtsein der Gegenwart des durch die Erlösung wiedererweckten unverletzten Urbildes in uns, des Ebenbildes im Menschen, von dem die Predigten ebenfalls soviel wie nichts verlauten lassen. Doch hier hängt eben der ganze Rattenkönig der Verkümmerungen christlicher Lehre, den die Reformation eher noch vermehrt hat – bei allem Unvergänglichen, das sie geleistet. Darüber kann hier nicht weiter geredet werden, es wird an anderer Stelle geschehen.

Es seien für diese Tagung nur noch einige Hauptmomente angeführt, über die Besinnung not tut zum Zweck eines wirklich hilfreichen Beitrages zur Lösung des Weltproblems der Gegenwart seitens des Versöhnungsbundes.

Die Kirche hätte ein klares Wort zu sprechen:

1. Zur *Souveränität der Staaten*. Die Christus-Funktion zeigt, daß jeder Teil eines Ganzen, jedes Organ eines Leibes, seine wahre Vollendung nur aus dem Geiste des Ganzen, also durch Dienst und Hingabe erfährt. Dann wird es souverän sein in der Einzigartigkeit seiner Dienstleistung. Selbstbehauptung ist ein Zerrbild dieser Souveränität und führt durch Verwirrung der Ordnung ins Verderben. Souveräne Aufgabe jedes Volkes ist darum sein Dienst an der Menschheit. Diesen Dienst, den nur es leisten kann, werden ihm die andern Völker danken und zu entsprechendem Dienen angespornt werden.

2. Zum *Militarismus*. Es gibt gewiß eine Berufsehre des Militärs. Aber die Notwendigkeit des Militärs ist eine Menschheitsschande. Es ist der Gewissenstiefe des einzelnen zu überlassen, ob er stolz erhobenen Kopfes der Berufsehre, oder gesenkten Hauptes der Menschheitsschande überwiegend Ausdruck geben will.

3. Die durch Verkehr und Nachrichtentechnik Wirklichkeit gewordene *Welteinheit* wird auch die Großreligionen einander nahebringen und eine Una sancta zwischen ihnen fordern. Alle Religionen, die sich bisher behaupteten, sehen noch zurück auf ihre Stifter (so auch das Christentum) und nicht voraus auf ihr gemeinsames Ziel (wer die Hand an den Pflug legt . . .). Stifter und Götter aber sind und bleiben verschieden und werden immer Anlaß zu Streit und Feindschaft sein. Das Ziel aller Religionen aber ist *der Mensch und seine Menschlichkeit*. Dem haben alle Religionen – auch das Christentum – ihre Eigengesetzlichkeit aufzuopfern. Das erst wäre die vorbildlich christliche Haltung des Christentums – seine Kreuzigung, die es predigt, aber an sich noch nicht vollzogen hat.

4. Aus dem über die Wende vom Sohn zum Heiligen Geiste, von der Erlösung zur Weltgestaltung durch den Erlösten Gesagten geht hervor, daß die Kirche dem Menschen seinen eigentlichen Lebensinhalt, seinen Auftrag, seine Lebensarbeit, das Gotteswerk, an dem er Mitarbeiter ist, nicht gezeigt hat. Es ist ihm nicht gesagt, wozu er die reichen und starken ihm anvertrauten Pfunde und Kräfte zu verwenden hat. Die Folge dieses Nichtwissens ist unfehlbar *der Unfug* dieser unbeschäftigten Kräfte, sind die Ersatzhandlungen für das nicht im göttlichen Sinne getane, spannungsreichste Werk, ist der Krieg, der die im Gottessinn ersehnte Höchstspannung der Kräfte wenigstens im teuflischen Sinne gewährt. Solange die Kirche diesen höchsten Inhalt tätigen Lebens nicht weist, hat sie für allen Krieg in erster Linie *sich* verantwortlich zu halten.

Hierzu als letztes noch die Andeutung:

Als das Heilige und Allerheiligste des Menschen gelten Religion, Kirche, Altar und Sakrament.

Das Allerheiligste Gottes ist das Alltagsleben des Menschen, die Fülle des Lebens.

Das Achten auf das göttliche Gewebe der Lebensbeziehungen und ihre meisterhafte Verwertung im Sinne eines Reiches wahrer Menschlichkeit wird der menschenwürdige, allversöhnende Lebensinhalt des kommenden Menschen sein.

Nur durch das Positive gelangen wir zur Überwindung des Negativen. Lassen wir es uns angelegen sein, daß niemand mehr Anlaß finde, von «negativem Christentum» zu sprechen und ihm sein «positives» entgegenzusetzen (P. 25 NSDAP). Bemühen wir uns um *die* Erfassung des Christentums, die auf alle Fragen und Probleme der Welt die heilende Antwort hat in der gottgewollten *Menschlichkeit, der* zu *dienen* auch das Christentum berufen ist.

Amden, den 18. Juli 1947.

Manfred Beyer.

Aufruf der tschechoslowakischen christlichen Kirchen für inneren und äußeren Frieden

In Prag, dem historischen Brennpunkt der schwersten Religionskämpfe vergangener Jahrhunderte, fand am 2. *Februar 1948* [1] eine öffentliche Kundgebung statt, die als hochbedeutsames Ereignis bezeichnet werden muß. Alle christlichen Kirchen und Glaubensgemeinschaften der Tschechoslowakei hatten sich zu einer höchst eindrucksvollen Manifestation für inneren und äußeren Frieden vereinigt. Welche Teilnahme diese Aktion in der Bevölkerung hervorrief, zeigte der schon lange vor Beginn überfüllte große Saal auf der «Slawischen Insel». Massen von Hörern drängten sich draußen auf den geräumigen Treppen und Zugängen und weitere vor dem Gebäude und harrten dort zu Hunderten geduldig stundenlang im Regen aus, während die Megaphone ihnen die Ansprachen vermittelten.

In der Mitte des Podiums saß der römisch-katholische Erzbischof Dr. *Beran*, der bekanntlich gemeinsam mit mehreren der neben ihm anwesenden Vertreter protestantischer Kirchen viele Monate in nazistischen Konzentrationslagern verbracht hat. Neben ihm saßen der Exarch des Moskauer Patriarchats für die Tschechoslowakei, *Jelevferej*, die Bischöfe der Altkatholischen und Nationalen Tschechoslowakischen

[1] Also in dem noch *freien* Prag (Red.).

Kirche und die Vertreter aller protestantischen Konfessionen von Böhmen, Mähren und der Slowakei. Als geladene Gäste waren Vertreter des Diplomatischen Korps, unter anderem der Sowjetischen, Britischen, Französischen und Italienischen Gesandtschaft anwesend sowie Vertreter der Regierung und des Parlaments und auch der Oberrabbiner von Böhmen.

Die Versammlung wurde durch Ansprachen der führenden Persönlichkeiten der beteiligten Religionsgemeinschaften eingeleitet. Umrahmt wurden die Vorträge mit Sakralmusik der verschiedenen christlichen Traditionen, gesungen von vier Chören der römisch-katholischen, evangelischen, russisch-orthodoxen und nationalen Kirche.

Daß einige der Kirchen einen gemeinsamen Wortführer gewählt hatten, war ein charakteristisches Zeichen des einigenden Gedankens. So sprach der Prager Erzbischof Dr. *Beran* für die römisch-katholische und die griechisch-katholische Kirche. Er erinnerte die Versammlung an die Einigkeit der Urchristen, die aus wahrer christlicher Liebe floß. Er betonte drei Pflichten aller echten Christen: für den Frieden zu zeugen, für ihn tätig zu wirken und zu beten. Der slowakische Bischof Dr. *Ruppeldt* als Sprecher beider evangelischen Konfessionen der Slowakei, der lutherischen und helvetischen, sowie der Evangelischen Kirche der Böhmischen Brüder erinnerte unter anderem an den Respekt vor jedem Volk und jeder Sprache als selbstverständlicher Forderung des Glaubens an einen gemeinsamen Gott, den Vater aller Menschen. In ergreifenden Worten sprach der Senior der Versammlung, der Bischof der Brüder-Unität *Vancura* von jener einzigen Unterwerfung, in der weder Furcht noch der Keim zu Konflikten ist: der Unterwerfung vor dem Friedensfürsten, der uns Befreiung von Haß und Menschenangst bringt. Alle neun Ansprachen waren vom gleichen Geist brüderlichen Verständigungswillens getragen.

Danach betraute der Erzbischof Dr. Beran den Professor der protestantischen Theologie, Dr. *Bednar*, mit der Lesung des im Namen aller vertretenen Religionsgemeinschaften verfaßten Manifestes. In überzeugender, ausführlicher Darstellung hebt die Kundgebung das Verlangen aller Völker nach wahrem Frieden und vertrauensvoller Zusammenarbeit hervor. Welches immer die Gegensätze der Auffassungen von der politischen und ökonomischen Struktur der menschlichen Gesellschaft sein mögen und welches die gegensätzlichen Interessen der Mächte – eins ist gewiß: kein Problem, das die Menschheit heute bewegt, kann auf gewalttätigem Wege – durch Krieg – wirklich gelöst werden. Krieg bringt nur weitere Destruktion, weitere Verelendung der Völker und vergrößert das Chaos, das heute in der Welt herrscht.

Die Kundgebung begnügt sich aber nicht damit, den Krieg als unverantwortliche und verbrecherische Methode zu bezeichnen. Sie verdammt auch jegliches passive Verhalten, das den Vorbereitungen zum Kriege zusieht, ohne alles zu tun, was ihn verhindern kann. Sie bezeich-

net es als ein Unglück, wenn die Menschheit in einander mißtrauende Gruppen ohne geistigen Kontakt [2] und vernünftige Zusammenarbeit zerrissen wäre. Solche innere Zerspaltung der Völkergemeinschaften ist der erste Schritt zu kriegerischen Konflikten.

Darum rufen die Kirchen der Tschechoslowakei vor allem das eigene Volk dazu auf, im Gedenken an seine alte Tradition der Welt ein Beispiel von Einigkeit und Überwindung von Gegensätzen im Geiste von Demokratie und sozialer Gerechtigkeit zu geben. Sie wenden sich aber weiter an alle Christen der Welt, denn nur durch gemeinsame Bemühung aller kann der Weltfriede gesichert werden. Das Manifest erklärt mit großem Ernst die Christenheit als Ganzes verantwortlich für das gegenwärtige Chaos. Die Christenheit hat viele historische Momente verpaßt, wo sie durch entschlossenes Eingreifen und unerschütterliche Haltung den Dingen eine andere Wendung hätte geben können. Sie ist verantwortlich vor der Jugend, die in das heutige Chaos unverschuldet hineingeraten ist, und deren schöpferische Kräfte durch die Unsicherheit der ganzen Weltsituation gelähmt werden. Aufgabe der Christen muß es sein, in jeder Lebenssituation standhaft für die Überzeugung zu kämpfen, daß das brüderlich Verbindende zwischen den Menschen stärker ist als alles Trennende, daß Selbstsucht und Mißtrauen überwunden werden müssen, und daß das Ideal allmenschlicher Bruderschaft uns auch mit denen verbindet, die der Kirche fern stehen. Mutiger Glaube, wie zur Zeit der Urchristen, soll uns dem göttlichen Gebot gehorsam sein lassen, auch wenn es unter irdischen Gesichtspunkten erfolglos erscheint.

Selbst zu gemeinsamem Wirken für den Frieden sich verbindend, appellieren die Kirchen der Tschechoslowakei auch an alle Regierungen und Staatsmänner, sie daran mahnend, daß das Ziel aller internationalen Verhandlungen der Friede sein muß, den alle Völker wollen. Daher sind ihre Regierungen verpflichtet, diesen Friedenswillen zu respektieren, gleichviel welche Schwierigkeiten auch der Lösung bestimmter Probleme im Wege stehen.

Diese Kundgebung, die hier nur in ihren Hauptgedanken wiedergegeben werden kann, wurde samt den Ansprachen der Hauptredner durch den Prager Rundfunk ausgesendet.

Die Initiative zu diesem bedeutsamen Unternehmen ging von Prof. *Bednar* aus, dem früheren Dekan der Hus-Fakultät in Prag. Seine Anregung fand volles Verständnis bei dem Prager Erzbischof Dr. *Beran*. Es war ein historisch denkwürdiger Moment, als am 16. Januar 1948 zum erstenmal die Vertreter aller christlichen Kirchen der Tschechoslowakei im Erzbischöflichen Palast auf der Prager Burg zusammen-

[2] Nun wird der geistige Kontakt auch mit den Tschechen aufhören, denn sie stehen nun unter denen, die alles tun, um diesen Kontakt zu verhindern — in der Tat, das große Verbrechen unserer Zeit (Red.).

kamen. Vertreter religiöser Gruppen, die sich jahrhundertelang bekämpft oder bestenfalls verständnislos nebeneinander gelebt hatten, beschlossen nun ein gemeinsames Wirken im brüderlichen Geiste. Das war der entscheidende Schritt. Hier ist ein aufrichtiger Ausdruck des christlichen Gewissens in dieser verworrenen Welt. Die tschechischen und slowakischen Christen sind nun entschlossen, in einem aktiveren Sinn für den Frieden zu arbeiten als jemals zuvor.

Das tschechoslowakische Volk ist besonders berufen, den Frieden auf der Grundlage von Christi Nächstenliebe zu verkünden und zu verwirklichen. Gewiß ist das die Aufgabe aller Christen in allen Völkern. Aber die eigene Geschichte weist das tschechoslowakische Volk in besonderer Weise auf diese Mission hin. Nicht nur, weil es, als kleines Volk im Herzen Europas von jeher vielfach bedroht, den Frieden mehr braucht als vielleicht irgendein anderes Volk. Aber das tschechische Volk ist dem Friedensrufe schon so manchesmal im Laufe seiner Geschichte gefolgt. Schon im 14. Jahrhundert hat *Jan Milicz*, ein Vorgänger des Johannes Hus, dem Papst und den Kardinälen zu Rom und Avignon dreimal seine Pläne zur Vereinigung der Christenheit vorgelegt. Hundert Jahre später hat der böhmische König *Georg von Podiebrad* an alle christlichen Herrscher die Aufforderung zu einer Zusammenkunft ergehen lassen, um einen Völkerbund zu schaffen, der alle künftigen Kriege verhindern sollte. *Comenius* und eine ganze Reihe anderer hervorragender tschechischer Männer haben im gleichen Geiste gewirkt. Heute, da der Friede wieder ernstlich gefährdet ist, sowohl inmitten des eigenen Volkes wie in der Welt überhaupt, besinnen sich die denkenden Tschechen und Slowaken auf die gottgegebene Bestimmung: für Frieden und Brüderlichkeit unter den Menschen zu wirken und der Welt Beispiel und Beweis zu geben, daß Verständigung in wesentlichen Dingen möglich ist trotz aller Gegensätze von Meinen und Glauben. Die gemeinsame Grundlage dafür ist das Vorbild Christi, sein Beispiel der Liebe, Barmherzigkeit und des Vergebens.

Wird dieser Aufruf bei anderen Völkern Nachklang und Nachfolge finden? Möge die geistige Kraft, die von seiner Gesinnung ausgeht, eine Atmosphäre schaffen, die alle Absichten, die auf Krieg und Gewalttätigkeit zielen, hinwegfegt. *Premysl Pitter.*

Zu den Ereignissen in der Tschechoslowakei

Eine tiefe Erschütterung über das schwere Schicksal des tschechoslowakischen Volkes, dem wir uns immer in besonderer Weise verbunden gefühlt haben, drängt uns, dieses Volk unserer Sympathie und unserer Solidarität zu versichern in einem Augenblick, da es nach kurzer Zwischenzeit von neuem in die Nacht der Knechtschaft gestürzt worden ist.

Wir stellen fest: Niemand hat in diesem Fall gewagt, die Errichtung der Diktatur zu beschönigen mit dem bekannten Hinweis, es handle sich um kulturell rückständiges und politisch unreifes Volk, das der Freiheit nicht würdig und fähig sei. In der Tat, angesichts der aus ungebrochenem Freiheitswillen bestandenen Kämpfe und Leiden dieses Volkes wäre jeder derartige Rechtfertigungsversuch ebenso böswillig wie lächerlich.

Nicht weniger böswillig und lächerlich ist die Behauptung, es habe durch den erfolgten Staatsstreich den dunkeln Plänen reaktionärer Mächte vorgebeugt werden müssen. Diese Behauptung ist schon widerlegt durch die erprobte politische Haltung des tschechoslowakischen Volkes in seiner überwiegenden Mehrheit. Sie ist nicht weniger widerlegt durch die bis in die Einzelheiten reichende fatale Übereinstimmung mit anderweitigen, sattsam bekannten Gewaltakten, bis hin zu den «belastenden Dokumenten», welche die verhafteten Freiheitsfreunde zuvorkommenderweise gleich in ihren Taschen trugen. Und sie ist vollends widerlegt durch die Tatsache, daß Leute, auf deren persönliche Lauterkeit und politische Aufgeschlossenheit auch nicht der Schatten eines Zweifels fällt, heute Selbstmord begehen, um nicht als Reklameschild für ein widerrechtliches, volksfeindliches Regime dienen zu müssen.

Wir möchten dem tschechoslowakischen Volke, soweit es uns noch zu hören vermag, versichern, daß wir der Behauptung keinen Glauben schenken, die Unterdrückung der Freiheit in seiner Mitte entspreche seinem eigenen Willen und sei «durch den Zorn des Volkes» heraufbeschworen worden. Wir stellen vielmehr fest, daß das Vertrauen, mit dem das Volk dieses Landes sein Schicksal in die Hände seiner nach den Regeln der Demokratie bestellten Regierung gelegt hat, von einer Minderheit dazu mißbraucht worden ist, die Vergewaltigung dieses Volkes sorgfältig vorzubereiten und mit allen Mitteln des Terrors durchzuführen.

Wir sind über dieses Ereignis um so tiefer bestürzt, als seine Urheber im Namen des Sozialismus aufzutreten sich anmaßen und so in der ganzen Welt der Sache eines freiheitlichen Sozialismus, der allein ein Recht und eine Verheißung hat, wieder ein schwerer Schlag versetzt wird.

Wir vertrauen allerdings darauf, daß das tschechoslowakische Volk aus den besten Kräften seiner Geschichte und seines geistigen Erbes auch diese Prüfung überstehen wird. Die freiheitlichen Kräfte gerade dieses Landes werden sich als stärker erweisen als die stumpfsinnige und kurzsichtige Gewalt. Über dem Lande eines Jan Hus und eines T. G. Masaryk, über dem Tabor und dem Hradschin, wird sich das Zeichen der Tyrannei nicht zu behaupten vermögen.

Arbeitsgemeinschaft religiös-sozialer Pfarrer Zürich.

Die tschechoslowakische Tragödie und die Welt

Wir stellen unsern Ausführungen einige Sätze von T. G. Masaryk, dem Vater der tschechoslowakischen Freiheit, voran.

«Demokratie ist die politische Form des humanen Ideals.»

«Unsere Republik muß jedem Bürger die Freiheit des Gewissens sicherstellen, so daß die Diskussion frei sein und jede Überzeugung ausgesprochen werden kann.»

«In unserer demokratischen Republik sollen Gewissensfreiheit und Toleranz nicht nur auf dem Papier stehen, sondern in jedem Bezirk des öffentlichen Lebens verwirklicht werden.»

«Die Demokratie ist die Gewähr des Friedens für uns und für die Welt.»

«Die wechselseitige Beziehung zwischen Religion und politisch-praktischem Leben fasse ich zusammen in das Gebot, daß wir zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen sollen, und daß dann alle andern Dinge uns hinzugetan werden.»

Was wir bei diesem Geschehen in der Tschechoslowakei erleben, ist zunächst die Tragödie der kleinen Nationen. Das geht uns als Menschen, vor allem aber auch als Schweizer etwas an. Wir sind keine Nationalisten und nicht Patrioten im üblichen bornierten Sinn. Wir kennen übernationale Ideale, und unser Ziel ist eine umfassende, die Völker verbindende Ordnung. Aber der Weg zu diesem Ziel geht niemals über die Vernichtung der Freiheit der kleinen Völker und die Zerstörung ihres Eigenlebens. Das ist und bleibt Verbrechen, ein Verstoß gegen das unveräußerliche Recht, das Gott jedem Menschen und auch jeder Volksindividualität gegeben hat.

Die tschechoslowakische nationale Freiheit ist untergegangen wie die baltische, die polnische, die jugoslawische, die bulgarische, die rumänische und die ungarische Freiheit untergegangen sind. Und Finnland zittert über einem Brief, den es aus Moskau bekommen hat, genau wie vor zehn Jahren Staatsmänner zitterten, wenn sie nach Berchtesgaden zitiert wurden. Das Verbrechen der Vergewaltigung kleiner Völker ist wieder an der Tagesordnung. Wehe uns, wenn wir dafür kein Gefühl mehr haben, wenn wir teilnahmslos und kaltherzig darüber weggehen und uns dazu hergeben, die Argumente der Vergewaltiger zu kolportieren. Wenn keine politische Solidarität der kleinen Völker möglich ist, sollte wenigstens ihre moralische Solidarität lebendig und wachsam sein, und sie müßte sich bei jeder Gewalttat gegen eines unter ihnen flammend erheben.

Im Falle der Tschechoslowakei erschüttert uns der Raub an seiner Freiheit besonders, weil dieses Volk die Freiheit erst nach jahrhunderte-

langer Bedrückung* wieder erlangt hat und weil unsere Generation die tschechische Wiedergeburt selbst in tiefer Freude miterlebt hat, aber auch deshalb, weil seine Freiheit bewußt auf die großen humanen Ideale seiner geistigen Führer Jan Hus, Amos Comenius, Peter von Cheltschitsch gegründet wurde, und weil es in der Person von Thomas Masaryk einen großen, schöpferischen, in den christlichen und demokratischen Idealen tief verwurzelten Staatsmann besaß, der ihm seine höchste Berufung von Anfang an bewußt machte. Und Masaryk hat sehr klar erkannt, daß es dabei nicht nur um die nationale Wiedergeburt seines eigenen Volkes ging, sondern um jenes allgemein gültige Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes aller, auch der kleinsten Nationen, ohne dessen Beachtung die Menschheit keine menschliche Gesellschaft, sondern ein Dschungel ist. Dabei ist seine Leidenschaft für die nationale Freiheit nie in jenen überlebten Götzendienst der «Souveränität» ausgeartet, sondern er hat im Gegenteil klar erkannt, daß die Freiheit der kleinen Völker letzten Endes nur durch eine übernationale Ordnung gewährleistet werden kann. Darin ist er eins gewesen mit Woodrow Wilson, dem sich das tschechische Volk so tief verpflichtet fühlte und dem es so große Verehrung zollte.

Aber nun hat sich gegen dieses menschliche Staatsideal das «Tier aus dem Abgrund», der totale Staat erhoben, zuerst in der Gestalt Hitler-Deutschlands und jetzt, nach einem kurzen Traum der Befreiung, in der Gestalt des bolschewistischen Kolosses. Es haben uns schon vor zwei Jahren düstere Ahnungen betreffend die «Befreiung» der Tschechoslowakei beschlichen, als tschechische Freunde, die zu uns kamen, uns sofort angelegentlich baten, wir möchten doch über das, was sie sagten, nicht in der Presse berichten, weil ihnen daraus daheim «Schwierigkeiten» erwachsen könnten. Und diese Menschen kommen aus einem «befreiten» Land, sagten wir uns. Wann würde je ein Schweizer oder ein Engländer oder Amerikaner Angst haben, im Ausland über die heimatlichen Zustände kritisch zu reden. Dabei hatten jene Freunde kaum Kritik geübt, sondern sich geradezu krampfhaft gemüht, alles, was ihnen widerfuhr, zu verstehen. Aber der Schatten des bösartigen Kolosses lag düster auf ihnen.

Freiheit ist aber noch etwas anderes als nur nationales Selbstbestimmungsrecht. Sie ist dort, wo der Mensch denken und glauben darf, was seinem eigenen Gewissen entspricht, wo er seiner Überzeugung ungehemmt und ohne Angst in Rede und Schrift Ausdruck geben darf, wo der Einzelne gegen jede Willkür staatlicher Organe geschützt ist, wo die Unverletzlichkeit der menschlichen Person und ihrer Freiheit garantiert ist, wo die staatlichen Organe an das Recht gebunden und dem Volk verantwortlich sind, wo der Wille des Volkes in freien

* Diese Bedrückung ist allerdings im Vergleich zu dem, was heute diesem Volk und andern Völkern angetan wird, ein Idyll gewesen.

Wahlen und Abstimmungen ungehemmt zum Ausdruck kommen kann, wo es unabhängige Richter gibt, die man selbst gegen die höchsten Organe des Staates anrufen kann, wo die Verhandlungen und Entscheidungen der Gerichte im vollen Tageslichte, unter ungehemmter Kontrolle der Öffentlichkeit geschehen, wo auch der Schuldige immer noch unter dem Schutz des Rechtes steht, weil ihn die heiligen und unveräußerlichen Menschenrechte bis in die Gefängniszelle hinein begleiten, so daß er nie unter der Willkür, sondern immer unter dem Rechte steht, wo man nie vergißt, daß auch der Fehlbare noch ein Mensch ist, wo die Minderheit des Volkes sich allerdings der Mehrheit unterzieht, aber gleichzeitig das unverkürzte Recht hat, für ihre Ideen zu kämpfen, an der herrschenden Mehrheit Kritik zu üben und darum zu ringen, sie auf ihre Seite zu ziehen, wo es zu den unveräußerlichen Menschenrechten gehört, sein Land zu verlassen, sein Bürgerrecht aufzugeben und eine andere Heimat nach freier Wahl suchen zu dürfen. «Das sind», sagt Vinet, «die edlen Errungenschaften, die wir gemacht haben, so langsam und unter so großen Mühsalen, unter der geistigen Leitung und Inspiration des Christentums. Sollen so viele Anstrengungen und so viele Tränen für nichts gewesen sein? Sie wären für nichts gewesen, wenn die Rechte der Menschenwürde, die dem individuellen Menschen durch die Gesetze der modernen Staaten zuerkannt worden sind, ihm wieder abgesprochen werden könnten, oder, wenn, was noch schlimmer wäre, er sie selbst aufgeben, darauf verzichten würde. Es war dem modernen Staat vorbehalten, nicht nur das Recht jedes Einzelnen gegenüber jedem Einzelnen zu behaupten, sondern auch das Recht jedes Einzelnen gegenüber allen. Hier haben wir das, was ausgesprochen modern, ausgesprochen christlich ist in unserer politischen Gestaltung. Hier ist die Siegesbeute, die ach so blutige Beute so vieler schmerzvoller Jahrhunderte! Hier sind die ruhmvollen Farben, hier ist die Wahrheit, die soeben noch als fröhliches und strahlendes Banner auf dem Schiff der Menschheit flatterte. Werden wir es erleben, daß diese edle Flagge für immer mit der schwarzen Fahne des «Sozialismus» vertauscht wird!» (Der Sozialismus, den Vinet meint – wir würden es nicht Sozialismus nennen –, ist gerade das, was wir den totalen Staat, den vermaßten, vergesellschafteten und verstaatlichten Menschen heißen, der an Stelle des vermenschlichten Staates tritt.) Und das ist es, was Masaryk meint, wenn er die Demokratie «die politische Form des humanen Ideals» nennt, der Staat, in dem der Mensch, der an Gott und sein freies Gewissen gebundene Einzelmensch, wichtiger ist als jede Masse und Herde. Dieses Ideal ist in unseren konkreten Demokratien noch lange nicht vollkommen verwirklicht, aber ahnungslos oder skrupellos sind die, welche es deswegen geringschätzen oder mit Füßen treten.

Und das ist nun die Tragödie der Tschechoslowakei, daß ihr diese Errungenschaften, an denen sie hing, durch die brutale Macht eines

totalitären Staates geraubt worden sind, mit Hilfe einer jener fremden Ideologie hörigen Minderheit. Nun hat sich der große Druck auf die Seelen dieses Volkes gelegt. Das freie Wort ist auf den Lippen erstorben. Wieder ist das scheue Flüstern und das angstvolle Umsichschauen da, das sie in der Hitlerzeit mit innerer Empörung anzunehmen gezwungen waren. Wieder sucht die Wahrheit vergeblich eine Stätte in den Spalten der geknechteten Presse. Wieder gibt es willkürliche Verhaftungen und Sondergerichte, die an keine Gesetze gebunden sind. Wieder breitet sich über die Justiz das Grauen der Heimlichkeit. Wieder ist es ein Verbrechen, anders zu denken oder anders gedacht zu haben als die Machthaber denken. Wieder ist der Terror im Gange, diese «Erziehungsanstalt für Schurken», wie einer der ersten Mitkämpfer Lenins* es nannte. Man mache sich nur klar, was für Schurkereien mit dem Denunziantentum, das eine wesentliche Stütze eines solchen Systems ist, verbunden sind. Man bedenke, daß nun Menschen Macht, wirkliche, grausame, unkontrollierte, alles Böse, Krankhafte, Sadistische in ihnen aufstachelnde Macht über andere gegeben wird, Macht, wie sie in einem Rechtsstaat Menschen niemals über andere haben. Und man bedenke, was für Menschen das sind, die dieser dämonischen, seelengefährdenden Versuchung des Machtbesitzes ausgesetzt werden. Sicher sind unter diesen Arbeitermilizen und Funktionären der Geheimpolizei einige naiv Gläubige, ahnungslos Betrogene, die glauben, daß jetzt wirklich der «Sozialismus» kommen werde, aber der größte Teil sind Konjunkturritter und jene Elemente, die sich *jeder* Diktatur zur Verfügung stellen, Menschen ohne jegliche Gesinnung, Kreaturen, denen es ein berauschendes Erlebnis ist, andere ihre Macht fühlen zu lassen, ihre latente Brutalität endlich einmal ausleben zu können und ihre Opfer vor sich zittern zu sehen. Wieder legt sich über ein schönes Land, dessen Bewohner von einer tiefen und innigen Heimatliebe erfüllt sind, die erstickende Zuchthausatmosphäre, in der seine besten Söhne nicht mehr atmen können, so daß sie lieber Hunger, Elend, Entwurzelung und Fremde auf sich nehmen. Aber die Grenzen sind geschlossen; das, was eines der elementarsten Menschenrechte ist: als freier Mensch hinzugehen, wo man will, das wird zum Verbrechen gestempelt, und dann wird jene grauenvolle, finsterste Maßnahme angewendet: die zurückgebliebenen Angehörigen werden – auch wenn sie nicht das Geringste mit der Flucht zu tun haben – den grausamsten Sanktionen ausgesetzt.

Dieses tschechoslowakische Schicksal müßte endlich der Welt die Augen öffnen. Wir verstehen die Tragik, die für den Sozialisten – also für uns alle! – darin liegt, wenn er von der Idee Abschied nehmen muß, daß in der Sowjetunion der Sozialismus verwirklicht sei. Aber es liegt

* I. Steinberg, der erste Volkskommissar für Justiz in den Anfängen der russischen Revolution.

allerdings auch eine nicht geringe Schuld darin, daß man die Wahrheit nicht sehen wollte. Wir verstehen auch die ungeheure Tragik, die für das russische Volk darin liegt, daß alle seine unnennbaren Leiden und Opfer für nichts gewesen sein sollen. Es stehen große Gedanken am Anfang der russischen Revolution und reine Menschen, die das Beste wollten. Aber ebenso zeichnen sich von allem Anfang an schwere und schuldhafte Irrtümer ab und schlimme Figuren hatten in entscheidender Weise ihre Hände im Spiel. Und die letzteren haben – das ist nun heute offenbar – schließlich über den Kurs entschieden und das Ziel erreicht, das wir heute vor Augen haben. Es hat mit Sozialismus ungefähr so viel zu tun, wie die mittelalterliche Inquisition mit dem Evangelium, wie die spanischen Scheiterhaufen und die Bartholomäusnacht mit der Bergpredigt. Aber bekanntlich haben es die Inquisitoren nur allzu lange fertig gebracht, ihr grauenvolles geistliches Terrorsystem als «christliche Kirche» zu tarnen. Und so ist es auch den bolschewistischen Machthabern gelungen, ihren byzantinischen Absolutismus als Verwirklichung des Sozialismus auszugeben. Tarnungen und Mystifikationen glaubhaft zu machen, ist ja kein großes Kunststück in einer Zeit, in der es überhaupt keine begriffliche Sauberkeit und Scham mehr zu geben scheint und keiner riskieren muß, dem Gelächter und der Verachtung zu verfallen, wenn er die Einführung des Absolutismus als Befreiung, die Rückkehr hinter 1789 als Fortschritt und die Abschaffung aller Volksrechte als Einführung einer mehr als demokratischen Demokratie, als «Volksdemokratie» bezeichnet.

Wie treffend und glänzend hat Dr. Herbert Lüthy die Dinge charakterisiert, wenn er sagt*:

«Im Zentrum der Mystifikation steht die Sowjetunion. Sie wurde vor dreißig Jahren einige Monate lang von Sowjets regiert und hat von dieser Episode her ihren Namen behalten, so wie fast alle Königshäuser von den Kreuzzügen her den Titel ‚Könige von Jerusalem' behalten haben. Sie ist aus einer revolutionären Umwälzung entstanden, und darum steht dieser industrialisierte alte Orient, dieses modernisierte Assyrien, das «Amerika einzuholen und zu überholen strebt», im Geruch eines revolutionären Staates. Ihre Begründer haben einst die alte Weltordnung der Weltunordnung in Frage gestellt und alle Völker zum Umsturz aufgerufen, und darum gelten die militärischen Unterwerfungen, die Errichtung gefügiger Filialregierungen und die Polizeiaktionen gegen jegliche Opposition als revolutionäre Umwälzungen – als gäbe es irgendeine Macht, die so tief und unerbittlich jeder spontanen Bewegung mißtraut und so krampfhaft den Status quo dieser zerrütteten Welt aufrechtzuerhalten sucht, wie die Sowjetregierung.

* Über den Patriotismus der Kominform. Von der Revolution zur Reaktion. «Die Tat» Nr. 41, 42 und 43, Februar 1948.

Weder die Macht noch die Leistungen dieses Regimes sind damit angefochten: es wäre lächerlich, sie zu bestreiten, aber es ist ebenso lächerlich, zu bestreiten, daß diese Macht und diese Leistungen sich genau in der entgegengesetzten Richtung jener Perspektiven entfaltet haben, die Lenin einige Monate vor der Machtergreifung in ‚Staat und Revolution' niederlegte – ‚von der Regierung über Menschen zur Verwaltung von Sachen' ... Entstanden ist die erbarmungsloseste Regierung über Menschen.

Gewiß, die Gründer der Sowjetunion haben zur Weltrevolution und zur Schaffung einer Weltsowjetrepublik aufgerufen. Aber keine Vergangenheit ist vergangener als diese, und man hat Mühe, sich ihrer zu erinnern. Übrig blieb 25 Jahre lang die zu diesem Zweck geschaffene weltumspannende Organisation und ein phantastischer Versuch, den nach Marxscher Methode diagnostizierten Gang der Weltgeschichte schlechthin in die Direktiven der russischen Politik einzuspannen, alle revolutionären Kräfte der Welt von einer Zentrale aus zu kommandieren, anzuschüren und anzublasen, nach links und nach rechts einschwenken zu lassen, wie es den Erfordernissen der diplomatischen Winkelzüge des Kremls entsprach. Der Versuch gelang über Erwarten: Die ‚Avantgarde der Weltrevolution' wurde zum linientreuen, kopfstandgeübten, spitzeldurchsetzten Beamtenapparat.

Es erstarb dabei freilich mehr als die Spontaneität; es erstarb alles, bis zur Denkfähigkeit. Die Gesellschaftskritik wurde zur scholastischen Exegese, die Dialektik zur Kunst der byzantinischen Verdrehung, die scharfsinnige Marxsche Analyse zum sterilen Propagandageklapper.»

Es ist wohl kaum mehr möglich, dem Wort «Kommunismus» seine ehrwürdige urchristliche Bedeutung zurückzugeben, nachdem die Bolschewisten und ihre Hörigen es mit so viel Gewalttat und Grauen belastet haben. Aber überlassen sollte man ihnen dieses Wort nicht ohne weiteres, denn, wenn Worte überhaupt noch einen Sinn haben, dann gehört es ihnen nicht. Wieder ist es Thomas Masaryk, der den Unterschied richtig charakterisiert hat, wenn er sagt: «Russischer Bolschewismus, der im besten Fall eine Form von Staatssozialismus und Staatskapitalismus darstellt, ist auf keinen Fall mit Kommunismus gleichzusetzen. Die Erfahrung zeigt, daß wirklicher und dauernder Kommunismus nur auf moralischer oder religiöser Grundlage – unter brüderlich verbundenen Menschen – möglich ist.» Und wir fügen gleich eine andere Bemerkung des großen Staatsmannes, der aus der Husitischen Geschichte noch weiß, was wirklicher Kommunismus ist, hinzu: «Sie haben es fertiggebracht, den Zaren los zu werden, aber nicht den Zarismus. Sie tragen immer noch die zaristische Uniform, nur das Innere nach außen gekehrt ... Im besondern klage ich sie an, daß sie in echt zaristischer Weise in der Zerstörung menschlichen Lebens ge-

Aus Th. G. Masaryk, «The Making of a State».

schwelgt haben. Die Grade der Barbarei werden immer ausgedrückt durch die Art, wie Menschen mit dem Leben ihrer eigenen Leute und dem anderer umgehen.»

Wir stehen in einer akuten geschichtlichen Krisis, deren Sinn durch die tschechische Tragödie von neuem offenbar geworden ist. Dieser Sinn liegt, so wenig wie vor zehn Jahren, in dem Gegensatz zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Wieder, wie damals, ist dieses Problem in den Hintergrund gedrängt, was selbstverständlich nicht bedeutet, daß es seine Wichtigkeit verloren hat. Es wird sich bald genug wieder in seiner ganzen Größe vor uns aufrichten. Aber, was uns im jetzigen geschichtlichen Augenblick entgegentritt, das ist noch einmal der Total-Staat, der Staat, der vom Menschen nicht nur das verlangt, was des Staates ist, sondern auch das, was Gottes ist: der Staat, der den Menschen in seiner Totalität in Anspruch nimmt, sein eigenes Denken und Gewissen und seine Bindung an Gott negiert und sich selbst zur Quelle aller Wahrheitsoffenbarung macht, für den es nicht nur keine freie Religion, sondern auch keine freie Wissenschaft und Kunst gibt. Das Fragen nach Gott und dem Gewissen, das Fragen nach dem Wahren, Guten und Schönen ist ersetzt durch die Frage nach der Parteilinie, durch das angstvolle Schielen nach den Direktiven des Staatsoberhauptes. Dieser Staat ist gar nicht mehr bloß Staat, er ist Kirche, und zwar im spezifischsten Sinne des Wortes, Kirche mit allem Zubehör von Dogmatik, Orthodoxie, Priestern, Inquisitoren, Ketzergerichten und Scheiterhaufen. Es ist eine seltsame Verkennung des Wesentlichen, wenn man nicht sieht, daß in *diesen* Dingen der Unterschied liegt zwischen dem bolschewistischen Cäsaropapismus und den westlichen Staatsgebilden, in denen grundsätzlich der Mensch frei über dem Staate steht, sich ihm in einem sehr geringen Teil seines Lebens unterzieht – und zwar in voller Freiheit –, in allen übrigen Lebensbezirken aber sich die Einmischung des Staates verbittet, mit besonderer Leidenschaft in den Gebieten der Wahrheit, des Ethischen, des Schönen und in seiner Gottbezogenheit. Wie geringfügig sind demgegenüber die Unterschiede der Wirtschaftsform. Diese Unterschiede sind schließlich fast nur noch personeller Natur: die reiche Klasse, die Klasse der Privilegierten besteht aus andern Leuten als früher, die Klassenunterschiede sind geblieben. Aber auch wenn das Ziel der «klassenlosen Gesellschaft» erreicht worden wäre, so wäre dieser Unterschied nicht so tief einschneidend und von so grundsätzlicher Bedeutung wie jener Unterschied zwischen geistiger Freiheit und geistiger Knechtschaft, zwischen Rechtsstaat und Despotismus. Denn hier geht es um Größeres als nur um Staatsformen, hier geht es um die Entscheidung für oder wider den Menschen, und damit für oder wider Gott. Es ist nicht zufällig, daß der Unfreiheit der Menschen immer der Götzendienst des Staates und seines Oberhauptes gegenübersteht. Wieder hat Thomas Masaryk die klassische Formulierung gefunden: «Christus oder Cäsar». Wo die

Christuswahrheit aufbricht, da bricht immer auch die Leidenschaft für den Menschen auf, da wird der Mensch heilig, unantastbar in seiner Würde, in seinem Recht, in seiner Freiheit. Jede echte Freiheitsbewegung trägt etwas von Christus in sich und kann sich auf ihn berufen. Von Christus her kommt der Protest der Reformation, von ihm her die Aufklärung mit ihrer Humanität, von ihm her die Erklärung der Menschenrechte, von ihm her der Sozialismus. Wo aber Cäsarismus, das heißt der totale Staat ist, da ist der Mensch nur noch Mittel, niemals Zweck, da sind auch die Maßnahmen, die dem Menschen zu gelten scheinen, nicht um seinetwillen da, da haben auch fürsorgerische, soziale oder gar sozialistische Maßnahmen keinen menschlichen Sinn, da wird im Gegenteil über den Menschen, sein Recht, seine Würde und selbstverständlich auch über sein Wohl und sein Leben hinweggeschritten, da wird, wenn es die Macht und Ehre des großen Götzen erfordert, der Mensch ohne Bedenken geopfert, einzeln und in Hekatomben. Der totale Staat ist ein Molochstaat, sein Sozialismus ist Lüge. Wenn er den Sozialismus einführt, tut er es nicht, um zu befreien, sondern um zu knechten. Der Mensch ist ein Nichts geworden, um so größer ist der Götze. Der Götzendienst ist das sicherste Erkennungszeichen des totalen Staates. Wenn Name und Bild des Staatsoberhauptes überall erscheinen, dann weiß man, daß man es in diesem Staat mit Cäsar, und nicht mit Christus, nicht mit einem menschlichen, menschenliebenden Gebilde zu tun hat. Es ist sehr oberflächlich, diese Dinge als bloße Äußerlichkeiten anzusehen. Die ersten Christen haben gewußt, was sie taten, wenn sie dem Bild des Cäsaren die Reverenz verweigerten.

In Deutschland und Italien ist dieser Cäsarismus gefallen, in Rußland aber steht er noch aufrecht, wenn auch ebenfalls nur – dessen sind wir sicher – auf tönernen Füßen. Aber es ist eine besonders tragische Sache, daß er gerade das russische Volk in seine Gewalt bekommen hat. Denn im russischen Volk lebte immer – mehr als bei uns im Westen – etwas von wahrhafter Menschlichkeit, von tiefem Verstehen Christi, von Brüderlichkeit und echtem Kommunismus der Liebe. Wir zweifeln nicht daran, daß das immer noch lebendig ist, trotz dem götzendienerischen und unmenschlichen System, dessen Opfer dieses Volk geworden ist. Man wird es noch finden draußen auf den Dörfern und überall unter den einfachen Menschen, die äußerlich oder innerlich möglichst weit vom Kreml entfernt sind. Der Kreml aber, Cäsar, wird es mißbrauchen, er wird Christus unter das Zeichen des Antichristen stellen. Er wird jenes beste Russentum als Aushängeschild benützen, er wird sich vor dem Grabe Dostojewskijs verneigen, den Geist Dostojewskijs aber wird er verhöhnen und vernichten. Er wird sich auch vor dem Grabe Thomas Masaryks verneigen, und diejenigen, die den Ekel vor solcher Lüge nicht ertragen, werden sich abwenden oder sich in die Tiefe stürzen.

Als vor zehn Jahren die Hitlertruppen in Prag einzogen, hat von einem Panzerwagen herunter ein ehrlicher deutscher Soldat einer fähnchenschwenkenden Begeisterten zugerufen: «Du dumme Gans, du weißt ja gar nicht, was du heute verlierst!» Die tschechischen Bauern und Arbeiter – wenigstens ihre jubelnde Minderheit – wissen es ebenso wenig. Sie glauben etwas zu bekommen – um demagogische Maßnahmen ist ja Cäsar nie verlegen –, aber sie werden unendlich viel mehr und viel wichtigere Dinge verlieren. Man wird ihnen vorerst ihre Seele und ihre Menschenwürde mit Land und Brot, mit Posten und Verleihung von Macht abkaufen, und dann wird man sie zu Sklaven machen, und zwar nicht nur geistig und politisch, sondern auch wirtschaftlich. Vielleicht werden sie sich dann in schmerzlichen Selbstvorwürfen daran erinnern, daß sie jenen großen Grundsatz vergessen haben, den ihnen ihr Vater Masaryk einzuprägen versuchte: «Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch das andere hinzugetan werden.» Sie werden erkennen, daß es sich hier um ein Gesetz handelt, das unter keinen Umständen umgekehrt werden kann, daß es niemals möglich ist «vorerst einmal» die wirtschaftlichen Dinge zu ändern und «vorerst einmal» die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Freiheit zu zertreten.

Wir verstehen und teilen die Sehnsucht, ja auch die Ungeduld der Verkürzten und Enterbten dieser Erde; wir begreifen die Versuchung, den kürzesten Weg, den Weg der Gewalt einzuschlagen. Aber was hilft das, wenn sich dieser kürzere Weg dann schließlich als der allerlängste oder gar als ein Irrweg erweist?! Der Bolschewismus hat auf diesem Wege sein Ziel nicht erreicht, er hat im Cäsarismus, im Totalstaat, in der Tyrannei und Zertretung der Menschenrechte geendet. Er hat die klassenlose Gesellschaft nicht verwirklicht; es gibt in Rußland keine Befreiung von der Arbeitsfron (außer für die neue herrschende, das Volk niederhaltende Klasse), es gibt keinen Sozialismus, trotzdem – nein, weil – man die Menschlichkeit und die Freiheit geopfert hat. Wer findet, die Arbeiter seien gut genug, um diesem Cäsarismus als fünfte Kolonne zu dienen, der verschweige ihnen die Wahrheit über Rußland und mache ihnen vor, daß von dorther die Erlösung für sie komme. Er möge dann aber auch die Verantwortung mittragen, wenn die irregeführten Arbeiter glauben, der Freiheit und dem Sozialismus zu dienen, wenn sie sich den Weisungen der fremden Macht zur Verfügung stellen. Wir sind der Meinung, daß nun auch denen die Augen aufgehen sollten, die bisher aus verzeihlichen oder aus unverzeihlichen Gründen blind waren, und wir möchten unserseits auch weiterhin für die Verbreitung der Wahrheit das Unsrige tun. *Paul Trautvetter.*

Zur Lage in Palästina

Ein in Jerusalem lebender Freund schreibt uns:

Ich lebe noch in meinem arabischen Zimmer, vor meinem Fenster stehen die arabischen Posten, die dauernd nach dem gegenüberliegenden jüdischen Viertel schießen. Auf der Straße kann ich mich nur in den Gegenden bewegen, wo ich bekannt bin, und auch da nur mit dem silbernen Kreuz auf dem Mantel und dem Fell-Kalpak auf dem Kopf. Wer als «Jude» in arabischen Gegenden verdächtig ist, wird totgeschlagen. Ebenso geht es den Arabern in jüdischen Gegenden. Die Gefahr ist noch größer, wenn man von einer Gegend in die andere hinüberzuwechseln hat. Jede Busfahrt außerhalb bestimmter geschlossener Zonen, vor allem auf den freien Überlandstrecken, ist lebensgefährlich. Die Juden haben jetzt für die wichtigsten Linien gepanzerte Busse. Eisenbahnverkehr ist schon seit den jüdischen Terrorakten nicht mehr in Gang, außer für Güterzüge, und die werden in letzter Zeit von den Freischärlern ausgeraubt, um die Banden zu verproviantieren. Die Lebensmittelversorgung ist in Frage gestellt. Wenn in wenigen Wochen keine Regierung mehr vorhanden ist, die Getreide, Zucker, Fette usw. zentral einkauft, dann wird die Knappheit, die jetzt besteht, in Hunger übergehen. Die Post in Jerusalem ist seit vierzehn Tagen geschlossen, da die Beamten sich nicht mehr sicher fühlen. Außerdem rauben die Banden Postsäcke und vernichten, was nicht zu ihrem eigenen Anhang gehört. Die Juden in der Altstadt sind absolut abgeschlossen und dauernden Angriffen ausgesetzt. Um die außenliegenden Gebiete von Jerusalem, die Grenzgebiete zwischen Tel Aviv und Jaffa, bestimmte Stadtteile in Haifa, um isolierte Siedlungen, um exponierte arabische Dörfer wird dauernd gekämpft. In den sieben Wochen seit dem Beschluß der «Partition» sind fast 700 Menschen getötet und die doppelte Zahl verwundet worden. Die Regierungsämter arbeiten fast nicht mehr, da die Beamten für ihre eigene Sicherheit fürchten, die Post nicht funktioniert, zerstörte Telephonlinien, an denen noch der Verkehr hängt, erst in langen Zwischenräumen repariert werden ... wenn überhaupt. Mit dem Beschluß der englischen Evakuation hat auch das zentrale Government sein aktives Interesse am Land und seine Bereitwilligkeit, die Riesenopfer an Menschen zu bringen, die für die Entwaffnung der jüdischen und arabischen Freischaren nötig wären, verloren. Ich sitze in meinem Office, meine jüdischen Clerks sind seit einer Woche nicht gekommen, seit ein verbrecherisches Attentat durch die Haganah auf ein bekanntes arabisches Hotel gemacht wurde, wo angeblich Sitzungen der Kampforganisationen stattfanden (was glaubhaft dementiert wurde) und die Eltern und alle sonstigen Angehörigen zweier unsrer besten und von allen Seiten geliebten arabisch-christlichen Clerks getötet wurden; nun fürchten die Juden Vergeltung. Die Kampfmittel der Juden sind

im allgemeinen brutaler durch ihre Massenwirkung, die der Araber unheimlicher durch die überall auftretenden wilden Bewaffneten, die keine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Arten der «Fremden» zu machen imstande sind und unschuldige polnische Refugés ebenso morden, wie sie Priester in Ordenskleidung angreifen. Nach der Unmenge von Munition zu schließen, die vergeudet wird, sind Waffen genug im Land. Eine halbe Stunde vor Eintritt der Dunkelheit muß ich auf Anordnung der arabischen Führer meines Bezirks im Hause sein, und kann es dann nicht mehr verlassen. Von da ab gehört die Straße ausschließlich den Gruppen der Bewaffneten, die die ganze Nacht hindurch patrouillieren und schießen. Viele Araber sind aufs Land oder in die umliegenden Länder geflüchtet, aber die Kampfkraft auf beiden Seiten ist in den letzten Wochen nur gewachsen. Am gefährdetsten sind die Siedlungen der Juden in isolierten Strecken, zum Beispiel in der Wüste bei Beersheba und Gaza, auf den Hügeln bei Hebron, nördlich von Jerusalem, in der Safadgegend. So wie bei den Arabern noch keine einheitliche Führung erkenntlich ist, sondern jeder Ort und jede Gruppe ihren Kampf auf eigene Verantwortlichkeit zu führen scheinen und erst in der letzten Zeit eine Koordination sichtbar wird, so sind auch bei den Juden die Kampfaktionen oft separat; die Terrorgruppen der Irgun Zwai Leumi und die Sterngruppe machen ihre eigenen verwegenen Terroraktionen (Sprengungen im Herzen von Jaffa, Landminen in den bevölkertsten Stadtteilen Jerusalems und Haifas usw.) auf eigene Faust, suchen dadurch die jüdischen Massen an sich zu reißen und vergrößern die Kraft des arabischen Abwehrkampfes. Im breiten Volk auf beiden Seiten ist namenlose Furcht. Das Wirtschaftsleben kommt immer mehr zum Erlahmen, innere Kämpfe und Räubereien flammen auf, die Städte füllen sich mit Ruinen ausgebrannter Läden, Barrikaden und Stacheldraht. Der einzelne Mensch zählt nicht mehr. Man denkt in Kategorien von «Der Feind», im starren Kollektiv.

Ist eine friedliche Lösung noch möglich? – *Nein*, wenn der Beschluß der UNO aufrechterhalten wird!

Die Araber sind erst im Anfangsstadium ihres Widerstandes. Die arabischen Staaten betrachten sich zwar innerhalb des Orbits des «Westblocks» und sind in ihren jetzigen politischen Führern antikommunistisch und antirussisch. Aber sie sehen im jetzigen Kampf ihre Befreiung von jedem imperialistischen Einfluß, als dessen Instrument sie die Juden ansehen. Die Araber wollen diesen Kampf und sind wohl in der Lage, ihn auf eine lange Zeit hinaus erfolgreich hinzuziehen, da die jüdische Front zu ausgedehnt und verwundbar ist. Psychologisch scheint im Bewußtsein der Araber dieser Kampf eine Notwendigkeit zu sein, um zu einem modernen Staatswesen heranzuwachsen. Es ist etwas wie der Emanzipationskampf andrer kolonialer oder unterdrückter Völker, und das Ziel ist: alle fremden direkten Einflüsse loszuwerden und in

freie Bündnisse mit den fremden Mächten einzutreten. England versucht, den von ihm abhängigen König Abdallah von Transjordanien zum Beherrscher des arabischen Teils von Palästina zu machen und so seinen indirekten Einfluß zu erhalten. Abdallah hat zwar mit seiner Arabischen Legion, die unter englischen Offizieren steht, eine ausgezeichnete Kampftruppe und ist dadurch vorerst den andern Banden, die unter dem Großmufti Haj Amin el-Husseini stehen, überlegen. Aber es scheint, daß er politisch nicht diesen Kurs einschlagen kann.

Es ist also absolut falsch, zu erwarten, daß man die Araber mit einer einfachen Polizeimaßnahme unterwerfen kann. Die Juden sind trotz allen Beteuerungen ihrer Macht, welche offenbar stark maßgebend waren bei dem Beschluß der Partition, nicht in der Lage, bei ihrer so leicht verletzlichen Wirtschaft, bei ihrer Aufgabe, für viele Tausende von Flüchtlingen eine Unterkunft zu schaffen . . . einen solchen Krieg jahrelang zu führen. Dann würde die Wüste wieder die Kultur verschlingen. In einer letzten Anstrengung hat Dr. Magnes noch vor dem Partitionsbeschluß gewarnt und die jetzt deutlich sichtbaren Folgen vorausgesagt. Die Juden werden tatsächlich von Ben Gurion geführt, der am Tag nach dem Partitionsbeschluß erklärt hat: «Wenn nicht in zehn Jahren 1,5 Millionen Juden nach Palästina einwandern, dann hat die Partition keinen Wert.» Das heißt: die jetzt von der UNO festgelegten Grenzen haben auch keine finale Bedeutung für die Juden, sondern es handelt sich eben doch um *ganz Palästina* und darüber hinaus! Diese Stimme des in Basel gewählten Präsidenten des Kongresses hören die Araber besser als die von Magnes und eventuell Weizmann, der sich wohl mit dem von der UNO vorgeschlagenen Territorium zufrieden geben würde. Aber: gerade dieses Territorium enthält eine so große Zahl von Arabern, und diese befürchten mit Recht, daß sie ihr Land dann unter Druck verkaufen müssen . . . daß auch diese Gebiete von den Arabern nicht anerkennt werden.

Ein Kompromißvorschlag wäre: Jüdischer «Staat» ist, was jetzt den Juden gehört und was dann noch weiter von ihnen durch freiwilligen Verkauf erworben wird. Man sollte also den bisher nicht existierenden Begriff des flexiblen Staates einführen. In ihren Staat können dann die Juden so viele Immigranten hereinlassen, als sie absorbieren können . . . und das werden nicht mehr als 50 000 bis 75 000 per annum sein. Jeder Staat würde öffentliche Anerkennung bekommen und in seinen eigenen Angelegenheiten, der Kultur usw., autonom sein. Jerusalem aber würde eine Enklave unter UNO-Protektorat werden. Der Direktor dieser Enklave würde eine starke und schwerbewaffnete internationale Polizei bekommen, in der weder Juden noch Araber dienen dürfen, und die darüber zu wachen hat, daß jeder «Staat» in seinen geographischen und politischen Grenzen bleibt. Die militanten Maximalisten, die in jedem Staat existieren und die die Gefahr jedes Friedens sind, müßten dann

von jedem Staat selbst bewaffnet und unterdrückt werden. Alle ökonomischen und universalen Angelegenheiten (Verkehr, Bahn, Häfen und Straße, Zölle, Post, Flugverkehr, gemeinsame Wirtschaftspolitik, Außenvertretung usw.) würden auf Grund von Vereinbarungen dem vorgesehenen Joint Economic Board in Jerusalem übertragen werden, in dem jeder Staat zu 50 Prozent vertreten wäre, und dessen Vorsitzender der Direktor der Enklave von Amtes wegen sein sollte. – Ein solcher Kompromiß ist eine Kombination des Vorschlags der Anglo-American Commission (den ich immer für die vernünftigste Lösung gehalten habe), mit dem englischen Morrison-Plan der Federation, und dem Vorschlag, den die Araber eingebracht haben, als es viel zu spät war: einer Kolonisation.

Indem England jetzt schon nur das Allermindeste tut, sich in den ausgebrochenen Bürgerkrieg einzumischen, fördert es natürlich indirekt die Araber. England erntet die Früchte seiner unerleuchteten Politik der Nachkriegszeit, aber auch die Juden, die England hinausgeekelt haben; denn sie sind am meisten auf eine fremde Macht angewiesen, und sie ernten jetzt nur kalte Nichtachtung, wenn sie England um «Sicherheit» im Land ersuchen. – Werden nun die «Kleinen Staaten» die schmutzige Arbeit übernehmen wollen, einem undurchführbaren UNO-Beschluß Tausende ihrer Leute nutzlos zu opfern? Werden die USA eine Armee schicken, größer als die englische, und mit «russischer» Brutalität gegen die *Araber* handeln? Das ist doch im Ernst nicht zu erwarten. – Wie kann die Kommission hier wirken, wenn sie auf eine absolute Feindseligkeit der Araber stößt, die sich diesmal in Taten äußern wird? Nur vom Panzerwagen aus? Und wer soll dann die Durchführung übernehmen? UdSSR hat sich das «Eintrittsbillett» in diesen strategischen Raum durch die Zustimmung zur Partition gekauft, um in der Mehrheit zu sein. Der Kommunismus wird gegenwärtig in allen arabischen Ländern unterdrückt. Darum ist die Unterstützung (nur durch Worte) von seiten Rußlands den Juden gewidmet, die ja auch das sozial-revolutionäre Element im Vordern Orient sind. Aber, das ist keine Waffenunterstützung, auf die die Juden angewiesen sind. Die Entscheidung liegt nun ganz allein bei den USA.

Es ist charakteristisch, daß alle Stimmen gegen die Partition von den Staaten kamen, die auf dem Gürtel der «Zwischenstaaten» zwischen den beiden Blöcken liegen: Griechenland, Türkei, Iran, Indien, China . . . es fehlen nur noch Deutschland und Japan, um den Gürtel ganz zu umschreiben. Die arabischen Länder haben die Aufgabe, zusammen mit den «Zwischenländern» an der Neutralisierung der Dualität der beiden Blöcke «Ost» und «West» zu wirken, die Dualität in die Polarität einer *Einheit* zu wandeln. Aber hier kann noch niemand dies sehen. Einstweilen heben sich die reaktionären Kräfte auf beiden Seiten im nationalistischen Kampf auf; dahinter liegt die große Aufgabe, die vorderasiatische Gesellschaft umzuformen, wozu die Juden wirklich

das «Salz der Erde» mit ihrem höchstentwickelten Sozialismus werden könnten (ohne Judenstaatszionismus). Man muß den Juden wünschen, daß sie diesen Krieg verlieren, um den Frieden zu gewinnen! Ragaz hatte immer einen guten Blick für das tragische Versagen der zionistischen Führung, die nicht versteht, daß die Gesetze für palästinensische Politik von den Propheten definitiv gelegt sind.

Brief an Herrn X

Vorbemerkung: Der Brief, dessen grundsätzlichen Teil wir wiedergeben, wurde geschrieben im Anschluß an den letzten Monatsabend von «Arbeit und Bildung». Es scheint uns, daß das darin Gesagte in den «Neuen Wegen» fortan nicht deutlich genug gesagt werden kann; wir stehen auch zu den schärfsten Wendungen dieses Briefes. *Die Red.*

Zürich, den 14. März 1948.

Sehr geehrter Herr X!

... Sie ermahnten uns, die Ausführungen des Redaktors des politischen Teils der «Neuen Wege» zu studieren. Ich habe das immer sehr ernsthaft getan. Ich gehöre sogar zu jenen Lesern, die den Darstellungen Dr. Kramers die Bedeutung eines Korrektivs nicht versagen zu können glaubten, solange das Anliegen des religiösen und freiheitlichen Sozialismus darin klar und mit Kraft vertreten wurde. Ich gehöre auch zu denen, welche der Partei der Arbeit eine unseren schweizerischen Sozialismus stimulierende Wirkung zutrauten und darob nun von vielen, die gescheiter waren als ich, mit Verwunderung angesehen werde. Ich gehöre leider (!!) auch zu jenen Leuten, welche über die Greuel der Volksdemokratien im Balkan zu lange geschwiegen, weil ich sie als eine *momentane*, verständliche Reaktion auf die Nazischeußlichkeiten betrachtete; mit einem Wort: ich gehöre zu denen, welche mit einer kaum zu verantwortenden Geduld der volksdemokratischen Entwicklung zuschauten, obwohl ich in meinem Hause eine immer noch zunehmende Korrespondenz von zuverlässigen Leuten beherberge, welche alles Lügen straft, was Dr. Kramer über diesen östlichen Sozialismus berichtet.

Sie haben von «den großen Zusammenhängen» gesprochen, diese aber lediglich dazu benützen wollen, um die Verantwortung auf ein Minimum zu reduzieren, um in seltsamer Variation der geschichtsmaterialistischen Begründung die Taten der Volksdemokratien und Rußlands, statt rein marxistisch aus den neuen wirtschaftlichen Voraussetzungen zu erklären, ausgerechnet aus der Ideologie eines sogenannten «größeren Zusammenhangs» begreiflich zu machen. Diese «größeren Zusammenhänge», geehrter Herr X., sind nach meinem Dafür-

halten zum größten Teil Träume eines Geistersehers, Wunsch- oder Angstgebilde, die immer gerade zu *den* Taten das gute Gewissen geben sollen, welche man mit dem Gewissen selbst und mit Gottes Wort niemals rechtfertigen könnte. Weil die Rundschau des Herrn Dr. Kramer seit längerer Zeit nichts anderes ist als eine Zusammenstellung von Dingen, welche seine sture Dogmatik stützen sollen, weil nirgends mehr durch diese Kramersche «Theologie» der Sturmwind eines heißen Willens für Recht und Menschenwürde, für einen sozial und politisch freiheitlichen Sozialismus, für eine aus den höchsten Zielsetzungen entspringende, wirkliche Revolution weht, weil die Kramerschen Aufsätze nichts anderes mehr sind als pure Spekulation im Reiche der Ideologie, welche dem östlichen Sozialismus, mit Ausnahme der Dummheiten, ungefähr alles verzeiht, alles an ihm begreift, alles erklärt, weil endlich Dr. Kramer nur noch mit Begriffen, wie «amerikanischer Kapitalismus» und «russischer Sozialismus», nicht aber mit den hervorstechendsten Realitäten operiert, muß ich diese Rundschau, welche ich nach wie vor studiere, rundweg ablehnen. Es ist sehr bezeichnend, daß Dr. Kramer im Volkshaus so vehement über den Theologenhochmut herfuhr, er, der wohl der größte und angesehenste Dogmatiker und «Theologe» von allen ist.

Wenn ich daran denke, wie die Kirche und unser Staat, an denen ich wahrlich keine ungeteilte Freude habe, von den Freunden «der großen Zusammenhänge» kritisiert und vernüntet werden, dann möchte ich Ihnen, Herr X., raten, in irgendeinen volksdemokratischen Balkanstaat zu gehen und zu schauen, was die Leute von über fünfzig Jahren tun und wovon sie leben, zu fragen, was die Minderheiten von den Partisanen – nicht von den Russen! – erfuhren, zu fragen, wohin die Zehntausende verschleppt wurden und unter welchen Umständen sie starben, zu fragen, wie dort die öffentliche Meinung gemacht wird (die ja nach Dr. Kramer nur im kapitalistischen Amerika gefälscht und irregeleitet ist), wie dortzulande abgestimmt wird darüber, wer, was und wie zur Rede kommen dürfe!! Möchten Sie, verehrter Herr X. dort genau zusehen, wie wenig die *Klasse* und wie viel Blut und Nationalität bedeuten! Möchten Sie erforschen, was man dort unter Glaubens-, Gewissens- und Pressefreiheit versteht, dann sehen Sie sich die zu Klublokalen der Kommunisten verwandelten Kirchen an, oder – weil das nun auch zum Kulturgut eines volksdemokratischen Staates gehört: die in Kirchen untergebrachten Kinos und Dancings (!), die zu Weideplätzen für Schweine und anderes Kleinvieh ausersehenen Friedhöfe. Sehen Sie, wie die Zensur offiziell aufgehoben, inoffiziell aber scharf ausgeübt wird, wie Sklavenarbeit von Tausenden bis ins hohe Alter geleistet werden muß, die «es lebe der Führer» schreien müssen, nur damit sie es nicht noch schlimmer bekommen. Kurz, Herr X., diese «großen Zusammenhänge», in die Sie das Geschehen in der Tschechoslowakei und auf dem Balkan stellen wollten, entschuldigen mitnichten

den ungeheuren Verrat am Sozialismus. Ich kann mir nicht denken, daß ein klarer Mann auch nur davon zu träumen vermöchte, es gehe in solchen Diktaturländern dem arbeitenden Volke gut. Ich kann mir nicht denken, daß ein ehrlicher Mensch bei uns die Kirche und die Religion als Gebilde der bürgerlichen Ideologie bekrittelt, Gebilde, welche hierzulande immerhin noch ihrer Aufgabe leben dürfen, während man handkehrum die abstoßende und servile Haltung jener Kirchen bewundert, die vor der Diktatur der eigenen Volksgenossen kapitulieren. Alles läuft auf die Hitlersche Maxime hinaus: Recht ist, was mir nützt. Victi victoribus leges dederunt: Die Besiegten (Nazi) haben den Siegern (Kommunisten) die Grundsätze des Handelns hinterlassen! Aber daß man auf solche Voraussetzungen einen Sozialismus, und gar noch einen religiösen bauen könne, das ist mir unerfindlich . . .

Mit freundlichem Gruß: *Heinrich Berger*
Präsident der Arbeitsgemeinschaft «Arbeit und Bildung»

Weltrundschau

Erklärung

Die Redaktion ist gezwungen, sich von dem, was der Verfasser der «Weltrundschau» über das tschechoslowakische Geschehen sagt, mit aller Deutlichkeit zu distanzieren. Insbesondere verwahren wir uns gegen das, was über die Protestbewegung, die durch die freiheitliche Welt geht, gesagt wird. Auch wenn es noch so wahr ist, daß heute Leute protestieren, die bei den Greueln anderer Diktaturen geschwiegen haben, so haben auf alle Fälle diejenigen keinen Anlaß, sich auf das hohe Roß der Selbstgerechtigkeit zu setzen, deren bisherige Beurteilung der Dinge durch die tschechischen Ereignisse so erschütternd desavouiert worden ist. Wir unserseits begrüßen das Erwachen Europas und halten es, trotzdem wir Sozialisten sind, für verblendet, wenn in diesem geschichtlichen Augenblick der Zusammenschluß aller derer, die die Menschenrechte und die Freiheit der kleinen Völker verfechten, durch Klassen- oder Parteipharisäismus verhindert wird.

Mit ein paar kühlen und matten Sätzen das geschehene Verbrechen abzulehnen und nachher seitenlang für die Übeltäter zu plädieren und die Aufmerksamkeit auf die Fehler anderer abzulenken – das erscheint uns weit gefährlicher als die eindeutige Stellungnahme unserer Kommunisten. Gerade diese Methode verhindert das Erwachen derer, die zum Erwachen noch fähig wären. Die ewige Verunglimpfung derer, die noch nie in der Geschichte unsere Freiheit bedroht, sondern sie zweimal mit ihrem Blut gerettet haben, erscheint uns als unerträgliche Undankbarkeit, und im Blick auf die Zukunft als unverzeihliche Verblen-

dung. Unser Ja für Demokratie und Menschenrechte ist ganz und ungebrochen. Die faschistischen, bolschewistischen und «volksdemokratischen» Greuel sollten nachgerade jedem die Augen für das unersetzliche Gut eines Rechtsstaates geöffnet haben. Sich über «geistigen Terror» zu beklagen, wenn die Völker anfangen, denen auf die Finger zu sehen, die den blutigen Terror unter Ausnützung der demokratischen Freiheiten vorbereiten, wäre eine Lächerlichkeit, wenn es nicht so traurig wäre.

Wenn wir gegenüber Gewaltakten und Gewalttheorien nicht eindeutig Stellung nehmen, verlieren wir jenen moralischen Boden unter den Füßen, den niemand so nötig hat wie diejenigen, die für eine gerechtere Gesellschaftsordnung kämpfen. Die «Neuen Wege» werden ein Organ der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Menschlichkeit und der Brüderlichkeit sein – oder sie werden nicht mehr sein.

Die Redaktion der «Neuen Wege»
Paul Trautvetter.

Der Umsturz in Prag Das Februarheft der «Neuen Wege» war noch nicht in den Händen der Leser und Leserinnen, als bereits jenes Ereignis abzurollen begann, das seither im Mittelpunkt – nicht gerade der Weltgeschichte, aber doch der europäischen Politik geblieben ist: der *kommunistische Umsturz in der Tschechoslowakei.* Eine heftige, an Panik grenzende Erregung hat sich darob der sogenannten öffentlichen Meinung in zahlreichen Ländern bemächtigt. Nicht zuletzt auch in der Schweiz sahen erschrockene Gemüter bereits Stalin vor den Toren, und es fehlte nicht viel, so wäre regelrecht Generalmarsch geschlagen worden. Wer sich nicht schleunigst in die Einheitsfront aller Gutgesinnten einreihte und seine Loyalität gegenüber der Demokratie bezeugte, indem er auf die Prager Bolschewiki rabiat hineinschlug, der konnte etwas erleben. «Moskauhörige», «Quislinge», «Kollaborationisten», «Verräter an der Schweiz» – so prasselte es von allen Seiten auf die Unglücksmenschen herunter, die nicht mit den Wölfen heulen wollten; Kundgebungen, Erklärungen und Resolutionen jeglicher Art, an denen sich sogar Regierungen und Parlamente, bis hinauf zur Bundesversammlung, beteiligten, überboten sich im Ausdruck der flammenden Empörung über die himmelschreiende Ruchlosigkeit der tschechoslowakischen Kommunisten und ihrer schweizerischen Komplicen. Kurz, ein moralischer Terror setzte ein, der die erbaulichsten Aussichten auf die Dinge eröffnet, die da vielleicht noch kommen werden, falls die rote Flut weiter gegen Westen vorrücken sollte – und das alles selbstverständlich im Namen der Freiheit des Geistes und der Rede, die es gegen jene *anderen* «Terroristen» zu verteidigen gelte, auf welche man jetzt überall mit Fingern zeigt . . .

Man ist ordentlich versucht, sich nun «grad z' leid» neben die Sünder selbst in die «Drecklinie» zu stellen. Nur brächte uns das in der *sachlichen* Beurteilung der Vorgänge in der Tschechoslowakei natürlich keinen Schritt weiter. So wenig wir uns von den Kommunisten nach rechts drängen lassen dürfen, so wenig lassen wir uns jetzt von den Antikommunisten nach «links» abdrängen. Wir bleiben auch angesichts der jüngsten Ereignisse auf unserer bisherigen Position und stellen mit Trauer und Protest fest, wie im Lande Masaryks – also nicht in einem rückständigen Ostland ohne demokratische Überlieferung –, nur noch notdürftig verhüllt, ein diktatorischer Einparteienstaat aufgerichtet wird, wie die Presse- und Oppositionsfreiheit beseitigt, die Wahrheit entstellt oder unterdrückt und gegen alle, die nicht dem neuen Regime dienstbar sind, roher Druck ausgeübt wird, ja, wie zahlreiche nicht Gleichzuschaltende aus dem Land oder gar in den Tod getrieben werden, und sich neuerdings ein Flüchtlingsstrom über die Grenzen ergießt von der Art, wie er immer aufquillt, wenn irgendwo die Würde und die Sicherheit der Person bedroht oder zerstört sind. Das sind alles böse Dinge, und wem immer die Rechte und Freiheiten der Menschen und Bürger, die das Abendland in langen Jahrhunderten des Kampfes und der Opfer errungen hat, auch nur ein wenig lieb sind, der muß zu *dieser* Seite des tschechoslowakischen Umsturzes sein klares, festes Nein sagen.

Heuchler und Pharisäer Das entbindet ihn aber keineswegs von der Pflicht, ebenso deutlich und entschieden von allen jenen seltsamen «Freiheitsfreunden» abzurücken, die jetzt das große Wort in der Öffentlichkeit führen und doch moralisch so herzlich wenig dazu berechtigt sind. Oder kann es etwas Widerlicheres und Verächtlicheres geben als jene «Demokraten», die in den Jahren des Faschismus und Nazismus, solange die Opposition noch etwas kostete, kein einziges mannhaftes Wort gegen die Diktatur *von rechts* fanden, ja mit ihr sogar noch mehr oder weniger heftig liebäugelten, jetzt aber vor Entrüstung fast überschnappen, weil in der Tschechoslowakei eine Diktatur *von links* aufgerichtet worden ist, eine Diktatur, die nicht mit dem millionsten Teil der Opfer und Verbrechen belastet ist, welche das Hitler- und das Mussolini-Regime auf dem Gewissen haben? Als Anno 1939 Großbritannien und Frankreich die Tschechoslowakei in München an Hitler verrieten, gab es da nicht eine Menge bürgerlicher Zeitungen in der Schweiz, die diese Tat als Triumph echtesten Friedens- und Freiheitsgeistes bejubelten? Gab es damals nicht einen Bundesrat namens *Motta*, der in seiner Luganer Rede voll schwärmerischer Verzückung über den «Erfolg» der Konferenz von München bekannte: «Eine ungeheure Erleichterung, *eine Freude, die keinen angemessenen Ausdruck findet*, erhebt alle Herzen

in einer Bewegung der Dankbarkeit. Jene Konferenz war gleich dem Stern, der die Schatten der Nacht durchbricht und das nahende Licht des Morgens verkündet!» Haben etwa die Fraktionen, die kürzlich in der Bundesversammlung ihrer demokratischen Empörung über die Partei der Arbeit so beredten Ausdruck verliehen, weil sie sich mit den tschechoslowakischen Kommunisten solidarisierte, haben diese Fraktionen auch den damaligen Leiter der schweizerischen Außenpolitik in ähnlichen Protestkundgebungen vor dem Parlament abgekanzelt und abgeschüttelt? Dabei war Herrn Mottas Rederei und ganze Politik infolge der hohen, verantwortlichen Stellung des gefeierten Staatsmannes unvergleichlich viel anstößiger und verhängnisvoller als sämtliche Reden und Telegramme Arnolds, Nicoles und ihrer Freunde miteinander! Hat unter solchen Umständen der ganze heutige Protestrummel mindestens der bürgerlichen Parteien noch die geringste moralische Berechtigung? Wie soll man Leute noch irgendwie ernst nehmen, die von heiligem Zorn über die kommunistische Tyrannei in den östlichen «Volksrepubliken» glühen, aber kühl bis ans Herz hinan, auf jeden Fall ohne öffentliche Zeichen eines Protestes, den tausendfach ärgeren Greueln zusehen, die die Gegenrevolution beispielsweise in Griechenland an Kommunisten, Sozialisten und Demokraten samt deren Frauen und Kindern verübt? Und was soll man erst von einer Studentenschaft sagen, die nichts vorzubringen gewußt hat, als eine schweizerische Hochschule Herrn Benito Mussolini feierlich zum Ehrendoktor ernannte und ein Charles Maurras der Abgott unserer jungen welschen Intellektuellen war, eine Studentenschaft, die – wie die sozialistischen Studenten von Zürich in einer öffentlichen Erklärung feststellen – «geschwiegen hat, als es noch etlicher Zivilcourage bedurfte, um gegen die Kreuzigung des Geistes zu protestieren (‚Reinigung' der deutschen Universitäten von jüdischen Professoren und Studenten, Vertreibung demokratischer Professoren aus Deutschland, Schließung der tschechoslowakischen Universität Prag durch die Nazi 1939, Unterdrückung der Studenten im besetzten Holland usw.), die geschwiegen hat, als die Konzentrationslager errichtet wurden und als in Auschwitz die Gasöfen brannten», nun aber auf einmal von einem elementaren Protestierbedürfnis erfaßt wird, da die Gelegenheit günstig ist, den «Roten» eins ans Bein zu geben? Und *die* Herrchen wagt man uns als hoffnungsvolle Träger eines neu unter uns erwachenden Freiheitsgeistes vorzustellen – daß man sich nicht schämt! Nicht zu reden davon, daß es mit den bürgerlichen Rechten und Freiheiten in gewissen sich erzdemokratisch gebärdenden Ländern nicht so gar weit her ist, etwa im totalitären Süden der Vereinigten Staaten mit seiner Minderheitsdiktatur einer weißen Oberschicht.

Wirklich, es ist mit Händen zu greifen, daß es dem schweizerischen und ausländischen Bürgertum bei seinen tönenden Protesten viel weniger um die *Freiheit* zu tun ist (zu der namentlich auch die konserva-

tiven Katholiken doch ein sehr eigenes Verhältnis haben), als um die *herrschende Gesellschaftsordnung*, für die ihre Nutznießer allerdings zu zittern Anlaß haben, daß es in erster Linie die politischen und sozialen *Ziele* der Umwälzung in der Tschechoslowakei sind, die unser Bürgertum meint, wenn es gegen die dabei gebrauchten *Mittel* tobt, und daß man in diesem Lager kaum sehr große Hemmungen empfände, ebenfalls sehr totalitäre Mittel anzuwenden, wenn es darauf ankäme, eine wirklich ernsthafte Bedrohung der bürgerlich-kapitalistischen Ordnungen abzuwehren. Die Erinnerung an den «alten» Faschismus und ein Blick auf die neufaschistische, gegenrevolutionäre Bewegung, die jetzt durch die Welt geht, sollte uns vor jeglicher Illusion darüber bewahren, wozu ein Bürgertum fähig ist, das wirklich um den weiteren Genuß seiner Klassenherrschaft bangen und kämpfen muß!*

Welche Freiheit? Um so bedenklicher ist es, wenn auch ein Teil der Bekenner des *Sozialismus* genau im gleichen Stil gegen die tschechoslowakischen Kommunisten wütet wie das Bürgertum, ja dieses an Vulgarität der Sprache womöglich noch übertrifft. Diesen Rechtssozialdemokraten ist es zwar sicherlich mit der Ablehnung *jeder* Diktatur ernst (Erscheinungen wie die Schützenhilfe der französischen Sozialisten für de Gaulle und seine Bewegung können nicht verallgemeinert werden); aber ebenso sicher ist, daß sie den Kapitalismus und die bürgerlichen Ordnungen im Vergleich zu dem, was früher in der sozialistischen Bewegung üblich war, außerordentlich nachsichtig beurteilen und mit deren Vertretern und Organen völlig vorurteilsfrei kollaborieren, während für sie der Kommunismus mehr und mehr *der* große Feind geworden ist, dessen Bekämpfung fast ihr ganzes Denken, ihren ganzen Spiritus, ihre ganze Leidenschaft beansprucht. Sie nähern sich damit dem *bürgerlichen* Freiheits- und Demokratiebegriff in einem Maße an, daß ihre Haltung, wie gerade jetzt wieder bei der Beurteilung des Umschwunges in der Tschechoslowakei, von derjenigen der kapitalistischen Gruppen und Parteien oft kaum mehr zu unterscheiden ist. Und das ist immerhin nicht ganz normal. Denn es ist nun einfach nicht wahr, daß in der Tschechoslowakei «*die* Freiheit», «*die* Demokratie», «*das* Menschenrecht» vernichtet sei. Die

* Übersehen wir auch eines nicht: die nichtkommunistischen Tschechoslowaken selber haben weithin das Recht verwirkt, sich jetzt bedauern zu lassen. Sie haben ja fröhlich mitgeholfen, *ihre deutschsprachigen Landsleute noch unvergleichlich viel ärger zu vergewaltigen!* Über die Austreibung der etwa zwei Millionen Sudetendeutschen, von denen Tausende dabei elend zugrunde gegangen sind, hört man tatsächlich aus erster Quelle Dinge, die alles, was man jetzt über die kommunistische Diktatur vernimmt, weit in den Schatten stellen. Sind die gewalttätigen Methoden, deren sich nun die Kommunisten gegenüber dem tschechoslowakischen Bürgertum bedienen, nicht dem gleichen Ungeist entsprungen, der auch die Säuberungsmaßnahmen gegenüber den Sudetendeutschen eingegeben hat?

dortigen Kommunisten haben im schlimmsten Fall – und hoffentlich nicht auf die Dauer – nur die *politische* Demokratie vernichtet, während sie einen neuen Anlauf nehmen, um, mit Hilfe ihrer Diktatur allerdings, die *wirtschaftliche* und *soziale* Demokratie aufzubauen, die in der Tschechoslowakei bislang nur unvollkommen verwirklicht und neuerdings in ihren Grundlagen selbst bedroht war.

Machen wir es uns doch ganz unerbittlich klar: Auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft, unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise, *kann* es gar keine echte Demokratie, keine wirkliche Freiheit geben. Der Kapitalismus war und ist schon in seiner täuschenden liberalen Gestalt, und erst recht in seinen modernen, monopolistischen Formen, nichts anderes als wirtschaftliche und soziale *Diktatur*, ist ein System versteckter Gewalt, grundsätzlicher Rechtlosigkeit für den Schwachen und offenkundiger Willkür. Was in seinem Bereich auch in den «fortgeschrittensten» politischen Demokratien Tag für Tag und unter unseren eigenen Augen an Schändung der Würde und Freiheit der Person, an Zerstörung von Gesundheit, Glück und Leben der Menschen verübt wird, das geht über unser Vorstellungsvermögen und springt darum auch viel weniger in die Augen als eine notwendigerweise in aller Öffentlichkeit vor sich gehende Mißachtung *politischer* Freiheits- und Persönlichkeitsrechte, ist aber durchaus nicht weniger verdammenswert, in seinen Wirkungen sogar unzweifelhaft weit verheerender als diese, auch wenn man die Völkerkriege und die faschistischen Gewaltsysteme, die vom Kapitalismus in so hohem Grade mitverschuldet sind, noch ganz außer acht läßt. Daß auf bürgerlicher Seite der Gewalt- und Diktaturcharakter des Kapitalismus ignoriert, ja geleugnet und von Freiheits- und Rechtsverletzung nur gesprochen wird, wenn sie politischer Art ist, oder wenn die sozialistische «Kommandowirtschaft» angeprangert werden soll, das ist vollkommen in der Ordnung. Soll man es aber auch schon für selbstverständlich ansehen, wenn eine ähnliche Betrachtungsweise, nur mit etwas anderen «Nuancen und Akzenten» (wie die «Neue Zürcher Zeitung» wohlwollend bemerkt), auch auf sozialistischer Seite geübt wird, nur weil damit die kommunistische Konkurrenz getroffen und *ihre* Kommandowirtschaft diskreditiert werden kann?

Unter Sozialisten, so meinen wir, sollte es trotz allem, was wir den Kommunisten vorzuwerfen haben, ausgemacht bleiben, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise für die große Mehrheit der Völker die Verneinung der Freiheit auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ist und immer als das gekennzeichnet werden muß. Dazu kommt, daß der Kapitalismus *Klassengegensätze* erzeugt hat und aufrechterhält, die schlechthin tödlich auf alle Volksherrschaft und Volksgemeinschaft wirken. Um hier nur von der «ältesten Republik Europas» zu reden: Solange kaum fünf Prozent aller erwerbstätigen Schweizer mehr als die Hälfte des angeblichen Volksvermögens besitzen und die 13 000 reich-

sten Eidgenossen mehr Vermögen haben als 1¾ Millionen Arbeiter, Angestellte, Kleingewerbler und Kleinbauern, soll man mir nicht mehr mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kommen. Diesen Zustand heiße ich Klassenherrschaft, nicht Volksherrschaft, Demokratie. *Ihn* zu überwinden, sollte unser erstes Anliegen sein, wenn wir ein freies Volk auf freiem Grunde sehen wollen!

Zweierlei Demokratie Schon diese beiden Tatsachenreihen zeigen, daß im Gesamtleben der Völker – und die Demokratie ist eben unteilbar! – der demokratische Sektor tatsächlich viel schmäler ist, als die bürgerliche Denkweise und Propaganda wahr haben will. Und zwar auch dann, wenn die politische Demokratie völlig ungehindert und unangetastet walten kann. Das ist ja nun aber in gar keiner Weise der Fall. Die Herrschaft der kapitalistischen Mächte auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet berührt aufs stärkste auch die politischen Lebensäußerungen und verfälscht, verkrüppelt und unterhöhlt die staatlich-demokratischen Einrichtungen in verhängnisvoller Art. Nicht nur stehen Parteien und Parlamente, Regierungen, Verwaltungen und Gerichte dauernd unter wirksamstem Einfluß bürgerlich-kapitalistischer Kräfte und Vorstellungen; nicht nur wird die Ausübung der politischen Freiheits- und Volksrechte (Stimmabgabe, Versammlungsrecht, unbehinderte Wahl der Zeitungslektüre, Gewerkschaftsfreiheit usw.) durch wirtschaftlichen und geistlichen Druck von oben arg beschränkt. Viel schlimmer ist, daß schon die Bildung des politischen Willens im bürgerlich-kapitalistischen Staat durchaus nicht frei erfolgt, sondern durch jenen ungeheuren, raffiniert aufgebauten und arbeitenden Beeinflussungsapparat, von dem ich hier schon wiederholt gesprochen habe – Presse, Literatur, Radio, Kino, Schule, Kirche, Vereinswesen, Sport, Militär usw. – im Sinne der herrschenden Klassen planmäßig gelenkt und gemacht wird, und zwar mit größtem Erfolg. Es ist schlechterdings ein Meisterstück der kapitalistischen Schichten (und ähnliches gilt auch von der römischen Kirche), daß sie es verstanden hat, die *Formen* der Demokratie so geschickt zu benützen, daß dabei die wirksamste Stützung einer Wirtschaftsordnung herausgekommen ist, die ihrem *Inhalt* nach das Gegenteil aller Demokratie ist. Otto *Bauer*, dessen Asche letzthin aus Paris in seine Wiener Heimat zurückgebracht worden ist, hat es einmal ganz treffend formuliert:

«Die bürgerliche Demokratie war der höchste Triumph des Kapitalismus ... Die bürgerliche Demokratie hat alle gegen den Kapitalismus gerichteten revolutionären Energien eingeschläfert. Sie hat die Massenparteien der Kleinbürger und der Bauern in gefügige Werkzeuge der Kapitalistenherrschaft verwandelt und die praktische Wirksamkeit der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften auf Funktionen reduziert, die den Kapitalismus nicht erschüttert, sondern auf ein höheres technisches, soziales und kulturelles Niveau gehoben und dadurch gefestigt haben. Die Kapitalistenklasse brauchte keine politischen Privilegien mehr, um zu herrschen. Sie brauchte kein Zensuswahlrecht mehr, und sie mußte die Arbeiter, die Bauern, die Kleinbürger

nicht mehr vom Genuß der ‚Menschen- und Bürgerrechte' ausschließen. Ihre Herrschaft zu behaupten, ihre Interessen durchzusetzen, genügten in einer Zeit, in der die ungeheure Mehrheit des ganzen Volkes von der Unerschütterlichkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und von der Möglichkeit, ihre Interessen innerhalb dieser Gesellschaftsordnung wirksam zu vertreten, überzeugt war, die aus der wirtschaftlichen Macht des Kapitals erstandenen Ideensysteme, durch die das Kapital die öffentliche Meinung und damit Wähler und Gewählte des allgemeinen Stimmrechtes seinen Interessen dienstbar machte. So konnte die Kapitalistenklasse alle vier oder sechs Jahre einmal ihrer Klassenherrschaft die Weihe der Bestätigung durch allgemeine Volksabstimmung geben lassen. So konnte sie herrschen durch den Willen der von ihr ausgebeuteten Volksmassen selbst.»

Das gilt im wesentlichen noch heute für die Verhältnisse in Westeuropa und Amerika. *Darum* der zum wahren Götzendienst ausgeartete Kult, den die herrschenden Klassen und Parteien mit der bürgerlichen Demokratie treiben: Sie wissen genau, daß im Rahmen der vom Kapitalismus geprägten «Volksherrschaft» – von Ausnahmen abgesehen – eine durchschlagend antikapitalistische Massenbewegung, eine radikale sozialistische Opposition überhaupt nicht aufkommen und sich durchsetzen kann. Man frage sich doch einmal, wie lange es noch gehen mag, bis die schweizerische Sozialdemokratie, die gegenwärtig im Nationalrat 48 von 194 Sitzen und im Ständerat gar nur zwei von 44 Mandaten innehat, die Mehrheit in der Bundesversammlung haben wird, wenn ihr nicht Erschütterungen der alten Schweiz zu Hilfe kommen, die durch andere Kräfte als den Stimmzettel bewirkt werden! So wahr es ist, daß politische Freiheit und Selbstregierung zu den Lebensbedingungen einer sozialistischen Ordnung gehören, so irreführend ist es, die bürgerlich-kapitalistischen Formen der Demokratie mit der Demokratie selbst gleichzusetzen. Was sich heute so als Demokratie ausgibt, ist großenteils nicht *Voraussetzung*, sondern ein schweres *Hemmnis* für den Sozialismus – und die bürgerlichen Klassen verstehen das ganz instinktiv. Sie lassen uns ihre Demokratie noch so gern («dem Volke muß die Religion erhalten bleiben») – warum auch nicht, solange sie ihnen nicht gefährlich wird? Für sie ist die Demokratie, die *sie* zubereiten, wirklich nicht viel mehr als Opium für das Volk, als ein Mittel, die ihrer gesellschaftlichen Lage nach auf den Sozialismus hingewiesenen Schichten vom Kampfe für eine *reale* Demokratie abzulenken; ja, sie haben gar noch die Stirn, zu behaupten, gerade der Kapitalismus – sie sagen verschämt: die freie Wirtschaft – sei eine entscheidende *Bedingung* für die Sicherung der politischen Demokratie, während in Wahrheit die politische Demokratie unfehlbar zugrunde gehen wird, wenn sie sich nicht endlich aus ihrer geschichtlich notwendig gewesenen Verbindung mit der kapitalistischen Wirtschaft löst.

All diese Feststellungen sollen und können nicht die Verletzung der aus der revolutionären Periode des Bürgertums noch übrig gebliebenen oder von revolutionären Volksbewegungen erst in unseren Tagen geschaffenen politischen Freiheiten entschuldigen. Aber sie können

zweierlei klarmachen: Einmal daß die seit Jahrzehnten und Jahrhunderten aufgelaufene Summe von Gewalttätigkeiten, Freiheitsbedrükkungen, Willkürhandlungen, Rechtsbeugungen und Verbrechen, die dem Kapitalismus zur Last gelegt werden müssen, ungleich größer ist als alles, was der Kommunismus bisher gesündigt hat. Und sodann, daß die Hauptfront der sozialistischen Bewegung eindeutig gegen den altbösen Feind, eben den Geist und die Werke des Kapitalismus, gerichtet bleiben muß, dem wir einen freiheitlich-radikalen Sozialismus entgegenzustellen aufgerufen sind, einen Sozialismus, der zugleich die beste Waffe auch gegen jeglichen Kommunismus ist.

Solange die Sozialdemokratie das nicht oder nur unter stärksten Hemmungen tut, werden die Kommunisten eben erklären, eine neue, gemeinwirtschaftliche Ordnung könne nur geschaffen werden, wenn zuerst der bürgerlich-kapitalistische Staat mitsamt allem, was er noch an wirklichen Freiheitsrechten enthalten möge, gründlich zerschlagen sei. Und solange wird alle bloß negative Verteidigung der Freiheit (in der Schweiz baut man jetzt den berüchtigten «Staatsschutz», also die polizeilich-obrigkeitliche Abwehr des Kommunismus, noch weiter aus!) nicht nur wirkungslos bleiben, sondern zuletzt dem Kommunismus selbst zugutekommen. Das meinte wohl auch Nikolaj *Berdiajew*, wenn er – in einer vom «Christianisme Social» veröffentlichten Unterredung mit Eugène Porret – sagte:

«Die Verteidigung der Freiheit im Westen scheint mir falsch. Sie wird ein Kampf gegen die kommunistische Drohung. Meine Weltanschauung ist vom dialektischen Marxismus sehr verschieden, aber die antikommunistische Front ist mir völlig antipathisch ... Die Freiheit kann ein konservativ-reaktionäres Prinzip werden. Eine Umgestaltung des Wirtschaftsgefüges wird dann als Anschlag auf die Freiheit betrachtet ... Man muß für die wahre Freiheit kämpfen. Man muß die Freiheit reinigen. Mit dem Liberalismus der vergangenen Jahrhunderte ist es aus; er hat keine Kraft mehr in sich. Und der Individualismus, der einstens hat revolutionär sein können, wird zum unfruchtbaren Gejammer über das Entschwundene. Der Wirtschaftsliberalismus insbesondere wird eine reaktionäre Kraft, die den Kapitalismus in seinem Todeskampfe stützt. Mit der liberalen Demokratie geht es gleichfalls zu Ende; man sucht sie noch zu halten, aber sie verhindert nur die soziale Erneuerung. Die Zukunft gehört der sozialen Demokratie.»

Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir auch die Umwälzung in der Tschechoslowakei ansehen, über deren Hintergründe jetzt noch einiges zu sagen übrig bleibt.

Quislinge? Der tschechoslowakische Umsturz hat zwei Seiten: eine außenpolitische und eine innenpolitische. In bezug auf seinen außenpolitischen Aspekt heißt es jetzt allgemein, die tschechoslowakischen Kommunisten hätten verräterischerweise ihr Vaterland «dem russischen Eroberer ausgeliefert», der auf diese Weise einfach – wenn auch etwas verschleiert – Hitlers räuberischen Überfall von 1939 habe wiederholen können. Eine böswillige Entstellung der Tat-

sachen! Die Eingliederung der Tschechoslowakei in den Ostblock kann nicht mit ihrer Annexion durch das Dritte Reich auf eine Stufe gestellt werden. Die Außenpolitik der Sowjetunion läßt sich überhaupt nicht mit der Eroberungspolitik des deutschen Nationalsozialismus gleichsetzen; sie geht, wie hier immer wieder gezeigt wurde, nicht auf imperialistische Expansion, Unterjochung außerrussischer Länder und Ausbeutung «niedrigstehender» Fremdvölker durch eine überlegene «Herrenrasse» aus; sie ist, wie seit 30 Jahren, so auch heute, wesentlich auf Abwehr und Sicherung gerichtet, mag dieses Ziel auch mit noch so falschen Mitteln verfolgt werden.

Und die tschechoslowakischen Kommunisten – eine Partei von anderthalb Millionen Mitgliedern – sind keine Quislinge; so viele Verräter gibt es gar nirgends, auch in der Tschechoslowakei nicht, daß sie, ohne direkt von einer fremden Besetzungsmacht gestützt zu sein, imstande wären, ihr Land durch einen bloßen kalten Putsch einem ausländischen Eroberer auszuliefern – auch mit der abgefeimtesten Revolutionstechnik nicht. Was in der Tschechoslowakei, wenn auch gewiß im Sinne und mit Nachhilfe der Sowjetunion, geschehen ist, das ist einfach die Zurücklegung einer weiteren Wegstrecke in der Richtung auf die scharfe Trennung Europas in zwei große Interessenzonen, eine westliche, angelsächsische und eine östliche, russische, so wie sie auf den Konferenzen von Jalta und Teheran zwischen Roosevelt, Churchill und Stalin grundsätzlich vereinbart wurden. Und wenn *etwas* die Sowjetunion veranlassen konnte, auf diesem Weg folgerichtig weiterzugehen und nach Ungarn nun auch die Tschechoslowakei dem Ostblock einzufügen, so war es die in der Truman-Doktrin, im Marshall-Plan, im Bevin-Plan, in der Wiederaufrichtung eines kapitalistisch-nationalistischen Deutschland und in der Förderung oder doch Duldung der Reaktion und Gegenrevolution in einer Reihe anderer Länder zum Ausdruck kommende amerikanisch-britische Politik, deren Entfaltung Rußland nicht tatenlos zuschauen wollte.

Der Tschechoslowakei blieb bei dieser Zuspitzung der Gegensätze kaum mehr etwas anderes übrig, als sich vollends ganz dem werdenden östlichen Großraum anzuschließen, so tief man es auch bedauern mag, daß sie damit – für absehbare Zeit wenigstens – dem westlichen Kulturkreis verlorengegangen ist. Die Ergreifung der Staatsmacht in der Tschechoslowakei durch die Kommunisten ist eben, so gesehen, nichts anderes als eine vorsorgliche *Kriegsmaßnahme*, ergriffen im Blick auf die Möglichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes zwischen dem Osten und dem Westen. Bei einem solchen Konflikt, so glauben die tschechoslowakischen Kommunisten, ist der Platz ihres Landes unbedingt an der Seite der Sowjetunion und der östlichen «Volksrepubliken». Sie deswegen landesverräterischer Unterwürfigkeit unter eine fremde Macht zu zeihen, ist gänzlich abwegig; sie handelten vielmehr nach ihrer eigenen Überzeugung durchaus im Interesse ihres Landes,

wie denn auch alles dafür spricht, daß sie mindestens in *diesem* Punkte die Mehrheit ihres Volkes hinter sich haben.

Man sollte sich überhaupt vergegenwärtigen, daß die nationalen Konflikte in unserer Zeit immer ausgesprochener *soziale* Konflikte werden – eine Art Klassenkämpfe im Weltmaßstab, und zwar von beiden Seiten her. Die Kampffronten gehen immer offenkundiger durch die einzelnen Völker selbst hindurch: hier Front der konservativen, ja gegenrevolutionären Kräfte, dort Front der demokratischen und revolutionären Kräfte – beide international gruppiert. Eine Klasse oder eine Partei, die sich moralisch oder politisch an die ihr nahestehenden Kräfte des Auslandes anlehnt, ist darum noch nicht einfach «antinational», es sei denn, sie mache gemeinsame Sache mit einer fremden Macht gegen die Interessen des eigenen Volkes, so wie das beispielsweise die französische Reaktion während der Besetzung ihres Landes durch die Deutschen getan hat. «National» sein heißt immer weniger unter allen Umständen solidarisch mit den bürgerlich-kapitalistischen Klassen des eigenen Landes sein; es heißt vor allem eine Haltung einnehmen und eine Ordnung vertreten, die *tatsächlich* zum Heile von Volk und Land sind, auch wenn man damit in Gegensatz zu denjenigen Gruppen kommt, die *ihre* Haltung und die von *ihnen* verteidigte Ordnung mit der nationalen Sache gleichsetzen.

Gerade wenn wir selbst – etwa als Antimilitaristen und Sozialisten – für uns in Anspruch nehmen, daß wir es mit unserem Lande gut meinen, dann müssen wir auch den Kommunisten das gleiche zubilligen, selbst wenn sie sich an eine ausländische Macht anlehnen, die sie als Vorkämpferin der von ihnen selbst erstrebten Gesellschaftsordnung betrachten. Wollte man aber durchaus die Kommunisten als «russische Partei», als «Partei des Auslands» bezeichnen, so müßte man den Kommunisten auch das Recht zubilligen, ihre *Gegner* als auslandshörig zu bezeichnen, sofern sie sich auf fremde Mächte stützen und sogar sehr ausgedehnte Geldhilfe von einer dieser Mächte annehmen. Sie wären dann eben die «amerikanischen Parteien». Im übrigen wollen wir uns daran erinnern, daß auch die *schweizerischen* Revolutionäre des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, unter ihnen ein Pestalozzi, als Landesverräter (Franzosensöldlinge) verlästert wurden und dennoch vor der Geschichte in der Hauptsache gerechtfertigt dastehen.

Der innere Kampf Auch innenpolitisch charakterisiert sich der Umschwung in der Tschechoslowakei als eine Art Kriegsmaßnahme, als planmäßige Operation im sozialen und Klassenkampf nämlich, als revolutionären Gegenschlag gegen ein konterrevolutionäres Manöver der Rechten. Nichts ist oberflächlicher, als einfach von einer vorbeugenden Selbstsicherung der Kommunisten

gegen eine befürchtete Wahlniederlage zu reden. Gewiß wollten die Kommunisten einen möglichen Erfolg der bürgerlichen Parteien bei den kommenden Wahlen verhindern, einen Erfolg, den sie dank dem Spielen des «staatserhaltenden» Beeinflußungsapparates zu erringen hofften, und der dann wieder als «Ausdruck der Volksmeinung» hingestellt worden wäre. Allein man wird dem *Sinn* ihrer Aktion – auch wenn man die dazu verwendeten *Mittel* ablehnen muß – nur gerecht, wenn man sie in den Zusammenhang der ganzen Entwicklung hineinstellt, wie sie sich in der Tschechoslowakei seit 1945 vollzogen hat.

Unmittelbar nach der Befreiung des Landes von der deutschen Herrschaft, als die Fabriken in der Hand der Arbeiter waren, als die Verwaltung von rasch gebildeten Aktionskomitees übernommen werden mußte und die russische Armee fast das ganze Gebiet der Republik besetzt hielt, wäre es den Kommunisten nicht sehr schwer gefallen, eine «rote Diktatur» aufzurichten. Klugerweise verzichteten sie darauf. Sie trafen dafür mit den anderen Parteien einer neugebildeten «Nationalen Front» in Kosice jenes Abkommen, das die Vertragspartner auf die Sozialisierung der tschechoslowakischen Wirtschaft in parlamentarisch-demokratischen Formen verpflichtete. Ein verheißungsvoller Anfang zur Verwirklichung dieses Programms wurde auch tatsächlich gemacht – aber dann kam bald das Sozialisierungswerk ins Stocken. Die bürgerlichen Klassen erholten sich wieder und stemmten sich gegen ihre «kalte» Liquidierung. Das «privatwirtschaftliche Unternehmertum» – so umschrieb die «Neue Zürcher Zeitung» diesen Vorgang zartfühlend – «begann sich neben den nationalisierten Industrien wieder erfolgreich zu entfalten und schuf damit die Grundlagen für eine auch politisch selbständige Volksschicht.» Der Widerstand gegen die Sozialisierung wuchs zusehends. Amerika verweigerte, kaum ohne Zutun der kapitalistischen Kreise in der Tschechoslowakei selbst, der Prager Regierung die nachgesuchten Wirtschaftskredite. Die Industriellen und Großhändler namentlich der Textilbranche, die übrigens meist der Partei der Nationalen Sozialisten (Richtung Benesch) nahestanden, sabotierten bewußt die Wirtschaftspläne der Regierung. Die Erhebung einer Vermögensabgabe, die Weiterführung der Agrarreform, die Ausdehnung der Sozialversicherung – all das stieß auf eine systematische Opposition der bürgerlichen Parteien, die damit in Wahrheit den Geist des Abkommens von Kosice verleugneten und die Vollendung der Sozialisierung auf dem Kompromißweg hintertrieben.

Ihr Plan war offenbar, die Nationale Front zu sprengen, die Kommunistische Partei – wie in Frankreich und Italien – aus der Regierung auszuschalten, die Sozialdemokraten zu sich herüberzuziehen und ein Kabinett der «Dritten Kraft» zu bilden, das mit einem Programm der kapitalistischen Restauration gegen die Kommunisten und den von diesen und den Linkssozialisten geführten Gewerkschaftsbund zu regieren und die Tschechoslowakei dem von Amerika beherrschten

sozialkonservativen Westblock anzunähern gehabt hätte. Es wäre das die erste Etappe auf dem Wege zur eigentlichen Gegenrevolution gewesen, so wie sie wiederum in Frankreich und Italien längst im Gang ist und auch in der Tschechoslowakei um so eher Aussichten gehabt hätte, als während der Hitlerzeit der Slowakische Staat ja bereits faschistisch organisiert war und die dortige klerikale Volkspartei nur auf die Gelegenheit wartete, um neuerdings ein autoritäres Regime aufzurichten.

Die Kommunisten setzten diesem Plan zunächst den Versuch entgegen, die Sozialdemokraten ihrerseits für eine Regierung der Linken zu gewinnen, die mit einem klaren sozialistischen Programm vor die Wähler zu treten und im Fall ihres Sieges die Weiterführung der «stillen Revolution» zu sichern hätte. Die bisherige Stärke der beiden Linksparteien – die Kommunisten hatten bei den letzten Wahlen 38 und die Sozialdemokraten 14 Prozent der Stimmen erhalten – ließ ein solches Vorhaben als keineswegs aussichtslos erscheinen. Doch lehnten die Sozialdemokraten nach heftigen Richtungskämpfen, die zur Entfernung des Parteipräsidenten Fierlinger, des Sekretärs des Gewerkschaftsbundes Erban, und anderer «Linker» aus ihren Parteistellungen führten, den kommunistischen Vorschlag ab, hierin das Beispiel der französischen Sozialisten nachahmend, die sich nach der Befreiung ebenfalls weigerten, eine damals möglich gewesene sozialistisch-kommunistische Mehrheitsregierung zur Durchsetzung des radikalen Reformprogramms der Widerstandsbewegung zu bilden, und damit den Grund für die seither eingetretene unheilvolle Entwicklung legten. *

Die Niederlage des linken Flügels der Sozialdemokratie ermutigte die bürgerlichen Parteien nicht wenig, und als sich dann um Mitte Februar die Kommunisten weigerten, die Durchdringung der Polizei mit ihren Vertrauensleuten einzustellen, hielt die Rechte den Augenblick zum Handeln für gekommen. Sie zog ihre sämtlichen Minister aus der Regierung zurück, sichtlich in der Hoffnung, die Sozialdemokraten mitzureißen und eine antikommunistische Bewegung im Lande zu entfachen, gestützt auf die sie die Wahlen zu gewinnen und

* Die französischen Sozialisten sind also nicht, wie Bietenholz im Februarheft meint, von den Kommunisten genötigt worden, Anschluß nach rechts zu suchen. Sie *wollten* einfach nicht links stehen, sondern nur eine brave Mittelpartei sein. Und da nun einmal einfach die Lage eine Entscheidung zwischen Links und Rechts forderte (was nicht gleichbedeutend ist mit einer Entscheidung zwischen Faschismus und Kommunismus, sondern mit einer solchen zwischen radikalem Sozialismus und bürgerlich-kapitalistischer Ordnung), *mußten* sich die französischen Sozialdemokraten tatsächlich auf die Seite der konservativen Mächte schlagen. Wer sich nicht selbst entscheiden will, über den *wird* eben entschieden. — Nebenbei: die Spaltung im französischen Sozialismus ist nicht von den Kommunisten durchgeführt worden. Die hatten am Parteitag von Tours die Mehrheit und behielten darum auch das Parteiorgan; es waren die Sozialisten, die sich abtrennten, weil sie den neuen Kurs nicht mitmachen konnten.

ihren neuen Kurs einzuleiten gedachten. Der Schuß ging prompt hinten hinaus. Die Kommunisten holten ihrerseits zum Schlag aus und verwirklichten ihren für einen solchen Fall sorgsam vorbereiteten Plan mit dem bekannten Erfolg, einem Erfolg, dessen erstaunliche Raschheit und Vollständigkeit den Schluß nahelegt, daß die moralische Stellung der bürgerlichen Parteien eben doch recht schwach war und die Sympathien nicht nur der Arbeiter und Angestellten, sondern auch eines Großteils der Bauern (die eben an der endgültigen Auflösung des größeren Grundbesitzes interessiert sind) eher zu den Trägern der Revolution als zu deren Gegnern hingingen.*

Den Sozialdemokraten blieb angesichts der fertigen Tatsachen keine andere Wahl, als sich nun nachträglich eben doch für die entschlossene Weiterführung der Sozialisierung und zugleich für die Eingliederung der Republik in den Ostblock zu erklären, wollten sie nicht gänzlich nach rechts gedrückt und von der Masse der Arbeiterschaft getrennt werden. Präsident Benesch aber zog es vor – sicher gegen seine Überzeugung, die eben im Glauben an die *liberale* Demokratie verwurzelt ist –, der neuen, «volksdemokratischen» Regierung die Genehmigung zu erteilen, statt durch Widerstand gegen die totalitären Methoden der Kommunistischen Partei die Gefahr eines Bürgerkrieges heraufzubeschwören. Der Umsturz ist so wenigstens mit einem Mindestmaß von Menschenopfern durchgeführt worden, und die zweite Etappe der tschechoslowakischen Revolution kann vorderhand ungestört ihren Fortgang nehmen mit der Sozialisierung aller Groß- und Mittelbetriebe, der Verstaatlichung des Außenhandels, der Erweiterung der Sozialversicherung, der Ausdehnung der Landreform, einer neuen Schulgesetzgebung und anderen radikalen Maßnahmen, die das Kabinett Gottwald angekündigt hat.

---

* Nachträglich sehe ich, daß die Arbeitsgemeinschaft religiös-sozialer Pfarrer von Zürich in einer öffentlichen Erklärung die Behauptung, es habe durch die tschechoslowakischen Kommunisten «den dunklen Plänen reaktionärer Mächte vorgebeugt werden müssen», als «*böswillig und lächerlich*» bezeichnet. Wie man sieht, fällt unter dieses Verdammungsurteil auch meine Sachdarstellung. Doch bedaure ich, sagen zu müssen, daß die dem Urteil beigegebene Begründung mich in gar keiner Weise überzeugt hat, so daß mir auch das Urteil selber sehr gleichgültig ist. Hingegen würde es mich doch interessieren, zu erfahren, ob die religiös-sozialen Pfarrer von Zürich ihr Verdammungsurteil auch gegenüber ihrem Prager Kollegen Dr. F. *Linhart*, Professor an der theologischen Hus-Fakultät, aufrechterhalten, der in Nr. 11 des «Aufbaus» sehr nachdrücklich und mit Anführung verschiedener Einzelheiten auf *sehr* dunkle Pläne und Machenschaften der tschechoslowakischen Reaktion gegen den sozialistischen Kurs hinweist. Linhart ist schließlich nicht der erste beste Kolporteur «bösartiger und lächerlicher» Behauptungen. Man weiß in Prag auch bestimmt von der Entwicklung, die sich zwischen 1945 und 1948 in der Tschechoslowakei vollzogen hat, etwas mehr als in Zürich, obwohl man *einiges* davon auch bei uns wissen könnte und sollte — wenn man nur wollte und nicht alles, was Kommunisten tun, unter allen Umständen hundertfünfzigprozentig schlecht zu machen von vornherein entschlossen wäre. (18. März.)

Zum Problem der Revolution

Das ist, soweit ich zu sehen vermag, der Rahmen, in dem sich die uns alle aufwühlenden Ereignisse in der Tschechoslowakei abgespielt haben. Das Gesamturteil über den Umsturz ist für mich gegeben. Ich stehe zu den revolutionären *Zielen*, die er sich gesetzt hat, könnte aber den totalitären *Weg* nicht gehen, auf dem diese Ziele erreicht werden sollen. Der Sozialismus muß zuletzt immer auf dem Ja des freien Willens ruhen; aller Zwang, der in seinem Dienst ausgeübt wird, ist nur geeignet, seine innere Kraft zu schwächen – darin bin ich mit den Anarchisten jeglicher Färbung einig. Aber ich bin nicht Utopist und Doktrinär genug, um die Erfahrungstatsache zu verkennen, daß staatlicher Zwang und revolutionäre Gewalt in bestimmten Lagen und auf einer bestimmten Entwicklungsstufe dennoch nötig werden können, sollen nicht die gegenrevolutionären Kräfte triumphieren. Wie manche Revolution ist zugrundegegangen, weil ihre Träger zu halbherzig, zu schwächlich, zuwenig wachsam waren, um den Gegenmächten rechtzeitig den Meister zu zeigen! Die spanische, die italienische, die deutsche, die österreichische Revolution unserer Zeit, die französische und die deutsche Revolution von 1848 (um nur ein paar wenige Beispiele herauszugreifen) haben dieses Schicksal erlitten – und wir sollten immer noch nichts daraus gelernt haben? Wie anders stünde Frankreich heute da, wenn die zum Handeln Berufenen die große Gelegenheit nach der Befreiung nicht kläglich versäumt hätten! Und wäre es mit England und Europa nicht besser bestellt, wenn die Labourregierung im auswärtigen Dienst radikal durchgegriffen und das diplomatische Personal von den Anhängern der alten, konservativ-imperialistischen Politik gründlich gesäubert hätte? Die Agrarrevolution in den östlichen Ländern – und wie unabweisbar notwendig war sie! – wäre jedenfalls nie möglich gewesen, wenn man den alten Herrenschichten schön Zeit gelassen hätte, sich unter Berufung auf die Demokratie wieder aufzurichten und die Revolution planmäßig umzubringen. Durfte man es da den Tschechen wirklich zumuten, das vorhin umrissene gegenrevolutionäre Manöver sich ruhig entfalten und die Revolution Stück für Stück zugrundegehen zu lassen? Davon kann doch im Ernst unter Sozialisten gar keine Rede sein. Die Tschechen *mußten* handeln – aber sie mußten nicht so handeln, wie sie es taten. Sie durften das Kind nicht mit dem Bad ausleeren und mit der Überwältigung der Gegenrevolution nicht auch die politischen Freiheiten opfern. Das war nicht nötig.

Allerdings besteht in solchen Fällen stets ein Konflikt zwischen Zweck und Mittel, zwischen Freiheit und Revolution, Demokratie und Sozialismus. Er besteht natürlich in diesem Sinne nicht für das Bürgertum, das den Zweck selbst ablehnt und darum hemmungslos auch das Mittel verdammen kann. Er besteht auch nicht für diejenigen Sozialisten, die unter allen Umständen das unfreiheitliche Mittel ablehnen,

und für die darum die Rechnung ebenfalls immer aufgeht. Ein Konflikt kann aber auch für diejenigen Sozialdemokraten nicht aufkommen, die den Sozialismus so wenig ernst nehmen, daß sie um seinetwillen die bürgerliche Demokratie um keinen Preis antasten lassen wollen. Und er wird umgekehrt ebensowenig von den Kommunisten empfunden, denen der Sozialismus so vordringlich wichtig ist, daß sie ihm zuliebe nicht nur die bürgerliche Demokratie, sondern die Demokratie überhaupt preiszugeben bereit sind. Aber er erhebt sich immer wieder für diejenigen Sozialisten, für die eben die Demokratie nicht nur eine Zweckmäßigkeitssache ist, sondern ein Grundsatz, denen die politische Freiheit kein Luxus ist, den man sich erlauben kann, wenn den Lebensnotwendigkeiten Genüge getan ist, sondern ein Stück Leben selbst, wie die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Brüderlichkeit, und für die darum die Demokratie mit der sozialen Revolution, die ihnen auf der Seele brennt, nicht nur vereinbar, sondern innerlichst und notwendig verbunden ist.

Wie der Konflikt im Einzelfall zu lösen ist, dafür gibt es freilich keine allgemein gültige Regel. Im Falle Tschechoslowakei bin ich überzeugt, daß sowohl die außenpolitische Sicherung gegenüber dem Westblock wie die Abwehr der inneren Reaktion und die Weiterführung der Sozialisierung ohne Unterdrückung der Oppositionsfreiheit, ohne totalitäre Gleichschaltung und inquisitorische Säuberungen möglich gewesen wären – auch wenn es natürlich schwer ist, aus der Ferne einen gangbaren Weg dafür zu zeigen. Es bestand in der Tschechoslowakei sicher kein äußerster Staatsnotstand, der revolutionäre Gewaltmaßnahmen entschuldigt hätte; was da über landesverräterische Verschwörungen und dergleichen dunkle Pläne erzählt wurde, war offenkundige Zweckpropaganda, abgesehen von den slowakischen Klerikalen, die *tatsächlich* konspiriert hatten. Und darum kann man auch der Weiterverfolgung des Weges, den die Kommunisten beschritten haben, nur mit Besorgnis zusehen. *Wenn* einmal irgendwo eine Diktatur, und sei es auch nur als «Übergangsregime», etabliert ist, dann ist es nach allen psychologischen Überlegungen und politischen Erfahrungen schwer, sie wieder loszubekommen, außer eben wieder mit Gewalt.

Aufgabe der Nichtkommunisten in der tschechoslowakischen Regierung ist es jedenfalls, auf die rasche Aufhebung der totalitären Maßnahmen zu dringen und die Revolution mit freiheitlichem Geiste zu erfüllen – sofern man nicht auch das als Illusion bezeichnen will. Was aber das Ausland anbelangt, so besteht dessen Aufgabe bestimmt nicht in jenem widerlichen Geschimpfe auf die sozialdemokratischen «Kollaborationisten», in jenem wüsten Toben gegen die «kommunistischen Hitler-Kopisten», das jetzt in gewissen SP-Kreisen große Mode ist. Ein inneres Recht zur Ablehnung des Kommunismus hat ja nur ein *revolutionärer* Sozialismus, der sich damit nicht rechts, sondern links vom Kommunismus placierte, wobei es allerdings nicht genügt, Rosa Luxem-

burg zu zitieren, wenn es gerade gilt, gegen die Kommunisten einen Kronzeugen zu finden, während man im übrigen einem seichten Reformismus huldigt, wie ihn Rosa Luxemburg selbst zeitlebens aufs leidenschaftlichste abgelehnt hat.

Auf höherer Ebene bedarf die Haltung der *Christen* gegenüber dem Kommunismus einer Klärung. Wiederum ist es *Berdiajew*, der den Nagel auf den Kopf trifft: «Um die *Lüge* des Kommunismus zu besiegen, muß man zuerst seine *Wahrheit* erfaßt haben.» Und unser Freund Jacques *Martin* sagt im «Christianisme Social» (Januar-Februar-Heft) ähnlich: «Der Kampf, den das Christentum oder die Kirche unter dem Deckmantel einer Verteidigung der Kulturwerte gegen den Kommunismus oder den Sozialismus zu führen versucht wäre, wäre ärger als die Gefahr, die sie anprangern möchte. Jeder Antikommunismus ist gottlos und artet unvermeidlicherweise in die Verteidigung einer gottlosen Gesellschaftsordnung aus.»

Das heißt zugleich auch: Solange die Bekenner Christi der sozialen Revolution – und sie ist die überragende gesellschaftliche Aufgabe unserer Zeit – nicht die Kräfte des Gottesreiches zuführen, setzen die Kommunisten eben die Kräfte der Weltreiche und ihrer eigenen – der kommunistischen – Religion dahinter. Davor gibt es kein Ausweichen!

Wirkungen und Gegenwirkungen

Die tschechoslowakischen Ereignisse werden wahrscheinlich sehr weittragende Fernwirkungen haben. Zunächst werden sie den Ostblock stärken, die Stellung der Sowjetunion gegenüber Mittel- und Westeuropa festigen und den mit Furcht gemischten Respekt vor der Schlagkraft des Kommunismus erhöhen. Auf der anderen Seite aber wird der *Widerstand* gegen alles Kommunistische und Revolutionäre, wie insbesondere gegen das, was man unzutreffenderweise russischen Imperialismus nennt, dadurch nur erst recht aufgepeitscht. Das zeigt sich gerade jetzt in der heftigen Auflehnung der großen Mehrheit der *Finnen* gegen die förmliche Einbeziehung ihres Landes in den Ostblock, die durch den Abschluß eines Militär- und Beistandsbündnisses zwischen Rußland und Finnland erfolgen soll. Es zeigt sich aber auch in der verschärften Gegenaktion Westeuropas und Amerikas gegen die Sowjetpolitik. *Bevins Allianzpläne* sind durch den Umschwung in der Tschechoslowakei unerwartet gefördert worden; das Bündnis zwischen Großbritannien, Frankreich, Holland, Belgien und Luxemburg steht unmittelbar vor der Unterzeichnung, und ähnliche Vereinbarungen mit Italien und Portugal, weiterhin mit Deutschland und Österreich (die beide mehr und mehr als Alliierte der Westmächte behandelt werden), mit den nordischen Ländern und schließlich, als Krönung des ganzen Gebäudes, mit den Vereinigten Staaten von Amerika sollen folgen.

Parallel damit geht, von der wirtschaftlichen Seite her, die beschleu-

nigte Inkraftsetzung des *Marshall-Plans*, auf dessen parlamentarische Behandlung in Washington der tschechoslowakische Schock ebenfalls anfeuernd gewirkt hat. Kurz, ein politisch-militärisch-wirtschaftliches Westblocksystem ist in der Entwicklung begriffen, das von den beteiligten Regierungen sicherlich defensiv gemeint ist, auf dem Hintergrunde der ganzen sowjetfeindlichen Westpolitik aber, die hier nicht mehr näher gekennzeichnet zu werden braucht, und angesichts der gewaltigen militärischen und kriegswirtschaftlichen Überlegenheit des Westblocks von Rußland eben zwangsläufig als Bedrohung empfunden wird.

Der Londoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» betont zwar in diesem Zusammenhang, «daß London nach wie vor nicht mit einem Krieg rechnet, sondern vielmehr annimmt, daß die Gefahr auf innenpolitischem, revolutionärem Gebiet zu suchen ist». Allein die militärischen Rüstungen Englands und namentlich Amerikas werden eben dennoch mit einer derartigen Planmäßigkeit, Energie und Großzügigkeit weitergetrieben, daß der «New Statesman» ernstlich davor warnen zu sollen glaubt, das Heil auf diesem Wege zu suchen.

«Die russische Drohung», so schreibt das Blatt, «ist keine Drohung mit einem militärischen Angriff. Stalins Technik ist nicht so roh wie die Görings. Er droht nicht damit, unsere Städte mit schweren Bomben auszulöschen, sofern wir nicht vor seiner Wehrmacht kapitulierten. Er sagt ruhig, aber mit der ganzen Sicherheit eines dialektischen Dogmas, daß die nichtkommunistische Welt infolge der ihr innewohnenden Widersprüche auseinanderfallen müsse, und daß dieses innere Auseinanderfallen in erster Linie durch die Aktion der verschiedenen kommunistischen Parteien beschleunigt und sodann, wenn der Augenblick dazu komme, für revolutionäre Zwecke ausgenützt werde. Der russische Kommunist ist überzeugt, daß seine Sache auf weite Sicht gewinnen *muß* ... Die Aufgabe der westeuropäischen Demokratie ist (darum) nicht, eine Wehrmacht zu organisieren, die stark genug ist, um Rußland zu schlagen, sondern einen Westbund aufzubauen, dessen Gesellschaftsordnung den Kommunismus unnötig macht und die Prophezeiungen der Weisen vom Kreml widerlegt. Wenn wir uns durch Entrüstung über die Prager Ereignisse von diesem positiven Ziel ablenken lassen, dann werden wir das Grab der westlichen Demokratie und des Sozialismus schaufeln.»

Wunschträume und Tatsachen

Das Londoner Blatt hat nur zu sehr recht. Nur – wie soll ein sozialistisches Westeuropa aufgebaut werden mit einer britischen Labourregierung, die auf die Sozialisierung Deutschlands längst verzichtet hat, mit einer deutschen Sozialdemokratie, die nur eine verschlimmerte Neuauflage des verbürgerlichten Sozialpatriotismus der Weimarer Zeit ist, mit einem französischen Sozialismus, der krampfhaft an der Illusion einer «Dritten Kraft» festhält, um nur nicht revolutionär handeln zu müssen? Camille *Val* sagt es, im «Socialiste Chrétien» von dieser «dritten Schwäche» sprechend, deutlich:

«Sie (die «Dritte Kraft») behauptet ihre gleichmäßige Feindseligkeit gegenüber dem Kommunismus wie gegenüber dem Gaullismus.

Aber wie will man gleichmäßig die Waage halten zwischen zwei ungleichmäßig bedrohlichen Kräften, ohne diejenige zu begünstigen, deren Drohung uns unmittelbar bedrängt: den Gaullismus? Anderseits ist es klar, daß jene Behauptung mehr Redensart als Wirklichkeit ist, und daß der Antikommunismus (der Parteien der ‚Dritten Kraft') stärker ist als der Antigaullismus ... Die einzige Möglichkeit für die ‚Dritte Kraft', eine nützliche Rolle zu spielen, läge in einer doppelten Anstrengung: einerseits den Mittelschichten Hoffnung zu geben und sie durch eine konsequente Haltung vom Faschismus abzubringen; anderseits die Fühlung mit den kommunistischen Massen wiederherzustellen und neben ihnen und mit einem Mindestmaß von Verbindung zu ihnen eine entschlossen antikapitalistische und sozialistische Kraft zu bilden.»

Eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten der französischen Linken hat denn auch seither in diesem Sinn einen Aufruf zur Schaffung eines *Rassemblement Démocratique Révolutionnaire* erlassen, doch ist es sehr die Frage, ob die neue Gruppierung, trotz ihrem guten Programm, mehr sein wird als ein Kader von Offizieren ohne Soldaten. Am Gang der Ereignisse in Frankreich wird sie vorläufig jedenfalls nichts mehr zu ändern vermögen. Die Koalitionsregierung hält sich zwar immer noch, wenn auch mit Mühe, über Wasser; nur wenn außenpolitische und militärische Fragen zur Debatte stehen, kann sie auf die «nationale Einheitsfront» (ganzes Parlament minus Kommunisten) zählen. Vielleicht gelingt es ihr auch im innenpolitischen Kampf, noch geraume Zeit obenauf zu bleiben, sind doch die konservativen Kräfte der Mitte fast gezwungen, sie zu stützen, wenn sie nicht dem unberechenbaren gaullistischen Dynamismus freie Bahn geben wollen. Sollte aber das Schiff der Schuman, Mayer und Moch zuletzt doch sinken, dann würde General de Gaulle, der schon alles vorbereitet zu haben erklärt, um Frankreich zu retten, nicht allein die Kommunisten liquidieren, sondern auch seinerseits dafür sorgen, daß ein sozialistisches Westeuropa höchstens noch als schöner Traum einiger Idealisten weiterleben würde ...

Westdeutschland scheidet natürlich als Teilhaber eines sozialistischen Europas ohnehin aus. Ja die Westmächte scheinen allen Konferenzen und Projekten zum Trotz nicht einmal imstande zu sein, die von ihnen verwalteten Zonen zu einem «going concern», einem richtig laufenden Unternehmen, im *kapitalistischen* Sinne zu machen. Kein Wunder, daß die Einheitspropaganda der Kommunisten – «ein einiges Deutschland unter Sowjetführung!» – neuerdings recht bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen hat. «Spektator» (Nationalrat W. Bringolf) meint denn auch in der sozialdemokratischen Presse der Schweiz verdrossen:

«Nicht zuletzt sind diese Erfolge auf das weitgehende Versagen der alliierten Besatzungsmächte in Deutschland ... zurückzuführen. Mit

Proklamationen und mit Deklamationen über die ‚freie Wirtschaft' ist nichts getan. Die durch die westlichen Alliierten systematisch geförderte Stärkung der kapitalistisch-reaktionären Kräfte in Westdeutschland wirkt sich immer verhängnisvoller aus ... Wenn nicht grundlegende Strukturwandlungen der deutschen Wirtschaft in der Richtung zum Sozialismus erfolgen, dann wird die tschechoslowakische Tragödie nicht allein bleiben. Wir sagen es offen: Der demokratische Sozialismus ist in Gefahr.»

Der Krieg in Palästina Von all den übrigen Weltproblemen, die noch zu beleuchten wären, kann ich heute nur eines erwähnen, weil sich der Kampf um seine Lösung immer mehr zuspitzt: das Problem *Palästina*. Die Vereinten Nationen haben, wie bekannt, grundsätzlich die Teilung Palästinas in eine jüdische und eine arabische Hälfte beschlossen. Aber sie weigern sich bisher beharrlich, diesen Beschluß, der auf den organisierten Widerstand der arabischen Welt stößt, auch durchzusetzen, obwohl die Palästinakommission der UNO sehr ernst darauf hingewiesen hat, daß die ganze Autorität der Vereinten Nationen von der erfolgreichen Ausführung des Teilungsbeschlusses abhänge. Großbritannien hält eben immer noch an der im Morrison-Plan vorgeschlagenen Lösung fest, daß sich die Juden mit der Stellung einer zahlenmäßig begrenzten nationalen Minderheit in einem arabischen Staat abzufinden hätten; Amerika aber bekennt sich, um die Juden zu beschwichtigen, zwar theoretisch zur Teilung Palästinas, verhindert jedoch praktisch die Teilung, um sich nicht mit den Arabern zu überwerfen, auf deren Petrol es sich angewiesen glaubt. Henry *Wallace*, der bei einer Ersatzwahl ins Bundesparlament in einem stark jüdischen Quartier Neuyorks seinen Kandidaten nicht zuletzt dank seiner Opposition gegen die doppelzüngige Politik der Regierung Truman durchgebracht hat, bemerkt in der «New Republic» bitter:

«Großbritannien und die arabischen Staaten führen einen Bürgerkrieg gegen die Vereinten Nationen. Sie werden Erfolg haben, sofern die Vereinigten Staaten nicht sofort ein klares Machtwort sprechen, um der UNO Mut zu geben. Als es darum ging, die iranische Frage vor die UNO zu bringen, zögerte Amerika nicht, sofort zu handeln. Als es darum ging, an Griechenland und die Türkei Waffen zu liefern, zögerte Amerika nicht, auf eigene Faust zu handeln. Und natürlich, als es darum ging, die gesetzmäßige Regierung in Spanien im Jahr 1936 mit Waffen zu unterstützen, da weigerte sich Amerika, zu handeln. Soll die Geschichte wirklich feststellen, daß die Vereinigten Staaten meistens nur dann handeln, wenn es darauf ankommt, feudale und Besitzinteressen zu unterstützen?»

Es ist ein schändliches Spiel, das hier getrieben wird. Und inzwischen geht der jüdisch-arabische Krieg in Palästina mit Terror, Mord und wechselseitigen Vergeltungsmaßnahmen scheinbar hemmungslos weiter. Wann wird diesem Verhängnis durch eine Tat des

Anstandes und des Mutes Einhalt geboten werden – eine Tat, die bewiese, daß es dennoch «etwas wie Gerechtigkeit», etwas wie eine Rechtsordnung über dem Kampf der nationalen Egoismen und der Besitzinteressen gibt?

13. März. *Hugo Kramer.*

Nachtrag. Die westliche Reaktion auf den Umsturz in der Tschechoslowakei hat seit dem Abschluß der Weltrundschau gefährlichste Formen angenommen. Dies namentlich im Zusammenhang mit der gestrigen Rede Präsident Trumans, die geradezu der Vorbereitung eines *kriegerischen Einschreitens gegen die Sowjetunion* gleichkommt, wobei allerdings — es ist gewiß nicht unfair, das zu vermuten — auch innenpolitische, in Hinsicht auf die Herbstwahlen angestellte Erwägungen die außergewöhnliche Schärfe des Tones mitbewirkt haben dürften. Ein ungeheures Verbrechen gegen den Frieden, gestützt auf eine alles überflutende Propaganda, wird jetzt im Namen des Antikommunismus angezettelt. Mag man mich darum weiterhin — und meistens im vollen Bewußtsein der Unwahrheit dieser Kennzeichnung — als Parteigänger oder Mitläufer des Kommunismus hinstellen: ich kann nicht anders, als aus einer tief empfundenen Verpflichtung gegen die Wahrheit und gegen die Friedenssache erneut aussprechen, daß die allgemeine Außenpolitik der Sowjetunion, trotz allem, was man gegen ihre Mittel und gegen die Ziele oder Methoden ihrer Innenpolitik einwenden muß, keine Kriegshandlung der Westmächte gegen die Sowjetunion rechtfertigt; daß die (meistens noch sehr überschätzte) Mithilfe der Sowjetunion bei der Ausbreitung ihres politischen und sozialen Systems ebenfalls kein stichhaltiger Grund für ein kriegerisches Vorgehen gegen sie ist, zumal auch die Vereinigten Staaten von Amerika die größten Anstrengungen machen und die gewaltigsten Mittel aufwenden, um *ihr* politisches und soziales System — den Kapitalismus und die bürgerliche Demokratie — in der Welt zu stützen und auszubreiten; daß bei aller Aufrichtigkeit freiheitlichen Empfindens, das dem westlichen Protest gegen die östlichen Diktaturen zugrunde liegt, der entscheidende Beweggrund für den antikommunistischen Kreuzzug insbesondere der herrschenden Schichten Amerikas nicht die Liebe zur Freiheit, sondern die Liebe zum Geld ist; und daß schließlich die Bekämpfung des Kommunismus mit den Waffen nicht nur erfolglos bleiben muß, sondern auch eine Weltkatastrophe herbeizuführen droht, vor deren Wirkungen der Gegensatz Kommunismus-Kapitalismus gänzlich nebensächlich werden müßte.

Wenn man in den westlichen Ländern, und vor allem in Amerika, die Zeit nun für gekommen erachtet, um wirklich den Präventivkrieg gegen die Sowjetunion zu wagen, den eine unverantwortliche Propaganda schon seit ein paar Jahren fordert, dann mag diese Politik zunächst mächtige Anfangserfolge haben; auf die Länge wird sie sich selber zerstören — und vielleicht die übrige Welt dazu. Es ist hohe Zeit, daß den Kriegsmachern das von all denen klar gesagt wird, denen die antikommunistische Hysterie *nicht* den Kopf benebelt und *nicht* das Gewissen abgestumpft hat.

18. März. *H. K.*

Wir lehnen es ab, unsern Pazifismus vor den Wagen derer zu spannen, die die Menschenrechte unterdrücken, ein kleines Volk nach dem andern vergewaltigen und den Aufbau der kollektiven Sicherheit mit allen Mitteln sabotiert haben. Das Zurückweichen vor ihnen ist nicht Pazifismus, sondern Preisgabe des Rechtes und damit der sicherste Weg zur Katastrophe. Furchtbar ernst ist die Wahrheit des Wortes: «Wehe denen, die ‚Friede' rufen, wo gar kein ‚Friede' ist.» *Paul Trautvetter.*

Das Kommen Christi (IX.)

Leonhard Ragaz †

Frage: Gibt es in den Briefen der Apostel noch mehr solch eschatologische Stellen?

Der neue Himmel und die neue Erde

Antwort: Vor allem eine, im zweiten Petrusbrief.

«Es wird wie ein Dieb der Tag des Herrn kommen, worin die Himmel mit Krachen vergehen, die Elemente im Lande sich auflösen und die Erde und die Werke auf derselben im Feuer verzehrt werden. Wenn diese ganze Auflösung da ist, wie sehr ist nötig, daß wir uns eines heiligen Wandels und ernster Frömmigkeit befleißigen, indem wir die Erscheinung des Tages Gottes erharren und beschleunigen, durch den die Himmel im Feuer aufgelöst werden und die Elemente im Lande dahinschmelzen. Wir harren aber, nach seiner Verheißung, auf einen neuen Himmel und auf eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.» (2. Petrusbrief 3, 10–13.)

Frage: Was bedeutet das alles? Was bedeutet der *Tag des Herrn*?

Antwort: Der Tag des Herrn bedeutet die Erfüllung des Gerichtes und der Verheißung, zunächst vor allem des Gerichtes.

Es ist schon ein Losungswort der Propheten wie eine Vorstellung ihres Volkes.

Frage: Aber was bedeutet die Auflösung von Himmel und Erde im Feuer? Sind das bloß Bilder?

Antwort: Es sind Bilder einer umfassenden Katastrophe, der Weltkatastrophe.

Frage: Sind es *nur* Bilder? Soll man auch an eine Auflösung der Natur, des sichtbaren Weltalls, denken, also auch des Himmels?

Antwort: Es sind hier nicht nur Bilder, sondern auch Wirklichkeiten. Von ihnen gilt, was von den Stellen in der Ende-Rede Jesu. Auch die Natur wird in die große Katastrophe hineingezogen.

Frage: Ist das nicht phantastisch?

Antwort: Es gilt auch da die frühere Antwort: Das erscheint bloß dem Vorurteil unserer heutigen Epoche so, ist aber tiefste Wahrheit. Auch das physische Weltall ist nicht so fertig, wie es scheint. Doch ist das Wesentliche an der vorliegenden Weissagung die Katastrophe der *Geschichte*. Es wird mit diesen prophetischen Worten ausgesprochen, daß das Reich Gottes in gewaltigen Katastrophen anbricht, die sich zu *einer* Katastrophe zuspitzen. So wie es auch Christus voraussagt. Es ist das, was heute vor sich geht. Zunächst in der Menschenwelt, aber auch, nur weniger gesehen und empfunden, in der Naturwelt. Auch die Himmel ändern vor einem neuen Denken ihre Gestalt. Aber das ist nur ein Anfang.

Frage: Was bedeutet es, daß von den «Himmeln» geredet wird, statt vom «Himmel»?

Antwort: Das ist eine wörtliche Übersetzung des hebräischen Wortes für «Himmel», das auch eine Mehrzahl ist und ist sehr tief. Es drückt sowohl die Unendlichkeit des Weltalls als auch seine Veränderlichkeit aus. Auch der Anfang des Unservaters redet in ähnlichem Sinne von den «Himmeln».

Frage: Aber was soll es denn heißen: «in *denen* Gerechtigkeit? Was für einen Sinn hat das für die «Himmel»?

Antwort: Das hat einen gewaltigen Sinn. Gehen wir aber von der Erde aus. In bezug auf sie verstehen wir ohne weiteres, was das heißt. Es ist eben das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das auf die Erde kommt, und wir wissen, daß das die wahre Weltenrevolution sein wird. Aber es kann nur kommen, wenn Gott (die «Himmel») neu verstanden wird, nämlich als die Gerechtigkeit und die Quelle der Gerechtigkeit. Das bedeutet eine noch größere Revolution. Denn die Götter der Religion, die des Heidentums, die aber auch stark innerhalb des Christentums gelten, sind nicht die Quelle der Gerechtigkeit, sondern der Ungerechtigkeit. Von ihnen geht jene «göttliche Weltordnung» aus, welche die bestehende Welt mit ihrer Ungerechtigkeit, mit Schicksal, Not und Tod, Krieg, Mammon, Armut, Krankheit und sozialem Unrecht als Willen der Gottheit erklärt und damit stabilisiert. Gott als Gerechtigkeit und als Quelle der Gerechtigkeit erkennen, bedeutet darum die größte aller Revolutionen und die tiefste Quelle aller echten Revolution. Die neuen Himmel gehören zur neuen Erde.

Frage: Was bedeutet, daß wir diese Revolution nicht nur erharren, sondern auch beschleunigen sollen? Können Menschen das? Und wie?

Antwort: Sie können es und sollen es. Der Mensch ist Mitarbeiter, Mitkämpfer, ja Mitschöpfer Gottes. Wir können das Reich Gottes beschleunigen, einmal dadurch, daß wir darauf harren: es wartet auf uns. Sodann durch unser Gebet, das zum Harren gehört. Weiter durch unser ganzes Tun und Lassen, unsere ganze Einstellung. Es kommt sehr auf uns, kommt besonders auf die Gemeinde Christi an, ob das Reich kommt und wie schnell es kommt. Wir können sein Kommen verhindern und können es beschleunigen, sollen dies. So meint es der Apostel und die ganze Bibel.

Die Verschiedenheit und Einheit des Ausblickes

Frage: Darf ich zwischenhinein eine grundsätzliche Frage stellen? Sind die Bilder von der Vollendung des Reiches Gottes, die wir nun beleuchtet haben, nicht doch untereinander sehr verschieden? Widersprechen sie nicht zum Teil einander? An welche oder welches sollen wir uns halten?

Antwort: Sie sind verschieden, aber Verschiedenheit braucht nicht Widerspruch, sondern kann auch Ergänzung sein. Daß es auf die Einzelheiten nicht ankommt, haben wir schon gesehen. Auch in der Bibel

gibt es Schale und Kern. Im übrigen aber müssen wir uns zu diesen verschiedenen Ausblicken so stellen, daß wir sie als verschiedene Aspekte der gleichen Bilder betrachten. Dabei sind die einen spezieller als die andern, ordnen sich aber den allgemeinen ein. Auch mögen wir zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Lagen uns mehr dem einen oder mehr dem andern dieser Aspekte zuwenden. Ja, es kann auch so sein, daß der eine überhaupt sich mehr dem einen Ausblick zuwendet und der andere mehr dem andern. Sodann mag verschiedenen Zeitaltern mehr der eine oder der andere wichtig und verständlich sein. Es waltet auch hierin weder Zwang noch Schablone, sondern Freiheit und Lebendigkeit.

Frage: Wie soll man die populären Vorstellungen vom Kommen des Reiches, und besonders von seiner Vollendung beurteilen?

Antwort: Es gibt dafür einen einfachen und unwidersprechlichen Maßstab: Wir haben sie zu beurteilen nach dem Maße, worin es ihnen wirklich um das Reich Gottes zu tun ist und nicht wieder bloß um Religion oder Theologie. Das aber zeigt sich darin, ob es ihnen um die *Gerechtigkeit* des Reiches Gottes zu tun ist: um die Gestaltung der Welt nach Gottes Willen im Sinne der Überwindung aller Gewalten der Ungerechtigkeit: vor allem der Herrschaft des Mammons und der Gewalt. All unser Erharren und Beschleunigen des Reiches Gottes und unsere Vorstellungen davon fassen sich schließlich, im Sinne Christi, zusammen und werden grenzenlos einfach im Unservater und seiner Zentralbitte: «Dein Reich komme!»

Die Offenbarung

Frage: Ist nicht das Buch der Offenbarung Johannis die ausführlichste Darstellung des Kommens und der Vollendung des Reiches Gottes?

Antwort: Gewiß.

Frage: Aber ist sie nicht ein schwieriges, fast unverständliches Buch? Heißt sie nicht darum etwa ein Buch mit sieben Siegeln?

Antwort: Ja, aber das ist nur darum geschehen, weil man das, was ihren Inhalt bildet, das Kommen des Reiches mitsamt der Erwartung des Reiches überhaupt vergessen hat. Man muß nur diesen Inhalt und Sinn des Buches verstanden haben und dann öffnen sich seine Siegel von selbst. Und man muß wissen, daß das Buch in gewaltigen *Symbolen* redet, die man als solche verstehen und nicht grobwörtlich auslegen oder zu Orakeln machen darf. Die symbolische Darstellung war notwendig, weil eine solche Schrift in jener Zeit geheim («illegal») bleiben mußte, aber sie ist auch die solchen Dingen allein angemessene. Diese Symbole beziehen sich auf Tatsachen und Stimmungen jener Tage, besonders auf die Verfolgung der Gemeinde durch das Römer-

reich, aber sie haben einen überragenden Sinn für den ganzen Gang der Sache Christi und sind immer wieder aktuell. Sie sind es besonders in unseren Tagen. Denn die Hauptgegenstände des Buches sind die Entartung der Sache Christi auf der einen und die Erhebung der Götzenmächte auf der andern Seite, deren stärkste menschlich-dämonische Vertretung das gottgleich gewordene *Römerreich* wird, alles als Ausdruck einer Weltkatastrophe, welche die Einleitung zu einem neuen Kommen Christi bedeutet.

Frage: Warum heißt gerade dieses Buch im besonderen «Offenbarung»?

Antwort: Offenbarung heißt im Griechischen Apokalypse. Unter «apokalyptisch» versteht man, zum Unterschied von dem allgemeinen Ausdruck «eschatologisch», der sich einfach auf das *kommende* Reich bezieht, den Einblick in die einzelnen Züge und Phasen seines Kommens. Die Offenbarung Johannis heißt so, weil sie tatsächlich jene Entwicklung beschreibt, von der wir schon geredet haben. Sie stellt dar, wie im Himmel, das heißt: in Gott, in Gottes Plan, jeweilen ein neuer Vorstoß des Reiches beschlossen wird, dem auf Erden einer des Bösen entspricht, das überwunden werden soll. Das sind dann die großen *Durchbrüche* des Reiches in die Welt hinein. Das umfassende Symbol dieses Sachverhaltes ist

das Tausendjährige Reich.

Es wird im zwanzigsten Kapitel dargestellt:

«Und siehe, da standen Throne. Und sie setzten sich darauf und es wurde ihnen Gericht gewährt, und zwar wegen der infolge des Zeugnisses für Christus und das Wort Gottes gerichteten Seelen und weil sie das Tier (vgl. Kapitel 13) und sein Bild nicht angebetet und sein Zeichen nicht auf Stirn und Hand empfangen haben. Und sie lebten auf und herrschten mit Christus tausend Jahre. Die übrigen von den Toten lebten nicht auf, bis die tausend Jahre erfüllt waren. Das ist die erste Auferstehung. Selig und heilig ist, wer an dieser ersten Auferstehung teilhat! Über diese wird der zweite Tod nicht Gewalt haben, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm tausend Jahre regieren.» (Offenbarung 20, 4—6.)

Frage: Was bedeutet diese Stelle?

Antwort: Sie ist auch viel mißdeutet und mißbraucht worden. Man hat die tausend Jahre wörtlich verstanden, hat sie an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Gestalt gesucht und es ist daraus viel Schwärmerei und Katastrophe entstanden. Es ist aber dieses Tausendjährige Reich, wie schon gesagt, einfach ein *Symbol* und bedeutet: Es gibt im Kommen des Reiches nicht nur Zusammenbruch, sondern auch Aufbau, nicht nur Nein, sondern auch Ja, nicht nur Gericht, sondern auch Gnade. So im Kleinen wie im Großen. Es kann ganz lange Perioden geben, wo eine neue Wahrheit Gottes die Menschen nährt, bis ein neuer Durchbruch nötig ist. Diese Durchbrüche stützen einander, setzen einander voraus, weisen aufeinander hin und weisen alle auf die *Vollendung* des Reiches Gottes hin.

Frage: Gibt es solche *Durchbrüche?*

Antwort: Gewiß. Sie geschehen im Großen und Kleinen. Christus ist im Kommen, bis er endgültig da ist. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts war ein solcher Durchbruch. Vorher Franziskus, Wikleff und Huß. Nachher die englische Reformation des siebzehnten Jahrhunderts. Später Wesley und Spencer. Dann wieder Kierkegaard, Blumhardt, Tolstoi und sein Jünger Gandhi. Auch die Aufklärungszeit war einer. Dazu Bewegungen wie der Sozialismus, der Kampf gegen Alkohol, Prostitution und Krieg. *Der* Durchbruch aber ist Christus, er *ist* geschehen und *wird* geschehen. Christus ist das A und das O.

Frage: Ist dieser letzte Durchbruch die sogenannte *Wiederkunft* Christi?

Antwort: Ja, die sogenannte. Denn es heißt in Wirklichkeit: die *Ankunft* oder noch besser die *Anwesenheit*. Sie bedeutet, daß Christus zwar gekommen ist, einmal und immer wieder, daß aber die Vollendung seines Reiches noch aussteht. Es ist nichts Phantastisches dabei. Es ist auch ein *Symbol*.

Frage: Wird die *Person* Christi in dem Kommen und in der Vollendung seines Reiches auch dabei sein?

Antwort: Irgendwie gewiß. Wie die all seiner Jünger. Die Wiederkunft Christi bedeutet zugleich die *Wiederbringung aller Dinge* in der Wiedergeburt und Neuschöpfung aller Kreatur.

Frage: Gibt es auch dafür eine besondere Weissagung?

Antwort: Gewiß. Es heißt im einundzwanzigsten Kapitel:

«Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen und auch das Meer ist nicht mehr. Und ich sah Jerusalem, die heilige Stadt, als neue Gestalt vom Himmel (von Gott) herabsteigen, gerüstet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt ist. Und ich vernahm eine gewaltige Stimme, die vom Throne herab sprach: Siehe da, die Wohnung Gottes bei den Menschen! Er wird unter ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein und er selbst ihr Gott, wird mit ihnen sein und er wird abwaschen jede Träne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Kummer, noch Schmerzensschrei, noch Mühsal. Denn das Erste ist vergangen. Und es sprach der auf dem Throne sitzt: Siehe, ich mache alles neu.» (Offenbarung 21, 1—5.)

Frage: Ist das auch ein *Symbol?*

Antwort: Wenn Sie wollen. Es weist als Symbol auf das Unaussprechliche hin.

Frage: Und was bedeutet es?

Antwort: Es bedeutet das letzte Wort Gottes. Nur einige Züge dieses Bildes sollen noch hervorgehoben werden, weil sie das Wesen des Reiches Gottes charakterisieren. Einmal: Es kommt von Gott *zur Erde*, steigt nicht von der Erde zu Gott auf. Sodann: es ist eine «Stadt» (Polis), deren Symbol Jerusalem ist, die Stadt Gottes: es ist nicht eine Kirche. (Davon heißt es später, in Vers 22: «*Und einen Tempel sah*

ich daselbst nicht, sondern Gott, der Allherrscher, ist der Tempel und das Lamm (= Christus).» Aber es ist auch nicht ein stilles Heiligtum der *einzelnen Seele*, sondern eben eine «Politia», ein Reich inmitten der *Welt*, als Welt, aber als erlöste und verwandelte Welt. Das Reich ist endlich nicht eine *stabile* Sache, sondern ein Neuwerden von *allem* durch Gott. «Siehe, ich mache alles neu.» Es ist die Neuschöpfung aller Dinge von Gott her, aller, worin alle erlöst werden, alles Seufzen der Schöpfung gestillt, die bewußte und auch die unbewußte Sehnsucht der Dinge erfüllt, aller Schmerz getröstet, alles Rätsel gelöst, alles Stückwerk vollendet und aller Tod in Leben verschlungen sein wird, aus dem Dunkel der Schöpfung die Freiheit und Herrlichkeit der Söhne Gottes hervortritt und Gott alles ist und in allem.

Frage: Kann diese Welt eine Wirklichkeit werden?

Antwort: Sie wird Wirklichkeit sein, wo Gott Wirklichkeit ist. Der auf dem Throne sitzt ist dafür Bürge. Wir aber sind damit vom Ende wieder auf den Anfang zurückgeführt. Wir sind wieder beim Unservater angelangt, sprechen die Bitte: «Dein Reich komme!»; ergänzen sie durch die andere, womit die Offenbarung und die ganze Bibel schließt: «*Komm, Herr Jesus!*» und vernehmen das *Amen* der Vollendung.

Weltanschauung, Religion und Gottesglaube

(Vortrag, gehalten auf dem religiös-sozialen Ferienkurs in Fürigen)

Es ließe sich wohl kaum eine Materie finden, die grenzenloser wäre als die durch unser Thema umschriebene. Wir müßten da eigentlich die ganze Geschichte der Menschheit durchgehen. Der Stoff ist einfach unabsehbar; wir können nur versuchen, ihn einigermaßen rechtschaffen durchzuarbeiten, ohne uns allzusehr zum «terrible simplificateur» zu machen, ohne von der lebendigen Wirklichkeit allzusehr zu vereinfachten Abstraktionen abzuirren. Man kann sich von diesem Stoff nicht wieder trennen, ohne tiefe Ergriffenheit vor dem Ernst, dem Wahrheitssuchen und der Leidensbereitschaft, welche die Menschheit gerade im Ringen mit diesen Fragen immer wieder aufzuweisen hat. Und man kann es wieder nicht tun ohne ein gewisses Grausen angesichts der Tatsache, daß eine so ungeheuerliche Leistung notwendig gewesen ist, um «weiter von dem Ziel» zu kommen, eine Leistung, deren Ergebnis weithin den Aufwand nicht rechtfertigt, die weithin nicht nur vergeblich, sondern direkt verderblich gewesen ist. Es waltet über diesem Mühen der Menschheit nicht nur Segen, sondern sichtbar genug auch Fluch.

Es wird also niemand von uns etwas wie eine erschöpfende geschichtliche Darstellung erwarten, eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung und Beurteilung sämtlicher religiösen, weltanschau-

lichen oder glaubensmäßigen Äußerungen, die jemals in der Geschichte aufgetaucht sind und eine Rolle gespielt haben. Wir werden uns damit begnügen müssen, das Wesen der drei Phänomene und ihre spezifische Rolle fest- und gegeneinander zu halten, mit gelegentlichen ausdrücklichen Hinweisen auf das geschichtliche Beispiel. Aber eben da stoßen wir auf eine zweite, noch größere Schwierigkeit. Denn es ist ja nicht so, daß die drei geschichtlich so bedeutsamen Erscheinungen fein säuberlich nebeneinander existierten, sozusagen in Reinkultur, und sich eindeutig auseinanderhalten ließen. In Wirklichkeit stehen sie in allen nur denkbaren und in den kompliziertesten Verhältnissen zueinander. Sie ergänzen, überschneiden, beeinflussen, konkurrenzieren einander, ahmen einander nach und schließen sich gegenseitig aus, sie machen einander Konzessionen, verbünden und vermischen sich, gehen ineinander über, sind ineinander und entstehen auseinander. Dabei ist es beispielsweise wieder so, daß ein mit höchster Vehemenz geführter, scheinbar unversöhnlicher Kampf in Wirklichkeit eine verborgene gegenseitige Beeinflussung und Annäherung ist, was eines Tages ans Licht kommen wird. Auch das Umgekehrte kommt vor, daß eine Annäherung, die bis zum Zusammenschluß führen und als völlige Identifikation empfunden werden kann, über eine unversöhnliche Gegensätzlichkeit eine Zeitlang hinwegtäuscht, wobei aber der Zwiespalt eines Tages in voller Schärfe wieder aufbrechen wird: Man denke an das Verhältnis von Christentum und bürgerlicher Weltanschauung, die für das durchschnittliche Bewußtsein lange Zeit schlechthin identisch waren (und zum Teil noch sind), sich aber in ihrer schroffen Gegensätzlichkeit immer deutlicher offenbaren.

Es gibt Erscheinungen, bei denen es schwer zu sagen ist, wo wir sie einreihen sollen, weil sie schillern, eine manchmal geschickte, manchmal groteske Kombination von verschiedenartigen Elementen darstellen; solche, die sich maskieren, die Rolle der andern beanspruchen und übernehmen; solche, die sich über ihr eigenes Wesen täuschen und sich für etwas anderes halten, als sie sind. Es gibt Weltanschauungen, sogar betont unreligiöse, die mit allen Kennzeichen und Symptomen religiöser Inbrunst und Ausschließlichkeit auftreten, mit einem unduldsamen Fanatismus manchmal, der nach den eigenen weltanschaulichen Grundlagen und Bekenntnissen unerklärlich und völlig unhaltbar ist. Es gibt Religionen, die nichts anderes sind als eingekleidete und verkleidete Weltanschauungen. Wo soll man zum Beispiel eine Erscheinung wie den Buddhismus einreihen, der rein funktionell, in der Rolle, die er für seine Bekenner spielt, unzweifelhaft eine Religion ist, die eine Erlösungshoffnung und ein Erlösungserlebnis verschafft, und der damit auch zu einer der großen Menschheitsreligionen geworden ist? Wenn man ihn näher ansieht, so bemerkt man doch, daß in ihm mit einer seltenen Folgerichtigkeit die Götter überflüssig und außer Kurs gesetzt sind, daß er eine Anleitung ist zur konsequenten Emanzipation von

jeder außermenschlichen Macht. Parallele Vorgänge ließen sich übrigens auch anderswo, zum Beispiel auch bei gewissen christlichen Abzweigungen, aufweisen, wo das Christentum aufgefaßt wird als eine Methode zur Herbeiführung bestimmter seelischer Vorgänge und Zustände.

Es gibt die marxistische Weltanschauung, die Religion und Gottesglauben als überflüssig, falsch, ja schädlich und verwerflich ablehnt, die aber ihre Grundkonzeptionen eindeutig aus der Bibel bezogen hat, ohne das selber zu merken, die bis in Einzelheiten hinein eine auf einen geschichtsphilosophischen Hintergrund geworfene Projektion des biblischen Geschichtsbildes ist; die gerade in dem, was ihren bleibenden Wert und ihre größte Kraft ausmacht, ein Stück echten, lebendigen Gottesglaubens ist – gegen den eigenen, heftigen Protest. Eine Sache kann verblassen und Verschiedenes neben- oder nacheinander sein: Aus dem lebendigen biblischen Gottesglauben wird eine sterile «christliche Religion» oder eine dürftige «christliche Weltanschauung», wobei es sich wieder nicht nur um Verwässerungen handelt, sondern auch um direkte Gegensätzlichkeiten. Hier sei auch hingewiesen auf die bemerkenswerte und tröstliche Tatsache, daß die Menschen, die da ihre Religionen und Weltanschauungen machen und sie oft mit viel Künstelei und Lüge sich zurechtmachen, dabei doch nicht wirklich und endgültig Macht über die Wahrheit an sich besitzen, daß eine Wahrheit nie das wirklich und endgültig werden und bleiben muß, was aus ihr in der geschichtlichen Wirklichkeit vielleicht ganzer Zeitalter gemacht wird, daß sie mitten aus Entartung und Erstarrung und Mißbrauch heraus urplötzlich in ursprünglicher Kraft und Reinheit wieder aufbrechen kann. Man wird dann auch sehr vorsichtig in seinem Urteil, der Schein trügt wirklich oft ungeheuer, und man erlebt immer wieder, daß man, durch allerhand Meinungen und Standpunkte und auch Einbildungen voreingenommen, einfach nicht richtig gesehen hat. Was gibt es zum Beispiel Starreres und Gesetzlicheres als das orthodoxe Judentum? Wie oft ist es, gerade von christlicher Seite, als völlig unzugänglich und hoffnungslos beurteilt worden. Und gerade in diesem Judentum hat sich in unseren Tagen ein Geist der Rachelosigkeit geoffenbart, der bei uns anderen nur Ergriffenheit und Scham hervorrufen kann.

Es besteht oft eine erstaunliche Diskrepanz zwischen dem Selbstverständnis einer geistigen Größe oder Bewegung, ihren Intentionen, Forderungen und Ansprüchen und ihrer tatsächlichen historischen Rolle und Funktion. Ein anschauliches Beispiel ist die junge Christengemeinde, bei der es energischer Nachhilfe und kräftiger Anstöße bedurfte, bis sie die ihr zugedachte weltgeschichtliche Mission zu erfassen begann, und bei der erhebliche innere Widerstände zu überwinden waren, bis sie sich zu ihrer Mission bekannte. Es kommt vor, daß in einer Bewegung ihre zentrale Überzeugung und Botschaft, um derent-

willen sie leben und wichtig genommen sein wollte, völlig versandet, in Vergessenheit gerät, und daß irgendein sekundärer, zufälliger oder zu ihr eigentlich unpassender Zug der weiteren Entwicklung immer mehr das Gepräge gibt, irgendein Zug, vielleicht aus Flüchtigkeit, Verlegenheit oder Mißverständnis seinerzeit aufgenommen, der sich nun auf einmal an eine hervorragende oder gar die erste Stelle vordrängt. Um noch einmal auf den Marxismus zurückzukommen: Seine nachhaltigste Wirkung hat nicht bei allen seiner Anhänger in der Schaffung einer echten und beständigen sozialistischen Überzeugung und Haltung bestanden, er hat einer solchen durch verschiedene Teile seiner Lehre eher Abbruch getan. Zäher haftet vielfach in den Gemütern seine Ablehnung des Gottesglaubens, obschon diese doch nicht ein lebensnotwendiger Bestandteil einer sozialistischen Weltanschauung, sondern aus einem, geschichtlich zwar begreiflichen, aber immerhin sachlichen Mißverständnis dazu gemacht worden ist. Nicht zuletzt infolge davon hat der Sozialismus viel von seiner Lebendigkeit und Kraft eingebüßt, so daß es für ihn direkt zu einer Lebensfrage geworden ist, ob er sich von diesen spezifischen marxistischen Dogmen freizumachen verstehe, um wieder die Kraft eines Glaubens zu gewinnen.

Es kommt vor, daß die geschichtsträchtige Wahrheit einer Bewegung von dieser selbst im weiteren Verlauf völlig preisgegeben wird und an andere Bewegungen übergeht, von denen weiter und zum Siege geführt wird, häufig genug im Gegensatz und Kampf gegen die immer noch den alten Namen tragende und die alten Ideale im Schilde führende Bewegung. Es ist da an das moderne Bürgertum zu denken, das seine Entstehung einem gewaltigen Freiheitselan verdankt, das sich in einem erfolgreich verlaufenen Kampfe um seine Rechte und Freiheiten konstituiert hat, und das dann später, als ein neuer Ruf nach Freiheit und Gerechtigkeit erscholl, sich nicht mehr erinnerte, «wie es ihm zumute gewesen war», sondern sich ablehnend verhielt, gerade unter Berufung auf sein geistiges Erbe satt und zur reaktionären Macht geworden ist, zum Hemmschuh und Feind neuer und größerer Gerechtigkeit.

Es kann geschehen, daß irgendeine Sache einmal gegründet und in Gang gebracht wird, niemand weiß noch genau, was es ist und was dabei herauskommen soll, am allerwenigsten die Gründer selber, aber es steckt irgendeine Idee darin, die lebenskräftig ist, wenn sie auch lange Zeit verborgen bleibt und erst nach langem, unsicherem Tasten und Suchen hervortritt. Eine so scharf profilierte und weltgeschichtlich bedeutsame Erscheinung wie der Jesuitismus wäre in ihren ersten Jahren beinahe in Rat- und Hilflosigkeit wieder eingeschlafen, weil seine Gründer nach einigen mißglückten Betätigungsversuchen schlechterdings nicht wußten, was sie jetzt noch unternehmen könnten und vergeblich den Papst anflehten, ihnen irgendeine Aufgabe zu zeigen.

Die Erscheinungen auf dem Gebiete der Weltanschauungen und Religionen sind nicht eindeutig, sie zeigen eine proteushafte Wandel-

barkeit. Aus ein und derselben weltanschaulichen oder glaubensmäßigen Voraussetzung sind auf der einen Seite mit unerbittlicher Konsequenz und auf der andern Seite mit völliger Unbekümmertheit die entgegengesetztesten praktischen Folgerungen gezogen worden – man denke nur an das Christentum, bei dem es schwierig wäre, zu sagen, welche praktische Konsequenz aus ihm *nicht* gezogen worden wäre –, so daß man zum Schlusse kommen muß: Hier ist alles möglich, und vor keiner Überraschung ist man sicher. Dieses erstaunliche, mit Denk- und Glaubensfähigkeit ausgestattete Wesen «Mensch» entwickelt eine Mannigfaltigkeit, die entweder aus Gott stammen muß, denn so unerschöpflich ist nur Gott – oder dann aus dem Chaos, denn so unersättlich ist nur das Chaos.

Es ist nicht ohne weiteres möglich, in dieser lebendigen und verwirrenden Mannigfaltigkeit der einzelnen Dinge habhaft zu werden, sie zu prüfen und zu bewerten. Woher soll man sie bewerten? Es ist verhältnismäßig einfach, kurzerhand einen bestimmten persönlichen Standpunkt sich auszusuchen und von da aus seine Urteile nach allen Seiten zu fällen. Aber es widerstrebt einem, das zu tun, weil man sich damit leicht in schlechte Gesellschaft begibt, in die Gesellschaft der hohlen Eiferer und Fanatiker, die über alles herfallen, was nicht in ihr Schema paßt, das sie zudem meist nicht einmal selber erarbeitet, sondern nur irgendwo abgeschaut haben. Angängig wird es nur sein, die Dinge «nach ihren Früchten» zu beurteilen, wobei es allerdings dem durch Erfahrung geschärften Wahrheitsempfinden mit der Zeit möglich und sogar geboten sein wird, die Früchte vorauszusehen.

Man müßte einen Standpunkt haben, von dem aus man das Ganze übersehen könnte, vom Anfang bis zum Ende. Man müßte am Ende der Zeiten stehen, um den Abschluß sehen und beurteilen zu können. Zwischendrin ist es schwierig, zu urteilen, eine Sache abzuschätzen, ihre Wirkung auf den Geschichtsverlauf zu übersehen, in positive und negative Faktoren aufzuteilen. Was für eine Wirkung ist von der Antike ausgegangen, was für eine von der Aufklärung, was für eine von der Naturwissenschaft, was für eine Rolle spielen für das Schicksal der Welt der Pessimismus oder der Optimismus? Solche und ähnliche Fragen sind immer beantwortet worden, haben auch wir immer beantwortet; aber es haftete diesen Antworten immer etwas Vorläufiges, Bedingtes an, sie konnten nicht unbedingt, definitiv sein, eine allfällige Revision auf Grund weiterer und neuer Beobachtungen mußte immer vorbehalten bleiben. Ein endgültiges Urteil wäre nur möglich gewesen unter der Voraussetzung einer ruhenden Welt oder höchstens einer solchen, die sich immer im gleichen Kreise bewegt, in der es nichts Neues gibt. Diese Anschauung aber können wir nicht teilen. Von unserem Gottesglauben aus glauben wir an das Reich Gottes, das heißt an ein Kommendes, an ein Weitergehen und an ein *Ziel* der Schöpfung. Denn, um da nicht ein Scheingefecht aufzuführen: Wenn wir uns hier

auch bemühen, um der Gerechtigkeit willen die Dinge möglichst objektiv und unvoreingenommen zu betrachten, uns eine Zeitlang sogar in sie hineinzuversetzen und mit ihnen mitzugehen, so liefern wir uns ihnen nicht aus, sondern wir tun alles von unserem Glauben an das Reich Gottes aus, und wir sind dabei der Überzeugung, daß wir die Wahrheit nicht entdecken würden, sondern allsogleich der Dämonie der Dinge verfallen müßten, wenn wir diesen Glauben einen Augenblick nur losließen. Wir glauben an ein Ziel der Geschichte. Solange aber dieses nicht erreicht ist, muß in Rechnung gestellt werden, daß alle diese Elemente noch weiterwirken, sich weiter ineinander verweben, weiterlaufen, miteinander, auseinander, gegeneinander.

Vielleicht auch nur scheinbar gegeneinander. Es ist denkbar, daß eines Tages eine neue Schau aller dieser Dinge sich ergäbe, vielleicht eine sehr überraschende, auf Grund derer dieser Wirrwarr sich ordnete zu einem Einheitlichen, wo es sich zeigen würde, daß da ein sehr verschlungenes, aber auch sehr verschlagenes Spiel gespielt wurde, daß da alles sehr planmäßig auf *ein* gemeinsames Ziel hinarbeitete. Es könnte sich herausstellen, daß auch das scheinbar einander Widersprechende und Widerstrebende das getan hätte, gerade in seinem Gegensatz, der auch nur *eine* große Täuschung und Irreführung gewesen sein könnte, daß Revolution und Reaktion in nicht durchschauter, aber sehr wirksamer Rollenverteilung das *eine* Ziel erstrebt und auch erreicht haben, über die Ahnungslosigkeit der Menschen hinweg, die sich innerhalb dieser Entwicklung für das eine oder andere entschieden, ereifert und geschlagen haben. Es könnte sein, daß im geschichtlichen Ablauf die Dinge sich auf eine viel eindeutigere und radikalere Weise vereinheitlichten und vereinfachten, als jede begriffliche Systematik das jemals vermocht hätte.

Heute tut sich diese Perspektive vor uns auf, daß das alles, alle diese Weltanschauungen und Religionen, Elemente *eines* großen Auflösungsprozesses gewesen seien, der auf manchmal verschlungenen Pfaden, aber mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit zu der einen, großen, endgültigen Auflösung geführt hat, zum Chaos, zum Nihil, zum Nichts, daß das alles Komponenten des Chaos, des Nichts gewesen seien – wenn man diese paradoxe Ausdrucksweise wagen darf.

Daß wir damit die *ganze* heutige Wirklichkeit durchschaut und gezeichnet haben, werden wir nicht glauben, es gibt zweifellos auch Glaubenselemente, die etwas Dauerndes, Unzerstörbares darstellen. Möglicherweise gibt es sie nicht in allzu großer Quantität und auch noch nicht in überragender Qualität, und wenn es sie gibt, so werden wir auf jeden Fall sagen müssen, daß es sie überraschenderweise noch gibt. Wir sind aber immerhin gewarnt. Drohung ist über uns, und nicht mehr bloß Drohung. Es gibt nicht bloß das Ende *der* Zeiten, sondern auch das Ende *von* Zeiten, wobei freilich jedes derartige Ende ein Ausdruck und ein Bestandteil *des* Endes ist. Wir leben in einer Zeit großer

und umfassender Abrechnung, großer und radikalster, nicht bloß Um-, sondern Abwertung. Heilmittel zweiter und dritter Güte sind heute nicht mehr gestattet und nicht mehr entschuldbar. Halb- und Viertelswahrheiten dienen uns nicht mehr. Unsere Welt rettet nur noch eine Neugeburt aus dem Glauben, aus Gott. Uns ist ein Wink gegeben, ein Gesichtspunkt zur Sichtung und Bewertung: wo wir das Gift der Auflösung finden und wo das Aufbauelement des Glaubens.

Das Gift der Auflösung finden wir schlechterdings in jeder Weltanschauung und jeder Religion, vielleicht in unterschiedlicher Dosierung, aber das spielt keine entscheidende Rolle, weil es sich um das Element handelt, das sich auf jeden Fall auswirken wird. Überall wurde etwas, eine Wahrheit, ein Teil der lebendigen Wahrheit, unterminiert, ausgehöhlt, aufgelöst, zerstört, vielleicht nur durch eine falsche Akzentsetzung, durch ein falsches Verteilen des Gewichtes. Denn die Wahrheit ist eine sehr empfindliche Sache, sie kommt leicht aus dem Gleichgewicht dadurch, daß etwas vernachlässigt oder vergessen wird, oder dadurch, daß etwas in falscher Weise erhoben, groß und wichtig genommen wird, auf eine Weise, die es nicht erträgt, die es überbeansprucht, so daß es sich daran erschöpfen muß.

Man kann die Wahrheit auf zwei Arten zugrunderichten: Dadurch, daß man sie nicht hat und nicht vertritt, und dadurch, daß man sie hat und vertritt. In den Händen dieses unheimlichen und fatalen Wesens, das den Namen «Mensch» trägt, entwickelt alles eine beängstigende Neigung, kompromittiert, ad absurdum geführt und abgetötet zu werden. Mehr Angst als vor den Feinden der Wahrheit muß man manchmal nur noch vor ihren Freunden haben, sie schlagen sie oft genug gründlicher tot. Glücklich die Wahrheit, die «kein Auge geschaut, kein Ohr gehört, und die in keines Menschen Herz emporgestiegen ist».

(Fortsetzung folgt.) *Otto Hürlimann*

Moderne Kunstentwicklung und Geistesverfall

I.

Vorerst: Nicht nur der sogenannte «Untergang des Abendlandes», sondern der Verfall der geistigen und materiellen Werte der Erde ist teilweise schon eingetretenes Ereignis, teilweise in so bedrohliche Nähe gerückt, daß es heute vom Geisteszustand einiger Physiker abzuhängen scheint, ob dem Menschenvolk auf der Erde noch irgendwelche Zukunft beschieden ist. Wenn mit einer allgemeinen Atomzertrümmerung auch die allgemeine Menschenzertrümmerung zusammenfällt, werden freilich auch die hier erörterten Probleme hinfällig. Aber vorderhand leben wir noch und sagen, was nötig erscheint, auch wenn es nicht allen wohlgefällig klingt.

Einige Vorbemerkungen: Hitler hat von entarteter Kunst gespro-

chen. Man schließt nun etwa folgendermaßen: Hitler war selber ein entartetes Scheusal. Glücklicherweise ist seine Macht gebrochen. Was er verfolgt hat, kann wieder atmen. Was er verfolgt hat, war also zweifellos das Mehrwertige. Das wäre ungefähr die Logik der «terribles simplificateurs». Die Ereignisse ersparen uns aber die eigene Überlegung nicht. Auch durch erregende Dialektik sollen unsere Gedanken nicht getrübt werden. Nehmen wir zum Beispiel an, Hitler hätte reife Pfirsiche faulen Äpfeln vorgezogen, so ist das kein Grund, es deshalb umgekehrt zu halten.

Ich weiß wohl, was man etwa hört: Man kenne eben den Ekel vor der ewigen Imitation der frühern Kunst, auch der Natur. «Man kann nicht immer gleich malen.» Es sei jetzt eine andere Generation da, und die gestalte den Ausdruck unserer Zeit. Die und jene bekannten Künstler früherer Epochen seien zu Lebzeiten auch nicht anerkannt worden und hätten sich doch durchgesetzt, und die heutige Moderne werde sich eben auch behaupten; wobei auf letzteres immerhin zu erwidern wäre, daß dieser Vergleich insofern hinkt, weil sich ja die umstrittene Kunst bei den Kunstberedenden und Kunstbegönnernden längst durchgesetzt hat, in allen Kunstzentren heute dominiert und ihrerseits Tyrannis ausübt. Aber lassen wir das und suchen wir entwicklungsgeschichtlich und analysierend dem Problem näherzukommen.

II.

Charakteristisch für die Entwicklungsgeschichte der neuern Kunst ist wohl das auffallende Faktum, daß bei dem Wechsel der Richtungen der Blick jeweilen mehr auf die unmittelbar vorangegangene gerichtet war als auf die Gesamterscheinung des Lebens und seine ewigen Bedürfnisse. Freilich wirkten auch die sozial und politisch herrschenden Strömungen mächtig hinein; aber im wesentlichen ging es nach den bekannten Pendelausschlägen.

So folgte zum Beispiel der höfisch eleganten Kunst eine volkstümlich derbe; einer Heroisches anstrebenden eine betont idyllische; dem Pathetischen das Anspruchslose; der Phantasieversunkenheit ein nüchternes Wirklichkeitsstreben und umgekehrt; dem streng Naturnahen das leidenschaftlich Naturferne und wieder umgekehrt; den braunen, dunklen Tönen im Atelier gemalter Bilder das Suchen nach Freiluftfarben; dem Impressionismus als folgerichtige Steigerung die Farbenzerlegung des Neoimpressionismus; den nun oft scheinbar formlosen Naturausschnitten ein bewußtes Aufhören der farbigen Division und ein Suchen nach harmonisch gestimmten Flächen; dem leidvoll als überkultiviert Empfundenen das gesucht Primitive, das von andern wieder als Snobismus hingestellt wurde; der anstrengenden Arbeit des ernsten Studiums das lachend Spielerische; der Gleichgültigkeit dem Lebensinhalt gegenüber, dem man angeekelt ausweichen wollte, der

leidenschaftliche «Schrei der Seele» des Expressionismus; den als statische Klassizität empfundenen Berühmtheiten der Renaissance und Barockzeit die wirbelnde Revolution des Futurismus, dem nichts fataler war als die große Tradition. Man beschimpfte sie als «Passeismus» und ihre Verehrer als «Trödler der Vergangenheit»; aus Haß gegen die peinlichen Forderungen früherer Zeiten, gegen den Druck überlieferter Größe malte man im Dadaismus bewußte Kindlichkeiten. (Hand in Hand damit ging die pathetisch vorgetragene und so häufig pädagogisch sich verhängnisvoll auswirkende Überschätzung der Kinderzeichnung.) Der Darstellung des Heitern, des Harmlosen, des Gemütvollen folgte eine feindselige und grausame Malerei, weil das Leben eben hart und lieblos empfunden wurde, und man bei dem bleiben wollte, was man als Wahrheit meinte erkannt zu haben. Wieder andern ging das Studium des Physiognomischen und die Darstellung des Geistigen auf die Nerven, weil man das allgemeine Geschehen als brutal und dumm empfand, und die Kunst sollte doch ein Spiegel des Lebens sein. Also brauchte man die alten großen Motive und ersetzte die bisherige Durchgeistigung bewußt mit Idioten. Der Haß gegen die «langweilige», «bekannte» Natur führte zur Willkür in den Formen, zu bewußtem Deformismus, zum Surrealismus. Wo in alter Kunst auch so etwas zu finden war, entdeckte man «Vorläufer». Der Darstellung des Isolierten, des Einmaligen gegenüber wurde durch Parallelismus das sich gesetzmäßig Wiederholende unterstrichen. Der Tiefenwirkung der Natur folgte die dekorative Flächenhaftigkeit, und da diese wiederum nicht genügte, eine erneute, nun ostentativ betonte Tiefendarstellung im Kubismus. Der Sensible empfand sich im Gegensatz zum «Gesunden», zum «Spießer», zur bequemen Behaglichkeit der gesicherten Existenz und formte, um den «Bourgeois» herauszufordern, am laufenden Band Provozierendes. Es gab so Erfinder im Grotesken, Spielerischen, Grausamen, Ironischen, Nihilistischen. Dies wiederum wurde von den Herausgeforderten als Dekadenz bewertet und als entartetes Leben. Der Überdruß an allem Geschehen in Welt und Kunst führte zur betonten Abkehr von allem inhaltlich noch irgendwie Erkennbaren. Man meinte mit der Musik und ihren spezifischen Ausdrucksmitteln konkurrieren zu können. Man malte abstrakt. Nur noch das Verhältnis und der Ausdruck von Linien, Flächen, Farben sollte ganz dem Wesen der Kunst entsprechen. Man fühlte: Warum nicht spielen und sich dabei freuen? Die Realität ist ja doch absurd. Oder: Warum nicht Verrücktes malen und selber verrückt werden? Die Realität und alles Wichtigtuerische ist ja auch verrückt . . .

Kurz, eine Entwicklung folgte der andern, gewöhnlich so, daß der scharfe Blick eine Schwäche in der vorangehenden Phase entdeckte und dort einsetzte. In dieser Darstellung erwähnte ich bis jetzt nur die bis zu einem gewissen Grade ehrlichen Richtungen. Daß es daneben

viele Profiteure der Moden, grinsenden Bluff, sehr interessierte Geschäftemacher im Kunsthandel und in der Kunstpropaganda gab und gibt, ist ein anderes Kapitel, das hier nicht näher erörtert werden soll. Auch weiß man ja zur Genüge, daß im offiziellen Kunstbetrieb die sogenannte Jury oft genug nur funktioniert, um die Konkurrenz auszuschalten und die Subventionen einzuschalten. Lassen wir das.

III.

Aber suchen wir nun den Begriff der «Moderne» näher zu analysieren und zu sehen, ob es noch einen Weg in die Zukunft gibt. Im Wort schon liegt eine gewisse Irreführung. Die «Moderne» ist kein zeitlicher, sondern ein formaler Begriff. Zeitlich knüpft sie freilich an einige Maler des ausklingenden 19. Jahrhunderts an, Maler mit zwiespältigen, problematischen Physiognomien, von denen jeder einer eigenen Erörterung bedürfte. Lassen wir auch das in diesem Zusammenhang. Suchen wir nur festzustellen, wann heute ein Bild als «modern» bezeichnet wird, gleichgültig, ob dahinter eine positive oder negative Bewertung liegt. Daß es sich um keinen zeitlichen Begriff handelt, ist evident. Manche heute Lebende und Arbeitende werden nicht als modern empfunden. Auch wenn man sie nicht immer nur als «überlebt», als «Vieux jeu», als «Sonderlinge», als simple «Berg-, Wald- und Wiesenmaler» usw. bezeichnet, ist man doch darin einig, daß man sie nicht als «modern» ansprechen kann.

Es scheinen mir im ganzen fünf verschiedene Eigenschaften den Begriff des Modernen zu umreißen, die man vielleicht am zutreffendsten mit den Worten Deformismus, Genialismus, Primitivismus, willkürlicher Subjektivismus und Entseelung bezeichnen kann. Natürlich gibt es allerwärts Übergänge, Mischformen, Verbeugungen nach beiden Seiten, aber es handelt sich hier darum, das eigentlich Bezeichnende herauszuheben.

1. *Deformismus.* Man will nicht mehr Naturform, Naturfarbe, Naturatmosphäre. Man betont die Naturferne und damit auch die Ablehnung der Historie, der frühern Malerei, der Raumformen, der Technik. Wo einige dieser Negationen nicht zutreffen (zum Beispiel bei französischen Impressionisten), ist noch nicht von reiner «Moderne» die Rede. Die kommt erst mit dem betonten Deformismus mit seinen willkürlichen Verlängerungen, Verrenkungen, seiner Verachtung der Physiognomik, seinem karikaturalen Verspotten der «dinglichen» Welt. Man pflegt das «Befreiung der künstlerischen Ausdrucksmittel von ihren Bindungen an die optisch wahrnehmbaren Erscheinungsformen der Natur» zu nennen und glaubt damit erst die «wahre» Natur erreicht zu haben, oder «hinter die Dinge» zu sehen.

2. *Genialismus.* Man betont den genialen Strich, den flüchtigen Farbenauftrag. Man weiß um die beschwingten zeichnerischen und

malerischen Studien bekannter Größen. Nicht mehr die Bilder, sondern die Studien werden vom heutigen Psychologismus bewundert. Man fühlt auch in sich das Geniale und merkt, daß das gar nicht so schwer ist. Man macht in «rassigen» Linienschwüngen, in «wahnsinnig» starken «Spannungen» beliebiger Farbenpaare, in «fabelhaften», einfach «tollen» Konturen, die die Kraft metallener Fassungen besitzen sollen, man malt Stilleben, die «schlußendlich» eine «visionäre», geradezu «ohnmächtige» Faszination in sich tragen. Mit dem allem verbunden ist auch die Verachtung des Handwerks, des schlichten Könnens.

3. *Primitivismus.* Man verwechselt einerseits das unbeholfen sehnsüchtig Primitive des Noch-nicht-Könnens mit dem routiniert Primitiven des überdrüssigen Zivilisationsmenschen; anderseits begeistert man sich, aus Ekel über die Fragwürdigkeiten einer wegverlorenen Kultur, an dem Wilden, sei er im Innern Afrikas oder in der Südsee. Dort glaubt man einen neuen Ausgangspunkt zu entdecken, auch wenn man sich vorderhand nur auf die «Grundlagen» besinnt. Die sind dann freilich oft genug nur Fressen, Saufen, Huren, Quälen, Morden. Man spürt die bestimmenden Einflüsse der Kräfte des Urwalds.

4. *Willkürlicher Subjektivismus.* Überall drängt sich subjektive Willkür vor. Der Subjektivismus, der im Bann der eigenen, als originell gewerteten Einfälle steht, setzt in bunter Reihe irgendwelche Linien-, Formen- und Farbfragmente mit beziehungslosen Fetzen der alten Gestaltenwelt zusammen. Max Picard weist in überzeugender Klarheit in seinem Buch «Hitler in uns» auf diese Erscheinung und ihre Bedeutung hin. Man glaubt nicht mehr an gültige Normen und an den Sinn des Strebens zur inneren Einheit.

5. *Entseelung.* Es handelt sich da um bewußte Ablehnung von Gemütswerten. Gemüt, Seele, Geist sind «spießerhaft», «überlebt», sind 19. und 18. Jahrhundert. Wir haben das nicht mehr nötig. Gemüt und Seele werden als «Sentimentalität» hingestellt. Das Wort «Kitsch» leistet gute Dienste. Zuerst galt ja freilich das Unwahre in Form, Farbe, Atmosphäre, geistigem Gehalt als Kitsch. Dann gleich alles Weiche, Zarte, Subtile, das man als «provinzlerische Sentimentalität» bewertete, auch wenn es nur einer normalen, aber wohl für viele notwendigen Entwicklungsstufe entsprach. Später aber wurde mit Kitsch alles echt Gemütvolle bezeichnet, aller Pathos der Vereinsamung, der Tiefe, der sozialen und religiösen Verbundenheit, alles, was mit Berufenheit, Begabung, Fleiß und Können gearbeitet hatte.

IV.

Was ist nun zu dem allem zu sagen? Es ist im Vordergrund eine humanistische, im Hintergrund eine religiöse Frage, welche vielleicht

Antworten ermöglichen. Mit diesen fünf Kategorien: Deformismus, Genialismus, Primitivismus, willkürlicher Subjektivismus und Entseelung darf wohl, ohne daß wir karikieren, das charakterisiert werden, was als «moderne Kunst» heute das Feld beherrscht, was aus der Feder der führenden Kunstdozenten und Kunstjournalisten dem Publikum in gewandter Dialektik vorgelegt wird und was in Ausstellungen und Museen wenigstens die Ehrenplätze, wenn nicht überhaupt den verfügbaren Raum erhält. Wer gut orientiert sein möchte über moderne Kunst und die dazu gehörende Propaganda, lese und schaue aufmerksam etwa den 16. Band der großen, repräsentativen Propyläenkunstgeschichte, in welcher der Verfasser leidenschaftlich und ausschließlich für das eintritt, was er Kunst des 20. Jahrhunderts nennt. Damit soll vorderhand noch gar kein Urteil gefällt sein. Um letzteres anzustreben, sind zwei Überlegungen hineinzuziehen.

Erstens: Fühlen sich diejenigen, die in ihrer Lebensnot, Lebensbedrängnis, Lebensöde nach den Segnungen der Kunst verlangen, wirklich durch das Gebotene und Empfohlene erfreut, beglückt, gestärkt, getröstet, menschenverbunden, gehoben? So fragt der Humanismus, der mit innerer Skepsis dieser Entwicklung zuschaut.

Zweitens: Haben wir es hier wirklich mit Offenbarungen zu tun, die dem Sinn des Lebens entsprechen? Kreisen in der Tiefe keine andern Kräfte als solche, die sich auf diese Weise äußern? Ist das die Kunde des Ewigen, ist das der göttliche Geist, ist das der Gottesfunke, der unsern Blick über das Chaos des Vordergrundes zu den Sternen und den ewigen Gesetzen lenkt? So fragt der transzendental Eingestellte, der Metaphysiker, der Religiöse.

Die Entscheidung geht von dieser letzteren Fragestellung aus. Urteil und Kritik sind nur möglich, wenn uns der Glaube an einen über die Erdenexistenz hinausgehenden Sinn des Lebens erfüllt. Dann ist aber die Kritik nicht nur möglich, sondern wird von uns gefordert. Der irgendwie Gott- und Sinnerfüllte wird nicht, wenn er malt und forscht, Gott und Sinn vergessen und verleugnen, sondern wird und muß bestrebt sein, sein aus dem religiösen Grund aufquellendes Ethos nicht in Widerstreit zu lassen mit seiner künstlerischen Formgestaltung. Nichts Törichteres, als aus dem Todeserlebnis und seiner Zerstörung der Leibesform und dem dadurch geglaubten Freiwerden der Seele den falschen Analogieschluß zu ziehen, die Zerstörung jeglicher Form sei Seelenbefreiung. Man vergißt, daß der Tod wohl das Ende des Erdenlebens ist, daß aber vor ihm unsere Lebensaufgabe liegt und daß es zu dieser Aufgabe gehört, daß nach dem Maß unserer Kräfte Chaos überwunden und Form erstrebt wird, innere Form als Güte und äußere Form als Schönheit.

V.

Man vergißt ferner, daß das Wort «Natur» vieldeutig ist. Uns berührt hier in erster Linie der Begriff der Natur als landschaftliche Umgebung und Formenfülle der organischen und anorganischen Umwelt. Die metaphysische Aufgabe der Kunst kann aber nur gelöst werden, wenn wir dieser Umwelt mit dem staunenden, ehrfürchtigen, demütigen, empfänglichen und prüfenden Auge des Unverbildeten gegenübertreten. Als Menschen können wir uns nicht von Menschenzwecken und vom Menschenwollen lösen, wohl aber können wir anstreben, daß diese Zwecke und dieses Wollen den göttlichen Zwecken und dem göttlichen Willen sich einfügen. Die kürzlich verstorbene Dichterin Ricarda Huch sah in ihrem Alter als Aufgabe des Künstlers, das Schöne, das «Göttliche» in der Natur, im «Sichtbaren» zu erkennen und den Mitmenschen zu übermitteln, und wenn die Mitwelt so zerfallen sei, daß diese Aufgabe nicht mehr erkannt werde, den ursprünglichen Sinn wieder herzustellen. Diese Erkenntnis gilt wohl auch, wenn man vereinsamt seiner Zeit entgegentreten muß, und dann erst recht.

Der sich Versenkende sieht so viel Ermüdung, Traurigkeit, Verlorenheit, Pessimismus, Täuschung und Selbsttäuschung, seelische Erkrankung, Ausweglosigkeit in der modernen Kunst, daß ihm auch das ein Ansporn sein muß, einen erlösenden Weg zu finden.

Die Natur, wie sie uns erscheint, ist ein Gemisch von Form und Chaos. In dieser Gegebenheit die angedeutete Form, das «Schöne», das «Göttliche» zu erkennen und in klarer Gestaltung herauszuheben, in Farben- und Linienharmonien und im Einklang mit den geheimnisvollen Gesetzen der Atmosphäre, der Perspektive, der Physiognomie, der Anatomie: das zeigt sich als Aufgabe. Es ist nur der Haß der Ahnungslosen und Kurzsichtigen, die hier von «Oberflächenabschreiberei» und «Schönfärberei» sprechen, gerade, als ob es nicht das eigentlich Entscheidende wäre, aus dem Zufälligen des ungeformten Naturangebots das ergreifend Schöne herauszufinden, zu gestalten und Mitempfindenden weiterzugeben.

Die Gesetze des Schönen stehen nicht mit den Gesetzen des Logos und des Ethos im Widerspruch, sondern streben chaosüberwindend nach den nämlichen ersehnten und geglaubten Zielen. Dies verwirklicht sich im Leben um so mehr, je mehr der Mensch die Einheitlichkeit seines Wesens anstrebt, je mehr er aus den verwirrenden Widersprüchen den Weg der Ganzheit sucht.

VI.

Weil die letzte Erkenntnis offenbar verschleiert bleibt, hat man den Subjektivismus überbetont. («Schön ist, was mir gefällt.») Die schlichte Wahrheit ist aber die, daß es zum mindesten viel wahr-

scheinlicher ist, daß über allem Subjektiven ewige Normen schweben, denen wir wenigstens durch Ahnung und Glauben uns nähern können. Immanuel Kant, der wohl am eindringlichsten unter allen bekanntern Philosophen die Rolle des Subjektiven unterstreicht, war weit entfernt, die Existenz von ewigen Normen zu verneinen.

Angesichts griechischer Tempel, gothischer Kathedralen, mohammedanischer Moscheen, angesichts der Werke der «großen Linie» (nennen wir nur Phidias, Leonardo, Michelangelo, Dürer, Rembrandt) sind auch für die Kunst Lösungen gegeben, die man nicht einfach umgehen kann, um bei einem affektierten Primitivismus wieder vorn anzufangen. Es kann sich nicht um Repetition handeln, aber wenigstens um das Streben, den Blick auf die Linie nicht zu verlieren. Hochhalten der Tradition heißt nicht, daß die Lebenden tot sind, sondern daß die Toten leben. Diese Formel fand ich neuerdings in einer politischen Betrachtung von Robert Ingrim, und ich wiederhole sie gern, weil sie auch für alles Kunstgestalten Erkenntnis bedeutet. Aber die Toten leben nicht in allen. Leonardo lebt nicht mehr in den italienischen Futuristen, die jubelnd, mit fliegenden Fahnen dem brutalsten imperialistischen Militarismus zuströmten. Dürer lebt nicht mehr in jenen deutschen Malern, die in ihrem primitiven Subjektivismus mit allen Mitteln überheblicher Propaganda und diktatorischer Kunstpolitik sich durchsetzten. Wer der oben analysierten Moderne innerlich verfallen ist, begeht eine, freilich oft genug dialektisch verschleierte Unwahrheit, wenn er dergleichen tut, den großen schöpferischen Geistern früherer Zeiten Achtung entgegenzubringen, etwa mit dem billigen Satz, diese seien eben der Ausdruck ihrer Zeit gewesen und sie nun der der unsrigen. So einfach ist das nicht. Die ewigen Fragen des Lebens stehen vor jeder Generation mit der gleichen unabweisbaren Wucht. Sowenig man Jesus und Hitler gleichmäßig verehren kann, wie es einige Nazipastoren als Möglichkeit hinstellten, sowenig überzeugend wirkt es, wenn man etwa Michelangelo und die Dadaisten als Ebenbürtige hinzustellen beliebt. Schöpferische Taten im eigentlichen Sinn gibt es nur, wenn sich Sensibilität und der Wille zur Einheit der innern Kräfte im gleichen Individuum vereinigen.

Übrigens ist es auch mit dem oft hervorgehobenen Humor der Moderne eine zweifelhafte Sache. Humor ist nach der trefflichen Bemerkung eines schweizerischen Philosophen (Rudolf Willy) gutartiger Übermut. Im sogenannten Humor der Moderne erkennen wir aber bösartigen Übermut.

Der Mensch, der Gründe hat, an einen Sinn des Daseins zu glauben, ist ebensowenig jenseits von Gesund und Krank, wie er jenseits von Gut und Böse ist, und gerade wer an der Begrenzung der gesunden und guten Seelenkräfte leidet, wird immer hellhöriger und hellsichtiger für alles, was niederzieht ins Krankhafte und Böse. Es ist seine tiefste und beste Kraft, die ihn da zum Widerstand auffordert.

Man sieht nicht «hinter» die Dinge, man erfaßt nicht «hellseherisch» das Metaphysische, das Irrationale, wenn man das Sichtbare ins Monströse und Fratzenhafte verzerrt, um der bloßen «Oberflächenabschrift» zu entgehen. Man sieht hinter die Dinge, wenn man überall in ihnen das geheimnisvolle, immanente Streben zur Form, zur Harmonie erkennt, das «Schöne», und zugleich dieses Streben im Kampf mit feindlichen Gewalten. So gewinnt das Sichtbare für uns helfende Symbolkraft und weckt das Bedürfnis zur Mitteilung, zur künstlerischen Gestaltung. Schönheit ist ein Gotteswunder, das uns Verehrung, Verantwortung und Aufgabe zuwirft. So wenig es Ästhetizismus und Flucht vor den harten und häßlichen Realitäten des Lebens ist, wenn wir uns dagegen wehren, Schönheit und Kunst geringschätzig behandelt zu sehen, sowenig kann eine bloße Repetition der Lebenshäßlichkeiten durch die Kunst dem tiefern Sinn der Kunst gerecht werden.

Es ist wohl der Unterschied zwischen Ästhetizismus und Kunst, daß ersterer eine Verschleierung alles empörenden Elends anstrebt, letztere aber eine beglückende Kraft ausstrahlt, die alles Leben erhöht und damit auch hilft, das Elend zu überwinden. Die Erde ist eben zur Freude, zur Schönheit berufen. Es kann sich nicht darum handeln, das Göttliche in Schönheit aufzulösen, sondern in der Schönheit eine Offenbarung des geheimnisvoll Göttlichen zu sehen.

VII.

Ferner: Die «Dinge» sind nicht ein Hindernis der Darstellung seelischen Geschehens, sondern sie sind die Offenbarung, durch welche und für welche das seelische Geschehen sich vorerst manifestiert. Ich möchte der abstrakten Kunst gegenüber nicht in Ungerechtigkeit verfallen. Sie ist unlösbar mit allem Kunstgewerbe und teilweise mit der Architektur verknüpft, aber auch nur, insofern sie nicht in entseelter Willkür Orgien feiert. Übertragen als Zielforderung auf Malerei und Skulptur bedeutet sie eine tödliche Verarmung ihrer Möglichkeiten, weil sie glaubt, auf alle Beglückung, die dem empfänglichen Auge aus der Formen- und der Beziehungswelt der Umgebung zufließen, verzichten zu können .

Herrscht im Vordergrund eine Kunst, die uns von den Tröstungen und Kräftigungen inniger Naturverbundenheit nicht nur entfernt, sondern sie durch Deformierung verächtlich macht, eine Kunst, welche mit flüchtiger Schnellfertigkeit alles tiefe und nachhaltige Ringen der Seele geringschätzig behandelt, eine Kunst, die es nicht mehr wagt, sich mit den Zeugnissen großer Seelen der Vergangenheit auseinanderzusetzen, sondern dieses Ringen als «Passeismus» bezeichnet, eine Kunst, die allen verehrten ewigen Gesetzen eine subjektive Willkür entgegensetzt, eine Kunst, die allen tragenden Gemütswerten, aller aus

transzendentaler Verantwortung stammenden Geisteshaltung ein verächtliches Grinsen zeigt, herrscht eine solche Kunst und setzt sie sich unter dem Einfluß innerer Verwandtschaft weiter Massen und unaufhörlicher, ungenierter Propaganda durch, so wirkt sie eben auch und wirkt entsprechend der ihr innewohnenden zersetzenden, dämonischen Kräfte. Man darf sich nicht wundern, wenn das soziale und politische Geschehen ihr entsprechende Taten zeitigt. Man geht nicht fehl, wenn man solche Kunst als mitverantwortlich erklärt am allgemeinen Niedergang, an der allgemeinen Entartung. Es ändert an dieser Erkenntnis gar nichts, wenn der heraufbeschworene Sturm nach göttlicher Logik auch die Beschwörer selbst darniederwirft.

VIII.

Es gibt im großen kosmischen Ringen zwischen Finsternis und Licht, zwischen Harmonie und Chaos auch eine Avantgarde der Mächte der Dämonie, der Zersetzung und des Niedergangs. In diesem Kampf, der sich nicht nur zwischen Menschen verschiedener Richtung, sondern auch in der Brust jedes einzelnen abspielt, steht aber unsere innerste Berufung auf dem Spiel. Es dürfte wohl eine schwere, aber dankbare Aufgabe einer tapferen Gruppe hellsichtiger, hingebender jüngerer Erzieher sein, diese Einsicht allmählich wieder einem kommenden Geschlecht deutlich zu machen.

Kunst ist eben nicht nur ein Spiegel der Zeit, sondern sie ist eine wirkende Kraft in ihr. Als sich mit der Zeit auseinandersetzende Kraft muß sie freilich auch Spiegel der Zeit sein, aber wenn nur das ihre Aufgabe wäre, so würde der hohe Klang, der aus der Vergangenheit her, allerdings heute in stark schwindendem Maße, um ihr Wesen geistert, völlig verstummen. Man darf ihre Hauptaufgabe nicht vergessen, und die bleibt durch alle Wirrnis der Zeit und gegen alle falschen Propheten, daß sie Offenbarung des Göttlichen, Offenbarung und Hinweis zu ewigen Harmonien sein sollte, Freude in der Trauer, Stille im Lärm, Reinheit im Schmutz, Trost in der Not, Wahrzeichen des Ewigen im Strudel des Zeitlichen.

U. W. Züricher.

Welt und Mensch

Noch einmal schauen alle Dinge auf
und grüßen mich vertraut als Altbekannten:
sie wissen wohl um meinen Lebenslauf
und fühlen mich als ihren Artverwandten,
der so wie sie auf ewig dunklem Grund
sein Dasein fristet und des Lichtes harrt,
das ihm in stiller, weltentrückter Stund
Unendlichkeit des Daseins offenbart.

Das Wort verstummt: «wie kurz das Leben währt!»
Anfang und End' verlieren sich im Sein,
das gnädig mir von Tag zu Tag beschert;
Unendlichkeit nimmt immer mehr mich ein.
Aus ihr ersteht stets neu des Denkens Flug,
der Triebe Sucht, die mich so oft bezwungen;
es ist die Macht, die mich in Fernen trug,
wo diese Welt noch keinen Platz errungen.

O schale Welt, von eitel Wahn gespeist,
in deiner Argheit lügst du Kleinheit groß,
vergottest, was als gottlos sich erweist –
o arme Welt, du kommst vom Wahn nicht los!
Wie arm und öd ist alles, was du treibst,
du gehst geschminkt, die Herrschsucht macht dich hart,
vermessen ist, was du dir einverleibst,
du bist und bleibst der Schöpfung Widerpart.

Du gibst dich preis, wo immer Vorteil winkt,
an deiner Wiege stand der Sündenfall,
du züchtest Größe, die vor Dünkel stinkt,
du bist die Hure, die sich sonnt im All.
Du täuschest Schöpfung vor und bist das Nichts,
das mit Betrug sich erst erschleicht ein Sein.
Du blinde Nacht auch im Geleucht des Lichts,
du machst das Dasein selbst zu bloßem Schein.

So wirkst du unheilvoll vom Anbeginn,
befeindest alles, was in Wahrheit ist,
der Menschen Fall ist ständig dir Gewinn
und dir Verlust, das ist der Mensch und Christ.
Er ist es, der dir vom Gesichte reißt
die Maske, die du nötig hast zu tragen.
Du bist der Wolf, der sich als Lamm erweist,
du brauchst die Finsternis auch für dein Tagen.

So kann der Mensch unmöglich Freund dir sein;
vor Gottes Schöpfung steht gebannt sein Blick,
das Wunderbare stürmet auf ihn ein,
ihm anvertraut er willig sein Geschick.
Es läßt ihn aufgehn in der Schöpfung Walten
und trägt ihn immer ferner dieser Welt.
Von innen her empfängt er sein Gestalten,
das ihm des Daseins Dunkelheit erhellt.

So will auch ich mir dieses Menschsein wahren,
das mich der Schöpfung Gottes einverleibt.
Es macht mich untertan dem Ewig-Wahren
und Feind dem Humbug, den die Welt betreibt.
Es gibt mir wahre Freiheit durch Sichhalten
an das Gesetz, das ist vom Anbeginn,
mein Tun verliert sich in das ewige Walten,
und der Verlust ist einzig mir Gewinn.

Vom Grenzenlosen strömt es in mich ein
und macht mich blutsverwandt mit allem Leben.
Was in der Welt emporragt, wird ganz klein,
sie selbst ein Sumpf, den Aasgeier umschweben.
Der Erde aber bleibt der Himmel Dach
und schirmet sie vor allen Ungewittern:
so ruft im Menschen sie den Schöpfer wach
und läßt vor seiner Größe ihn erzittern.

Das Schauen nimmt mich völlig in Beschlag,
scheu ziehn zurück sich Wissen und Verstehn.
Was bisher in mir noch verschüttet lag,
bricht nun hervor, zwingt mich, in mich zu gehn,
und zieht mich immer mehr in mich hinein,
bis ich erfühl, daß es kein Ende nimmt,
und daß mir dieses Gehn und Müdesein
vom Schöpfer für das Dasein ist bestimmt.

So wächst und weitet sich mein Innres aus,
und um mich prangt der Schöpfung frei Gefild
und läßt vertraut mich in ihr sein zu Haus.
Ganz abseits liegt die Welt, ein Jammerbild.
Und kommt der Tag, der mich der Zeit entrückt
und von mir nimmt auch all mein Gut und Hab,
so soll es sein, daß mich das Wort beglückt:
daß ich das Zeitliche gesegnet hab.

Dann stehn noch einmal alle Dinge auf
und reichen mir zum Abschied noch die Hand;
sie wissen ja um meinen Lebenslauf
und fühlen mich mit ihnen urverwandt
als einen, der, wie sie, auf dunklem Grund
sein Dasein trug und nun des Lichtes harrt,
das ihm in letzter zeitentrückter Stund
das Ewige nun völlig offenbart.

Carl Dallago

Um ein Manifest

(Antwort an den Verfasser der März-Rundschau)

In der Märznummer der «Neuen Wege» wird in der «Rundschau» das Manifest der Zürcher religiös-sozialen Pfarrer kommentiert. Es wird kurzerhand abgetan als das Produkt mangelnder Aufrichtigkeit und einer bösen Entschlossenheit, einfach die Tatsachen zu ignorieren, die man wohl kennen könnte, «wenn man nur wollte», und «alles, was Kommunisten tun, unter allen Umständen hundertfünfzigprozentig schlecht zu machen».

Es bestünde an sich keine Notwendigkeit, darauf zu antworten. Wenn es hier doch in Kürze geschieht, so einmal darum, weil in der

«Rundschau» in diesem Zusammenhang direkt nach unserem Urteil über Prof. Linhart in Prag gefragt wird. Sodann, damit immerhin bei den Lesern der «Neuen Wege» nicht der Eindruck entstehe, daß wir uns dem gegen uns erhobenen Vorwurf stillschweigend beugen. Wir dürfen das auch um so eher wagen, als wir zur Begründung unseres Urteils immerhin einige *Tatsachen* anzuführen haben, die in der Darstellung der «Rundschau» merkwürdigerweise vollständig übergangen werden, obschon diese ja an Umfang ein Vielfaches unseres Manifestes einnimmt und für die Anführung von Tatsachen reichlich Raum böte, und obschon man bei der Deutung eines derartigen Ereignisses, das sich ja naturgemäß zum großen Teil hinter den Kulissen abspielen mußte, doch froh sein müßte um jede *Tatsache*, deren man habhaft werden kann, weil nur solche ein Schlaglicht auf das Ereignis zu werfen und uns aus dem Bereich der bloßen Vermutungen und Behauptungen herauszuführen geeignet sind.

1. Jan Masaryk hat Selbstmord begangen. Die «Rundschau» erwähnt diese *Tatsache* mit keinem Wort, man kann sie höchstens in einer summarischen Bemerkung miteinbezogen vermuten. Dieses Stillschweigen ist uns unverständlich, denn schließlich ist Jan Masaryk nicht der erste beste Dutzendmensch, sondern er ist der Sohn von T. G. Masaryk. Und wenn er auch nicht das Format seines Vaters besessen haben mag, so ist er doch ein lauterer und treuer Verwalter des Erbes seines Vaters gewesen. Und zudem war er Außenminister der Tschechoslowakei, also ein Mann, der wirklich Einblick hatte in die Ereignisse, der *wußte*, was geschehen war. Nun pflegt man sich nicht das Leben zu nehmen darüber, daß man sein Land vor «sehr dunkeln Plänen» soeben gerettet erkennt. Jan Masaryk verzweifelte nicht ob einem Unheil, das er verhütet, sondern ob einem, das er verwirklicht sah. Er hatte schon mehr Unheil seines Landes erlebt und ertragen; dieses war so, daß er es nicht mehr ertrug. Das Zeugnis dieses Toten kann nicht gut zum Verstummen gebracht werden.

2. Jan Masaryk hat ein Staatsbegräbnis mit offizieller Trauerrede Gottwalds erhalten. Da die «Rundschau» seinen Tod übergeht, ist sie natürlich auch nicht in der Lage, dieses makabre Schauspiel zu erwähnen, wo der, gegen welchen der Tote durch sein Sterben Anklage erhebt, sich vor das Grab seines Opfers stellt und ihm eine Lobrede hält. Diese zynische Demonstration schlechthin totaler Skrupellosigkeit ist geschehen, sie ist *Tatsache*, wir haben sie nicht erfunden, wir haben sie lediglich registriert bei der Frage nach der charakterlichen Qualifikation der jetzigen Machthaber. Es ist also nicht bloße Voreingenommenheit, wenn wir nicht in der Lage sind, für deren Anständigkeit und aufrichtig gute Gesinnung zu plädieren.

3. Bei der Suche nach dem Sinn des erfolgten Umsturzes sind wir auf die *Tatsache* gestoßen, daß eine Parole existiert: «Nicht Masaryk,

sondern Lenin!» Wir haben daran nicht vorbeigehen können, denn wir haben sie nicht beim ersten besten Schreihals aufgelesen, sondern an dem repräsentativsten Ort, der überhaupt denkbar ist, nämlich bei Herrn Gottwald persönlich, der nun auch neuerdings in prononciertem Gegensatz zu dem schönen Glaubensbekenntnis Masaryks: «Die Wahrheit wird siegen!» die Gegenparole ausgegeben hat: «*Unsere* Wahrheit wird siegen!» «Lenin, nicht Masaryk!» Der Mann, der sich zu diesem Programm bekennt, ist der Sieger des Tages! Diese *Tatsache* ist so gewichtig, daß es weiterer Worte durchaus nicht mehr bedarf. Man ist im Bilde, man hält den Schlüssel zu den Ereignissen in Händen. Die kühnsten Konstruktionen und wärmsten Plädoyers können einen nicht mehr ablenken. Es ist der Glaube und das Werk Masaryks, was jetzt dort gelästert und zerschlagen wird. *Sein* Name ist jetzt dort ausgelöscht worden.

Und noch etwas, weil es sich ja um eine «Rundschau» in den «Neuen Wegen» handelt. Die besonderen Beziehungen von L. Ragaz zu diesem Lande sind bekannt, nicht nur zu seiner Geschichte, die er zum Wertvollsten rechnete, sondern auch seine Beziehungen zu der neuzeitlichen Tschechoslowakei, an erster Stelle zu Präsident Masaryk persönlich. Seine Verdienste um dieses Land sind bekannt, sie sind dort auch erkannt und gewürdigt worden. Bis zuletzt haben Anhänger von Ragaz wichtigste Schlüsselstellungen in diesem Lande eingenommen. Wie nirgends sonst ist in diese – durchaus vorbolschewistische und unkommunistische – Demokratie ein Stück Ragazschen Geistes hineinverwoben gewesen. In dieser – durchaus vorbolschewistischen und unkommunistischen – Demokratie hat er ein Stück Fleischwerdung seiner teuersten Ideale sehen dürfen. Das Unternehmen, ausgerechnet in den «Neuen Wegen» zwanzig Seiten über die Tschechoslowakei zu schreiben, ohne dieser *Tatsache* auch nur mit einem Atemzug Erwähnung zu tun, ist von einer Kühnheit, die unsern Wagemut weit übertrifft. Die *Wertung* dieser Tatsache stünde ja dann grundsätzlich immer noch jedermann frei, aber sie müßte doch wenigstens abgewogen werden.

Die erwähnte Parole Gottwalds aber hat uns auch blitzartig die letzten Hintergründe und Perspektiven dieses Umsturzes aufgehellt. Was bei den Ländern, die bisher unter die Diktatur des Bolschewismus gezwungen worden sind, nicht in diesem ausgesprochenen Maße der Fall gewesen ist, das ist jetzt hier durch den Griff nach Prag geschehen: Hier ist durch eine heilige Tradition geheiligter Boden frevlerisch angetastet worden. Es ist eine Ahnungslosigkeit sondergleichen, wenn man den Kampf, der jetzt da ausgetragen wird (nicht ausgetragen *wurde!*), lediglich beurteilen will unter politischen oder strategischen oder sonstigen derartigen Gesichtspunkten. Derartige «Erklärungen» dürfen wir den Geschichtsdilettanten überlassen. Hier ist ein Kampf der Geister entbrannt; zwei letzte, unbedingte Prinzipien sind hier an-

einandergeraten: das Masaryksche «Christus statt Cäsar!» gegen das Leninsche «Cäsar statt Christus!»

Denn über diesem Lande steht riesengroß der hussitische Geist Masaryks. Gegen ihn hat sich ein anderer herangeschoben, in seiner Art nicht weniger riesenhaft, aber von einer andern, schillernden, dämonischen Größe, dessen Glanz nicht licht ist, sondern dunkel: der Schatten Lenins. – Und nun hat ein unerbittliches, unversöhnliches Ringen angehoben, ein Ringen um die Seele des Volkes und um den Besitz des Erdreiches, auch um *unsere* Seele und *alles* Erdreich. Angesichts dieses Geisteskampfes, dieses Ringens der Riesen, deren heißen Atem wir spüren, sind wir vor eine letzte Entscheidung gestellt, vor eine *Glaubensentscheidung*: «Masaryk oder Lenin?» Eine Aktualisierung jener uralten Menschheitsfrage: «Christus oder Barabbas?» Hier gilt nur eine saubere, eindeutige Entscheidung, ein volles und rundes Ja oder Nein. Hier ist kein Schwanken gestattet, keine Zweideutigkeit, kein laues «sowohl als auch». Hier gilt es, heiß oder kalt zu sein.

Diesen Boden hat schon einmal einer gewagt mit unsauberen Händen anzutasten. Es ist *sein* Schritt in den Untergang gewesen. Er war zwar noch etwas schlauer als die jetzigen Machthaber, er hatte immerhin eine Ahnung von der Magie der Namen und von der Gefährlichkeit des Heraufbeschwörens der Geister. Er hat darum sorgfältig vermieden, den Namen Masaryks je einmal auszusprechen, er hoffte, ihn durch Verschweigen unter die Toten bannen zu können. Es hat ihm nichts geholfen, er ist zerschmettert worden. Die jetzigen Machthaber versuchen es mit der plumpen Methode, sich verschlagenerweise des Namens Masaryks zu bedienen. Der Ausgang wird um so gewisser der gleiche sein.

Daß die – wenigstens vorläufige und äußerliche – Eroberung des Landes vor sich gehen konnte, ohne auf gewaltsamen Widerstand zu stoßen, macht die Situation nicht harmloser, sondern desto unheimlicher. Denn was sich gegen Gewalt durchsetzen muß, auch wenn es ein Unrecht ist, leistet durch den Heroismus und die Opfer, die es aufbringt, immer schon eine gewisse Sühne und gewinnt daraus ein gewisses Lebensrecht – wenn auch ein sehr bedingtes – und eine gewisse Lebenskraft. Hier aber ist keine Sühne. Hier ist kein menschlicher Widerstand geleistet worden. Diese Lautlosigkeit ist unheildrohender, als aller Lärm wäre. Es ist, als ob die ewigen Mächte sich selber den rächenden Gegenschlag ganz und gar vorbehalten hätten. Und man hört in dieser Stille auch deutlicher das Schreien der Elenden, immer ein böses Zeichen.

4. Die Antwort auf die Frage nach unserer Beurteilung von Prof. Linhart in Prag kann nach dem kurz sein. Gewiß, die Bezeichnung «böswillig» kann auf ihn nicht angewendet werden, der im Gegenteil als leider nur allzu gutwillig und gutgläubig bezeichnet werden muß.

Wo aber die «Arglosigkeit der Tauben» auch gar so bar ist aller «Klugheit der Schlangen», da kann sie schließlich direkt ans Bedenkliche streifen. Davon konnte sich jedermann überzeugen, als Prof. Linhart seinerzeit in Zürich aus sichtlich tiefster Überzeugung die Austreibung der Sudetendeutschen moralisch und religiös rechtfertigte, obschon er darüber ja noch etwas besser Bescheid hätte wissen müssen als seine hiesigen Zuhörer. Daß ein solcher Mann, der so mitten in den Vorgängen drin lebte und nicht *sah*, was passierte, als Kronzeuge für die Beurteilung der neuesten Ereignisse sich nicht gut eignet, darin dürfte der Verfasser der «Rundschau» mit uns einig gehen.

5. Wir müssen noch etwas sagen. Die «Rundschau» stellt mit Recht fest: Es geschehen böse Dinge, daß «zahlreiche nicht Gleichzuschaltende aus dem Lande oder gar in den Tod getrieben werden und sich neuerdings ein Flüchtlingsstrom über die Grenzen ergießt». Wir sind tief bedrückt von dem Gedanken, es könnte möglicherweise einer dieser Unglücklichen die «Neuen Wege» zu Gesicht bekommen und darin auf die kühle Feststellung stoßen: «Die nichtkommunistischen Tschechoslowaken selber haben weithin das Recht verwirkt, sich jetzt bedauern zu lassen», weil sie bei der Austreibung der Sudetendeutschen mitgeholfen haben. So etwas hätte man *vorher* sagen müssen oder man dürfte es allenfalls in einem *späteren* Zeitpunkt, bei einer Wende, wieder sagen als Mahnung. In diesem Moment aber ist es eine Ungeheuerlichkeit. Schließlich sind diese «nicht Gleichzuschaltenden» nicht das Opfer eines heiligen Zornes der *kommunistischen* Tschechoslowaken über jene Gewalttat geworden, sondern sie sind die Opfer derer, die sich seinerzeit gerne genug von ihnen haben helfen lassen und die jetzt die gleiche Brutalität noch einmal, gegen ihre noch übrigen Landsleute, praktizieren, und zwar mit Lust. Vor dem Unglück selber hat man noch immer den Hut abgenommen. «Res sacra miser: eine heilige Sache ist der Unglückliche.» Es hat immer eine Scheu gegeben, ihm Rechnungen zu präsentieren, zumindest im Augenblick seiner tiefsten Not. Hätten, so gesehen, nicht auch die Sudetendeutschen «selber weithin das Recht verwirkt, sich jetzt bedauern zu lassen?» Und welche Rechte haben denn nun die jetzt triumphierenden *zweifachen* Gewalttäter verwirkt? Nicht zum mindesten das Recht, ausgerechnet mit Pestalozzi verglichen zu werden?

Die «Neuen Wege» sind repräsentativ für unsere ganze Bewegung. Eine zumindest moralische Verantwortlichkeit für alles, was in ihnen steht, umfaßt uns alle. Wir können uns auch in diesem Fall nicht pharisäerhaft davon freisprechen, wir müssen uns gern oder ungern zu unserer Mitverantwortung bekennen, auch für diesen Satz. Wer aber wird uns davor bewahren, eines Tages die Gegenrechnung vorgesetzt zu bekommen: «Ich bin heimatlos und im Gefängnis gewesen, und ihr habt mir bescheinigt, daß ich das Recht verwirkt habe, mich bedauern zu lassen?»

Otto Hürlimann.

Weltrundschau

Vorkriegsstimmung Die große Politik hat aufs neue eine so rasche Gangart angeschlagen, daß eine Monatschronik wie die unsrige notgedrungen den Ereignissen unliebsam stark nachhinkt. Ich habe daher die Botschaft Präsident Trumans vom 17. März, die geradezu Epoche machte – wenn auch in einem bösen Sinn –, in der letzten Rundschau nur noch kurz, im Nachtrag, erwähnen können; was sich aber in den seither vergangenen Wochen ereignet hat, hat das dort Gesagte nur allzusehr und allzu verhängnisvoll bekräftigt. Wir sind nun tatsächlich in eine Periode *unmittelbarer Kriegsvorbereitung* eingetreten. Der «kalte Krieg», so tönt es uns von allen Seiten entgegen, ist zu Ende; jetzt geht es dem Ernstfall entgegen. Die internationale Entwicklung sei, so verkündet der vielgelesene und nicht einfach nur seine eigene, vielleicht unmaßgebliche Meinung ausdrückende amerikanische Journalist Walter Lippman, «in eine militärische Phase gelangt», und der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» bestätigt: «Das Entscheidende an der durch Trumans Botschaft eingeleiteten Entwicklung ist die Verschiebung der Akzente vom Wirtschaftlichen, Politischen und Diplomatischen auf das Militärische.» «Militärische Diplomatie» – das ist jetzt Trumpf. Das entscheidende Wort bekommen mehr und mehr die Generäle und die «Wehrpolitiker»; alles, was sich ereignet, rückt unwillkürlich in den Bereich militärisch-strategischer Betrachtungsweise; kurz: der Krieg steht wieder einmal hinter allem, was Staatsmänner und Regierungen tun oder lassen.

Das gilt insbesondere auch für den Abschluß des sogenannten *Westpaktes*, der am gleichen Tag, da Präsident Truman seine als «letzte Warnung» an Rußland gemeinte Rede hielt, von den Außenministern Großbritanniens, Frankreichs, Hollands, Belgiens und Luxemburgs in Brüssel unterzeichnet wurde. «Erst sollte er», wie Michael Straight, der neue Leiter der «New Republic» feststellt, «wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Charakter haben; jetzt soll er auf militärischer Sicherheit aufgebaut werden. Unter dem Einfluß der großen Furcht hat Frankreich seine tiefste Überlieferung verleugnet und sich mit der Heranziehung deutscher Vertreter zu der Sechzehner-Konferenz in Paris einverstanden erklärt. Unter dem Einfluß der großen Furcht gibt England den Gedanken einer dritten Kraft preis, die sich als Bund der Mitte neutral zwischen Ost und West einschieben sollte. Die Westbundländer glauben, daß ihr Pakt die amerikanische Gewährleistung brauche. Und Lewis Douglas (der amerikanische Botschafter in London. H. K.) sagt denn auch, eine solche Gewährleistung werde tatsächlich erwogen.» Die Washingtoner Reise des geschäftigen belgischen Ministerpräsidenten Spaak, der sich im Geiste schon als Präsidenten der Vereinigten Staaten von Europa («Spaakistan») sieht, be-

stätigt diese Andeutung; Spaak selber erklärte nach seinem Besuch im Weißen Haus und im Außenministerium, der Brüsseler Pakt bedeute machtmäßig und militärisch nichts ohne die aktive Teilnahme Amerikas, und die «New York Herald-Tribune» betont, es komme jetzt darauf an, die Unterstützung Westeuropas so massiv und so aktuell zu gestalten, daß ein Überrennen seiner Grenzen ein zu gewagtes und gefährliches Unternehmen für den Kreml wäre.

Wie sehr Haltung und Sprache der westlichen Staatsmänner bereits von dem Gedanken an eine kriegerische Auseinandersetzung mit dem Ostblock beherrscht sind, zeigen drei weitere Vorgänge, die dem Fanfarenstoß Trumans im Abstande von nur wenigen Tagen gefolgt sind. Einmal der förmliche *Widerruf* von Amerikas Entschluß, sich für die *Teilung Palästinas* einzusetzen. Denn dieser Widerruf bedeutet ja doch, daß der republikanisch-demokratischen Koalition, die Amerikas Innen- und Außenpolitik beherrscht, die Gewinnung der sechs Millionen jüdischer Wahlstimmen, die an Wallace zu fallen drohen, weniger wichtig erscheint als die Notwendigkeit, sich für den Fall eines Krieges mit Rußland das vorderasiatische Öl und die Unterstützung der arabischen Staaten zu sichern. Ob den Amerikanern ihr Verrat an den Juden in der UNO so leicht durchgehen wird, ist zwar noch die Frage; der Teilungsbeschluß der Generalversammlung besteht vorerst noch zu Recht, und der amerikanische Verlegenheitsvorschlag, ein nebelhaftes «Treuhänderregime» in Palästina einzusetzen, hat kaum viel Aussicht auf Annahme. Anderseits vollzieht sich inzwischen die tatsächliche Teilung Palästinas ganz von selbst; die Juden begründen, von den Arabern regelrecht bekriegt und ihnen oft brutal antwortend, in den Grenzen des Möglichen ihren Staat nun eben auf eigene Faust, wobei freilich ihre Seeverbindungen vorerst von den Engländern gesperrt bleiben, während die Araber auf dem Landweg reichliche Zufuhr von Truppen und Material bekommen. Wieder einmal wird ein heldenhaft kämpfendes, ja weithin schon ausgerottetes kleines Volk der Machtpolitik eines Großreiches geopfert – ungestraft?

Gefährliches Spiel Das zweite Ereignis, das in diesen Zusammenhang gehört, ist der von Amerika angeregte Beschluß der drei Westmächte, die *Rückgabe Triests an Italien* zu betreiben. Der Sinn auch dieses Aktes ist klar: er bedeutet, neben dem offen eingestandenen Versuch, auf die Wahlen hin das Nationalgefühl der Italiener gegen die Linksparteien aufzureizen, die Einleitung einer eigentlichen «Kraftprobe gegenüber der Sowjetunion», wie in der Presse der Westmächte und ihrer Gefolgschaft offen heraus gesagt wird. «Kraftprobe» – das setzt aber die Bereitschaft voraus, nötigenfalls die strittigen Fragen durch Waffengewalt entscheiden zu lassen, und daß diese Bereitschaft mindestens bei Amerika, schon weniger

bei England und Frankreich, tatsächlich besteht, daran ist ein Zweifel nicht mehr erlaubt. Wieder einmal ist (dem Sinne nach) das Wort gefallen, das den Franzosen Anno 1870 zum Verhängnis wurde: «Nous sommes archiprêts!»

Und der dritte Vorgang, der ein Licht auf die Hintergründe der gegenwärtigen Großmachtpolitik wirft, ist die Anhängigmachung einer *Klage* vor dem Sicherheitsrat der Vereinten Nationen gegen die *Sowjetunion*, die beschuldigt wird, den Umsturz in der Tschechoslowakei angezettelt und die Unabhängigkeit dieses Landes vernichtet zu haben. Nun ist es zwar natürlich wieder eine arge Heuchelei, daß sich ausgerechnet die Vereinigten Staaten von Amerika dieser Klage so lebhaft annehmen – sie, deren Prager Gesandter Steinhardt schon längst vor den Februarereignissen in Fühlung mit den tschechoslowakischen Parteien der Rechten und der Mitte gestanden hatte und dann ausgerechnet am Tage vor dem Rücktritt der zwölf bürgerlichen Minister mit neuen Instruktionen aus Washington wieder in Prag eintraf. Wie uninteressiert die Vereinigten Staaten der Tschechoslowakei gegenüberstanden, zeigt auch eine Bemerkung, die der frühere amerikanische Außenminister Byrnes in seinem Buche «Speaking Frankly» macht: als er an der Pariser Friedenskonferenz zwei der tschechoslowakischen Vertreter einer Kritik Wyshinskys an der Dollardiplomatie zustimmen sah, wies er sofort sein Ministerium telegraphisch an, die Gewährung eines Kredites von 50 Millionen Dollar, der der Tschechoslowakei bereits zugesichert worden war, rückgängig zu machen. Und wie stark sich die Vereinigten Staaten erst in die inneren und äußeren Angelegenheiten anderer Staaten, wie Frankreich und Italien, Griechenland und die Türkei, Persien, die Philippinen und China einmischen, von den lateinamerikanischen Ländern gar nicht zu reden, das weiß nachgerade jedes Kind.

Aber darauf kommt es hier ja auch nicht an. Uns interessiert in diesem Zusammenhang nur, daß der amerikanische Vertreter im Sicherheitsrat, Warren Austin, bei der ersten Behandlung der Klage gegen die Sowjetunion erklärte, der Rat müsse sich der Tatsache bewußt sein, daß, wenn die Beschuldigungen gegen Rußland als wahr erwiesen würden, der Fall eines «indirekten Angriffes» auf ein Mitglied der Vereinten Nationen vorliege. In diesem Fall würde «man» – gemeint sind wohl die Westmächte – «die Vereinten Nationen auffordern, wirksame kollektive Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet wären, die territoriale Unversehrtheit und politische Selbständigkeit des betroffenen Staates wiederherzustellen». Das ist deutlich gesprochen. Denn daß Maßnahmen, wie sie hier ins Auge gefaßt werden, zum Kriege gegen die Sowjetunion führen müßten, dürfte Mr. Austin selber am besten wissen.

Moskau hat sich bisher all diesen Vorstößen gegenüber eher zurückhaltend und «elastisch ausweichend» benommen. Es hat sich ins-

besondere auf die «Kraftprobe» um Triest nicht eingelassen, und auch die Belgrader Regierung hat, sicher nicht ohne Fühlungnahme mit dem Kreml, der groß aufgemachten Kampfansage der Westmächte nur den – freilich aussichtslosen – Vorschlag entgegengesetzt, die Triestiner Frage durch direkte Verhandlungen zwischen Jugoslawien und Italien zu lösen. Die Sowjetunion hat auch darauf verzichtet, die Balkanstaaten zur Anerkennung der Partisanenregierung Markos in Griechenland zu veranlassen, ebenso wie sie zurzeit die Meerengenfrage völlig ruhen läßt. Und daß sie *Finnland* beim Abschluß des vielberedeten Militärpaktes keinerlei demütigende Zugeständnisse zugemutet hat, wird von diesem selber ohne weiteres anerkannt, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß im Kriegsfalle Finnland in irgendeiner Art doch dem Ostblock angeschlossen würde.

Nur an *einem* Orte zeigen sich die Russen herausfordernd: in *Berlin*. Dort haben sich, vielleicht im ersten Verdruß über die «Bombe von Triest», vielleicht aber auch einen längst gehegten Plan ausführend, die Sowjetvertreter demonstrativ aus dem alliierten Kontrollrat zurückgezogen und damit die Tätigkeit dieser freilich ohnehin fragwürdig gewordenen Körperschaft vollends ganz gelähmt. Die dadurch hervorgerufene Spannung ist durch eine Reihe weiterer Maßnahmen und Zwischenfälle, zuletzt durch den merkwürdigen Zusammenstoß eines russischen mit einem britischen Flugzeug, noch weiter gesteigert und die ganze Frage des künftigen Regimes für Berlin, ja für Deutschland überhaupt, zur Entscheidung gestellt worden. Wobei wir nicht verkennen wollen, was der «New Statesman» schreibt:

«Um den russischen Gesichtspunkt zu verstehen, brauchen wir uns bloß vorzustellen, Frankfurt sei heute der Sitz der Viermächtekontrolle, sein Stadtrat sei in der Hand einer kräftigen kommunistischen Mehrheit, seine Bewohner seien nicht zurückhaltend in der Bekundung ihrer Abneigung gegen die Demokratien, und schließlich, es sei uns jederzeit möglich, kommunistischer Infiltration in Frankfurt den Riegel zu stoßen, indem wir die russischen Güterzüge einstellen, die den russischen Sektor der Stadt mit Lebensmitteln versorgen. Wahrscheinlich würde General Clay eine derartige Lage fast unerträglich finden und seine Untergebenen keineswegs hindern, sich Nadelstiche und unverantwortliche ‚Zwischenfälle' zu leisten. Gerade so muß aber die Lage in Berlin General Sokolowsky vorkommen. Wollen wir die Aufsicht über die westlichen Stadtsektoren behalten, trotz dem völligen Zusammenbruch der Viererregierung, dann müssen wir eben ein vernünftiges Maß russischer Kontrolle über den Ein- und Ausgangsverkehr und besonders über die deutschen Reisenden annehmen.»

Ob sich solch vernünftige Überlegung noch durchzusetzen vermag? Wenn nicht, dann können sich eben hier wie überall sonst die Kriegsstimmungen und Kriegskräfte in einem Tempo weiterentwickeln, das, falls es nicht doch noch gebremst wird, schließlich zum Verhängnis führen *muß*. Nicht daß man im einen oder anderen Lager bereits zum Krieg *entschlossen* wäre. Ich glaube das nicht von Rußland, das aus Gründen, die ich nun wiederholt dargelegt habe, einen Angriffskrieg weder will noch überhaupt führen *könnte*, seine Nachgiebigkeit in den

meisten jüngeren Streitfällen beweist ja auch, daß es sich seiner vom Gegner weidlich ausgenützten Schwäche wohl bewußt ist. Ich glaube es aber auch nicht von Amerika, in dem die Friedenskräfte bis in die höchsten Stellen hinauf noch immer die Oberhand haben. Aber das militärische Denken und die vorbereitenden Kriegshandlungen, denen man sich auf beiden Seiten fast hemmungslos hingibt, haben eben ihre eigenen Gesetze. Und der Zeitpunkt droht früher oder später einzutreten, da die Staatsmänner und Militärs, die jetzt ihre «wunderbare» Kriegsmaschine mit soviel Liebe und Kunst aufbauen, die Herrschaft über ihr Spielzeug verlieren werden und tun müssen – nicht was sie selber ursprünglich wollten, sondern was die Geister, die sie riefen, ihnen befehlen. Und ich gestehe, daß mich diese Gefahr besonders groß dünkt bei Amerika, das gar nicht recht weiß, was Krieg eigentlich ist, das durch den zweiten Weltkrieg nur Reichtum und Macht gewonnen hat und im Bewußtsein seiner gewaltigen Überlegenheit über die Sowjetunion einem Draufgängertum huldigt, das schon bald an Abenteuerlust und Vermessenheit grenzt.

Falsche Vergleiche Nichts liegt mir ferner, als nun den Teufel an die Wand zu malen und meinerseits zu der Verbreitung jener Kriegspanik beitragen zu wollen, die jetzt umgeht. Die Wahrscheinlichkeit, daß die gegenwärtige Krise überwunden wird und es zu einer Art *Abgrenzung der beiderseitigen Interessenzonen* kommt, die der Welt eine Gnadenfrist gäbe, ist viel größer als das Gegenteil. Aber um über die uns bedrohende Kriegsgefahr Herr werden zu können, müssen wir sie zuerst *sehen* und namentlich *dort* sehen, wo sie tatsächlich liegt. Und solches Aufzeigen der Gefahr, solche Warnung vor der Fortsetzung eines Weges, der früher oder später ins Verderben führen *muß*, wenn die Umkehr nicht bald erfolgt, sollte seichter oder tendenziöser Pazifismus sein? Sollte es wirklich unsere Pflicht sein, den Kampf gegen die amerikanisch-westmächtlichen Kriegsvorbereitungen solange zurückzustellen, als nicht die vom *Osten* her, von seiten Rußlands und des Kommunismus drohende Gefahr beschworen ist, ähnlich wie seinerzeit auch gegenüber der nazistisch-faschistischen Gefahr der Kampf gegen den Krieg als solchen habe zurücktreten müssen?

Ich weigere mich durchaus, auf solche Fragen auch nur mit einem achselzuckenden und widerstrebenden, geschweige denn mit einem resoluten Ja zu antworten. Vor allem kann ich nicht zugeben, daß die Sowjetunion und ihre Außenpolitik mit Hitlers Drittem Reich und seiner Politik imperialistischer Ausdehnung, die einer «Herrenrasse» die Welt zu Füßen legen sollte, auf die gleiche Stufe gestellt und die Warnung vor einer kriegerischen Bekämpfung der Sowjetunion als verblendete Beschwichtigungspolitik bezeichnet werden müsse.

Rußland *hat* ohne Zweifel ein gut Teil Verantwortung dafür, daß wir nun schon wieder in einer Art Vorkriegssituation stehen. Nicht deshalb zwar, weil es sich dagegen anstemmt, in ein von Amerika und dessen Verbündeten und Satelliten beherrschtes Weltsystem eingezwängt zu werden, das man dann «Friedensordnung» hieße, obschon in ihm die Kriegskräfte nur verhüllt weiterwirken müßten. Vielmehr vor allem darum, weil die herrschende Sowjetschicht auf Grund ihres dogmatischen Marxismus und bestärkt durch eine lange und schwere Erfahrung überzeugt ist, daß der Kampf für den Sozialismus nur als Klassenkampf geführt und der Klassenkampf selber Endes aller Enden nur als Klassen*krieg* ausgetragen werden könne, der auf dem internationalen Plan in Gestalt eines letzten gewaltigen Ansturmes der kapitalistischen und nichtkommunistischen Welt gegen die Sowjetunion erwartet werden müsse. *Daraus*, aus dieser verkehrten Gesellschaftslehre und der ganzen dahinter stehenden Welt- und Lebensauffassung, erklärt sich der kommunistische Totalitarismus und weithin auch die sowjetrussische Außenpolitik, wie sie sich namentlich seit der Verleugnung und Zerstörung des Völkerbunds durch die Westmächte herausgebildet hat, erklärt sich auch die Unwilligkeit der Sowjetunion, zur Wiederherstellung der alten Ordnungen mit den Westmächten zusammenzuarbeiten, deren ganzes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem ja doch zusammenbrechen werde und – «was fällt, soll man noch stoßen» – mit Hilfe der kommunistischen Parteien noch weiter ausgehöhlt werden müsse.

Wie abwegig und allzu billig ist es angesichts dieser Zusammenhänge doch, die Lage, wie sie durch den Umsturz in *Prag* entstanden ist, mit der Lage nach der Eroberung der Tschechoslowakei durch Hitler zu vergleichen! Ich darf wohl wiederum den «New Statesman» zitieren:

«Weil in der Tschechoslowakei etwas Gewalttätiges und Schreckliches passiert ist, nimmt man an, wir müßten nun genau das gleiche tun, was wir nach München taten. Die Leute reden jetzt daher, als stünden wir am Rand eines unvermeidlichen Krieges, und als läge die Gefahr wieder einfach in einem militärischen Angriff von seiten einer europäischen Macht ...

Die wirkliche Gefahr liegt darin, daß der Klassenkampf in einen Weltkrieg umzuschlagen droht. Der Klassenkampf wird aber nicht durch eine Waffe entschieden werden, die so unterschiedslos wirkt wie die Atombombe; die allgemeine Zerstörung und Auflösung, die ein neuer Weltkrieg erzeugen müßte, könnte vielmehr im Gegenteil, wie sich das Kommunistische Manifest schon vor hundert Jahren ausdrückte, zum ‚gemeinsamen Untergang beider gegensätzlicher Klassen' führen. Solange wir nicht begreifen, daß, was in der Tschechoslowakei geschehen ist, nicht die Machtergreifung durch ein paar Kommunisten mit Hilfe Rußlands ist, sondern daß die tschechischen Arbeiter in ihrer Mehrheit Kommunisten geworden sind, die westliche Form der Demokratie von sich gewiesen und an ihre Stelle den totalitären Sozialismus gesetzt haben, solange werden wir überhaupt nichts begreifen ...

Die Ereignisse in Prag haben das Mächtegleichgewicht nicht verschoben, weil die Bedrohung, vor der sich die Tschechen aller politischen Überzeugungen stets gefürchtet haben, von Deutschland ausgeht, nicht von Rußland.»

Die neue Intervention Der Vergleich der Rolle, welche die Sowjetunion heute im internationalen Leben spielt, mit derjenigen, die gestern das Dritte Reich gespielt hat, ist tatsächlich vollkommen irreführend. Und deshalb ist auch die daraus gezogene Folgerung falsch, es gelte jetzt vor allem, die freiheitsliebenden Menschen und Völker der ganzen Welt zum Kampf – nötigenfalls zum blutigen Kriege – gegen den Totalfeind aller Freiheit zu sammeln. Sehr zeitgemäß erinnert in einem Brief an die Londoner «Tribune» der Labourabgeordnete *Zilliacus* – der auch bei uns so verächtlich behandelte Zilliacus, der doch einer der klarsten politischen Köpfe Englands ist – daran, daß nach dem ersten Weltkrieg eine ganz ähnliche Lage bestand, wie sie heute wiederum eingetreten ist:

«Es brauchte zweieinhalb Jahre bitteren Kampfes zwischen rechts und links in der Labourpartei nach dem ersten Weltkrieg, bis unsere Führer zu drastischem Handeln gedrängt und getrieben wurden, um die Intervention der britischen Konservativen gegen die russische Revolution zum Stehen zu bringen. Heute handeln die Labourregierung und der Parteivorstand als Vertreter und Mitverantwortliche der Intervention der amerikanischen Konservativen gegen die europäische Revolution.

Damals wie heute stellten die Interventionisten den Gegensatz als einen solchen zwischen westlicher Kultur und Demokratie einerseits und kommunistischer Diktatur anderseits dar. Diese Behauptung ist heute so falsch wie das letzte Mal. Es ist vielmehr der Einschlag von Sozialismus in den östlichen Regierungssystemen, nicht ihr — wirklicher oder angeblicher, teilweiser oder gänzlicher — Mangel an Demokratie, der den Grund für die amerikanische Intervention gegen die Sowjetunion, die Länder des sozialistischen Aufbaus und die Arbeiter Frankreichs und Italiens bildet.

Das wirkliche Ziel der amerikanischen Politik besteht darin, den chinesischen Markt im Fernen Osten zu monopolisieren, den Hauptteil des Öls im Mittleren Osten an sich zu bringen und den Kapitalismus in Europa wiederherzustellen. Intervention gegen die soziale Revolution schafft aber weder Demokratie noch Sozialismus; sie endet in der kapitalistischen Gegenrevolution, und das heißt im Faschismus. Wenn das nicht der bewußte Zweck der amerikanischen Intervention ist, so ist es auf jeden Fall ihre unvermeidliche und allgemeine Folge.

Die amerikanische Politik von heute stützt eine faschistisch-monarchistische Quisling-Diktatur und Schreckensherrschaft in Griechenland, den arabischen Feudalismus im Mittleren Osten und eine mittelalterliche Tyrannei in Persien, sowie den Faschismus und Militarismus in China. Die Amerikaner versuchen, durch eine Hintertür Franco in den Westbund einzuschmuggeln. Amerikas Druck, Ränkespiel und Schmiergelder haben den Kräften der Rechten in Frankreich und Italien den Rücken gesteift und ihnen geholfen, die französischen Kommunisten und die verbündeten Kommunisten und Sozialisten in Italien aus den Koalitionsregierungen zu entfernen, in denen sie tatsächlich die Gesamtheit der französischen und italienischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung vertraten. General de Gaulle verläßt sich für seine Rückkehr zur Macht auf amerikanische Unterstützung.»

In der Tat: Überall steht das seit Roosevelts Tod wieder allmächtig gewordene *kapitalistische* Amerika hinter den Kräften der Gegenrevolution. «Wo aber auf dem Erdenrund», so fragt Freda Kirchwey, die Chefredaktorin der Neuyorker «Nation», «wo wird amerikanische Macht und amerikanischer Reichtum eingesetzt zum Kampf gegen klerikale Reaktion, monarchistische Korruption, Grundbesitzerherrschaft oder Wucherertum?»

Auch die gewandtesten Fürsprecher der Politik Washingtons werden es schwer finden, auf solch unbequeme Frage befriedigend zu antworten. Solange aber die amerikanische Politik ist, was sie ist, solange sie mit Freiheitsphrasen in Wahrheit reaktionäre Ziele verfolgt, fordert sie den Kommunismus zum schärfsten Widerstand gegen diesen Kurs förmlich heraus. Es ist wirklich kein Zufall, daß die Kommunistischen Parteien Frankreichs und Italiens zu den heftigsten Gegnern der amerikanischen Politik gehören, mit deren Hilfe die «nationale» Gegenrevolution in diesen Ländern zusehends an Boden gewinnt. Und ebensowenig darf man sich wundern, daß die tschechoslowakischen Kommunisten alles daran setzen, um die Gefahr zu bannen, die sie im Zusammenhang der bürgerlichen Parteien ihres Landes mit den amerikanischen Vorkämpfern des «freien Unternehmertums» sahen. Amerikanische Intervention zugunsten der Sicherung des Kapitalismus in aller Welt und kommunistische Gewaltrevolution arbeiten sich gegenseitig in die Hand, und wem es ernstlich um die Abwendung der Gefahren zu tun ist, die vom kommunistischen Diktaturregime her drohen, der ist verpflichtet, vor allen Dingen gegen den kapitalistischen Expansionismus und Interventionismus Amerikas aufzutreten, der dem Kommunismus gegenwärtig seinen stärksten Antrieb und auch in den Augen unzähliger Nichtkommunisten ein großes moralisches Recht gibt.

A propos *Franco-Spanien:* Der mit Dreiviertelsmehrheit gefaßte Beschluß des amerikanischen Abgeordnetenhauses, in die Marshall-Hilfe auch Spanien einzubeziehen, ist zwar nach heftigem Kulissenspiel wieder aufgehoben worden; aber nur äußerste Naivität wird verkennen, daß diese Korrektur eines Regiefehlers an der Gesinnung, aus der jener Beschluß stammt, nichts ändert. Auf den Charakter und Zweck des Marshall-Planes ist durch den ganzen Vorgang vielmehr ein neues Licht gefallen, und alle Logik spricht dafür, daß der vorläufige Ausschluß Spaniens aus dem Kreise der «freien Völker», die Europa wiederaufzubauen haben, nicht das letzte Wort in dieser Sache ist. René Baume sagt es in der Genfer «Suisse» ganz unverhohlen:

«Die Gründe, die zu dem (ersten) Washingtoner Beschluß geführt haben, liegen darin, daß sich Spanien seit mehreren Jahren auf der politischen Linie hält, die nunmehr Westeuropa und die Vereinigten Staaten verfolgen müssen, und daß ein Abtreten Francos die große Gefahr in sich bärge, Spanien dem Kommunismus auszuliefern.»

Genau die Beweggründe, die auch die Haltung der Westmächte gegenüber Hitler-Deutschland und Mussolini-Italien bestimmten! Man wird es darum bald erleben, daß die «Neue Zürcher Zeitung» recht bekommt, die zwar alles Verständnis dafür aufbringt, daß, solange die sozialdemokratischen Parteien zur antikommunistischen Front gehörten, «die Westmächte in ihrer politischen Taktik den Gefühlen dieser Parteien und sogar ihren abergläubischen Vorurteilen (!) bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen» müßten, aber dennoch eine «*Um-*

wertung des Urteils über Spanien und sein politisches Regime», wie sie sich in Amerika bereits durchgesetzt habe, auch in Westeuropa für unvermeidlich hält, wenn die Westmächte «dauerhafte Erfolge der von ihnen eingeleiteten Kraftprobe gegenüber der Sowjetunion» sehen wollten.

Falscher Kampf gegen den Kommunismus

Ich brauche kaum mehr besonders zu betonen, daß ich an einen *dauerhaften* Erfolg der nun im Gang befindlichen «Kraftprobe gegenüber der Sowjetunion» nicht glaube. Der Umsturz in der Tschechoslowakei hätte zwar in der westlichen Welt eine heilsame Erschütterung bewirken können, wenn er sie zu dem Entschluß geführt hätte, der Gefahr des kommunistischen Totalstaats – die ich völlig ernst nehme, viel ernster als die Masse der heutigen «Antikommunisten» – in der einzig erfolgversprechenden Weise entgegenzutreten: mit *gründlichen sozialen und politischen Reformen*, die den Kommunismus in den Augen der Nichtbesitzenden unnötig machen würden. Aber davon ist ja gegenwärtig überhaupt keine Rede. Wohl versäumen es die sozialdemokratischen Parteien nie, in ihren Aufrufen gegen den Kommunismus solche Reformen zu *fordern*; aber in ihrer politischen *Praxis*, auf die es allein ankommt, stehen die meisten von ihnen und stehen namentlich die von ihnen maßgebend beeinflußten Regierungen stets in der Front des bürgerlichen Antikommunismus, der, mit Amerika als Hauptkraft, eine radikale soziale Umwälzung gerade *nicht* will und ihr mit allen Mitteln entgegenarbeitet.

Statt einer *heilsamen* Schockwirkung, die von den tschechoslowakischen Ereignissen hätte ausgehen können, ist darum in der westlichen Welt, als Antwort auf den Prager Umschwung, nur eine *unheilvolle* Erregung und Erschütterung erfolgt. Panik und Angst haben wie eine Seuche um sich gegriffen, und zwar bei den meisten Menschen nicht in erster Linie und im tiefsten Grunde Angst um die persönlichen Freiheitsrechte, sondern um ihr gesichertes bürgerliches Dasein und um die bestehende Eigentumsordnung, und daraus floß dann jene gänzlich negative, konservative Abwehrhaltung gegenüber dem Kommunismus, die die Rettung nur noch in politischen Druckmaßnahmen und in militärischem Auftrumpfen sieht. «Die Kommunisten verstehen nur die Sprache der Gewalt; reden wir darum in *dieser* Sprache mit ihnen – nur so werden wir ihnen Respekt abnötigen!» Das ist jetzt so die neueste Staatsweisheit!

Welche Verblendung! Der Kultur- und Freiheitskreuzzug, der jetzt gepredigt wird, die Mobilisierung der militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel der westlichen Welt gegen die «östliche Barbarei» kann ja die Sowjetvölker und die Kommunisten in aller Welt nur in ihrem Glauben bestärken, daß der internationale Klassenkampf zuletzt eben doch wohl kriegerisch ausgetragen werden müsse. Wie will man

da noch erwarten, daß die Kommunisten Respekt vor der moralischen Überlegenheit der westlichen Welt gewinnen, einer Überlegenheit, von der zuletzt auch aller äußere Erfolg gegenüber der kommunistischen Weltbewegung und Weltreligion abhängt? Und wie will man die Kommunisten vom Unrecht und von der Wirkungslosigkeit ihrer totalitären Kampfmethoden überzeugen, wenn man planmäßig einen Krieg vorbereitet, der nicht nur, wie jeder Krieg, auf dem Grundsatz beruht, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern auch in den westlichen Ländern dem Militär- und Totalstaat eine Macht verleihen müßte, die von Freiheit und Menschenrecht kaum mehr viel übrig ließe?[1]

Sind solche Erwägungen und Sorgen wirklich Ausfluß eines unehrlichen Pazifismus, der nur dem Bösen Vorspann leistet? Oder würden wir nicht umgekehrt unseren ganzen Glauben und all unsere grundsätzliche Kriegsgegnerschaft in opportunistischer Weise verleugnen, wenn wir untätig oder sogar wohlwollend zusähen, wie jetzt im Namen der höchsten Güter der Menschheit ein Krieg vorbereitet wird, der in den beteiligten Völkern gerade diese Güter wohl restlos zerstören und alle Menschenwürde aufs grauenhafteste zertrampeln müßte?

Amerikas Kriegsrüstung Dem Schreibenden ist es auf alle Fälle unmöglich, die jetzt betriebene materielle und geistige Kriegsrüstung der Vereinigten Staaten mit einer nachsichtigen Gebärde abzutun. Diese Kriegsrüstung nimmt ja nachgerade einfach phantastische Ausmaße an. Vor wenigen Tagen erst verlangte Präsident Truman von der Bundesversammlung die sofortige Bewilligung eines Ergänzungskredites von 725 Millionen Dollar (nach der inneren Kaufkraft etwa anderthalb Milliarden Schweizerfranken entsprechend) für den Ausbau der amerikanischen Luftwaffe. Und Luftkriegsminister Symington erklärte vor der Militärkommission des Senats gar eine Verstärkung der Luftstreitkräfte für notwendig, die allein im nächsten Budgetjahr eine *zusätzliche* Ausgabe von 2388 Millionen Dollar erheischen werde. Von der mehr im stillen vor sich gehenden Bereitstellung von Atombomben, Raketengeschossen, biologisch-chemischen Kampfmitteln usw. gar nicht zu reden.

Hand in Hand mit dieser militärischen Aufrüstung geht eine *geistige* Aufrüstung, die die Gehirne und Gewissen mit einer fast diabolischen Planmäßigkeit für «den kommenden Krieg» präpariert. Das Rezept dafür hat ein gewisser Raymond James Sontag in einer Tageszeitung zynisch genug so formuliert: «Wenn die öffentliche Zustim-

[1] Diesen Gesichtspunkt hat besonders Professor *Heering*, der Altmeister des christlichen Antimilitarismus in Holland, an der jüngsten Tagung des Internationalen Versöhnungsbundes in Amsterdam hervorgehoben. Professor Heering wird seinen Vortrag, der auf uns alle einen tiefen Eindruck machte, auch den «Neuen Wegen» zur Verfügung stellen.

mung zu einer Kriegspolitik notwendig ist, dann muß die Volksstimmung zum vornherein angeleitet werden, jeden möglichen Gegner derart zu beargwöhnen und zu fürchten, daß im Fall einer plötzlich ausbrechenden Krise ein leichter Antrieb genügen würde, um die Leidenschaften bis zur Kampfeshitze zu steigern.» Nach dieser Methode wird jetzt, wie uns zahlreiche Presseäußerungen und private Mitteilungen von drüben immer wieder bestätigen, in Amerika tatsächlich mit größtem Raffinement gearbeitet. Die Wirkung bleibt nicht aus:

«Ein neues Zeitalter der Furcht ist angebrochen», stellt George *Seldes*, der Herausgeber von «In Fact», fest. «Innert zwei Jahren ist die große Welle von Optimismus und Vertrauen, die die Regierungszeit Roosevelts kennzeichnete, durch einen Geist der Hexenverfolgung und Hysterie verdrängt worden. Es herrscht grenzenlose Angst im Lande ... Die kalte Hexenverfolgung von 1947/48 sucht die Nation auf gesetzliche Weise — und ohne sensationelle Schlagzeilen — reaktionär zu machen. Ihr erster Erfolg war die Annahme des Taft-Hartley-Gesetzes, das nicht nur die Rechte der Arbeiterschaft zerstörte, sondern auch die größte organisierte demokratische Bevölkerungsgruppe einschüchterte ... Im Ausland ist der zweite Schritt zur Diktatur immer die Gleichschaltung der Presse gewesen. Das ist in den Vereinigten Staaten gar nicht mehr nötig. Es ist bereits überholt. Die europäische Presse, so korrupt sie auch in den meisten Ländern war, vertrat immerhin verschiedene Parteien und Ansichten. In unserem Land ist die Presse, oder doch mindestens 95 Prozent davon, reaktionär und natürlich arbeiterfeindlich und steht auf seiten der tausend Amerikaner, die das Volk in der Hand haben [2]. Die Reaktion hat die amerikanische Presse völlig gleichgeschaltet ...

So haben wir die erstaunliche und stoßende Tatsache vor uns, daß die Reaktion in Amerika, ohne sich Hitlers und Mussolinis ungesetzlicher und gewalttätiger Aktionen zu bedienen, weithin die gleichen vorbereitenden Ergebnisse gehabt hat wie jene.»

Alles im Zeichen des Kampfes für Freiheit und Menschenrecht! In diesem Zeichen ist auch das *europäische Wiederaufbauprogramm* (E. R. P.), wie der Marshall-Plan in den Vereinigten Staaten amtlich geheißen wird, von der Bundesversammlung im beschleunigten Verfahren endgültig angenommen worden. Seine Durchführung wird unter der Leitung von Paul G. Hoffman stehen, des Verwaltungspräsidenten der Studebaker-Automobilwerke, der damit an einen der wichtigsten Außenposten der amerikanischen Politik gestellt worden ist. In welchem Geist Hoffman an seine Arbeit herantritt, mag seine Erklärung zeigen, es sei «Amerikas größte Verantwortung und Aufgabe, den Kapitalismus gegen alle Angriffe hieb- und stichfest zu machen». Genau so faßt es auch «Life» auf, das so außerordentlich weitverbreitete und einflußreiche Wochenorgan des Verlags Henry Luce, das vor kurzem mit dankenswerter Offenherzigkeit schrieb:

«Talleyrand sagte einmal, daß Intervention und Nichtintervention zwei Namen für dieselbe Sache seien. Wenn die Bundesversammlung dem ERP-Gesetz antisozialistische Bedingungen beigegeben hätte, so würde dies einer offensichtlichen Intervention gleichkommen, und manche auf Selbstachtung haltende sozialistische Regierung in Europa würde möglicherweise das Geld zurückweisen und sozialistischer als

[2] «1000 Amerikaner» ist der Titel eines Buches von George Seldes, das jetzt viel Aufsehen erregt.

je regieren. Aber eine ERP-Verwaltung und ein Außenministerium, die überzeugte Gegner des Sozialismus sind, können diesem tatsächlich dadurch Abbruch tun und den europäischen Zug zum Sozialismus in entgegengesetzte Richtung lenken durch das Mittel einer diskreten ‚Nichtintervention', je nachdem wie sie die Mittel des ERP einsetzen werden ... Das ERP eröffnet die Möglichkeit, während eines Menschenalters zur Einigung Europas zu kommen, aber zugleich auch, dort den freien Markt und das freie Unternehmertum zu beleben ... Wenn das ERP seine erste Aufgabe erfolgreich löst und die europäischen Währungen ihren Wert zurückgewinnen, dann kann die zweite Stufe des Programms den Kampfplatz bilden, auf dem der Kapitalist wieder seinen erfolgreichen Platz an der Sonne erringt.»

Eine Art Ergänzung zum Marshall-Plan soll der sogenannte *Dulles-Plan* bilden, der Vorschlag des republikanischen Hauptberaters von Außenminister Marshall, des bekannten John Foster Dulles, die Vereinigten Staaten sollten eine Armee von Propagandisten und Spionageagenten nach Europa schicken, deren Aufgabe es wäre, «demokratische» Parteien zu finanzieren, antikommunistische Gewerkschaften zu stärken, Zeitungen und Flugblätter im amerikanischen Sinn herauszugeben und ähnliches mehr. Wenn so etwas von russischer Seite geplant würde, was für eine Panik würde das geben! Da es im Namen des «freien Marktes» und des «freien Unternehmertums» vorgeschlagen wird, nimmt es das «freie» Europa mit freundlichem Interesse auf und verweist sogar auf die Satzung der Vereinten Nationen, welche die Mitglieder verpflichtet, die Respektierung der Menschenrechte und der grundlegenden Freiheiten zu fördern. Beispielsweise in Spanien und Griechenland ...

Wenn etwas das düstere Bild von Verlogenheit und Gewissenlosigkeit aufzuhellen vermag, das uns das gegenwärtig herrschende Amerika bietet, so der Umstand, daß sich doch auch das *andere* Amerika regt, dessen Bannerträger Henry *Wallace* geworden ist. Sein Kampf gegen das Amerika Trumans und Hoffmans, Forrestals und Luces, Hearsts und Wallstreets ist uns immer wieder ein Trost und eine Verheißung, einerlei wie gehässig oder anmaßend-herablassend dieser Mann auch hierzulande abgelehnt wird. Der Feldzug, den er führt, ist wirklich geeignet, das Denken und das Gewissen von Millionen Amerikanern und Amerikanerinnen aufzurütteln, die sonst der national-kapitalistischen Hypnose fast hilflos verfallen müßten, und das ist an und für sich schon etwas Großes. Daß Wallace und seine Mitkämpfer doch Kraft genug bekommen möchten, um bis zum Durchbruch *ihres* Amerikas auszuhalten, das auch *unser* Amerika ist!

In der Tschechoslowakei Wollen wir noch einmal einen Blick auf Europa werfen, so müssen wir vor allem bei der Tschechoslowakei stillhalten. Die kommunistische Diktatur befestigt sich dort zusehends; ihr Hauptorgan ist das Zentrale Aktionskomitee, das mit seinen Ortsablagen in jedes Dorf und in jeden Betrieb hineinreicht und unter der entschlossenen Führung von

Generalsekretär Slansky, des eigentlichen «starken Mannes» der Revolution, das gesamte öffentliche Leben planmäßig auf die Ziele des neuen Regimes hin ausrichtet. Die auf den 30. Mai angesetzten «Wahlen» können unter diesen Umständen für das Regime keinerlei Gefahr bedeuten; sie sind aber anderseits auch nur noch das Zerrbild einer echten Volksbefragung, wie eine sozialistische Demokratie sie sichern müßte.

Was die Februarereignisse selber betrifft, so gehört zum Zuverlässigsten, was darüber seither veröffentlicht worden ist, der Bericht, den der britische Labourabgeordnete *Croßman* auf Grund einläßlicher Ermittlungen an Ort und Stelle darüber erstattet hat. Croßman, der innerhalb der Labourpartei links von der Mitte steht, dessen demokratische Gesinnung aber noch niemand angezweifelt hat, glaubt nicht, daß die Parteien der Rechten einen eigentlichen gegenrevolutionären Umsturz beabsichtigt hätten; sie hätten nur den kommunistischen Innenminister sprengen wollen, der die Polizei in der Hand hatte, was allerdings – so füge ich bei – bedeutet hätte, daß die Kommunisten aus ihrer hauptsächlichen Machtstellung verdrängt und auf eine Position verwiesen worden wären, die es den bürgerlichen Gruppen bald möglich gemacht hätte, sie, wie die französischen und italienischen Kommunisten, überhaupt aus der Regierung auszubooten. Das Organ der Nationalsozialen Partei, der «Svobodne Slovo», forderte denn auch schon gleich bei Ausbruch der Krise die Bildung eines «überparteilichen», also auf alle Fälle kommunistenreinen «Kabinetts von Fachleuten», dem die Durchführung der Wahlen obliegen solle.

Übrigens bemerkt auch «The Tablet», die katholische Londoner Zeitschrift, in einer Erörterung der Hintergründe des Rücktritts der zwölf bürgerlichen Minister: «Es war zweifellos die Absicht der Zwölf, den Gesamtrücktritt der Regierung herbeizuführen und die Bildung einer neuen Koalition ohne die Kommunisten zu sichern, wie das in Frankreich und Italien geschehen ist.»

Croßman ist anderseits auch überzeugt, daß die Kommunisten nicht einen von vornherein geplanten und unter allen Umständen durchzuführenden Staatsstreich ins Werk setzten:

«Die Kommunisten brauchten gar keinen Staatsstreich, da die Macht im wesentlichen bereits in ihren Händen lag. Wahrscheinlich wurden sie von der Ministerkrise einfach überrumpelt, und die Heftigkeit ihres Gegenschlages gibt nur das Maß ihrer Überraschung über den Eintritt der Krise. Ihren Erfolg verdanken sie, so glaube ich, nicht so sehr ausgearbeiteten Plänen als einer glänzenden Improvisation revolutionärer Taktik. Sie waren von der Schnelligkeit und Vollständigkeit ihres Sieges ebenso überrascht wie ihre Gegner.»

Auch der Einfluß Moskaus auf den Gang der Prager Ereignisse wird nach Croßman sehr überschätzt:

«Wenn auch Gottwald wie seine Gegner wußten, daß ‚scharfe Maßnahmen' die volle Unterstützung der Russen finden würden, so entsprangen die tatsächlichen Ereignisse eben doch einem plötzlichen und ganz unerwarteten Vorstoß der rechts-

parteilichen Kabinettsmitglieder. Diese traten am Freitagvormittag, dem 20. Februar, zurück. Aber erst am Samstag veranstaltete Gottwald seine erste Massenversammlung in Prag. Wenn auch ein Einvernehmen über die allgemeine Kampfführung bestanden haben muß, so ist doch schwer zu sehen, wie die kommunistische Taktik hätte von Moskau aus gelenkt werden können.»

Der russische Minister Zorin, der in den kritischen Tagen in Prag weilte, habe, wie Croßman feststellen konnte, am Samstagabend mit dem sozialdemokratischen Parteipräsidenten Lauschmann konferiert und ihn von der Notwendigkeit überzeugt, sich der revolutionären Bewegung anzuschließen. Aber diese Haltung sei der Sozialdemokratischen Partei noch viel dringlicher durch die Ereignisse selber nahegelegt worden:

«Vor die Wahl gestellt, in Zusammenarbeit mit den Parteien der Rechten abseits zu stehen oder vor dem proletarischen Elan zu kapitulieren, waren die Sozialdemokraten, deren Partei die kleinste im Staate war und vorwiegend aus mittelständischen Marxisten bestand, in einem unerträglichen Zwiespalt... Ich vermute, daß auch dann, wenn Zorin nicht in Prag gewesen wäre, nur eine Minderheit der Sozialisten den Mut gefunden hätte, mit Majer in die Wüste zu gehen.»

Vollends entschieden weist Croßman den Vergleich des Prager Umsturzes mit der Vergewaltigung der Tschechoslowakei durch Hitler zurück. Wer so urteile, der lasse nicht nur die Stärke der Kommunistischen Partei außer acht, sondern verkenne auch das ganze Verhältnis zwischen der Tschechoslowakei und Sowjetrußland. Die internationale Orientierung der Tschechoslowakei werde gänzlich von der Furcht vor einer Wiedererhebung Deutschlands beherrscht, und auch für die Parteien der Rechten sei die enge Anlehnung an Rußland immer eine für ganz selbstverständlich gehaltene Notwendigkeit gewesen. «Was jeden ernsthaften Widerstand gegen den kommunistischen Streich verhinderte, war gerade der Umstand, daß die Nation als Ganzes geneigt ist, jegliches Opfer – auch das der Freiheit – anzunehmen, sofern es nur mithilft, die Wiederaufrichtung Deutschlands zu verunmöglichen, die als das wirkliche Ziel des Marshall-Planes angesehen wird.» (Die Forderung des Wirtschaftsrates der angelsächsischen Zone, es sei nicht weniger als der dritte Teil der jetzt bewilligten Marshall-Millionen für den Wiederaufbau Westdeutschlands zu verwenden, wird die Tschechen von dieser Auffassung kaum abzubringen geeignet sein.)

Jan Masaryk All das tönt schon ein wenig anders, als was man bei uns auf Grund der gebräuchlichen antikommunistischen Schablone über Hergang und Hintergründe der tschechischen Ereignisse zusammenfabuliert! Und anders tönt auch, was man neuerdings über die geistige Haltung erfährt, die *Jan Masaryk* bis unmittelbar vor seinem Tod in voller Klarheit und gänzlicher Freiheit dem politischen Umschwung in seinem Vaterlande gegenüber eingenommen hat. Für die Vielen, Allzuvielen, die sich mit Wonne von einem gehässigen Antikommunismus nähren, der sie jede andere Kost ver-

schmähen läßt, war es ja von vornherein eine ausgemachte Tatsache, daß Masaryk ein Opfer kommunistischer Vergewaltigung sei, ob er sich nun selber das Leben genommen habe oder von den Kommunisten ermordet worden sei. Stellen wir dem gegenüber, was im Londoner «New Statesman» Monica *Felton* berichtet; da es in unserer Presse, soviel ich sehe, bisher verschwiegen worden ist, will ich es hier wörtlich anführen:

«Als die Tragödie (Jan Masaryks) bekannt wurde, meldete die Presse unseres Landes — und auch die auswärtige —, daß der letzte Mensch, der Masaryk gesehen habe, Dr. Kavan gewesen sei, der Presseattaché der tschechoslowakischen Gesandtschaft in London. Da ich in der Presse keinerlei Bericht über irgendeine Erklärung Dr. Kavans finden konnte, suchte ich ihn persönlich auf, in der Absicht, die Wahrheit kennen zu lernen. Dr. Kavan sagte mir, er habe Masaryk bei seiner letzten Unterredung einen detaillierten Bericht über die Aufnahme des Regierungswechsels in der Tschechoslowakei durch die britische Presse erstattet. Als er die Kommentare zu der Unterredung erwähnte, die Masaryk der (Pariser) Zeitung «L'Ordre» gewährt hatte (Masaryk hatte sich darin kräftig auf die Seite der neuen Regierung gestellt. H. K.), da unterbrach ihn Masaryk mit der Bemerkung, daß er die Unterredung aus freien Stücken gewährt habe, und fügte bei: ‚Wie könnte irgend jemand glauben, ich vermöchte dem Volkswillen entgegenzuhandeln? Das hieße doch meiner ganzen Vergangenheit ins Gesicht schlagen — meiner ganzen Vergangenheit. Ich zögerte nicht einen einzigen Augenblick, als Gottwald mir den Posten des Außenministers anbot. Ich nahm sofort an.'

Masaryk sagte dann weiter — so erzählte mir Dr. Kavan —, sein Platz sei an der Seite des Volkes, das seinen Willen sehr klar ausgedrückt habe; darauf erörterte er andere Fragen und kam schließlich auf die tschechischen Diplomaten im Auslande zu sprechen, die zurückgetreten waren. Er sagte: ‚Ich war in der Widerstandsbewegung — einer Widerstandsbewegung gegen Hitler und die Deutschen —, aber *diese* Leute sind Verräter. Sie möchten eine Widerstandsbewegung gegen den Willen ihres eigenen Volkes in Gang bringen — und sind demgemäß Verbündete unserer ausländischen Feinde geworden.'

Masaryk war, wie Dr. Kavan hinzusetzte, sehr betroffen durch die Kritiken, die ausländische Freunde gegen ihn gerichtet hatten, aber in der ganzen Unterhaltung gab es nichts, was im Rückblick als Hinweis auf die Tragödie gedeutet werden könnte, die ein paar Stunden später folgen sollte.

Dr. Kavan ist seit seiner Rückkehr nach England auch nicht von einem einzigen britischen oder amerikanischen Journalisten aufgesucht worden. Es ist schwer zu verstehen, wie eine Presse, die sich über die ‚Angriffe auf die Freiheit der Information und Meinungsbildung' entsetzt zeigt, es unterlassen kann, dem Zeugnis desjenigen Mannes auch nur nachzugehen, der außer den Dienstboten unbestreitbar der letzte Mensch war, der Masaryk lebendig gesehen hat; und es ist unvorstellbar, daß die gleiche Nachlässigkeit bekundet worden wäre, wenn ein ähnlicher Zeuge der letzten Stunden John Winants dagewesen wäre.» (John Winant, der frühere Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, hat sich vor wenigen Jahren als amerikanischer Botschafter in London unter rätselhaften Umständen ebenfalls das Leben genommen.)

Das Geheimnis, das über Jan Masaryks Tod liegt, ist durch diesen Bericht gewiß nicht gelüftet, es ist eher noch undurchdringlicher geworden [3]. Aber *das* werden jetzt gutgläubige Menschen zugeben müssen,

[3] Fensterstürze scheinen ihre eigene Psychologie zu haben. Ich kenne zufällig die Tragödie eines mir befreundet gewesenen süddeutschen Gymnasialdirektors, der, obwohl früher Deutschnationaler, voller Verachtung für Hitler und seine Leute war

daß weder Masaryk aus Protest gegen den neuen Kurs in Prag demonstrativ aus dem Leben geschieden ist, noch die tschechischen Kommunisten Grund hatten, ihn gewaltsam zu beseitigen. (Eher vielleicht ihre Gegner.) *Gutgläubige* Menschen! Die anderen sollen eben ihr Leichenverwertungsgeschäft weiter betreiben.

Demokratie in Italien Unsere Leser und Leserinnen werden es verstehen, daß wir den tschechoslowakischen Ereignissen nochmals breiteren Raum gewährt haben und darob andere Vorgänge und Länder zu kurz kommen lassen müssen. Wir können diesmal weder die planmäßige Restaurierung des alten Deutschland erörtern, die unter amerikanischer Führung erfolgt und durch die skandalöse Freisprechung Krupps und seiner Kollegen von der Anklage auf Mithilfe zu Hitlers Kriegsunternehmen besonders scharf beleuchtet wird, noch auf die neuere Entwicklung in Frankreich eintreten; wir können den Mißerfolg der amerikanischen Intervention in Griechenland und China, der vor ihrer Übertragung auf andere Länder warnen sollte, ebenso wenig darstellen wie die scheußlichen Kolonialmethoden Frankreichs auf Madagaskar, die uns durch «Esprit» enthüllt worden sind und auf desselben Frankreichs Teilnahme am «Kulturkreuzzug» gegen die Sowjetunion ein eigentümliches Licht werfen. Es möge abschließend nur noch ein einziges Wort zu den *italienischen Wahlen* gesagt werden, deren Ergebnis schon vorliegen wird, wenn dieses Heft der «Neuen Wege» erscheint.

«Wahlen» ist natürlich für das, was in Italien vor sich geht, ein ebenso unzulässiger Ausdruck wie für die entsprechenden Veranstaltungen in totalitären Ländern. Dieser italienische «Wahlkampf» ist vielmehr ein wüstes, mit allen Mitteln betriebenes Ringen um die politische Macht, ein zynischer Hohn auf alle Demokratie, auf alle menschliche Selbstbestimmung und alle freie Willensbildung im Volk, vor allem auch durch die Methoden, die dabei die Regierungsparteien und ihre ausländischen Verbündeten gebrauchen. Man hat den tschechoslowakischen Kommunisten vorgeworfen, sie hätten zur politischen Diktatur gegriffen, weil sie vor freien Wahlen Angst gehabt hätten. Sind aber nun das *freie* Wahlen nach dem Herzen der Demokratie, was wir in Italien sich abspielen sehen? Steht das italienische Volk nicht seit Wochen und Monaten unter einer geistigen und geistlichen Diktatur, einem moralischen Terror, einem wirtschaftlichen Druck, einer absichtlich erzeugten nationalistischen Spannung, wie sie auch ein totalitäres Regime nicht ärger praktizieren kann?

Die amerikanische Regierung hat ja schon längst klargemacht, daß sie jede weitere Hilfe für Italien sofort sperren werde, falls durch die

---

und dafür arg geplagt wurde. Wenige Tage nach der Befreiung seiner Stadt durch die Alliierten, als sich ihm die Aussicht auf ein freies, fruchtbares Schaffen eröffnet hatte, stürzte er sich auf den Schulhof hinunter und wurde tot aufgehoben.

Wahlen eine Linksregierung ans Ruder käme, und was diese amerikanische Hilfe bedeutet, das wäre in den letzten Wochen durch die dauernd eintreffenden Lebensmittelsendungen (und die massenhafte Gratisverteilung von Zigaretten!) allem Volk auch dann augenfällig demonstriert worden, wenn es die Regierungsparteien nicht noch extra, bis zum Überdruß, herausgestrichen hätten. Dazu kommt der grobe Wahltrick der Westalliierten mit Triest, kommt die in einem Volk wie dem italienischen doppelt wirksame Wahlbeeinflussung durch die römische Kirche, die, angefangen vom Papst bis herunter zum niedrigsten Dorfcurato, ihre ganze Macht gegen die «Roten» in die Waagschale wirft; einige Erzbischöfe haben ausdrücklich die Verweigerung der Absolution an Linkssozialisten und Kommunisten befohlen. Und natürlich läuft auch der ganze übrige Volksbearbeitungsapparat, in dessen Handhabung die italienischen Regierungen seit jeher Meister sind, auf Hochtouren – kurz, mit Demokratie haben diese Wahlen wahrhaftig wenig mehr zu tun, sehr viel aber mit menschenverachtender Demagogie, schamloser Korruption und geistiger Vergewaltigung im großen Stil – beinahe hätte ich gesagt: im amerikanischen Stil. Wenn unter diesen Umständen die Linkssozialisten und Kommunisten auch nur die 27 Prozent Stimmen erhalten werden, die eine nach System Gallup veranstaltete Probeabstimmung ihnen zuspricht, soll es mich wundern. Auf jeden Fall muß bezweifelt werden, ob die Kommunisten durch den Anschauungsunterricht, den sie jetzt in Italien bekommen (und sehr viel besser ist es ja auch in anderen Ländern nicht), davon überzeugt werden, daß ihre «volksdemokratischen», offen diktatorischen Methoden verwerflicher seien als die verschleiert diktatorischen Mittel, deren sich die bürgerlich-kapitalistischen Demokratien bedienen, um dem Volk den Willen der Besitzenden und Herrschenden aufzuzwingen.

Ausblick Und das gilt ja für die Auseinandersetzung zwischen Kommunismus und bürgerlicher Welt ganz allgemein. Als wir letzthin auf diese Dinge zu reden kamen, erinnerte mich ein einflußreicher Vertreter des religiösen Sozialismus in Holland – er ist Leiter eines bekannten Volksbildungsheims – an das Wort: «Es sei denn eure Gerechtigkeit besser als der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.» Das heißt in diesem Fall: Wenn wir dem Kommunismus nicht eine der seinigen überlegene Methode der sozialen Umwälzung gegenüberstellen, wenn wir den Kommunisten unsere Achtung vor der menschlichen Würde und Selbstbestimmung nicht durch die *Tat* beweisen, dann werden wir die Demokratie nicht retten. Es heißt aber auch: Wir müssen die soziale Umwälzung überhaupt auch *wollen*, mit allem Ernst wollen und sie in den Mittelpunkt unseres Kampfes rücken, in den sie tatsächlich gehört.

Wir dürfen sie daraus nicht immer wieder verdrängen lassen, wie das nun seit Jahrzehnten immer wieder geschieht: zuerst durch den ersten Weltkrieg, den die Sozialisten meistenteils im Geiste jenes Sozialpatriotismus mitkämpften, der sie dann innerlich verdarb und lähmte; dann im Kampf gegen den Faschismus und Nazismus, den die Sozialisten wiederum allzusehr bloß im Stile des liberalen Bürgertums führten, unter Loslösung des Faschismus von seinen sozialen Untergründen und mit dem Ergebnis, daß ein *neuer* Faschismus sein Haupt erhebt; und nun wiederum nach dem zweiten Weltkrieg, da die kapitalistischen Klassen erneut zur Gegenrevolution ansetzen und mit der Losung: «Der Kommunismus ist der Feind!» die Aufmerksamkeit von der Notwendigkeit abzulenken suchen, nun endlich einmal über den menschen- und seelenmörderischen Mammonismus hinauszukommen und eine neue, eine solidaristische, ja sozialistische Ordnung des Gemeinschaftslebens aufzurichten.

Wollen wir ewig am fremden Joche mit den Vertretern der *alten* Ordnungen ziehen? Wir können es ja; es steht nirgends geschrieben, daß die Völker aus ihren Torheiten und Niederlagen lernen *müssen*. Aber dann wollen wir wenigstens klar darüber sein, daß in diesem Falle der kommunistische Totalstaat auch über uns kommen wird – nicht allein als Strafgericht, sondern als diejenige Macht, die die soziale Umwälzung so vollziehen wird, wie es unser Eigensinn und unsere Feigheit verdient haben.

14. April. *Hugo Kramer.*

Zur politischen Diskussion

1. Es ist nicht das erste Mal, daß Amerika deshalb der Kriegstreiberei beschuldigt wurde, weil es fand, daß das Zurückweichen vor den Mächten der Aggression und Vergewaltigung nicht gut sei. Die heutigen Führer der amerikanischen Politik können sich mit Wilson und Roosevelt trösten, die seinerseit von den kaiserlichen und den hitlerschen Schreiern ebenfalls als Kriegshetzer bezeichnet worden sind. Daß aber ausgerechnet Angehörige kleiner Nationen Mißtrauen säen gegen das Amerika, auf das in der Vergangenheit alle Freiheitsliebenden mit Hoffnung geblickt haben, das sollte niemand hinnehmen, der noch etwas von historischer Dankbarkeit in sich trägt. Es ist natürlich leicht, Roosevelt auf Kosten der heutigen amerikanischen Politiker in den Himmel zu erheben und zu behaupten, daß er ganz anders handeln würde, wenn er noch lebte. Wenn er wirklich je der Anwalt eines auf dem Recht und der Freiheit aller Nationen beruhenden Friedens war, dann darf man ihm auch heute kein Zurückweichen vor der brutalen Gewalt zutrauen. Roosevelt ist groß gewesen in der Vertretung der amerikanischen Ideale. Er hat aber auch Fehler begangen. Er hat – unter dem Druck des Krieges – die Dämonie der russischen

Diktatur verkannt und seine Ziele zuwenig dagegen gesichert. Unter den Folgen dieser Fehler haben die heutigen Führer der amerikanischen Politik zu leiden. Diese Fehler waren mitschuldig, daß die russischen Diktatoren die kollektive Sicherheit sabotieren und durch ihre rein imperialistischen Sicherungsmethoden ersetzen konnten. Die Amerikaner und Engländer haben erkannt, daß es nicht so weitergehen kann, und darum werden sie nun als Kriegstreiber hingestellt. Wir unserseits idealisieren sie nicht; wir bestreiten nicht die Fehler, die sie zum Beispiel im besetzten Deutschland oder in der Palästinapolitik gemacht haben mögen; aber sie waren doch die Befreier der unterdrückten Völker, während das, was von Osten kam, sich ziemlich rasch nicht als Befreiung, sondern als neuer schwerer Druck, ja als die Wiederholung der Naziknechtschaft erwies.

Sicher denken die Amerikaner «kapitalistisch»; aber es ist fraglich, ob man ihnen gerade jetzt, wo sie mit ihrem Wirtschaftssystem immerhin in der Lage sind, die Welt aus Hunger und Elend zu retten, das Wort «Kapitalist» in dem Sinne an den Kopf schmeißen soll, wie wenn es mit dem Begriff «Verbrecher» identisch wäre. Vielleicht ist gegenwärtig in dem, was die Amerikaner mit dem Kapitalismus meinen, doch weit weniger das Moment der Ausbeutung, als das der freien Entfaltung der Produktivkräfte wirksam. Im übrigen haben wir nichts gegen die schonungslose Aufdeckung von Ausbeutungspraktiken und Kolonialgreueln. Aber man verschone uns mit dem Loblied auf «sozialistische» Experimente, die mit dem Hungertod von Millionen – von russischen Bauern zum Beispiel – verbunden waren und deren Resultat eine schlecht funktionierende Wirtschaft mit Taylorsystem, Frauenarbeit und Zwangsarbeit ist. Aber es geht wohl schließlich in einem: Wenn man die Amerikaner als verbrecherische Kriegshetzer beschimpft, weil sie vor weiteren Vergewaltigungen Wehrloser nicht mehr zurückzuweichen gewillt sind, dann kann man sie auch gerade noch der niederträchtigen Ausbeuterei bezichtigen, weil sie ihre Dollar- und Warenlieferungen an die verelendeten Völker Europas senden. – –

2. Es ist gut, daß es im Westen noch eine Pressefreiheit gibt, sonst würden uns keine Zitate aus «New Statesman» und «Nation» und von Zilliacus und Henry Wallace mehr zur Verfügung stehen. Sie sind uns wertvoll, aber sie haben schon seit längerer Zeit aufgehört, für uns Orakel zu sein. Denn es ist ein allzu stereotypes Schema, nach welchem zum Beispiel die ersterwähnten beiden Presseorgane die Dinge behandeln – und die Ereignisse haben ihnen kaum recht gegeben. Von Henry Wallace haben auch wir die beste Meinung und halten sie in bezug auf seinen Charakter immer noch fest, aber gegen die Erkenntnis der russischen Dinge hat er sich einfach abgesperrt; er *will* sie nicht sehen, er lehnt es ab, sich darüber richtig zu orientieren. Daß er auf dem Standpunkt steht, als Amerikaner habe er nicht in erster Linie an der russischen, sondern an der amerikanischen Politik Kritik

zu üben, ist ehrenwert; aber wenn er von den russischen Dingen keine reale Kenntnis hat, dann muß er natürlich das amerikanische Mißtrauen und die Abwehrmaßnahmen seiner Regierung als verantwortungsloses Spiel mit dem Feuer auffassen. Man möchte ihn einmal einem Wyschinsky gegenüberstellen, an dessen Händen, wie Benedikt Kautsky kürzlich schrieb, das Blut von Millionen klebt, das Blut Unschuldiger natürlich. Mit diesem Herrn haben die Byrnes, Bevin und Marshall in der UNO verhandeln müssen. Es wäre für Henry Wallace gut gewesen, wenn *er* einmal dem Geist der Sowjetmachthaber hätte gegenüberstehen müssen.

Was aber den andern Kronzeugen, Crossman, betrifft, fällt uns nur auf, daß die Umschau seinen Ausspruch von dem «ruhigen, kalten Terror», der in der Tschechoslowakei herrsche, zu zitieren vergaß. Und wenn Crossman darauf hinweist, daß die Tschechoslowakei sich deshalb an Rußland anlehne, weil es von der Furcht vor einer Wiedererhebung Deutschlands beherrscht sei, so wäre auch an den Hauptgrund für diese Furcht zu erinnern gewesen, nämlich an die Greuel, die mit der Austreibung der Sudetendeutschen verbunden waren. Gerade aber für diese furchtbare Maßnahme haben die Tschechen Anlehnung an Rußland gesucht und gefunden, während sie bei den Westmächten auf Bedenken stießen. Warum berichtet die Umschau nichts von dem, was jetzt in der Tschechoslowakei geht: von den Menschenjagden im Grenzgebiet, von der Jagd auf Flüchtlinge, um nur diese eine Erscheinungsform des Terrors zu nennen? Warum wird die Aufmerksamkeit immer wieder von diesen Dingen abgelenkt und der Leser mit Mißtrauen gegen die erfüllt, deren Existenz bisher immer noch eine der wesentlichsten Garantien der Freiheit war?

3. Ein Wort noch über Jan Masaryks Tod: Die unqualifizierbare Bemerkung, die die Umschau über diese Sache macht, zwingt uns dazu. Wir können dem von Monica Felton im «New Statesman» wiedergegebenen Bericht des Dr. Kavan glauben, wonach Jan Masaryk sich wenige Stunden vor seinem Tod zu dem Prager Staatsstreich positiv geäußert habe. Aber womit hat nun Masaryk die Wahrheit verkündet: mit seinen Worten oder mit seiner Tat, das heißt mit seinem Sprung in die Tiefe? Hat er vielleicht nicht gerade deshalb diese Tat getan, weil er vorher so geredet hatte, wie er geredet hat? Es mag sein, daß dieser Entschluß zum Selbstmord jäh über ihn kam aus einem psychischen Abgrund, den wir nicht durchleuchten können. Aber war in dieser halbbewußten Tiefe seiner Seele nicht viel mehr Wahrheit als in den gewundenen Gedankengängen, mit denen er sich seine Anerkennung der Regierung Gottwald zurechtlegte und sich selbst etwas einredete von «Volkswillen» und «ausländischen Feinden». Dieser Tod des Sohnes des großen religiösen Sozialisten Thomas G. Masaryk behält eine erschütternde symbolische Kraft, die uns von niemandem ausgeredet werden kann.

4. Daß die Wahlen in Italien in fiebriger Erregung vor sich gehen, kann niemanden erstaunen, und daß – auf beiden Seiten! – die Propaganda mehr auf Betäubung als auf eigentliche Aufklärung und Überzeugung ausging, das entspricht unserer Zeit. Es mußte einem angesichts des Eifers, den die Kirche in der Wahlpropaganda entwickelte, wirklich der Gedanke aufsteigen: Wenn die Kirche seinerzeit gegen den Faschismus und seine zutiefst gottlosen Fundamente auch nur einen Teil dieser Leidenschaft aufgebracht hätte, dann wäre das italienische Volk damals nicht eine Herde gewesen, die von den Hirten den Wölfen preisgegeben wurde. Ob in der Kirche heute – das wäre ja nach dem vorangegangenen Erlebnis der faschistischen Diktatur denkbar – wirkliche Leidenschaft für Recht und Menschenwürde aufgewacht ist, oder ob sie nur wieder ihre kirchenpolitischen Belange verteidigt, das ist die weittragende Frage, die an sie gestellt ist. Aber sicher ist, daß ein großer Teil des italienischen Volkes deutlich spürt, daß das, was ihnen vom «Kommunismus» her droht, dem, worunter sie fünfundzwanzig Jahre lang geschmachtet haben, verzweifelt ähnlich sieht: wieder Angst, wieder Denunziation, wieder Terror, wieder Propaganda, wieder Götzenfratzen auf den Mauern. Darum ist ihnen der Entscheidungscharakter ihres Wahlkampfes bewußt.

Aber man verwische nun doch nicht alle Begriffe und rede von «Diktatur» und «totalitären Methoden». Nirgends sind Herr Togliatti und sein Mitarbeiterstab an der Propaganda gehindert worden. Und wenn Gewalttätigkeiten vorgekommen sind, so geschah es von beiden Seiten. Die Leute, deren Sehnsucht und Ziel die sofortige Beseitigung der Demokratie ist, haben bei diesen Wahlen von ihren demokratischen Rechten freiesten Gebrauch machen können. Sicher gibt es auch in demokratischen Ländern niederträchtigen Druck, der das Wort Freiheit für viele zur Farce macht; aber was für eine Heuchelei ist es, wenn diese Dinge nur angeprangert werden, um dadurch die Systeme *absoluter* Knechtung vor der Verurteilung zu schützen.

Nahezu komisch mutet uns auch immer die Entrüstung darüber an, daß die Amerikaner ihre Hilfeleistungen an politische Bedingungen knüpfen. Es wäre auch nach unserer Meinung weder sehr menschlich noch sehr christlich, wenn sie durch unbesehene Hilfe denen Mittel zufließen ließen, die die Freiheit und die Menschenrechte vernichten und den Friedensaufbau sabotieren. Das ist ja das Furchtbare, daß der Mensch nicht mehr einfach zum Menschen kommen kann, um ihm zu helfen; er sieht die abgezehrte ausgestreckte rechte Hand, und sein Herz drängt ihn, sie zu füllen, aber in dem Moment, wo er seine Gabe darreichen will, schiebt eine brutale Macht den Elenden weg und greift gierig nach dem Gut. Darum kann gerade die Bedingung einer demokratischen Ordnung ein Stück des großen Kampfes sein, der heute im Zentrum steht: des Kampfes um den Menschen für den Menschen.

Paul Trautvetter.

Das Reich Gottes in der Bibel

Leonhard Ragaz †

Vorbemerkung

Diese Darstellung der Botschaft vom Reiche Gottes in der Bibel macht von ferne nicht den Anspruch, die Fülle dieser Botschaft zu erschöpfen. Sie will nur einige Meilensteine aufrichten, die gleichsam den *Weg* des Reiches Gottes und zugleich seinen *Sinn* anzeigen. Die Botschaft selbst, durch welche dieser Weg geht, ist so reich und weit wie die ganze Bibel und die ganze Weltgeschichte.

Auch diese Darstellung ist nicht für Theologen bestimmt, sondern für einfache sogenannte Laien, welche die Bibel lesen oder doch lesen möchten, und die wissen möchten, was sie eigentlich ist und meint. Diesem Zwecke sucht die Schrift dadurch zu dienen, daß sie die markantesten Stellen des Alten und des Neuen Testaments bringt, welche direkt vom Reiche Gottes reden, und sie mit kurzen Erläuterungen versieht. Im Neuen Testament sind die *Gleichnisse Jesu*, die ja alle hierher gehörten, nicht zugezogen, weil sie den Inhalt einer besondern Schrift bilden.[1]

I. *Die Weissagung*

(Das Alte Testament)

Das Alte Testament braucht im allgemeinen nicht das *Wort* vom Reiche Gottes, aber es vertritt die Sache so gut wie das Neue Testament. Was Gott fordert und verheißt, ist die *Gerechtigkeit*, das heißt: Die Geltung *seines* Rechtes, die Erfüllung *seines* Willens, die Verwirklichung *seiner* Ordnung in allem.

Der Gottsfriede über dem Volke

«Ein Reis wird hervorgehen aus dem Stumpf Isais und ein Schoß aus seinen Wurzeln Frucht tragen. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. Und sein Wohlgefallen wird er haben an der Furcht des Herrn. Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch Recht sprechen nach dem, was seine Ohren hören. Er wird die Armen richten mit Gerechtigkeit und den Elenden im Lande Recht sprechen mit Billigkeit; er wird den Tyrannen schlagen mit dem Stabe seines Mundes und den Gottlosen töten mit dem Hauche seiner Lippen. Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden und Treue der Gurt seiner Hüften sein. Da wird der Wolf zu Gast sein bei dem Lamme und der Panther bei dem Böcklein lagern. Kalb und Jungleu weiden beieinander und ein kleiner Knabe leitet sie. Kuh und Bärin werden sich befreunden und ihre Jungen werden zusammen lagern. Der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. Der Säugling wird spielen an dem Loch der Otter und nach der Höhle der Natter streckt das kleine Kind die Hand aus. Nichts Böses und nichts Verderbliches wird man tun auf meinem ganzen heiligen Berge, denn voll ist das Land von Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedecken.» (Jesaia 11, 1—9.)

[1] Vgl. Leonhard Ragaz: «Die Gleichnisse Jesu.»

Frage: Was bedeutet diese Weissagung:

Antwort: Diese Weissagung schildert den Zustand einer Welt, über welcher, aus der rechten Erkenntnis Gottes strömend, Gottes heiliges Recht waltet. Es wird zu menschlichem Recht, zu gleichem Recht für alle und besonders zum Recht für die *Armen* und *Geringen*. Und damit zum *Frieden*. Besonders zum *sozialen* Frieden. Diesen, wohl nicht den der Natur, obschon der auch zum Reiche Gottes gehört, meinen die Bilder von der Versöhnung der wilden und der zahmen Tiere. Es wird keine rechtlose Gewalt, keine Ausbeutung, keinen Krieg aller gegen alle mehr geben. Gottesfriede wird walten.

Schöpfer und Bürge dieses Zustandes wird ein von Gott gesandter und mit seinem Geist gesalbter König und Richter der Völker sein. Von ihm wird Recht und Friede ausgehen.

Frage: Bezieht sich die Verheißung nur auf das einzelne Volk und nicht auf die Völkerwelt?

Antwort: Sie bezieht sich auch auf die Völkerwelt. Das zeigt deutlich eine andere Stelle:

Der Gottesfriede über den Völkern

«Und es wird geschehen in den letzten Tagen, da wird der Berg mit dem Hause des Herrn festgegründet stehen an der Spitze der Berge und die Hügel überragen. Völker werden zu ihm hinströmen und viele Nationen werden sich aufmachen und sprechen: ‚Kommt, laßt uns hinaufziehen zu dem Berge des Herrn, zu dem Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und wir wandeln auf seinen Pfaden. Denn von Zion wird Weisung ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem.' Und er wird Recht sprechen zwischen vielen Völkern und Weisung geben starken Nationen bis in die Ferne. Und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und ihre Spieße zu Rebmessern. Kein Volk wird wider das andere das Schwert erheben und sie werden den Krieg nicht mehr lernen. Sie werden ein jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen, ohne daß Einer sie aufschreckt. Denn der Mund des Herrn der Heerscharen hat es geredet.» (Micha 4, 1—4.)

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Das ist die Weissagung des *Völkerfriedens*. Er kommt dadurch zustande, daß Gottes Herrschaft alle angemaßten andern absoluten Herrschaften und Souveränitäten *relativ* macht. *Sein* Recht wird über die Völkerwelt ausgehen und einen wahren *Völkerbund* gestalten. Der Krieg wird abgeschafft, die Kasernen zu Volkshäusern, die Kanonen zu Glocken und die Tanks zu Traktoren werden. Es wird kein Militär und keinen Militärdienst mehr geben.

Zum Völkerfrieden aber gesellt sich der *soziale* Friede. Jeder hat, materiell und geistig verstanden, *ein Stück Boden* unter den Füßen und steht im gleichen Recht mit den andern.

Es gibt auch innerhalb der Völker keine Herrschaft der Gewalt und keine Ausbeutung mehr. Völkerfriede und Volksfriede gehören zusammen und in beiden verkörpert sich der Gottesfriede.

Frage: Ist das *Sozialismus* oder gar *Kommunismus*?

Antwort: Man darf es so nennen, aber im Sinne der Bibel, nicht im Sinne eines politischen Parteiprogramms oder einer politischen Parteiorganisation. Es ist der Sozialismus und Kommunismus Gottes. Aus ihm quillt auch das Gesetz Moses wie die soziale Predigt der Propheten. Alles ist Gott heilig. Auch aller Besitz. Darum gehört er Gott und von ihm aus dem Bruder.

Frage: Was heißt: «In den letzten Tagen»? Etwa das, was wir den Zeitpunkt der *Wiederkunft Christi* nennen, in der Meinung, daß vorher diese Verheißung nicht gelte?

Antwort: Eine solche Vorstellung liegt dem Propheten ferne. «In den letzten Tagen» bedeutet viel mehr. Der in dieser Verheißung dargestellte Zustand bildet das gottgewollte Ziel der Geschichte. Ihm will unser Tun entsprechen, daraufhin sollen unser Kampf und unsere Arbeit zielen.

Ähnlich wie die obige Stelle lautet eine Weissagung des Jesaja:

«Das Volk, das in Finsternis wandelt, siehet ein großes Licht; die im Lande des Dunkels wohnen, über ihnen strahlet ein Glanz auf. Du machst des Jubels viel, machst groß die Freude; sie freuen sich vor dir, wie man sich freut in der Ernte, wie man jubelt, wenn man die Beute teilt. Denn das Joch, das auf ihm lastet, den Stab auf seiner Schulter und den Stock seines Treibers zerbrichst du wie am Tage Midians [in der Zeit der Bedrängnis durch die Räuber des Ostens]. *Denn jeder Schuh, der mit Gedröhn einherschreitet, und der Mantel, der im Blute geschleift ist, der wird verbrannt, ein Fraß des Feuers. Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben. Die Herrschaft kommt auf seine Schulter und er wird genannt: Wunderrat, starker Gott, Ewigvater, Friedefürst. Groß wird die Herrschaft sein und des Friedens kein Ende auf dem Throne Davids und über seinem Königreiche, da er es festigt und stützt durch Recht und Gerechtigkeit, von nun an bis in alle Zeiten: Das wird der Eifer des Herrn der Heerscharen tun.»* (Jesaja 9, 2—7.)

Frage: Wer ist der geweissagte Träger des auf Recht und Gerechtigkeit gebauten Friedensreiches? Ist es Christus?

Antwort: Es ist, rein historisch verstanden, ein König aus dem Geschlechte Davids. Aber er weist über menschliche Art hinaus. Er ist ein Gott-König, Gottes Gerechtigkeit und Friede Mensch geworden und über ein großes Reich herrschend. Es ist der *Messias*. Darum ist es berechtigt, in ihm eine Weissagung auf Christus zu erblicken. Das Reich des persönlichen Gottes muß eine persönliche Verkörperung erfahren in einem Menschen, auf dem in Fülle sein Geist und seine Wahrheit ruhen.

Es soll ein Reich von Menschen sein, die nach seinem Bilde Gottes Söhne werden, «nicht aus Fleischeswesen oder dem Verlangen des Fleisches nach dem Willen eines Mannes, sondern aus Gott geboren», wie das Neue Testament sagt: (Johannes 1, 13.)

Auch Sacharia ist hier zu nennen:

«Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Fürwahr, dein König wird bei dir einziehen: Gerecht ist er und siegreich, demütig reitet er auf einem Esel, auf einem Füllen, dem Jungen einer Eselin. Er rottet die Streitwagen aus Ephraim aus und die Rosse aus Jerusalem. Auch die Kriegsbogen werden zerbrochen werden und er wird den Nationen Frieden gebieten. Seine Herrschaft wird von Meer zu Meer reichen und vom Euphratstrom bis zu den Enden der Erde.» (Jesaja 9, 9—10.)

Hier tritt abermals der Friedens-*König* an die Spitze der Friedens-*Ordnung*. Man hat diese Stelle mit Recht auf Christus angewendet – er hat es ja auch selbst getan, durch seinen Einzug in Jerusalem auf dem Rücken einer Eselin.

Gottes Regiment

Frage: Welches ist die Bürgschaft für das Kommen dieses Zustandes? Etwa unsere Vernunft? Oder die Sicherheit einer langsamen Entwicklung der Welt in dieser Richtung? Oder die Güte der Menschennatur?

Antwort: Diese Bürgschaft ist einzig und allein der Glaube an Gott, den Allmächtigen, den Schöpfer und Regierer von Himmel und Erde, der seine durch die Macht des Bösen, die aus der Freiheit des Menschen quillt, verstörte Schöpfung nach seinem Rat und Plan der Erlösung zuführt. Von ihm heißt es ja: «Das wird der Eifer des Herrn der Heerscharen tun» (der Herr der Heerscharen ist der Herr aller Mächte und Kräfte Gottes), und von ihm ein andermal:

«Denn also hat der Herr zu mir geredet: ‚Ruhig will ich zuschauen an meinem Ort wie flimmernde Glut beim Sonnenlichte, wie Taugewölk in der Ernteglut.'» (Jesaja 18, 4.)

Wie auch die Stürme der Weltgeschichte toben und die Wogen des Völkerlebens brausen, Gott waltet darüber, unbewegt. *Er* ist der Herr. Ihm müssen sie dienen. (Fortsetzung folgt)

Weltanschauung, Religion und Gottesglaube

(Vortrag, gehalten auf dem religiös-sozialen Ferienkurs in Fürigen)

In jeder Weltanschauung und Religion ist eine Wahrheit enthalten, sie wirkt darin schöpferisch, belebend, segensreich. Es wäre schwer, etwas überhaupt, an sich, absolut Falsches zu finden. Prüfen wir eine so krasse, augenfällige, lästerliche Lüge wie die Rassenlehre. Ihr zugrunde liegt eine Wahrheit, die Wahrheit von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Schöpfung, von der Eigenart und dem spezifischen Eigenwert der verschiedenen Schöpfungsteile, die «jedes nach seiner Art» geschaffen sind, die einander ergänzen, beleuchten, im Zusammenspiel steigern und vollenden. Diese Erkenntnis soll uns bewahren

vor Vereinheitlichung, Abflachung, Gleichschaltung und Verarmung der Schöpfung. Aber in den Händen des Menschen, der aus dieser einen, wichtigen, aber nicht alleinigen und nicht obersten *Glaubenswahrheit* den alleinigen und beherrschenden Gesichtspunkt einer *Weltanschauung* machte, wurde sie zum furchtbaren Instrument der Verachtung, Verwüstung, Vernichtung der Schöpfung.

Nehmen wir eine Gestalt wie Nietzsche, dessen eilfertigen Kritikern man oft genug wünschen würde, daß sie nur einen Funken seiner Leidenschaft zur Wahrheit hätten, eine Leidenschaft, die sich bei ihm manchmal zu direkt prophetischer Wucht erhebt. Aber diese Leidenschaft zur Wahrheit ist auf eine unheimliche, beunruhigende Weise konkurrenziert von einem ästhetischen Bedürfnis, so konkurrenziert, daß sie schließlich davon überschattet wird und er anstatt eines Propheten der Wahrheit der titanische Lästerer und große Zerstörer geworden ist. Und wenn er noch überall der Titan wäre, aber er ist es nur so weit, als die Wahrheit noch mit- und nachwirkt, und darüber hinaus ist er nicht einmal der gesuchten, konstruierten Lästerung von peinlicher Unvornehmheit entgangen.

Oder denken wir, um ein weiteres instruktives Beispiel zu nehmen, an die Weltanschauung des Faschismus, nach welcher das Leben des einzelnen Menschen an sich absolut sinn- und wertlos ist, seine Bestimmung vielmehr erst im Zusammenhang der geschichtlichen Mission der Volksgemeinschaft erreicht. Die Parallele zu einer der grundlegenden Glaubenswahrheiten ist offensichtlich: daß nämlich der Mensch den Sinn seines Daseins nicht in der Isolierung und in der trägen Selbstgenügsamkeit findet, sondern erst im lebendigen Zusammenhang mit dem Kommen des Reiches Gottes. Erst das schafft und verbürgt des Menschen Würde und Wert. Im Faschismus ist aber diese Wahrheit ihres Glaubenscharakters entkleidet und beraubt, sie wird zur lediglichen, vom Menschen erschlossenen und auf den Thron erhobenen Weltanschauung. Was der Faschismus nicht weiß oder nicht gelten lassen will, das ist, daß das Reich, das werden soll, eben das Reich des Menchen ist, der reinen, vollendeten, von nirgendsher verbogenen oder reduzierten Menschlichkeit. Indem an die Stelle des Menschen etwas anderes gesetzt wird, sei es dann das Volk oder die Gesellschaft oder was immer, landet man in letzter Perspektive immer beim Reich der Unmenschlichkeit. Denn hier ist der Glaube erwürgt worden, wo das aber geschieht, wird immer auch der Mensch erwürgt werden.

Überall ist eine Wahrheit; aber sie ist am falschen Ort, in falscher Stellung, sie ist falsch gewertet, falsch angewandt. Sie ist isoliert, nicht eingeordnet in die richtige Rangordnung der Werte. Nicht als ob die Sprache des Glaubens sich durch ihre gemäßigte und wohl abgewogene Allseitigkeit auszeichnete, sie kann im Gegenteil nicht weniger zugespitzt und von vehementer Einseitigkeit sein. Aber seine «aktuelle Tageswahrheit» ist immer durch Gott in dem Zusammenhang mit der

Gesamtwahrheit festgehalten, ist von dort her beherrscht und kontrolliert, kann von dort her auch wieder zurückgeholt werden. Wenn sie sich aber aus diesem Zusammenhang löst, dann kann sie nicht mehr zurückgehalten werden. Dann wird eine Teilwahrheit verabsolutiert, zur beherrschenden, alleinigen Wahrheit gemacht. Sie ist nicht beim richtigen Namen genannt, so entartet und verwildert sie. Sie geht ihrer schöpferischen Kraft verlustig; aber mit der dynamischen Wucht, die sie von ihrem Ursprung her hat, zieht sie ihre Bahn weiter, rast in ihrer Eigengesetzlichkeit blindwütig weiter, alles vor sich niederwerfend, vergewaltigend, zerstörend. Sie verwandelt sich aus einem Element der Schöpfung in ein auflösendes, chaotisches, aus dem Wehen des Geistes in dessen Lästerung. Je näher sie noch ihrem Ursprung ist – es ist damit nicht einfach *zeitliche* Nähe gemeint –, je gottnäher sie noch ist, desto weniger wird sich das zunächst bemerkbar machen. Je mehr sie sich aber verselbständigt, eigenmächtig und eigengesetzlich wird – und das kann auch schon in der ersten Sekunde vollzogen sein –, je mehr der ursprüngliche Glaubensimpuls sich in Religion und Weltanschauung niederschlägt, um so deutlicher und nachhaltiger tritt der destruktive Charakter hervor. Das Leben wird erwürgt in Erstarrung, Verhärtung, eisernem Gesetz, oder wird in einem wilden, gesetzlosen Taumel in das Chaos hineingerissen. Keine bloße Weltanschauung, wie sie auch geartet oder genannt sein mag, keine bloße Religion, weder eine der Welt zugewandte noch eine ihr abgewandte, kann diesem Schicksal entgehen. Das Ende ist immer wieder die Auflösung, der Zerfall, der Tod, der brutale, stumpfsinnige, verzweiflungsvolle, wenn auch vielleicht heroisch oder sonstwie drapierte Tod. Denn Religion und Weltanschauung sind in letzter Instanz und Tendenz Ausschaltung Gottes.

Das zutiefst unheilvolle, gottfeindliche Prinzip aller Weltanschauung und Religion, aus dem sie grundsätzlich Gott immer ausschließen und das früher oder später auch praktisch und offen tun werden, zeigt sich darin, daß sie immer zur Hand sind, immer zur Verfügung stehen, jede Frage beantworten, man braucht im Bedarfsfalle eigentlich nur nachzuschlagen. Der Gottesglaube kennt Stunden und Zeiten der Dunkelheit, des verzweifelten Ringens; Zeiten, da Antworten und Klarheit *nicht* zu haben sind. Es gibt Stunden, da Gott noch keine Klarheit *geschaffen* hat, wo er sein Wort noch nicht gesprochen hat; dann ist es das Kennzeichen eines von Gott gelösten Denkens, munter und unbekümmert darauflos zu deuten, zu erklären, zu behaupten. Im Gottesglauben fallen die Worte zuzeiten mühsam und spärlich, denn es kann mit einem vorzeitigen Worte eine ungeheure Verwirrung geschaffen werden. Es gibt Zeiten, da Gott schweigt; dann schweige der Mensch, er macht sich mit jedem eigenmächtigen, unrechten Worte schuldig.

Weltanschauung und Religion aber können es sich nicht leisten, zu schweigen, sie müssen reden, ohne auf Gott warten zu können. Sie kennen keine lebendige Wahrheit, sondern nur eine gleichbleibende,

ruhende. Darum *müssen* sie sich unvermeidlicherweise von Gott entfernen und etwas anderes an seine Stelle setzen.

Im Gottesglauben spielt eine entscheidende Rolle das Moment des Schöpferischen, der Neuschöpfung, der Schöpfung aus dem Nichts, die über das Chaos Meister wird und Ordnung schafft, *neue* Ordnung, die eine völlig neue, überraschend neue Schau und Deutung der Dinge bedingt, neue Wertung. Die Dinge gruppieren sich neu, die Rollen werden neu verteilt, was bisher Gottes Werkzeug gewesen ist, hat sich selbständig gemacht und ist heute verworfen, ist zur eigenwilligen Macht geworden und damit zur Gegnerin Gottes. Die Front wird neu gezogen, was bisher abseits stand, wird jetzt herbeigezogen.

Zum Gottesglauben gehört darum die Freiheit gegenüber aller bloßen Tradition, diese hat weder unbedingt verpflichtenden noch unbedingten Bürgschaftscharakter. Die Berufung auf sie ist immer gefährlich, und es ist Anzeichen höchster Gefahr, wenn diese Berufung intensiv wird, denn dann ist keine Unbefangenheit und Unvoreingenommenheit mehr da gegenüber dem neuen Schaffen Gottes. Der Gottesglaube ist immer offen für neue Erkenntnis, neue Tatsachen, neue Weisung. Im Gegensatz dazu tendieren Weltanschauung und Religion wesensgemäß auf möglichst strenge Geschlossenheit, nach Ausfüllung aller allenfalls noch vorhandenen Lücken, bis ein streng geschlossenes, vielleicht imponierendes Denkgebäude vor uns steht, das alles umfaßt und allem seinen bestimmten, endgültigen Platz zuweist. Einbrüche von außen und Revolutionen, die das ganze Gebäude zu erschüttern und keinen Stein auf dem andern zu lassen geeignet und geneigt sind, sind hier nicht willkommen; ihnen muß vielmehr nach Möglichkeit vorgebeugt werden, daher muß hier eines fest ins andere gefügt sein, daß keine Ritze mehr bleibt, durch welche ein neuer Wind, ein neuer Geist, eindringen könnten.

Gott muß ausgeschlossen werden. Das braucht durchaus nicht von Anfang an bewußt und gewollt zu sein, es kann unter Umständen sehr lange dauern, bis diese Tendenz augenfällig wird, und inzwischen kann eine Sache sehr wohl recht lebendig und fruchtbar gewesen sein. Sie *muß* sich aber erschöpfen. Und darum gibt es im Grunde nur *eine* Weltanschauung, die sich sehen lassen darf, die einigermaßen mit Ehren bestehen kann, und das ist die streng und kompromißlos atheistische. Ihr gegenüber sind alle anderen, vor allem alle noch «religiösen», Gott noch irgendwie einschließenden Weltanschauungen Produkte eines Menschengeistes, der nicht die Fähigkeit oder den Mut hat, die Konsequenzen aus den eigenen Voraussetzungen zu ziehen.

Der Mensch, der aus irgend einem Grundsatz, aus irgend einem Prinzip, die Welt verstehen und erklären will, der daraus ihre Gestaltung und Entwicklung souverän beobachten, berechnen und, kraft seiner Kenntnis ihrer Gesetzmäßigkeiten, auch beherrschen will, und der in dieses Bild hinein dann noch Gott zu praktizieren versucht, ihm

darin eine Rolle zuweisen will, und wenn auch die oberste, beherrschende Rolle in diesem grandiosen Welttheater, der hält sich selber auf eine tragische oder auch lächerliche Weise zum besten. Der Gott, der Platz und Genüge findet innerhalb eines Schemas, innerhalb einer noch so großartigen Schau, innerhalb einer von Gesetzmäßigkeiten durchwalteten Welt, das ist kein Gott, das ist durchaus eine menschliche Projektion, der man anständigerweise die Reverenz verweigern muß.

Nur der Ahnungslose merkt nicht, daß ein Ausdruck wie etwa der vom Walten «der ewigen Gesetze Gottes» nur als ganz behelfsmäßige und unbeholfene Andeutung gemeint ist dafür, daß *Gott* es ist, der sich durchsetzt, der persönliche Gott, der keine Gesetzmäßigkeiten kennt, sie vielmehr alle durchbricht und aufhebt in Schöpfung und Auferstehung, der in voller Freiheit die Welt schafft und leitet. Nicht in Willkür, seine Offenbarungen sind nicht die einander widersprechenden, sich gegenseitig aufhebenden Ausbrüche völliger unberechenbarer Willkür, sondern sind Offenbarungen seines sich unveränderlich treu bleibenden Wesens, sie haben daher etwas an sich, was mit dem menschlichen Begriff «Gesetzmäßigkeit» angedeutet werden kann. Aber daß Gott sich in irgend so ein Gesetz, ein Schema, einfügte, das gibt es nicht, es gibt kein Weltgesetz neben oder gar über Gott. Wer nach etwas Derartigem greift, der greift ins Leere. Je mehr Gott hervortritt, desto mehr tritt er als freie *Person* hervor, und alle bisher verwendeten, sachlichen Hilfsbegriffe verblassen. Nur der Ahnungslose nimmt diese menschlichen, andeutungsweise verwendeten Hilfsbegriffe für etwas an sich, trägt getrost nach Hause, was er nun schwarz auf weiß besitzt, meint, nun die untrüglichen Normalmaße für alle allfälligen weiteren Offenbarungen Gottes zu besitzen, und fängt an, damit zu operieren, sich darauf zu versteifen, alles fortan in dieses Prokrustesbett zu zwängen, und ist in tiefster Seele verletzt und empört, wenn er eines Tages die für seine Ohren lästerliche Rede hören muß: «Zu den Alten ist gesagt . . . ich aber sage euch . . .» Es ist aber in dem Glaubenssatz von dem *kommenden* Gott enthalten, daß weitere Offenbarungen wohl die bisherigen Erfahrungen bestätigen, sie aber zugleich weit übertreffen werden. Das ist dann der Moment, wo deutlich wird, wo diese Repräsentanten von Religion und Frömmigkeit angelangt sind: beim Haß gegen Gott, der nichts mehr zu sagen und zu schaffen haben, der sich nur noch für die Rolle eines Garanten eines selbstgemachten Bildes hergeben soll.

Dem gegenüber ist der Atheismus ja eine hochanständige Sache. Wenn schon Weltanschauung, dann ist er durchaus die seriöseste und sauberste. Innerhalb eines Schemas hat Gott auf die Dauer keinen Platz, da ist es am anständigsten, das auch gleich zum vornherein zu sagen.

Der Atheismus enthält aber auch noch in einem tieferen Sinne eine große und wichtige Wahrheit, eine Glaubenswahrheit: daß Gott ja tat-

sächlich nicht einfach «da ist», daß er für den bloßen Zuschauer und Beobachter nicht da ist, daß es Menschen gibt, in denen er nicht da ist, Zeiten, in denen er nicht da ist, Vorgänge, Bewegungen, Völker, Kulturen, Religionen, in denen er nicht da ist, ja daß unsere ganze Welt eine Welt ist, in der Gott nicht einfach da ist, weil der Sohn des Menschen innerhalb dieser Welt nicht hat, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Darin hat der Atheismus sein leuchtendes Recht gegenüber so vieler oberflächlichen und voreiligen Religiosität, die fröhlich Gott konstatiert, aus der ganzen Welt kurzerhand eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes macht und nicht weiß, daß Gott der radikalste Gegensatz, das Gericht und die Überwindung dieser Welt ist.

Was der Atheismus nicht weiß und nicht gelten lassen will, das ist, daß es *Offenbarung* gibt, Ereignisse, Zeiten, Menschen, in denen das Kommen Gottes so gewaltig ist, daß die Steine schreien. Damit wird er zugleich zur größten und verhängnisvollsten Lüge und auch zum maximalen Mißverständnis der Welt.

Der Religion ist der Schritt zum bekenntnishaften Atheismus natürlich verwehrt, da sie ja von der Behauptung Gottes lebt. Natürlich gibt es das, daß die Bekenner einer Religion ihr den Rücken kehren und sich etwas anderem zuwenden, nicht selten direkt dem Atheismus, aber die Religion als solche besteht ja im Bekenntnis zu Gott und hält an ihm fest.

Wie sie zu ihrer Feststellung Gottes kommt, darüber wollen wir nicht weiter rechten. Auf die Gefährlichkeit und Zweideutigkeit ihrer Behauptung Gottes haben wir ja immerhin hingewiesen. Sie hat aber damit zunächst ein gutes und wirksames Argument. Sie ist gesichert und gibt Sicherheit. Sie gibt mit ihrer zuverlässigen Kenntnis und Interpretation Gottes und seines Willens unerschütterliche Sicherheit. Im Gottesglauben gibt es diese absolute Sicherheit nicht, bei seinen Entscheidungen ist immer ein Wagnis, ein Suchen und Tasten, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit stellt sich oft erst nachträglich heraus, bei seinen Entscheidungen ist immer auch eine gewisse Beunruhigung über das künftige Ergebnis, man kann sie nicht einfach aus einem fertigen Reglement herauslesen, sondern muß sie wagen einem Gott entgegen, dessen Verhalten und dessen Wege man nicht einfach voraussehen kann, man muß seine Schritte wagen einem neuen Himmel und einer neuen Erde entgegen, von deren Gerechtigkeit man nicht eine ins Einzelne reichende konkrete Vorstellung hat.

Religion kann man besitzen, Gott kann man nicht besitzen. Ein Zustand, in welchem man aller Ungewißheit und aller Kämpfe enthoben ist, ist ein Ergebnis von Religion, nicht von Glauben. Es genügt, daran zu erinnern, was für Anfechtungen, Ängste und Kämpfe Jesus zu bestehen hatte und in welcher verzweiflungsvollen Finsternis *sein* Weg sich verlor. Die Religion weiß nichts von dem Gott des Reiches und

seiner Gerechtigkeit, die alles menschliche Vorstellungsvermögen immer wieder sprengen.

Die Religion hält an Gott wohl fest, aber sie tut das, indem sie Gott festhält, festbannt, sie hält ihn gefangen in ihren Begriffen, Formeln, Zeremonien, sie sucht sich seiner zu bemächtigen und zu bedienen, ihn sich zu reservieren und über ihn zu verfügen. Ihr Gott hat keine Freiheit, er kennt und wirkt keine Geschichte, er ist nicht im Kommen, er steht fest und still. Gerade das, was für den Glauben wesentlich ist, die Lebendigkeit Gottes, wird ausgeschaltet.

Die Religion hält Gott fest, sie weiß nicht oder will nicht wissen, daß ihr Bekenntnis zu ihm eine ungebührliche Zudringlichkeit ist, daß wir weder die Macht noch das Recht haben, Gott festzuhalten, daß Christus in dieser Welt sterben muß und wir nur auf seine Auferstehung und Wiederkunft hoffen können. *Otto Hürlimann.*

(Schluß folgt.)

Doktor Faustus

Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde

Verlag Bermann-Fischer, Stockholm.

Als Thomas Mann voriges Jahr die Schweiz besuchte, überraschte er seine Freunde und Bekannten, die ihn zehn Jahre nicht gesehen hatten, durch das biologische Wunder seiner Erscheinung. Mit 72 Jahren wirkte er wie ein 56-Jähriger. Seine früher etwas strenge, mißtrauische, eher deskriptive als musische Physiognomie war gelöst, heiter, lauschend, weltmännisch geworden. Auf die Briefe und Manuskripte seiner deutschen Zeit fällt die Schrift wie ein Strichregen vom Himmel. Jetzt sind die Schriftformen fest und artikuliert, ausgewölbt, die Fraktur wich der Antiqua – es ist als ob Thomas Mann auch graphisch den deutschen Limes hinter sich gelassen hätte. Die meist freistehende Majuskel beweist die Bereitschaft zum Neuen. Das, was Thomas Mann in diesen 15 Jahren auf sich genommen hat, war ja auch etwas Neues, eine ihm bis dahin vielleicht widerstrebende Bereitschaft zum Leid.

Wir kennen aus den Ur-Ereignissen des Alten Testaments den Berufenen, dem die Stimme Gottes seine Pläne stört. Was Thomas Mann 1934 im Sinn hatte, wissen wir aus seinem Brief an das Innenministerium des deutschen Mordreichs, der von Freund und Feind merkwürdig verkannt wird. Thomas Mann wollte schweigen, als er reden sollte; er wollte sich von der «Volksgemeinschaft» – so schreibt er wirklich – befristet beurlauben lassen, als er die Pflicht hatte, ihr unverzüglich einen kompromißlosen Krieg in Wort und Schrift zu erklären; er wollte seinen Paß wiederhaben, seine Autos, seine Bankkonti, sein

Vermögen. Männer mit Bankkonten sind schlechte Revolutionäre, aber die schlechtesten sind, wie Heine in seiner Denkschrift auf Börne schrieb, Revolutionäre, die Porzellan besitzen: «Mit dem Besitztum, und gar mit dem gebrechlichen Besitztum, kommt die Furcht und die Knechtschaft.» Aber der Schöpfer des «Zauberbergs» merkte nicht, zu welcher Knechtschaft er sich da antrug: er wollte «in vollkommener Zurückgezogenheit seinen persönlichen Aufgaben leben», um sich nicht «einer Verfälschung seines natürlichen Schicksals» schuldig zu machen.

Unser «natürliches» Schicksal ist aber nicht das, was wir uns auftragen, sondern das uns Unbequeme, wie ja auch, nach der tiefsinnigen Deutung Kierkegaards, unser Leid nicht das ist, mit dem wir uns arrangieren würden, sondern nur jenes, das wir ganz und gar nicht wollen. Das Schicksal, dem Mann entgehn wollte, folgte ihm aber auf dem Fuß, bis der von ganz wo anders her Verfolgte und Gerufene stehen blieb, horchte und gehorchte. Ein Schicksal und eine Person waren da zusammengekommen, die scheinbar so gar nicht zueinander paßten. Aber Thomas Mann nahm den Aufstieg auf sich und verließ die guten Stuben Lübecks, die er sich gern im Exil rekonstruiert hätte. Der Segen des erfüllten Schicksals blieb ihm nicht vorenthalten. Der Doktor Faustus ist das Werk eines größeren Deutschen und eines größeren Schriftstellers, als Thomas Mann jemals gewesen ist, und außerdem eine aufregende Kraft.

Bis zum «Zauberberg» sprach aus Thomas Mann nur die Stimme des schlechten bürgerlichen Gewissens, das die Mächte des Bösen und des Göttlichen, der Kunst und des Umsturzes, als Störung eines wohlanständigen Lebens von sich fern zu halten suchte. Aber in seiner Analyse der bürgerlichen Welt war der Künstler Thomas Mann sich selbst als ihrem Kommentator überlegen. Seine Romangestalten gaben sich schon selber auf, als Thomas Mann ihre Umwelt noch zu retten suchte. Erst im Doktor Faustus überwindet Thomas Mann den Widerspruch zwischen einem bürgerlichen Humanismus ohne Erregung und Weltteilnahme, und der deutsch-bürgerlichen Welt, die die ganze Menschheit in ihren selbstverbrochenen Niedergang mithineingerissen hat. Die Dämonen des bürgerlichen Zeitalters sind nicht mehr externe Kräfte, die es angreifen, sondern interne, die es zersetzen. Und da Thomas Mann nicht mehr Dichtung und Erlebnis von Geschichte trennen kann, ist er nun selbst die Kraft, die erhalten möchte, und der Trieb, der dialektisch zum Untergang drängt. So ist das letzte Buch von Thomas Mann auch sein erstes, das eine große Lesergemeinde zu Tränen erschüttert, und das eine mächtige Erregung – und zwar die unseres Schicksals – in uns hinterläßt. Die Romangestalten tranken aus den Wunden des Dichters sein Blut, aber sie heilten ihn auch. Thomas Mann selbst wurde durch den Faustus erst krank, dann neugeboren. Und so wird es auch an Deutschland liegen, ob es sich zur Hingabe

und Wandlung führen läßt oder eine «Verfälschung seines natürlichen Schicksals» zurückweisen wird.

Die nichtdeutsche Welt kann aber Thomas Manns Problemstellung weder unkritisch noch unbesorgt akzeptieren. Thomas Mann hat zu Deutschland ein Verhältnis bewahrt, das leidend, bedürftig und entbehrend ist. Er hält sich auch im Faustus von einem Verhalten frei, das er in mehreren Gestalten deutscher Selbst-Antipathie zu Worte kommen läßt. Für ihn selbst kam sie nie in Frage. Daher mußte Thomas Mann um den Preis seiner «in Ewigkeit getreuen Liebe» zu Deutschland von vornherein auf ein Werk verzichten, das die ganze, volle deutsche Selbstüberwindung zum Inhalt hat. Ein solches Werk bedarf einer anderen Distanz. Es müßte kritischer sein, als ein erlittenes Werk sein kann. Thomas Mann hatte die Aufgabe, als Erschütterter zu erschüttern. Der durch das Faust-Motiv gegebenen Gefahr, Deutschland einen neuen Mythos zu schreiben, ist Thomas Mann, Gottlob, entgangen.

In seiner Rede über Deutschland und den deutschen Geist hat Thomas Mann dem Faust-Buch vorgeworfen, Faust nicht mit der Musik in Verbindung gebracht zu haben: wenn Faust der Repräsentant der deutschen Seele sein soll, müßte er musikalisch, das heißt abstrakt und mystisch das Verhältnis des Deutschen zur Welt zum Ausdruck bringen.

Sonderbar sind hier Irrtümer, die Mann «unterschwellig» nennen würde, mit riskanten Absichten vermischt, die Thomas Manns Deutschtumsbegriff in Gefahr brachten, einer zweifachen Legendenbildung zu unterliegen. Das deutsche Volk ist weder faustischer noch musikalischer als andere Völker. Dem deutschen Faust-Buch lag es fern, die deutsche Seele überhaupt oder gar «faustisch» darzustellen. Faustisch wurde der Faust durch Lessing, Goethe, Grabbe, Lenau, Mahler, und wenn es gewiß bedeutungsvoll ist, daß der Deutsche den Teufel holt, um nach Belieben zu handeln, so ist doch der sogenannt faustische Drang ein der ganzen Menschheit eigener Trieb, er ist ebenso asiatisch wie europäisch.

Mit der Musik konnte aber das deutsche Faust-Buch seinen Helden nicht verbinden, weil es zu seiner Zeit deutsche Musik von Bedeutung nur im Gefolge der italienischen gab. Wo blieb eigentlich die Musikalität des deutschen «Volkes» bis zum 16. Jahrhundert? Gerade sie ist doch eine Kraft, die sich sofort bemerkbar macht und keiner realen Erfahrungen bedarf. Mit wohltuender Bescheidenheit hat Hans Pfitzner im «Palestrina» die Deutschen nur nebenbei als Zeugen der überstaatlichen Republik der Musiker aufgezählt. Man kann erst im 19. Jahrhundert von einer Weltgeltung deutscher Musik sprechen, die den Deutschen spät, mühsam, zum Teil vergeblich und oft mit undeutscher Hilfe nahegebracht worden ist.

Aber noch etwas anderes wehrt sich gegen einen Faust-Musikus:

Sein Pakt mit dem Teufel. Der Teufelspakt entsteht im deutschen Denken aus einer Voraussetzung, die glücklicherweise dem deutschen Musiker fehlt. Das Verhältnis der lutherdeutschen Bildungsklasse zu Schuld, Gewissen, Verantwortung, ist verstockt; erscheint doch in der Luther-Kirche Gott dem Sünder in Gestalt der Obrigkeit, die Gnade und Strafe selber verteilt. Der deutschen Dichtung fehlen Schuldbekenntnisse und Beichten, die dem französischen, amerikanischen und russischen Roman, der italienischen und der tschechischen Oper Größe geben. Durch den Pakt mit Mephisto erhielt der Deutsche das Vorbild einer Exterritorialisierung des Bösen aus der Brust des Sünders und den Anreiz zur Schuldabwälzung.

In ergreifender Ferne von der deutschen Bildungsklasse hat sich dagegen die deutsche Musik in Demut und Bekenntnisfreude zu einer universalen Liebesmacht entwickelt. Von Heinrich Schütz bis Bruckner und Reger ist die deutsche Musik frei von allem, was die deutsche Bildung dubios, ja sogar verderbend macht. Erst mit Wagner ist die deutsche Bildungsklasse auch in die deutsche Musik eingedrungen, gewiß nicht zu deren Vorteil. Wenn nun Thomas Mann den Tonsetzer Adrian Leverkühn zum Instrument einer satanischen Herausforderung der Liebe und der Gnade durch die Macht der Töne gebraucht, so wirft er die getrennten deutschen Welten der reinen Inspiration und eines erlisteten Dämoniums zusammen, um der Musik durch eine furchtbare Entweihung kaltglühende Orgien des Kosmos, in Musik gesetzte Einstein-Formeln des Universums abzuzwingen.

Der Thomas Mannsche Faustus ist kein Nachfolger der selig schaffenden Meister, sondern ein wahres Gegenbild zur Darstellung der Inspiration in Pfitzners «Palestrina». Leverkühn ist zugleich Nietzsche und Hugo Wolf, die in syphilitischen Orgien rapid produzierten, aber auch Wagner, den Nietzsche als Kobold, Zauberer, Komödiant der Musik abgründig durchschaute. Und wie Wagner ist auch Leverkühn nicht gebürtiger, sondern gewordener Musiker, der über Theologie und Dämonologie zur Musik kommt, um durch sie die Schöpfung zu überlisten, sie in der Musik im Abbild synthetisch zu reproduzieren und das Magische Quadrat, das hinter Dürers Melancholia hängt, klangstimmig aufzulösen.

Zu seinem Werk gelangt Leverkühn durch einen Pakt mit dem Teufel, weil ohne Teufelei das große Kunstwerk einer glaubenslosen Zeit nicht mehr möglich ist. Dieser Pakt ist aber nichts anderes, als Leverkühns Verzicht auf die Liebe zum Menschen. Abstrakt-mystisch gipfelt sein Werk in der unmenschlichsten Menschlichkeit, in der toll verwegenen Zurücknahme des Allermenschlichsten: der IX. von Beethoven und gewisser evangelischer Gleichnisse. Das geschieht in dem Haupt- und Schlußwerk Leverkühns «Dr. Fausti Weheklag», einem gewaltigen Lied an die Trauer, dem Sterbechoral eines gut-bösen Christen, der nach seinem Abfall zum Teufel den Gedanken einer

Rettung durch die Gnade zurückweist, aus abgründigem Haß des falschen Friedens einer gottesbürgerlich temperierten Welt.

Diese Zurückweisung der Erlösung macht aber den Doktor Faustus zu einem erschreckenden Symbol der heutigen Welt. Er anerkennt nicht, nach dem Teufelspakt, noch ein Anrecht zu haben auf die Gnade des Menschen, der «immer strebend sich bemüht»: er akzeptiert die Verwirkung. Darin soll aber keine Negation des gläubigen Menschen, sondern nur der äußerste Trotz und Stolz des Gefallenen zum Ausdruck kommen. Leverkühns Musik erhält ihr Genie vom Teufel, aber ihre Substanz von Gott. Kommt ja Leverkühn von der Theologie zur Musik, von der dialektischen Entwicklung des Bösen aus dem Heiligen; zu einer Musik, die, durch bloße Umkehrung, aus korrespondierenden Noten Teufels- und Engelschöre schafft. Und schließlich wird Leverkühns Leben von der Tragik des Teufelspakts, vom Verbot, ein menschliches Wesen human zu lieben, erdrückt. Sind viele Seiten des Romans, die diese Musik infernalisch lebendig machen, selbst fast schon satanisch, so ist doch der Höhepunkt des Werks die unerträglich übermenschliche Verfluchung des Teufels durch Leverkühn, eine Szene von atemerstickender, genialer Kraft.

Die Gestalt eines Faust-Musikers ist also Thomas Mann nicht zur Gefahr einer Berühmung des deutschen «Tiefsinns» geraten, sondern zur Enthüllung unseres satanischen Zeitalters. Aber auch den Pakt mit dem Teufel hat Mann nicht als Mittel deutscher Schuldabwälzung gebraucht, denn mit der Bekenntnisfreude des reinen Musikers legt Leverkühn vor Ablauf seiner paktmäßigen Lebensfrist das umfassendste, alle Heimlichkeiten entblößende Schuldbekenntnis vor seinen zusammengerufenen Freunden und fernen Bekannten ab, das es in der deutschen Literatur gibt. Hier sprengt Thomas Mann alle Bande, die ihn noch mit der deutschen Bildungsklasse verbunden haben: es ist sein eigenes, großes und wahres *Auferstehn*, aus dem Puppenstand des Reichs- und Luther-Deutschen in die Freiheit. Die überwältigende Größe dieses Bekenntnisses erinnert an die Sterbeszene von Madame Graslin in Balzacs Curé de Village, aber während diese Beichte die französische Gesellschaft erschüttert, ergreift, kennzeichnend genug, die dazu geladene deutsche Gesellschaft vor den Greueln der Wahrheit die Flucht, denn jedes Bekennerwort enthält ihre eigene Verwerfung.

Durch die Verwendung eines Musikers begab sich Thomas Mann der großen politischen Möglichkeiten, die in jedem Pakt eines nicht rein künstlerisch schaffenden Fausts mit dem Teufel enthalten sind. Damit hat Thomas Mann die deutsch-bürgerliche Welt gerichtet. Goethe führte Wilhelm Meister durch die Lehrjahre der Theaterbohème und der vagabundierenden Aristokratie, um ihn zu einem nützlichen Mitglied der weltbürgerlichen Gesellschaft – in einem freilich gar zu bescheiden ausgefallenen Gleichnis – zu erziehen. Und dem zweiten

Faust gibt Goethe durch den Mephistopakt die napoléonische Möglichkeit, auf freien Grund ein freies Volk zu stellen.

Die deutsche Welt Thomas Manns bot einem tätigen Faust mit goethisch-napoléonischen Ambitionen keine Möglichkeiten der Verwirklichung mehr. Dieses Bürgertum hatte seine zivilisatorische Mission preisgegeben. Und wie das Genie dieses Zeitalters nur noch um des Werkgelingens der Musik willen den Pakt mit dem Teufel schließt, so das Bürgertum nur noch um des industriellen Werkgelingens willen den Pakt mit dem «verzückten Schurken».

So wird die Dekadenz der Buddenbrooks konsequent von der Geschichte zu Ende geführt, und Thomas Mann, der mit dem Niedergang des Vaterhauses sein Oeuvre eröffnete, führt es mit sicherer Hand zum Niedergang des Vaterlandes fort. Im Familiären wie im Staatlichen lösen sich die überkommenen Ordnungen auf, die eindringende Fremdkörper nicht mehr assimilieren, und die vor jedem Anspruch das Bessere oder auch nur das Kommende zu sein, zurückweichen. Früher erschienen versucherische Gegenkräfte in Gestalt der Schönheit, der zerredenden Vernunft, des Rauschs, exzentrischer Erlebnisse, des Dämons, des Satans; und etwas allzu deutsch gab Thomas Mann feindlichen Kräften fremdländische Namen, die des Italieners Settembrini, des getauften Ostjuden Naphta, der Russin Lisaweta. Oder es waren Krankheiten, wie die indische Cholera in Venedig, die Tuberkeln auf dem Zauberberg, von denen man nicht recht weiß, ob sie den Kranken aufsuchten oder er sie, wohl aber, daß sie umwälzend wirkten.

Erst im Faustus trifft Thomas Mann die Entscheidung. Die Versuchung tritt nicht von außen an den Menschen heran: er selbst ist ihr Träger, auch wenn er sie auf den Teufel projiziert. Mit kaum erträglicher Deutlichkeit weist der Teufel Adrian nach, daß sein sensibel reiztrunkenes Hirn lüstern die kleinen Geißler suchte, daß er ihnen von einem Leipziger Bordell in ein Preßburger nachgefahren ist, um sich von einem Mädchen, das ihn vor ihrer Krankheit warnte, diese Illumination seiner Denkkraft, diesen Zauber einer verbrennenden Begattung zu holen, bei Esmeralda, bei «Hetaera Esmeralda», wie schon der Schmetterling in Vater Leverkühns Sammlung hieß, der den Knaben entzückte, so daß nun niemand mehr sagen kann, wann die Höllenfahrt in die Paralyse – als kontrapunktische Begleitung zur Höllenfahrt Deutschlands – begann, ob der Schmetterling ins Licht fiel oder das Licht in den Schmetterling.

In die Musik geht aber der Notenname der Hetaera Esmeralda mit der Klangchiffre h-e-a-e-es ein, einem wunderbaren Thema, das die lustvolle Verzweiflung der todbringenden und kunstschaffenden Umarmung verewigt, mit der sich Leverkühn den musikalischen Triumph über das Weltmysterium erkaufte.

Thomas Mann hat die Konsequenzen seiner düsteren Verherrlichung des Dämonischen gezogen, indem er diesmal die Rangordnung

seiner Helden verkehrt. Die humane Persönlichkeit ist zur leicht komischen Nebenfigur geworden, zum Ansager, zum Biographen der Hauptperson Faustus-Leverkühn. Und wenn auch Dr. Serenus Zeitblom, als Biograph seines Schulfreundes, der fingierte Autor dieses Romanes ist und wir durch ihn alle Begebenheiten erfahren und alle Menschen kennenlernen, so sind doch die Dämonen die bewegende Kraft des Werkes, in dem sich die bürgerliche Ordnung in den beiden Weltkriegen und im Zwischenkrieg auflöst.

Thomas Mann hat die Fülle persönlicher, geistiger, wissenschaftlicher, künstlerischer, politischer und allgemeindeutscher Probleme in diesem sozusagen auf zwei Orgelmanualen gespielten Roman zu einer echten Form gebändigt. Er hat die Probleme des Romans gelöst, indem er sich nicht vom freien Fluß der Prosa treiben ließ, sondern auch den im Grunde alle Ausschweifungen zulassenden Romanstoff der Zucht einer Dichtung unterstellte. Allein die Exposition (bis Seite 55) übertrifft an Raffinement und Details die einst vielbewunderten ersten Akte eines Ibsendramas, in denen immer schon alles angetönt vorhanden ist. So ist auch hier in der ehrfürchtig zärtlichen Scheu dieses altdeutsch, vorlutherischen Elternpaares vor den Elementen, in der Musikalität der mütterlichen Stimme, im Hauptweh des Vaters, im gekitzelten Gelächter Adrians, im Hofgesinde, in der Naturanlage des Gehöfts Roman und Schicksal Leverkühns antizipiert.

Und schließlich läßt sich dieses 800-Seiten-Werk wie ein Leporello-Album deutscher Ansichten entfalten, das mit der mittelalterlichen Welt raumzeitlich beginnt und das vielschichtig deutsche Leben seiner Städte, Regionen, Schulen, Lehren, Traditionen und seine Auflösung in bunten Zügen sichtbar macht.

Und doch ist das Erstaunlichste die Polyphonie des Werkes. Unablässig fließen übereinandergelegt zwei Zeitströme vorbei: die Zeit, in der Leverkühn schreibt (1943 bis 1945), und die Zeit (1883 bis 1945), die er beschreibt. Und wie ist die eine in der andern enthalten! Aber auch die personalen und geistigen Motive erscheinen symphonisch in verschiedener Gestalt dieses vielsätzigen Musikwerkes. In vielen Personen ist der Teufel vorenthalten, und so wundern wir uns nicht, wenn er in der suggestivsten Szene des Romans in Persona erscheint.

Ein inhaltlich so überreiches Werk kann natürlich nur durch mannigfaltige Menschengruppen zum Ausdruck gebracht werden. Auch hier ist es wiederum bewundernswert, wie viele Menschen unverwechselbaren Gesichts Thomas Mann für diesen Zweck zur Verfügung stehen. Er faßt sie zu Ensembles zusammen, wodurch die Übertragung musikalischer Formprinzipien auf den Roman weiter entwickelt wird. Die Menschen erscheinen aber auch in verschiedener Dichte, sie kommen aus einer mittelalterlichen Ferne her und begegnen sich, wie auf einer Vorderbühne, mit bekannten Personen der schweizerischen Gesell-

schaft und mit Musikern, deren Name jeder kennt, und die mit Romanpersonen verkehren, als ob diese erfunden wären. So wagt sich Thomas Mann auch künstlerisch an Probleme der amerikanischen Romanform, ohne doch auf seine klassisch strenge Form zu verzichten. Dem entspricht aber auch der Gebrauch verschiedener Sprachen, die ineinander übergehen oder nacheinander gebraucht werden: von der Thomas-Mann-Weis' und einem künstlich-mittelalterlichen Altdeutsch reichen die Bogen dieser Sprachschöpfung in unbekanntes Land, in dem dem Meister viele schöne neue Worte erblühen. Das Werk wird in jeder Hinsicht seinem überreichen Erlebniswert gerecht. Es steht vor uns als Zeugnis einer Schicksalsentscheidung, als Monument des deutschen Untergangs und als eine Ermannung zur Größe. *Felix Stössinger.*

Briefwechsel mit Prag

I.

Prag, den 5. Mai 1948.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Erlauben Sie bitte, daß in dem heftigen Streit über die Tschechoslowakei, der jetzt in den «Neuen Wegen» tobt, auch ein tschechischer religiöser Sozialist, der mitten in den Ereignissen lebt, ganz kurz das Wort ergreife. Ich beabsichtige nicht, als Kronzeuge in diesem Streit aufzutreten und will nicht auf die ganze Sachlage eingehen. Die Ereignisse in unserem Lande sind von Dr. Kramer vom sozialistischen Standpunkt aus im ganzen richtig gedeutet (nur seine Annahme, in der Tschechoslowakei sei eine politische Diktatur aufgerichtet, entspricht nicht der Wirklichkeit). Ich möchte nur einige kurze Bemerkungen machen über den Standpunkt, den Sie und Ihre Kollegen Hürlimann und Gerber zu den Ereignissen in unserem Lande eingenommen haben.

In der Märznummer der «Neuen Wege» haben Sie die Bemerkung gemacht, daß nun der geistige Kontakt auch mit den Tschechen aufhören werde. Wenn es wirklich geschehen sollte, so würde die Schuld daran nicht an uns liegen. Der «Eiserne Vorhang», der die Durchdringung der Wahrheit verhindert, wird nicht von uns fallengelassen. Ich zum Beispiel habe der Redaktion des «Aufbaus» eine zweite Antwort gesandt, aber sie wurde nicht mehr veröffentlicht. Es sei mir gestattet, den Schlußsatz davon zu zitieren: «Das, was jetzt mit den Ereignissen in der Tschechoslowakei im Westen getrieben wird, ist ein großartiger Betrug, der der Göbbels-Propaganda und der Ribbentrop-Diplomatie vollkommen gleicht und der nur als eine Folge der Kriegshysterie erklärt werden kann.»

Meine zweite Bemerkung betrifft den tragischen Tod Jan Masaryks. Vor dem Geheimnis seines Todes, das wahrscheinlich für immer ein Geheimnis bleiben wird, gilt es nur in Ehrfurcht stillzuhalten. Sie aber, verehrter Herr Pfarrer, und Ihre Kollegen Gerber und Hürlimann, maßen sich an, genau zu wissen, was in seiner Seele vorging. Sie glauben ganz genau zu wissen, warum er diese Tat getan, und seine Worte, in denen jeder, der guten Willens ist, eine tiefe, ihm eigene innere Aufrichtigkeit erkennt, nennen Sie «gewundene Gedankengänge», mit denen er sich seine Anerkennung der Regierung Gottwald zurechtlegte und sich selbst etwas einredete von «Volkswillen» und «ausländischen Feinden». Diese Erniedrigung seines echten Charakters halte ich weder für christlich noch für human.

Und was ist zu sagen zu der Behauptung Pfarrer Hürlimanns, Masaryk sei ein Opfer Gottwalds und Gottwalds Begräbnisrede sei eine «zynische Demonstration schlechthin totaler Skrupellosigkeit»? Diese Behauptung will ich nicht mit dem dafür passenden Worte charakterisieren; *christlich* ist sie ganz bestimmt nicht. Masaryk und Gottwald waren in einer intimen Freundschaft verbunden, sie sagten einander Du und nannten einander mit Taufnamen.

Und endlich noch ein ganz kurzes Wort über meinen Standpunkt zu der «Austreibung der Sudetendeutschen». Pfarrer Hürlimann irrt sich, wenn er meint, daß ich nicht *sah*, was passierte. Ich weiß natürlich, daß unmittelbar nach dem Kriege einige Mißhandlungen der Deutschen (aber nicht nur der Deutschen!) vorgekommen sind (die Nachrichten darüber waren im Auslande stark übertrieben), aber wer weiß, wie ungeheure Greueltaten die Deutschen den Tschechen während des Krieges angetan haben, muß sich wundern, daß die Mißhandlungen nicht in einem größeren Umfang stattfanden. Die Aussiedlung selbst wurde so human wie nur möglich durchgeführt, wie es viele unparteiische ausländische Beobachter bezeugten. Diese Maßnahme ist politisch und moralisch so gerechtfertigt, wie nur eine so gewaltige politische Maßnahme gerechtfertigt sein kann. Wer von der jahrhundertelangen Unterdrückung der Tschechen durch die Deutschen etwas weiß, wer über die Greueltaten der Deutschen während des Krieges etwas gehört hat, wer weiß, daß nach dem Kriege das ganze tschechische Volk ausgerottet werden sollte, wer weiß, daß die Sudetendeutschen schon vor dem Kriege an ihrem Vaterlande einen Hochverrat verübten und daß 90 Prozent von ihnen für die Losung «Heim ins Reich» stimmten, und wer an ein in der Welt geltendes Sittengesetz glaubt, der kann nicht anders, als die Aussiedlung als politisch und moralisch gerechtfertigt anerkennen. Wenn 800 Jahre gemeinsamen Lebens zu solchen Folgen geführt haben, so ist es klar, daß ein weiteres Zusammenleben beider Völker politisch und moralisch unmöglich geworden ist. Von der Schuld der Tschechen zu reden und

sie zu übertreiben und von der Schuld der Deutschen zu schweigen, halte ich nicht für gerecht. Auch die Entwicklung der Weltpolitik seit dem Kriege bezeugt, wie politisch klug diese Maßnahme gewesen ist.

Gestatten Sie mir, verehrter Herr Pfarrer, noch zum Schluß zu sagen, daß ich Ihre und Ihrer Freunde Einstellung zu den Weltereignissen überhaupt und zum Kommunismus insbesondere für einen Verrat am Geiste von Ragaz halte. Sie müssen doch wissen, daß Ragaz während des zweiten Weltkrieges seinen Standpunkt zum Kommunismus sehr stark geändert hat, und zwar im positiven Sinne, wie er mir in seinem Briefe im Oktober 1945 schrieb. Diesem Standpunkte gab er einen ganz klaren Ausdruck nicht nur in den «Neuen Wegen», sondern auch in seinem Buche «Die Geschichte der Sache Christi». Ragaz beurteilte eben die Dinge realistisch, undogmatisch. Sie und Ihre Freunde nehmen dagegen einen dogmatischen Standpunkt ein. Das, was Sie z. B. Henry Wallace vorwerfen, daß er die Dinge nach einem allzu stereotypen Schema behandelt, daß er sich gegen die Erkenntnis der russischen Dinge einfach abgesperrt hat, daß er sie nicht sehen *will*, das gilt meiner Meinung nach von Ihrer eigenen Einstellung (Sie sagen z. B. ausdrücklich, daß Ihre Meinung über den Tod Masaryks Ihnen «von niemandem ausgeredet werden kann»).

Ich hoffe, verehrter Herr Pfarrer, daß Sie meine Worte so aufrichtig aufnehmen werden, wie sie gemeint sind. Es geht ja in diesem Streite nicht um Personen, sondern um die Wahrheit. Es geht um eine Sache, um eine große Sache, um den religiösen Sozialismus, um das Vermächtnis von Prof. Ragaz. Die Spaltung, die jetzt in der schweizerischen religiös-sozialen Bewegung zum Vorschein kommt, *muß* überwunden werden.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr *Fr. Linhart.*

II.

Zürich, den 11. Mai 1948.

Sehr verehrter Herr Professor!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Wir wünschen nichts sehnlicher als die Weiterführung unserer Verbindung mit den tschechischen Freunden – vorausgesetzt, daß sie ohne Gefährdung möglich ist. Natürlich sehen wir noch keinen Beweis für die Nichtexistenz des Eisernen Vorhanges darin, daß Sie in der Lage sind, dem Ausland gegenüber das bei Ihnen Geschehene in Schutz zu nehmen und die kritischen Stimmen als «Goebbelspropaganda» und «Ribbentropdiplomatie» abzulehnen. Wir gestehen allerdings frei, daß wir unserseits sehr kritisch, ja geradezu mißtrauisch eingestellt sind gegenüber allen

Nachrichten, die ein nicht mehr freies Land über die Grenze passieren läßt. Es wäre für den Dienst an der Wahrheit viel wichtiger, wenn nicht nur kontrollierbare Papiere, sondern lebendige Menschen aus den Volksdemokratien heraus zu uns kommen könnten. Warum ist gerade dieses elementare Menschenrecht aufgehoben? Nach einem vertrauenswürdigen Bericht ist die Grenze Ihres Landes gegen Bayern hermetisch abgeschlossen. Schon in den Eisenbahnzügen nach Pilsen finden Kontrollen statt, die sich dann auf der Strecke nach Eger und auf andern Grenzstationen ständig verschärfen. Bis in dreißig Kilometer Tiefe reichen die Posten der Geheimpolizei, uniformiert und in Zivil, während alle «unzuverlässigen» Eisenbahner, Grenzposten und Zollbeamten entfernt wurden. Tausende sind bereits beim Versuch des Grenzübertrittes gefangengenommen worden und harren nun der Bestrafung durch die Volksgerichte wegen Hochverrats. So berichtet Ihr Landsmann Josef Belina im «Volksrecht». Und wenn die Informationen dieses im Ausland lebenden Tschechen angezweifelt werden könnten, trotzdem sie sich mit vielen Berichten von anderer Seite decken, dann wäre darauf hinzuweisen, daß man nachgerade diese Methode von allen andern Diktaturstaaten oder Volksdemokratien her gut genug kennt. Und diese Methode spricht nicht nur nicht für erfreuliche Zustände in diesen Ländern, sondern sie stellt uns jenes Wesen des totalen Staates vor Augen, mit dem es für einen Christen kein Paktieren geben sollte.

Ein Wort zum Tode Jan Masaryks. Es ist nicht Ehrfurchtslosigkeit, wenn man versucht, diese Tat zu verstehen, und es ist keine Antastung seines Charakters, wenn man sagt, daß Masaryk in «gewundenen Gedankengängen» sich etwas habe zurechtlegen wollen, wogegen sein Tiefstes dann in seinem Selbstmord sich auflehnte. Man muß übrigens auch wissen, daß jener Dr. Kavan, der über die letzten Äußerungen Masaryks berichtet, vor anderthalb Jahren der Kommunistischen Partei beigetreten ist.

Verehrter Herr Professor, Sie kommen auf die «Aussiedelung» der Deutschen zu sprechen. Dessen können Sie versichert sein, daß wir mit keinem Hauch das Grauenvolle, das die Nazi Ihrem Volke angetan haben, bagatellisieren wollen. Wir verstehen die leidenschaftliche und elementare Empörung, die sich Luft machen mußte. Dennoch stimmen wir wieder einem Tschechen bei, der unter dem Namen Bohemicus in der «Roten Revue» (Januar 1948) schreibt: «Was durch nichts verteidigt oder auch nur beschönigt werden kann, ist, daß die Beraubung unschuldiger Menschen, die Annullierung ihrer primitivsten Menschenrechte, ihre absolute Rechtlosmachung das Resultat von kaltblütig und leidenschaftslos am Beratungstisch gefaßten Maßnahmen, daß es das bewußt gewollte und planmäßig herbeigeführte Ergebnis eines Regierungsprogramms ist. Die Politik der

neuen Tschechoslowakei gegen ihre nationalen Minderheiten legt die Absurdität der These von der kollektiven Verantwortung einer Menschengruppe bloß. Der Nazidoktrin zufolge waren alle Juden ‚Verbrecher', alle Slawen ‚rassisch minderwertig'. Der Nazismus ist tot, aber seine Gedankengänge vergiften Denken und Fühlen vieler seiner Gegner.» ... Wenn die Kommunisten sich für diese Austreibung der Deutschen besonders kräftig eingesetzt haben, so zeigt sich auch darin, wie das sozialistische Fühlen bei ihnen in den Hintergrund getreten ist und die genuine geistige Verwandtschaft mit den Faschisten sich immer deutlicher durchgesetzt hat. Als Tscheche können Sie diese grauenhafte Maßnahme der Austreibung der Deutschen, der Unschuldigen sowohl wie der Schuldigen, der Hitlergegner so gut wie der Nazi, entschuldigen, aber als Sozialist oder gar als Christ niemals.

Ich bitte Sie, es mir zu erlassen, daß ich mich und meine Freunde gegen den Vorwurf des Verrates am Geiste von Ragaz verteidige. Wir haben nie etwas anderes vertreten als einen Sozialismus der Menschlichkeit und der Freiheit. Darin sind wir allerdings bis jetzt «dogmatisch» festgeblieben. Ob das Hin- und Herschwanken zwischen Thomas Masaryk und Klement Gottwald geeignet ist, unsere «große Sache», von der Sie reden, auf den Leuchter zu stellen, ist mir fraglich. Ich vergesse keinen Augenblick, daß wir in der Schweiz gut reden haben, weil wir hier nicht unter Druck und Drohung stehen – aber das ist es ja eben, was wir meinen. Wir möchten, daß der Sozialismus als Freiheit zu den Menschen käme und nicht als neue Angst und Knechtschaft. Der Gedanke, daß das tschechische Volk wieder unter dem großen Druck leben muß, schmerzt uns tief. Dieser Druck liegt auf Ihnen und allen unsern Freunden, auf dem ganzen Volk. Und er wird sich steigern, Sie werden es erleben. Am Anfang wird die Fassade einer gewissen Redefreiheit vielleicht noch gewahrt; aber in bezug auf die Zukunft sind wir in großer Sorge. Wir hier, die wir, Gott sei Dank, noch nicht unter dem Bild eines Diktators leben müssen, können noch unsere Stimme für Recht und Menschlichkeit erheben. Wehe uns, wenn wir es nicht mehr oder nur noch zweideutig tun! Wir müssen es auch für die tun, die es selbst nicht mehr tun dürfen.

Was immer kommen mag – unsere Gedanken werden bei Ihnen sein. Ragaz hat seine große Liebe zum tschechischen Volk und seinen begeisterten Glauben an dessen Berufung auch auf uns übertragen. Er hat uns zum Kelch, dem hussitischen Symbol der Freiheit, und nach Tabor, dem Symbol eines wahren Kommunismus, geführt, er hat uns die Größe von Th. G. Masaryk, dem religiösen Sozialisten und Demokraten, gezeigt. Und darum wird kein Eiserner Vorhang uns trennen können. Die Tyrannei vergeht; die Wahrheit wird siegen.

Ihr *Paul Trautvetter.*

Ein Blick in die religiös-soziale Bewegung in Frankreich

Ein kurzer Aufenthalt in Paris hat mir Gelegenheit geboten, mehr als einmal am Leben der religiös-sozialen Bewegung dort teilzunehmen. Ob das «Mouvement évangélique ouvrier», wo ich einen Vortrag von dem bei uns gut bekannten pasteur Henri Roser gehört habe, direkt mit dem «Mouvement du Christianisme social» in Verbindung steht, weiß ich nicht, aber die Persönlichkeit von Henri Roser weist doch darauf hin, daß die Fackel dieser kleinen Arbeitergruppe von derselben Flamme genährt wird wie die religiös-soziale Bewegung. Es ist überhaupt so, daß die Fédération du Christianisme social verschiedene Bewegungen umfaßt, die bei uns etwas schärfer getrennt nebeneinander leben.

Auf einer meiner Wanderungen durch die Stadt, zu Häusern, Gärten und Kirchen, die man wie gute Freunde wiedersieht, bin ich in der rue Guy-de-la-Brosse vorbeigegangen, wo früher immer irgendetwas Interessantes los war. Die Internationale Jugendvereinigung war nicht mehr dort, aber ein lebhafter Herr, der mir offenbar ansah, daß es mir nicht vor allem um die «Jugend» zu tun war, machte mich darauf aufmerksam, daß am gleichen Abend ein Vortrag der «Socialistes chrétiens» stattfinde. Hier traf ich dann am Abend auch den Sekretär der religiös-sozialen Bewegung, Jacques Martin. Ich war erstaunt darüber, daß der Referent des Abends ein Abbé war, der über die internationale Lage sprach. Die «Socialistes chrétiens» sind in der Mehrzahl katholisch, sie arbeiten aber in der «Fédération» zusammen mit dem mehr protestantischen «Mouvement du Christianisme social». Es war interessant für mich, die Meinung eines im Geiste unserer Bewegung lebenden französischen katholischen Geistlichen zu hören über Probleme, die bei uns die Geister schon lange so heftig bewegen und in besonderem Maße seit den Ereignissen in der Tschechoslowakei. Die Zuhörerschaft war ziemlich gemischt: katholisch und protestantisch, prorussisch, antirussisch oder eine Verbindung suchend, und trotzdem wurde der Ton in der Diskussion nie heftig. Aber es ging lebhaft zu, die Anwesenden gaben einander oft gegenseitig Antwort und es war ein reges Hin und Her. Ich habe mir überlegt, warum diese temperamentvollen Franzosen in so umstrittenen Fragen eine geordnete Diskussion führen können. Die Erklärung ist wohl «la mesure», der dem Franzosen und der französischen Kultur innewohnende Sinn für das Maß. Über das Referat selbst möchte ich hier nicht ausführlich berichten. Abbé B., der vor einiger Zeit in Rußland war, sprach von den Verlusten, die Rußland im Kampf gegen Hitlerdeutschland erlitten habe, von den Ruinen, die das Land bedecken, und sagte, daß ein solches Land nicht daran

denken könne, einen Offensivkrieg zu beginnen. Dagegen schilderte er dann die Lage in den USA, wo die Wirtschaft an erster Stelle stehe und wo der Krieg wenig Verluste und Riesengewinne gebracht habe. Als religiöser Sozialist nennt er einen Präventivkrieg ein internationales Verbrechen und beschwört die Zuhörer, sie sollen nicht müde werden, zu wiederholen, daß aus Bösem niemals Gutes kommen könne. Nicht nur im Hinblick auf die Ereignisse in der Tschechoslowakei, sondern auch im allgemeinen führt er aus, daß man die nazistischen und kommunistischen Ziele einander nicht gleichstellen könne. Bei den ersteren handle es sich um die Vorherrschaft einer Rasse, bei den letzteren sei das Endziel die Befreiung des Menschen[1]. Er fordert auf, nach der Wahrheit zu suchen, um gerecht zu sein und Christus die Treue zu halten: wir müssen Friedemacher sein.

In gleichem Maße wie dieses Referat eines katholischen Priesters hat mich einige Tage später das schon erwähnte Referat von Henri Roser im «Mouvement évangélique ouvrier» verwundert. Ich kenne Roser vor allem durch die Quäker und durch den Zivildienst. Diese beiden Gruppen scheinen mir bei uns ausgesprochen unpolitisch zu sein. Henri Roser aber forderte zu einer eindeutigen Haltung auf: man soll eine politische Überzeugung haben und für sie einstehen. Wenn das kapitalistische System ungerecht ist, sollen wir uns nicht auf seine Seite stellen, und er fährt fort: «Wenn nur die Angst, euch zu kompromittieren, euch verhindern sollte, in die Kommunistische Partei einzutreten, dann tretet ein. Nur wenn ihr wirksamere Mittel habt (er denkt dabei an das Gebet, das Gebet, das mit Gott ringt), dürft ihr zurückstehen. Wenn die Kommunisten für die Gerechtigkeit kämpfen, dann kämpft mit ihnen – wenn auch mit anderen Mitteln.»

Es ist wohl mehr oder weniger ein Zufall, daß ich zwei Vertreter der religiös-sozialen Bewegung in Frankreich gehört habe, die beide das Ziel, das der Kommunismus verfolgt, als so wichtig betrachten, daß sie es, trotz den nicht immer einwandfreien Mitteln[2], deren er sich zur Verfolgung dieses Zieles bedient, nicht aufgeben wollen. In einer Unterredung mit dem Sekretär der Bewegung habe ich erfahren (ich habe es auch in den Diskussionen festgestellt), daß natürlich nicht alle Mitglieder so denken, und daß sie daher versuchen wollen, aus den beiden gegensätzlichen Meinungen zu einer Synthese zu gelangen. Zur Klärung der Frage werden sie an Pfingsten eine Tagung veranstalten, und ich glaube, es wäre auch für unsere Bewegung in der Schweiz von Wert, wenn einzelne Mitglieder es möglich machen könnten, an dieser Tagung teilzunehmen. Es wäre vielleicht über-

[1] Kann der Weg zu diesem Ziel die Knechtschaft sein? (Red.)

[2] Die «nicht immer einwandfreien Mittel» — die Unangemessenheit dieses Ausdrucks hat etwas geradezu Empörendes, wenn man weiß, was dort geschieht. (Red.)

haupt wünschenswert, wenn die internationalen Beziehungen auch mit Frankreich ein wenig gepflegt würden. Ich persönlich habe die aufgenommenen Beziehungen als eine Bereicherung empfunden.

B. Wicke.

Weltrundschau

(ohne Verantwortung der Redaktion)

Wende zum Guten? In der gleichen Stunde, da ich begann, mir den Plan für die Mai-Rundschau zurechtzulegen und meinen Stoff zu ordnen, kam durch das Radio die große Nachricht, die *amerikanische Regierung* habe der *russischen* vorgeschlagen, die zwischen ihnen stehenden Streitfragen durch eine *Generalverständigung* zu lösen, und die Sowjetunion habe diesen Vorschlag angenommen. So wenigstens mußte man es nach der ersten Meldung auffassen[1]. Ich hatte ursprünglich meine Chronik mit der Feststellung einleiten wollen, daß die russisch-amerikanischen Beziehungen neuestens eine leichte Entspannung erkennen ließen, die namentlich aus den letzten Reden Marshalls und Bevins, aber auch aus dem ganzen Verhalten der Russen (von Berlin vielleicht abgesehen) herauszuspüren sei, und hatte dann beizufügen gedacht, daß irgendein Zwischenfall die Leidenschaften abermals entfachen könne und deshalb die Herstellung eines modus vivendi nach wie vor dringend notwendig sei, so wie ich das schon in der April-Rundschau erwartet hatte, als ich schrieb: «Die Wahrscheinlichkeit, daß die gegenwärtige Krise überwunden wird und es zu einer Art *Abgrenzung der beiderseitigen Interessenzonen* kommt, die der Welt eine Gnadenfrist gäbe, ist viel größer als das Gegenteil.»

Und nun, so durfte man also freudig erregt vernehmen, ist eine solche «Grenzbereinigung» überraschenderweise bereits angebahnt worden, ja die beiden Partner sind sich sogar schon einig darüber geworden, daß eine west-östliche Gesamtvereinbarung völlig unausweichbar sei, solle ein Zusammenstoß der beiden großen Machtblöcke verhindert werden. War das jetzt der Anfang jener großen Wende der Weltpolitik, die wir erhofft und ersehnt hatten, das erste Anzeichen jenes Pfingstwunders, das allein noch die Völker vor einer neuen Katastrophe zu retten vermag?

[1] Der Wortlaut der amerikanischen Note vom 4. Mai ist in dieser Hinsicht durchaus klar. Ihr Kern besteht in der Feststellung, daß «soweit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, die Tür für eine Erörterung und Beilegung unserer Streitfragen immer offen bleibt». Und sie betonte ausdrücklich, die Sowjetunion werde «auf unserer Seite keinen Mangel an Bereitschaft und Verlangen antreffen, unseren Beitrag zu der Sache einer Stabilisierung der Weltverhältnisse zu leisten, die mit der Sicherheit des Sowjetvolkes völlig vereinbar ist». Kann eine Einladung zur Eröffnung von Verhandlungen zwischen zwei Staaten *noch* klarer sein?

Die Moskauer Botschaft *hätte* das bedeuten können, und sie *kann* es noch immer bedeuten. Aber zunächst ist es noch nicht so weit. Wir müssen heute einfach feststellen, daß – wie wenn eine böse Macht am Werke wäre – auf die sich schon öffnenden Friedensblüten ein verderblicher, erkältender Reif gefallen ist. Den ersten Fehler machten die Russen, indem sie die amerikanische Anregung sofort an die große Glocke hängten und damit als Genugtuung für die Sowjetunion kennzeichnen wollten. Das *mußte* in Amerika Verstimmung und bei seinen Alliierten Argwohn wecken, und unglückseligerweise ließ sich die Washingtoner Regierung durch die negative Reaktion einer eben ohnehin der Sowjetunion feindlich gesinnten öffentlichen Meinung dazu bestimmen, nachträglich jede Absicht einer russisch-amerikanischen Sonderverhandlung überhaupt zu leugnen und dem Schritt ihres Botschafters in Moskau eine völlig «harmlose» Auslegung zu geben. Wenn die Sowjetunion das wünsche – so lautete die kühle Feststellung Marshalls –, so könne sie ja auf dem üblichen Weg über den Sicherheitsrat, die alliierte Kontrollkommission usw. *ihrerseits* bestimmte Vorschläge machen; andernfalls sei der Zwischenfall, dem man eine ganz übertriebene und irrige Bedeutung zugemessen habe, eben erledigt.

Das Verhalten der amerikanischen Diplomatie ist gewiß erklärlich, aber dennoch höchst bedauerlich, ja unverantwortlich. Denn was auch Moskau gefehlt haben mag: es hat sich unzweideutig auf eine Bereitschaft zu Verhandlungen über eine Generalverständigung zwischen Amerika und der Sowjetunion festgelegt, nachdem ihm Washington solch ausgesprochene Avancen gemacht; es zeigte sich willens, mit der führenden Macht des Westblocks direkt ins Gespräch zu kommen, und an Amerika wäre es nun gewesen, dem Druck der Alliierten und der eigenen Scharfmacher widerstehend, die Sowjetregierung beim Wort zu nehmen und ihre Verhandlungsgeneigtheit fruchtbar zu machen. Statt dessen drohen nun Mißtrauen und Prestigerücksichten den auf *beiden* Seiten bekundeten guten Willen wieder zu ersticken, und wenn man nicht überhaupt an den redlichen Absichten zweifeln will, die Amerika mit seinem Schritt verfolgt zu haben erklärt, so muß man eben zur Kenntnis nehmen, daß in den Vereinigten Staaten aufs neue diejenige Strömung Oberhand gewonnen hat, die mit der Begründung, man wolle kein «appeasement», keinen faulen Frieden, eine Verständigung, die wirklich eine solche wäre und nicht auf die Unterwerfung der einen Seite unter die andere hinausliefe, ablehnt und dem angeblich «unvermeidlichen» offenen Zusammenstoß, das heißt dem Präventivkrieg, zutreibt.

Dennoch dürfen wir sagen: Es ist keineswegs alles verloren. Aus dieser ganzen Lage heraus kann trotzdem die Wendung zum Guten kommen, die den Frieden retten wird. Der ersten, verunglückten Fühlungnahme kann eine zweite folgen, die nicht gleich wieder dem Miß-

brauch und dem Ansturm aller bösen Geister ausgesetzt, vielmehr von beiden Seiten mit dem festen Willen unternommen würde, greifbare Ergebnisse zu erzielen[1]. Wir können auf jeden Fall nur mit der ganzen Kraft unserer Seele wünschen, die scheinbar abgerissenen Fäden möchten neu angeknüpft werden, und es möchte sich daraus dann wirklich jenes anständige, wenn auch zunächst vorsichtige Nebeneinander der beiden großen Weltreiche entwickeln, aus dem im weitern Verlauf ein vertrauensvolles *Miteinander* und damit die Grundlage für eine allgemeine Friedensordnung unter den Völkern erwachsen könne.

Der Westbund Die amerikanische Regierung hat es schon in ihrer ersten Note an Rußland von vornherein klargemacht, daß sie ihren bisherigen außenpolitischen Kurs auf jeden Fall «energisch fortzusetzen» entschlossen sei. Das will namentlich auch heißen, daß ihre Intervention in Europa, ihre Absicht, Westeuropa mit amerikanischer Hilfe zu einigen, von der Sowjetunion als vollendete Tatsache angenommen werden müsse, wenn die erstrebte Grenzbereinigung zustande kommen solle. Damit muß man sich in der Tat vorerst abfinden. Wie die Brüder Alsop in der Neuyorker «Saturday Evening Post» unter dem Titel «Muß Amerika die Welt retten?» darlegen, sind die Vereinigten Staaten jetzt damit beschäftigt, «ausländische Regierungen zu sprengen oder aufzubauen». Als bezeichnendes Beispiel dieser Politik nennen die Verfasser Griechenland; aber auch in Frankreich und Italien habe Amerika mitgeholfen, die Kommunisten aus der Regierung hinauszudrängen und zu einer ohnmächtigen Oppositionsgruppe zu degradieren. In der Tschechoslowakei ist der Schuß allerdings hinten hinaus gegangen; dagegen wird in Westdeutschland die Bildung der neuen Regierung sicher plangemäß verlaufen, und die britische Regierung richtet ja ihre Haltung ohnehin mehr und mehr auf Amerika aus. Kurz, Westeuropa organisiert sich tatsächlich ebenso offenkundig wie systematisch unter amerikanischer Führung, nicht zuletzt infolge der Fehler der russischen Politik, die die Länder des Brüsseler Paktes stärker, als sie ursprünglich gewollt, in Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten gebracht haben. Der Marshall-Plan, der die amerikanische Hilfe nur kommunistenreinen Regierungen zukommen läßt, ist darum in voller Entfaltung begriffen,

[1] Ja, nach der soeben bekanntgegebenen Antwort *Stalins* an Henry Wallace, die hinter Molotows schon offen bekundete Bereitschaft zur Beendigung des «kalten Krieges» die höchste Autorität der Sowjetunion stellt, *muß* eine zweite Fühlungnahme sogar folgen, soll Amerika nicht schwere Schuld auf sich laden. An Prozedurfragen und Prestigeerwägungen, wie man sie jetzt in Amerika — und sonstwo — neuerdings in den Vordergrund schiebt, um vom Kern der Sache abzulenken und einen Vorwand für die Ignorierung von Stalins Angebot zu finden, *darf* doch die Einleitung direkter russisch-amerikanischer Verhandlungen nicht scheitern!

und der Westbund strebt bereits nach Erweiterung auf die nord- und südeuropäischen Länder. Noch herrscht zwar keine Übereinstimmung unter den Alliierten über die Bedingungen, unter denen auch Deutschland in den Bund einzubeziehen sei, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sich zuletzt der Wille Amerikas auch hier durchsetzen wird, besonders wenn sich die Vereinigten Staaten förmlich bereit erklären sollten, als Gegenleistung für ein Einlenken der Westbundländer ihre ganze militärische Kraft hinter sie zu stellen und einen Angriff auf einen von ihnen als Angriff auf sie selbst zu behandeln. Die Besprechungen darüber gehen zurzeit hin und her, und besonders in der englischen Presse wird lebhaft darüber spekuliert, wie es wohl herauskommen werde, wenn sich etwa die russischen Armeen nach Westen in Bewegung setzen sollten, und was vorgekehrt werden müsse, um einer solchen Gefahr mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten (Anlegung einer Art Maginotlinie von Lübeck bis Triest, mit einer ständig bereiten Besatzung von schätzungsweise zwei Millionen Mann, usw.).

Für die bürgerlich-konservative Welt bietet diese ganze Lage innerlich keine Schwierigkeiten; das «neue» Europa, das hier geschaffen werden soll, ist ja, wenn wir auf seine soziale Struktur achten, durchaus das *alte* mit seinen bisherigen wirtschaftlichen Ordnungen und Unordnungen, mit seinen überlieferten Nationalismen und seinem verderblichen Militarismus; ja es ist geradezu der Hauptzweck des amerikanischen Eingreifens, das bürgerlich-kapitalistische Regime in Westeuropa, das sonst zerfallen müßte, zu erhalten und wieder lebensfähig zu machen, in größerem Rahmen freilich, im ausgesprochen kontinentalen Stil, so daß Westeuropa eine politisch-wirtschaftliche Einheit in der Art der Vereinigten Staaten bilden würde und endlich einmal wenigstens aus seiner grauenhaften Kleinstaaterei herauskäme. Auch das könnte ein großer Fortschritt sein, der auf höherer Stufe etwas Ähnliches bedeutete wie vor hundert Jahren die Schaffung eines gemein-schweizerischen Staatsgebildes und Wirtschaftsraumes im kleinen, obschon es sich in Europa vorläufig nur um einen lockeren Staatenbund handeln könnte, nicht um einen eigentlichen, übernationalen Bundesstaat. Aber freilich: ein Fortschritt, der mit schwersten Nachteilen erkauft wäre!

Denn die entscheidende Leistung, die wir von einem europäischen Bund erwarten müssen, die könnte *jenes* All-Europa – sagen wir: das Churchill-Europa – nicht vollbringen: die *friedliche Einigung* seiner Völker auf dem Boden einer *sozialistischen Ordnung*. Daß die Errichtung eines schweizerischen Bundesstaates der große Erfolg geworden ist, der in diesen Wochen der Jahrhundertfeiern immer wieder rühmend und mit Recht hervorgehoben wird, das liegt ja vor allem daran, daß der weitere politische Rahmen, der damals gezimmert worden

ist, mit einem gesellschaftlichen Inhalt erfüllt wurde, wie er den Notwendigkeiten der Zeit entsprach. Es war die bürgerlich-liberale Gesellschaft und Wirtschaft, die sich in der Schweiz diesen größeren Rahmen schuf, um darin ihre jungen, drängenden Kräfte zu entfalten, und die in dieser Form die Revolution der *damaligen* Zeit vollführte; wo diese Revolution scheiterte oder auf halbem Wege stecken blieb wie in Deutschland und Italien und erst recht in Rußland, da hatte auch die politische Einigung nicht die glücklichen Ergebnisse, die sich in der Eidgenossenschaft einstellten, da diente sie vielmehr zuletzt nur wieder den alten feudal-absolutistischen Mächten, die an der Herrschaft blieben und in Verbindung mit den kapitalistisch-imperialistischen Kräften die Welt zweimal in die fürchterlichste Kriegskatastrophe stürzten. So droht auch jetzt ein politisch geeinigtes Europa, das den neuen Feudalismus und Absolutismus, wie er auf dem Boden des Monopolkapitalismus entstanden ist, konservierte, wieder zum Unheil auszuschlagen, statt daß es, den Notwendigkeiten der *heutigen* Zeit entsprechend, den Rahmen für ein sozialistisches Europa abgäbe, das den Gegensatz zwischen östlicher und westlicher Welt wenn nicht aufheben, so doch entscheidend mildern und für den Frieden ungefährlich machen könnte.

Das sozialistische Dilemma

Die westeuropäischen Sozialisten sehen sich unter diesen Umständen vor ein schwieriges Dilemma gestellt. Sie gehören einerseits der freiheitlich-humanistischen Welt an, die auf dem Boden des Abendlandes in schwersten, opferreichsten Kämpfen entstanden ist, und würden ein Stück ihres Wesens verleugnen, wollten sie diesen Zusammenhang zerschneiden. Sie würden aber anderseits nicht weniger offen von sich selber abfallen, wenn sie um der vermeintlichen Erhaltung der persönlichen und politischen Freiheitsrechte willen den revolutionären Kampf für eine neue wirtschaftliche Ordnung und für die Überwindung des Kapitalismus in den Hintergrund stellten, zumal der moderne Kapitalismus jene Freiheitsrechte mehr und mehr entwertet und die Demokratie, die einmal als Revolution kam, in wachsendem Maße – wie das Christentum auch – zur *Verhinderung* der Revolution *unserer* Zeit mißbraucht. Wie soll sich also der Sozialismus gegenüber dem werdenden Westeuropa verhalten, das zwar die Verteidigung der Demokratie auf seine Fahnen geschrieben hat, zugleich aber auch das kapitalistische Regime verteidigen und neu befestigen will und sich *darum* planmäßig für den Kampf gegen das kommunistische Osteuropa organisiert, in dem es keineswegs nur die Verkörperung von Zwang und Diktatur sieht, sondern vor allem die wirtschaftliche und soziale Revolution ablehnt, eine Sache also, die der westliche Sozialismus par définition gerade bejahen muß?

Die Frage stellt sich mit besonderer Eindringlichkeit für den *britischen* Sozialismus, hat doch die Labourregierung unter Führung Bevins – den freilich niemand als Sozialisten ansprechen wird – die Idee des Marshall-Planes und der westeuropäischen Föderation mit besonderem Eifer aufgegriffen. «Wie kann da», so fragt der «New Statesman», «in einer Zeit, wo die reaktionären Kräfte wieder ausgesprochen an Stärke gewinnen, die Labourpartei die Führung bei der Sprengung von Volksfronten übernehmen und von den europäischen Sozialisten eine unabhängige Stellung zwischen den kämpfenden Weltanschauungen verlangen? Und wie läßt sich diese Unabhängigkeit sozialistischer Parteien vereinbaren mit der zugestandenen Abhängigkeit der Brüsseler Mächte von der Militärkraft und der Wirtschaftshilfe Amerikas und mit der Teilnahme britischer Sozialisten an der Haager Konferenz?»

Die Antwort, die das Londoner Blatt selbst gibt, ist ein – wenn auch sichtlich verlegenes – Plädoyer für die angeblich trotz allem notwendige Zusammenarbeit der Labourpartei mit Regierungen, «die noch weniger am Sozialismus interessiert sind als Churchill», und gegen jede Gemeinschaft mit den Kommunisten zum Zwecke des Kampfes für den Sozialismus:

«Wenn es auch zwischen 1933 und 1945 richtig und nötig war, die Einheit der proletarischen Aktion im Widerstand gegen den Faschismus anzunehmen, so ist doch die Zusammenarbeit mit Kommunisten in einer Regierung ein Risiko, das heute kein Sozialist übernehmen kann. Die Geschichte Osteuropas, die in dem kommunistischen Staatsstreich in Prag gipfelt, zeigt, daß sich die Sozialisten in einer von Kommunisten beherrschten Koalition nicht behaupten können; wenn sie aber, wie in England und Oesterreich, die Stärkeren sind, dann brauchen sie die Kommunisten gar nicht im Kabinett ... In einer revolutionären Lage wird derjenige, der an die parlamentarische Demokratie glaubt, immer von einem Regierungskollegen geschlagen werden, für den — sei er nun Faschist oder Kommunist — das Parlament nur eine bürgerliche Spielerei ist. Im Untergrundkampf gegen den Bedrücker war die Einheit möglich; bei der Aufrichtung einer standfesten demokratischen Regierung ist sie es nicht.»

Darum: Keine Angst vor Koalitionen auch mit reaktionären Parteien wie der CDU in Deutschland oder den italienischen Klerikalen um de Gasperi, und namentlich kein Verzicht auf Teilnahme an einem Westblock, auch wenn er konservativ orientiert und vom kapitalistischen Amerika finanziert ist!

Aber dafür – muß man folgern – vorläufiger Verzicht auf ein *sozialistisches* Europa, auch wenn nach der Meinung des «New Statesman» ein solches Europa als *Endziel* weiterhin bestehen bleiben soll, und Eingliederung in das amerikanische Weltsystem, das für alle absehbare Zeit die Vorherrschaft des «freien Unternehmertums» bedeutet und zu diesem Zweck auch die Unterstützung der reaktionärsten Regierungen und Bewegungen – Perón und Franco, de Gaulle und de Gasperi, Tsaldaris und Inönü, Tschiang Kai-Shek und ähnliche Frei-

heitsfreunde sind ja die erklärten Lieblinge des gegenwärtigen Regimes in Amerika – in Kauf nimmt, wenn damit nur die Sowjetunion und der Kommunismus in Schach gehalten werden können! Das ist natürlich auch eine Haltung. Aber dient man damit wahrhaft dem Sozialismus? Ist das nicht eher Preisgabe des Sozialismus und Auslieferung an die kapitalistische Welt, der man sich in die Arme wirft, um nicht vom Kommunismus aufgefressen zu werden – Selbstmord aus Angst vor dem Tod? Wenn man sich aber stark genug fühlt, um sich gegenüber den reaktionären Kräften durchzusetzen, warum nicht auch gegenüber den Kommunisten? Was hätte ein Sozialismus zu fürchten, der an revolutionärem Kampfwillen hinter dem Kommunismus nicht zurückstünde, aber ihn an Willen zur freiheitlichen Gestaltung der neuen Ordnung klar überträfe?

Amerika Vor einer einseitigen Bindung an den Westblock sollte die europäischen Sozialisten auch die bedenkliche Entwicklung der inneramerikanischen Politik warnen. Denn das *jetzt* maßgebende Amerika ist ja nicht dasjenige, das Wilson und Roosevelt in den Kampf für die Rettung der Freiheit in Europa geführt haben; es steht vielmehr in schärfstem Gegensatz zu diesem *andern* Amerika, insbesondere auch zu dem ganzen Werk Roosevelts, das es seit dem Tode des großen Präsidenten Stück um Stück zerstört hat, soweit es überhaupt zerstört werden *konnte*. Zerstört haben die nun wieder obenaufgekommenen reaktionären Mächte besonders auch die fortschrittliche *Gewerkschaftsgesetzgebung* der New-Deal-Zeit, an deren Stelle sie jenes bösartige, nach den Herren Taft und Hartley genannte Machwerk gesetzt haben, mit dessen Hilfe, in Verbindung mit den noch bestehenden Kriegsvollmachten, jetzt die neuaufflammenden, durch die wachsende Teuerung hervorgerufenen Streikbewegungen gebrochen werden: in der Kohlenindustrie, bei den Eisenbahnen, in den Schlachthäusern und Konservenfabriken, bald wahrscheinlich auch in der Stahl- und in der Automobilindustrie. Wie windig es mit der Organisationsfreiheit unter diesem Regime bestellt ist, mag aus dem Brief eines amerikanischen Gewerkschaftsfunktionärs hervorgehen, der dem «Öffentlichen Dienst» zugegangen ist, und in dem es heißt:

«Wenn ich versuchte, Flugblätter zu verteilen, so würde mich die Polizei des Unternehmens prompt wegschicken. Es ist sogar schwer, die Arbeiter auf dem Weg über die Post zu erreichen. Als ich Einladungszirkulare auf diesem Wege zustellen lassen wollte, gab der Briefträger das ganze Bündel in der Fabrik ab, so daß das Unternehmen aus den Adressen ersehen konnte, welche Arbeiter der Gewerkschaft angehören ... In einem Falle ist dem Vertreter der Gewerkschaft mitgeteilt worden, daß es eine Verordnung gebe, die besagt, ein Organisator müsse für eine Lizenz 2500 Dollar bezahlen. ‚Wenn Sie den Betrag nicht zahlen oder die Stadt nicht sofort verlassen', sagte der Ortsgewaltige, ‚werde ich Sie ins Gefängnis werfen!' Wenn ein Arbeiter wegen gewerkschaftlicher Tätigkeit entlassen worden ist, wird er, auch wenn er sich nach einem andern Ort begibt, schwerlich wieder

einen Arbeitsplatz finden können. Unter dem Vorwand, daß er nicht wegen gewerkschaftlicher Tätigkeit, sondern wegen angeblich schlechter Arbeit entlassen worden sei, wird er oft nicht einmal die Arbeitslosenunterstützung erhalten.»

«Ob ein Staat», so bemerkt dazu der «Öffentliche Dienst», «welcher eine derartige wirtschaftliche Diktatur zuläßt, berechtigt ist, andern Ländern Unfreiheit vorzuwerfen, diese Frage zu beantworten überlassen wir unsern Lesern.»

Und wie steht es mit der *Pressefreiheit* in den Vereinigten Staaten? Kingsley *Martin*, der Chefredakteur des gewiß nicht amerikafeindlichen «New Statesman», stellte dazu kürzlich fest:

«Östlich vom Eisernen Vorhang gibt es kein Recht, die Wahrheit zu veröffentlichen. In Amerika anderseits besteht dieses Recht, aber es ist eng begrenzt. In unserem Land, wo die Presse nur eine ‚Tendenz zum Monopol' hat, weiß man so wenig wie meistens in den Vereinigten Staaten selbst, in welchem Grade die Presse und das Radio in Amerika unter der absoluten Herrschaft einer Handvoll Großkapitalisten und ihrer Geschäftskollegen stehen ... Ich weiß etwas von diesen Männern; viele von ihnen kümmern sich so wenig um die Freiheit und haben so wenig Gewissensbedenken im Kampf um die Macht wie diejenigen, die vom Kreml aus befehlen. Und warum besteht dieser Sachverhalt in Amerika? Warum wissen weder die Amerikaner noch wir etwas von diesen vernichtenden amtlichen Berichten (die George Seldes in seinem Buch über die ‚Tausend Amerikaner', welche Wirtschaft und Staat der Union beherrschen, ans Licht zieht)? Weil die Tausend Amerikaner direkt oder indirekt auch fast die ganze Presse und die meisten Radiosendungen in den Vereinigten Staaten beherrschen[1].»

Wie unendlich schwer es unter solchen Umständen in Amerika eine wirkliche Oppositionsbewegung hat, auch nur an die Menschen heranzukommen, das erfährt gegenwärtig in besonders drastischer Weise die *«Neue Partei»*, die sich gebildet hat, um die Präsidentschaftskandidatur von Henry Wallace zu unterstützen. Ein brutaler Terror sucht sie einfach zu ersticken. Presse und Radio entstellen ihre Absichten schamlos und prangern ihre Vertrauensleute durch Veröffentlichung ganzer Listen von Wallace-Anhängern als Kommunisten oder Kryptokommunisten an. Geschäftsleute, die für Wallace sind, werden boykottiert, Angestellte entlassen, Säle abgetrieben, Versammlungen gesprengt; in Evansville (Indiana) wurde letzthin Dr. George Parker, Professor der Theologie und Philosophie am dortigen College,

[1] Zum Thema Geld und Demokratie sei auch noch eine Stelle aus einem Artikel des Generals a. D. Paul *von Schönaich* in der Berliner «Weltbühne» (vom 27. April 1948) notiert: «Ich bin ein Gegner der in Rußland geltenden Staatsform und ein Gegner der marxistischen Wirtschaftsform. Ich bin aber auch nicht blind dagegen, daß in Amerika der dickste Geldsack regiert. Das war ja auch der Grund, daß die Demokratie in der angeblich demokratischen Weimarer Republik nur auf dem Papier stand. Herr Hugenberg kaufte mit seinem dicken Geldsack die halbe deutsche Presse auf und vernebelte die Köpfe der deutschen Spießer so, daß sie glaubten, sie lebten in einer Demokratie, während in Wahrheit Hugenbergs Geldsack herrschte. Ein einziger Parlamentarier war Mitglied des besoldeten Aufsichtsrates von 46 großen Industriegesellschaften, und um das zu tarnen, war er Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei.» Das Ende war Hitler.

von einem Tag auf den andern abgesetzt, weil er eine Wallace-Versammlung präsidiert hatte. (Die amerikanischen Hochschulen sind meistens Privatanstalten, die von Industriellen, Bankiers usw. finanziert werden, so daß das schwedische Forscherehepaar Alva und Gunnar Myrdal in seinem Buch «Kontakt mit Amerika» sagen konnte: «Nach unserer Meinung ist der Ausbau des höheren Unterrichts der vielleicht wichtigste Faktor in der sozialen Entwicklung Amerikas. Wenn das richtig ist, so sind die Gelder, die (den Hochschulen) von staatlicher und privater Seite so reichlich zur Verfügung stehen, die rentabelste Anlage zur Erhaltung des bestehenden kapitalistischen Gemeinwesens, die überhaupt vorgenommen werden kann.»)

Dabei ist ja Wallace kein grundsätzlicher Gegner des Kapitalismus; er glaubt immer noch an die Möglichkeit eines «*fortschrittlichen*» Kapitalismus und bekämpft nur den *reaktionären* Kapitalismus, namentlich auch den Rüstungskapitalismus, der in den Vereinigten Staaten und in der ganzen kapitalistischen Welt eine so verhängnisvolle Rolle spielt.

«Die Regierung», so schreibt er in der «New Republic», «sollte diejenigen Zweige der Flugzeugindustrie in Besitz nehmen, die aus der Herstellung von Militärflugzeugen Profit schlagen. In den sechs Jahren von 1940 bis und mit 1945 haben die Flugzeugunternehmungen nach Abzug der Steuern im Jahresdurchschnitt 100 Prozent Gewinn auf ihrem Vorkriegskapital gemacht. 90 Prozent der Kapitalanlagen dieser Konzerne, die während des Krieges vorgenommen wurden, sind von der Regierung geliefert worden. Regierungsgeld — Regierungsabsatz — eine sichere Sache. Die Erfahrungen des Krieges mit seinen leichten Gewinnen hat diese großen Konzerne verwöhnt. Ihre Profite hängen jetzt davon ab, daß Militärflugzeuge in großem Stil gebaut werden. Unwiderstehlich treiben sie darum zur großzügigen Bewilligung von Militärflugzeugen. Diese Flugzeugfabrikanten haben ihre warmen Verbündeten in der Wehrmacht ... Wenn wir aus der Flugzeugproduktion die Profite ausschalten, indem wir sie in den Besitz des Volkes überführen, werden wir einen Hauptantrieb zum Krieg ausgeschaltet haben. Ich glaube, daß das Programm für Militärflugzeuge um Milliarden von Dollars herabgeschraubt werden kann, wenn die Generäle ihre profithungrigen großkapitalistischen Bundesgenossen verlieren[1].»

Unter diesen Umständen behaupten zu wollen, von Amerika *könne* keine Kriegsgefahr ausgehen, weil es doch eine Demokratie sei, wäre naiv. Wenn in einem Land eine ganz geringe Minderheit Wirtschaft und Staat beherrscht, durch Presse, Radio, Schulen usw. die

[1] Zur Veranschaulichung folgende Meldung:

«*Washington*, 14. Mai. Agence France Presse. Präsident Truman hat am Donnerstag eine Botschaft an das Abgeordnetenhaus gerichtet, worin er es ersucht, einen Kredit von zwei Milliarden und 434 Millionen Dollar für die amerikanische Luftflotte zu eröffnen. Dieser Kredit soll zu den 725 Millionen hinzukommen, die bereits vom Parlament bewilligt worden sind, und ist auch unabhängig von den elf Milliarden Dollar, die im vergangenen Januar verlangt wurden. Die Luftmacht der Vereinigten Staaten soll damit instand gesetzt werden, jährlich 3000 Piloten auszubilden, über 10 000 Flugzeuge erster und zweiter Linie und einen zusätzlichen Bestand von 80 000 Mann zu verfügen.»

«öffentliche Meinung» nach ihrem Willen lenkt und modelt und an Krieg und Kriegsrüstung enorm verdient – was besagt es da noch viel, wenn im übrigen, das heißt soweit die Interessen der herrschenden Schicht nicht ernstlich bedroht werden, die altehrwürdigen Spielregeln der bürgerlichen Demokratie beachtet werden dürfen? Ist bei einer solchen *tatsächlichen* – im Gegensatz zur *geschriebenen* – Staatsverfassung die Gefahr nicht vielmehr recht groß, daß in einer bestimmten Lage den Friedenskräften die Kontrolle über die Kriegskräfte entgleitet? Wobei wir nicht zuletzt auch daran denken wollen, daß im Zeitalter der Atomwaffen und Ferngeschoße ein Krieg auch in der Demokratie von einer ganz kleinen Gruppe von Menschen beschlossen und überfallartig, wahrscheinlich präventiv, eingeleitet würde. Simon Laquedam hat schon recht, wenn er in einem Brief an die Londoner «Tribune» schreibt:

«Der Grundirrtum, den die ‚Tribune' begeht, ist die Annahme, daß die Vereinigten Staaten als Demokratie von vornherein nicht aggressiv seien. Als Sozialist bin ich darüber erstaunt. Angenommen, die Vereinigten Staaten *seien* eine Demokratie, was, neben anderen, zwölf Millionen Neger bestreiten würden, so braucht es ja nur einen Blick in irgendein amerikanisches Geschichtsbuch, um Ihre Behauptung zu widerlegen, daß ‚eine politische Demokratie sich nicht absichtlich für einen Krieg entscheiden könne'. Zum mindesten in zwei Fällen, im Spanisch-amerikanischen und im Mexikanischen Krieg, hat sich gerade *das* ereignet. Man fabrizierte absichtliche Herausforderungen und lenkte planmäßig die öffentliche Meinung; und jetzt, angesichts der amerikanischen Intervention in Griechenland, in der Türkei, in Persien und China, Ländern also, die sämtlich am Rande der Sowjetunion liegen, kann es sich wiederum ereignen. Die öffentliche Meinung kann mit Leichtigkeit gelenkt werden, wenn die Zügel in den Händen weniger Männer liegen. Wenn das für die Sowjetunion gilt, dann gilt es auch für die Vereinigten Staaten.»

England Die innere Politik *Englands* steht weithin im Zeichen jenes Dilemmas des westeuropäischen Sozialismus, von dem ich vorhin sprach. Zwar ist die *Krise der Nationalisierungspolitik*, die soeben auch am Labourparteitag in Scarborough verhandelt wurde, und von der unsere bürgerliche Presse so viel Wesens macht, gewiß nur zum geringsten Teil außenpolitisch – etwa durch die Rücksicht auf den amerikanischen Verbündeten und seine antisozialistische Einstellung – bedingt; sie hängt viel eher damit zusammen, daß die Labourregierung bisher zu wenig der Tatsache Rechnung getragen hat, daß Sozialisierung nicht einfach Verstaatlichung ist, sondern vor allem Vermenschlichung, sagen wir Demokratisierung der Wirtschaft, sein muß, wenn sie dem kapitalistischen Betrieb überlegen sein soll. Aber daß die ganze allgemeine Haltung der Labourregierung durch einen inneren Gegensatz gekennzeichnet wird, der «so oder so» gelöst werden muß, das ist allmählich mit Händen zu greifen. Es ist nicht allein der Gegensatz zwischen einer sozialistisch orientierten Innenpolitik und einer mindestens *nicht* sozialistischen Außenpolitik, an

dem die Labourregierung krankt; vielmehr ist die Innenpolitik Labours selber alles andere eher als eindeutig und in sich geschlossen. F. A. *Ridley* sagt es in der Zeitschrift «Left» vielleicht etwas überspitzt, aber im Grunde doch zutreffend:

«Wie der römische Gott (Janus) hat sie zwei Gesichter, eines der kapitalistischen Klasse zugewandt und das andere ihr ab- und der antikapitalistischen Klasse zugewandt. Oder, um das Gesagte auf eine konkrete, deutliche Formel zu bringen: Die Labourregierung sucht beiden zu dienen, Gott und dem Mammon. Denn indem sie den Kapitalismus zu verwalten und zugleich zu reformieren sucht, setzt sie sich notwendigerweise zwischen zwei Stühle. Durch ihre Reformen und Eingriffe in die ‚geheiligten Rechte' des Privateigentums erregt sie Ärger bei den Klassen, die traditionell mit der alten sozialen Ordnung verbunden sind, während sie sich gleichzeitig die Masse durch Auferlegung immer neuer Lasten entfremdet, die die jetzige Dauerkrise des Kapitalismus sie dauernd aufzuerlegen zwingt.

... In einer scharf in Klassen gespaltenen Gesellschaft mit einem zusammenbrechenden Imperium und der materiellen Grundlage für immer mehr anwachsende Klassenkonflikte kann eine Machtausübung, wie sich deren heute Attlee, Cripps & Cie. unsicher erfreuen, unmöglich lange währen. Es gibt heute in der Tat für England nur *eine* mögliche Alternative, die mit folgenden Worten ausgedrückt werden kann: Entweder den Kapitalismus abschaffen oder ihn mit dem vollen Vertrauen der kapitalistischen Klasse verwalten. Aber das erste bedeutet die soziale Revolution, und das zweite fordert eine Regierung der kapitalistischen Klasse.

... Diese Tatsachen haben eine neue politische Lage geschaffen; eine neue, aber auch alte, schon klassisch gewordene Lage. Denn das, was in Frankreich schon Wirklichkeit geworden ist, und was bald auch über den Kanal nach England übergreifen wird (um so schneller, je eher de Gaulle an die Macht kommt), das ist die vorfaschistische Situation. Wir haben das schon einmal erlebt. Wo? In verschiedenen Ländern, aber am klarsten und ausgesprochensten in Weimar-Deutschland um das Jahr 1930 ... In England haben wir im Grunde dasselbe historische Schauspiel, nur in einem früheren Stadium, etwa dem von 1929/30 vergleichbar, als die Wirtschaftskrise, die zum Schluß Hitler an die Macht brachte und die Weimarer Republik zerbrach, schon zu reifen begann. Zwar wiederholt sich in der Geschichte nichts in genau gleicher Weise, aber die Geschichtsanalogie zeigt sich doch deutlich genug, um wahrgenommen zu werden, und auch um wertvolle Lehren geben zu können.»

Der sozialistischen Aktion wird so in England ein bedenklich enger Spielraum verbleiben, sofern auf dem bisherigen Doppelgeleise weitergefahren wird. Und das beginnt man auf der Labourlinken denn auch mehr und mehr zu empfinden. Nicht das geringste Anzeichen dieses Unbehagens ist das Bemühen, sich durch eine Art «Ersatzhandlungen» das Gefühl zu geben, daß man trotz allem doch noch wisse, was sozialistische Grundsätzlichkeit sei. So wenigstens erkläre ich mir den hartnäckigen, mit fast religiöser Inbrunst geführten Kampf des linken Flügels der Labourpartei um die *Abschaffung der Todesstrafe*, die denn auch, mit Begrenzung auf vorläufig fünf Jahre, vom Unterhaus gegen den Willen der «Tories aller Parteien» (wie man gesagt hat) unter Freuden- und Rührungsausbrüchen der Sieger beschlossen wurde. Sicherlich eine gute und ermutigende Sache; aber was ist das im Vergleich zu den Akten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, zu denen sich – besonders auf internationalem Gebiete –

das Unterhaus *nicht* aufschwingt, obwohl von ihnen Leben und Tod vieler Millionen Menschen, ja vielleicht die Existenz Großbritanniens selber abhängt? Wenn sich der Geist, der sich in der Abschaffung der Todesstrafe bekundet hat, auch sonst durchzusetzen vermag, dann ist uns um die Zukunft des Labourregimes nicht bange; andernfalls muß es schon recht gut gehen, wenn der noch erstaunlich ehrgeizige und offen nach der Macht strebende Churchill nicht ein zweites Mal ans Ruder kommen soll.

Deutschland Zu einem wahren Kreuz hat sich für die Westalliierten die *deutsche* Frage ausgewachsen. Nicht nur darum, weil die materielle Lage der Mehrheit der Deutschen, besonders der Arbeiter und der Stadtbewohner, andauernd schlecht ist (wenn schon nicht schlechter als diejenige gewisser anderer, von den Deutschen bekriegter Völker!), sondern auch deshalb, weil die Alliierten selbst nicht einig darüber sind, wie es mit Deutschland *besser* werden soll.

Der *amerikanische* Plan steht zwar so ziemlich fest: Eingliederung Deutschlands in den Westblock, Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft auf kapitalistischer Grundlage, Einberufung einer verfassunggebenden Versammlung auf den 1. September, Bildung einer deutschen Regierung in Frankfurt, Organisierung eines deutschen Bundesstaates, Erlaß eines neuen Besetzungsstatuts, in dessen Rahmen die Alliierten künftig die Aufsicht über Deutschland auszuüben hätten. *England* scheint im großen ganzen für diesen Plan gewonnen zu sein; es macht namentlich auch keine ernstlichen Einwendungen mehr gegen die Rekapitalisierung der deutschen Industrie. Hingegen zeigt sich *Frankreich* noch etwas widerspenstig; es möchte – im Blick auf eine allfällige militärische Wiedererhebung des «Erbfeindes» – das künftige Deutschland nicht zentralistisch, sondern föderalistisch organisiert sehen und fürchtet vor allem eine Wiederherstellung des *industriellen* Kriegspotentials Deutschlands, soll doch nach angelsächsischem Vorschlag das rheinisch-westfälische Wirtschaftsgebiet keiner interalliierten Aufsicht unterstellt werden, außer für die Ausfuhr von Kohle, Koks und Stahl.

Und tatsächlich wäre auch ein solches Westdeutschland für Frankreich ein recht ungemütlicher Nachbar. Mit seinen 40 Millionen Einwohnern wäre es die stärkste Industriemacht Westeuropas außer England; schon für 1947 sah der alliierte Wirtschaftsplan für Westdeutschland die gleiche Produktion vor, wie sie im Jahre 1936 geleistet wurde, also zu einer Zeit, da das deutsche Wiederaufrüstungsprogramm in voller Ausführung war; und auch die damalige monopolistische Verfassung seiner Wirtschaft soll ja bestehen bleiben und könnte in ähnlicher Weise in den Dienst einer deutschen Kriegspolitik

gestellt werden, wie das unter Hitler der Fall war. Aber in Wirklichkeit ist die Gefahr für Frankreich doch nicht sehr groß; denn *wenn* je das deutsche Kriegspotential wiederum eingesetzt werden sollte, so geschähe das ja nicht gegen Frankreich und den Westen, sondern, unter französischer Mitwirkung, gegen Rußland und den Osten, es sei denn, die russischen Armeen könnten in einem dritten Weltkrieg so schnell nach Westen vorstoßen, daß sie die westdeutsche Industrie für *ihre* Zwecke nutzbar zu machen imstande wären, und das ist doch ein recht unwahrscheinlicher Fall. Es ist darum anzunehmen, die französischen Bedenken gegen den angelsächsischen Deutschlandplan werden irgendwie beschwichtigt werden, vielleicht dadurch, daß – wie früher angedeutet – Amerika die Verteidigung Frankreichs gegen einen allfälligen Angriff von vornherein gewährleistet.

Tschechoslowakei Viel mehr Grund zur Furcht vor einer Wiedererhebung Deutschlands hat die Tschechoslowakei, und es kann, als ausgemacht gelten, daß diese Furcht einen Hauptantrieb für den kommunistischen Umsturz oder doch für dessen passive Hinnahme durch die nichtkommunistischen Tschechen bildete. Das Regime Gottwald hat seine Stellung in den letzten Wochen weiter ausgebaut; die wirtschaftlichen und kulturellen Reformen werden energisch weitergeführt, die neue Verfassung ist widerstandslos in Kraft gesetzt worden, und ebenso widerstandslos werden auch die sogenannten Wahlen vor sich gehen, die das zum vornherein festgesetzte Ergebnis haben werden: die Verdoppelung der kommunistischen Mandate und damit die unbedingte Sicherung des neuen Regimes «auf streng demokratisch-parlamentarischer Grundlage». Nach *unseren* Begriffen eine Farce! Warum steht man nicht ehrlich zu der Diktatur, die man gewollt hat und nun unter dem Anschein der Demokratie ausübt, ähnlich wie auch die kapitalistische Klassenherrschaft in den Formen der Demokratie ausgeübt wird, im Kern aber ebenfalls eine ausgesprochene Diktatur ist?

Über die tatsächliche Lage und Stimmung in der Tschechoslowakei hört man – wie übrigens auch über die Verhältnisse in Polen, Ungarn usw. – die allerverschiedensten Urteile, je nach dem Standort des Beobachters. Ein freundlicher Leser schickt mir beispielsweise zu meiner besseren Unterrichtung einen Artikel der «Nation», in dem ein Besucher der Prager Messe die Zustände in düsteren Farben malt: Terror, Korruption und Angebertum in höchster Blüte; «alle schwer erkämpften Rechte der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung aufgehoben»; mit dem Stachanowsystem werde «aus der Arbeiterschaft schon jetzt das Letzte herausgepreßt»; an der Grenze Zollschikanen, im Hotel Verlotterung und verschlechterte Verpflegung, unter der Bevölkerung Mangel und Gedrücktheit. Eine Klasse von Neureichen –

die Nutznießer des Regimes – mache sich freilich in herausfordernder Art bemerkbar; so erzähle man sich, daß Madame Gottwald jetzt im gleichen Modegeschäft arbeiten lasse, in dem Frau Benesch seit vielen Jahren Kundin sei (wirklich unerhört!). «Als Frau Gottwald kürzlich dort erschien, wurde sie wie üblich mit ‚Küß die Hand, gnädige Frau' begrüßt. Die Antwort soll gelautet haben: ‚Ich bin keine gnädige Frau, ich bin eine Exzellenz und die zweite Dame der Republik.' (Frau Gottwald war früher Hausgehilfin.)» Solche Geschichten werden uns in einem «linksstehenden» Schweizer Blatt vorgesetzt!

Auf der andern Seite heißt es in einem Privatbrief, den ich aus der Tschechoslowakei erhalte:

«Die Oppositionsfreiheit ist vollkommen bewahrt und durch die neue Konstitution garantiert. Die Wahlen werden nicht ‚das Zerrbild einer echten Volksbefragung' sein, wie Sie vermuten. Die Opposition hat volle Freiheit, sich zu organisieren, jeder Bürger kann eine selbständige Kandidatenliste aufstellen, wenn er tausend Unterschriften aufbringt (kein Einlagegeld). Wenn also bei unseren Wahlen keine organisierte Opposition auftreten wird, so wird Ursache dessen nicht die Unterdrückung der Opposition sein, sondern ihre Feigheit. Außerdem kann jeder Wähler einen leeren Stimmzettel abgeben, und diese Stimmen werden als Stimmen gegen die Regierung gezählt. Es wird also interessant sein, wie viele solche Stimmen abgegeben werden.

Es ist wahr, daß wir in der Tschechoslowakei zielbewußt auf die Einheit des Volkes hinarbeiten; aber diese Einheit fassen wir nicht als totalitäres Machtsystem auf, sondern als eine innere, freiheitliche Einheit. Des ‚demokratischen' Machtkampfes sind wir schon satt geworden, wir wollen uns einer friedlichen Aufbauarbeit widmen.»

Von den aus der Tschechoslowakei geflohenen Gegnern des neuen Regimes meint der Briefschreiber, viele von ihnen hofften, im Auslande für ihre Dienste gut bezahlt zu werden, und fügt hinzu: «Nebenbei: Als Jan Masaryk im Herbst vorigen Jahres aus den USA zurückkehrte, sagte er in London zu seinen Freunden: Wenn Sie wüßten, wieviel Dollar man mir anbot, wenn ich nicht mehr in mein Vaterland zurückkehrte!»

Wertvoll sind mir namentlich auch die Bemerkungen, die mir einer unserer religiös-sozialen Freunde, Dr. Franz *Keller* in Zürich, auf Grund eines Aufenthaltes in der Tschechoslowakei zur Verfügung stellt:

«Als im Sommer 1945 auf dem Balkan die ersten Volksdemokratien entstanden, hat *Ragaz* in den ‚Neuen Wegen' festgestellt, daß diese dem demokratischen Denken des Westens nicht entsprechen. ‚Aber', fuhr er Seite 449 weiter, ‚es stellt sich bei tieferem Nachdenken doch die Frage ein, ob eine schablonenhafte Anwendung dieser demokratisch-parlamentarischen Formen des Westens wirklich das ist, was die östlichen Völker in erster Linie nötig haben. Haben sie nicht in erster Linie eine *soziale Revolution* nötig? Müssen sie nicht in erster Linie von der halb feudalen, halb bourgeoisen Ausbeutergesellschaft befreit werden, durch die sie so lange versklavt und von einem Unheil in das andere gestürzt worden sind? Hat sich aber jene Gesellschaft nicht gerade hinter die scheindemokratischen Formen

versteckt? Und steckt nicht hinter der angelsächsischen Opposition neben einem echt demokratischen Denken und Empfinden auch der Wille, jene soziale Revolution zu verhindern?'

So Ragaz. Seine Fragen und seine Aufforderung zum ‚tieferen Nachdenken' haben mich seither nie mehr in Ruhe gelassen. Sie führten schließlich dazu, daß ich selber nach Prag reiste, als auch dort die Volksdemokratie geschaffen wurde. Ich konnte mit hoch und niedrig, arm und reich, Freund und Feind der Regierung sprechen. Ich kann Crossman zustimmen, daß kein aufgeregter, kein blutiger Terror im Lande herrscht, sondern daß dieser ‚sehr ruhig und kalt' ist, d. h. also, daß der Gegner bloß nicht mehr wagen darf, in der Zeitung und in Versammlungen gegen die neue nationale Front aufzutreten. Im privaten Gespräch, aber auch im Restaurant, im Laden, ja selbst auf der Straße haben wir dagegen sehr kritische Stimmen vernommen; Unbekannte haben uns angesprochen und uns vor den Kommunisten gewarnt. Ein Drogist hat uns im Laden vor den Kunden erklärt, gegen die neue Ordnung zu sein, aber nicht minder empört zu sein, daß man in der Schweiz von einem tschechischen Terror spreche.

Auf unser näheres Befragen haben er, wie auch viele andere Gegner, die wir kennenlernten, erklärt, daß sie bis jetzt eigentlich überhaupt noch nichts zu leiden hatten unter dem Umschwung; im Gegenteil: die Steuern werden für die kleinen und mittleren Leute gesenkt, dem Schwarzhandel wird ganz anders zu Leibe gerückt, so daß sich der Lebensstandard für die breiten Schichten hebt. Auch aus Rußland sind vermehrte Lieferungen zu erwarten, nachdem der russische Freund das Land bereits vor den schlimmsten Folgen der Dürre bewahrt hat. Man ist nicht nur bei den Arbeitern, sondern auch im Mittelstand überzeugt, daß die bürgerliche Opposition durch Korruption und Sabotage die Staatswirtschaft zu schädigen suchte. Wenn man in den vornehmen Hotels und Restaurants den verbitterten, ja verzweifelten Kapitalisten ins Antlitz schaut oder mit ihnen spricht, dann traut man ihnen diese hinterlistigen Mittel zu. Es handelt sich, wie Ragaz mit großer Einfühlung betont hat, in der Tat um eine ‚halb feudale, halb bourgeoise Ausbeutergesellschaft', die sich auch jetzt wieder ‚hinter die scheindemokratischen Formen versteckt' hat.

Aber warum denn Skepsis und leise Furcht auch im Mittelstand, obschon man dessen Eigentum an Läden, Werkstätten, Häusern (wenn nicht mehr als vier Partien darin wohnen) nicht antastet, und obschon man ihm die Lebensmittel und die Steuern billiger zu machen sucht? Der ‚sehr ruhige Terror' rührt bei den linksbürgerlichen Leuten daher, daß Vermutungen und Gerüchte zirkulieren, daß das Konzentrationslager, der Arbeitszwang und die Mißwirtschaft dann später kämen. Bei den Arbeitern, der Mehrheit der Studenten und auf den Parteisekretariaten herrschen keine solchen Sorgen. Hier fand ich ein beglückendes, ein ansteckendes Gefühl der Zuversicht, der Befreiung von den Gefahren der Reaktion. Hier hat das Volk das Gefühl, endlich selber zu herrschen. Man glaubt auch nicht an den Krieg, weil man darauf vertraut, daß die Russen ihn nicht provozieren, und daß auch die Amerikaner davor zurückschrecken. Der Optimismus, die soziale Gesinnung und die Schaffensfreude der Anhänger der Nationalen Front erlauben mir die Behauptung: Volksdemokratie heißt zumindest in der CSR: Herrschaft der Gutgesinnten!»

Es sei dem Leser überlassen, sich aus diesen und andern Berichten sein eigenes Urteil über die Verhältnisse in der Tschechoslowakei zu bilden, ein Urteil, das zuletzt eben von dem Vertrauen zu der Quelle abhängt, aus der man schöpft. Ich für meinen Teil glaube, daß die Mehrheit des tschechischen Volkes die zweite, unter kommunistischer Führung vor sich gehende Revolution ebenso bejaht wie sie die erste,

linksbürgerlich-demokratische Revolution nach der Befreiung bejaht hat. Daß ich die *Mittel*, mit denen diese Revolution eingeleitet worden ist, ablehne, brauche ich kaum zu wiederholen.

Italien Eine Wiederholung der tschechoslowakischen Revolution in *Italien* ist nun ja durch den erwarteten Sieg der Regierungsparteien bei den Parlamentswahlen abgewendet worden. Aber der Sieg de Gasperis war ein Pyrrhussieg. Er hat nicht nur eine kommunistisch-linkssozialistische Revolution in die Ferne gerückt, sondern jede einigermaßen durchgreifende soziale Revolution überhaupt. Wenn aber nicht durch radikale Wirtschaftsreformen den Kommunisten der Boden entzogen wird, so wird das Elend der landlosen Kleinbauern, Pächter und Landarbeiter und die womöglich noch größere Not und Verkommenheit der unteren Schichten des städtischen und industriellen Proletariats – es gibt jetzt zu allem hinzu schon wieder zwei Millionen Arbeitslose – zu derartigen sozialen Spannungen führen, daß bürgerkriegsartige Ausbrüche sehr zu besorgen sind. Und dann stellen die acht Millionen Kommunisten und Linkssozialisten – fast ein Drittel der gesamten Wählerschaft – eine Macht dar, mit der sogar die de Gasperis zu rechnen lernen werden.

Oder sind vielleicht die herrschenden Parteien doch zu gründlichen Wirtschaftsreformen fähig? Das ist schwer zu glauben. Die eigentlichen Sieger bei den Parlamentswahlen, und das heißt die wirklichen Beherrscher Italiens, sind ja die Römische Kirche und der Großgrundbesitz auf der einen Seite, das von Amerika gestützte Finanz- und Industriekapital auf der andern Seite. Und beider Absicht ist selbstverständlich gerade, jede grundlegende Neugestaltung der italienischen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur zu *hintertreiben*. Man wird darum die Ankündigung einer Agrarreform, die den Kleinbesitz stark vermehren solle, durch die Regierungspresse mit der gebührenden Vorsicht aufnehmen müssen. Und was vollends die Überwindung der ausbeuterischen, korrupten Finanz- und Industriemächte – die Voraussetzung für eine wirkliche Entproletarisierung der Arbeiterbevölkerung – betrifft, so stehen einer derartigen Umwälzung nicht nur die Interessen des italienischen Großbürgertums im Wege, das in dem nun zum Staatspräsidenten gewählten Professor und Nationalbankdirektor Einaudi seinen liberalistischen Theoretiker und den einflußreichsten Praktiker der verhängnisvollen Deflation hatte; ein derartiges Unterfangen würde besonders auch auf den Widerstand des *amerikanischen* Kapitalismus stoßen, der in den Marshall-Lieferungen eine äußerst wirksame Waffe in der Hand hat und seine umfangreichen Geldanlagen in Italien – sie werden auf mindestens eine halbe Milliarde Dollar geschätzt – auch sonst zu verteidigen wüßte.

Und der italienische *Sozialismus*? Von ihm ist fürs erste kaum viel

zu erwarten. Es ist das alte Elend, das wir auch aus andern Ländern kennen: die demokratischen und humanistischen Elemente im Sozialismus sind lau, matt oder verbürgerlicht; die radikalen Elemente aber sind großenteils nur gemäßigte Kommunisten, ohne eigene, tiefere Begründung ihres Sozialismus. Und daß so halbschlächtige Bruchstücke von den ganzheitlichen Kräften zur Rechten wie zur Linken mit fast magnetischer Kraft aufgesogen oder doch neutralisiert werden, das ist sozusagen ein Naturgesetz. Woher soll dann aber die Kraft für eine gleichzeitig tatkräftige *und* freiheitliche Erneuerung von Staat und Wirtschaft in Italien kommen? «Wenn das Salz fad wird, womit soll man ihm seine Würze wiedergeben?»

Frankreich Womöglich noch bemühender steht es um den Sozialismus in *Frankreich*. Führen wir einfach an, was der «Berner Tagwacht» aus Paris berichtet wird:

«Man mag es drehen und wenden, wie man will, es läßt sich nicht mehr übersehen, daß sich innerhalb der Sozialistischen Partei Frankreichs, der SFIO[1], ein bedenkliches Malaise breitmacht ... Der ‚Populaire', das Parteiblatt, steht am Rande des Bankerotts ... Die Krise des ‚Populaire' ist natürlich eine Parallelerscheinung der Schwierigkeiten innerhalb der SFIO. Ihre Wurzel ist in der wenig glücklichen Politik der sozialistischen Regierungsmitglieder und Parlamentsfraktion zu suchen. Die Tatsache, daß innerhalb der Regierungskoalition die bürgerlichen Parteien alle ihre wesentlichen Forderungen durchzusetzen verstanden und die SFIO immer wieder klein beigab, daß unter der von ihr mitzuverantwortenden liberalen Wirtschaftspolitik der Regierung Schumann die Preise ungeheuerlich gestiegen und die Löhne dem nicht nachgekommen sind, daß die Lebensmittelversorgung nach wie vor nicht funktioniert, die städtischen Arbeitermassen ein immer elenderes Dasein haben, daß die Reaktion frecher denn je ihr Haupt erhebt, die Pétainisten und Vichyaner frei herumlaufen, Frankreichs Außenminister sich dem faschistischen Spanien an den Hals wirft, all das hat viele alte, treu ergebene Parteimitglieder stutzig gemacht. Kein Geringerer als der Generalsekretär der SFIO, Guy Mollet, selbst hatte auf dem Kongreß von Lyon konstatiert, daß manche der Parteiführer mehr an ihren Ministersesseln hängen als an der sozialistischen Idee. Die Folgen zeigen sich jetzt in einem betrüblichen Rückgang der Wählerstimmen, der Parteimitglieder, der Leser der Parteipresse ... Eine sozialistische Partei kann es sich bei Strafe ihres Untergangs eben nicht leisten, gegen ihre eigenen Grundideen, gegen ihr eigenes Programm Politik zu machen.»

Auch sonst steht die «Dritte Kraft», zu der die SFIO gehört, auf schwachen Füßen. Die Koalition der Mitte, die weder Fisch noch Vogel ist, kann sich nur noch faute de mieux halten. Zwar bessert sich die Wirtschaftslage auf wichtigen Gebieten erfreulich; die Ernte verspricht gut zu werden, und die Kohlenförderung scheint genügend. Aber es will trotz aller Deflationspolitik nicht gelingen, der langsam, aber dauernd wachsenden Teuerung zu wehren; die Preise stehen heute mindestens 20 Prozent höher als im Dezember 1947, zu der

[1] Section Française de l'Internationale Ouvrière, Französische Sektion der Arbeiter-Internationale.

Zeit also, da die Streikbewegung ihren Höhepunkt erreichte und von der Regierung gewaltsam gebrochen wurde. Wenn René Mayer, der französische Einaudi, der Teuerungswelle nicht bald Einhalt zu gebieten weiß, dann drohen neue Arbeitskämpfe das höchst labile Gleichgewicht auch der politischen Kräfte abermals gefährlich zu erschüttern.

Palästina In den letzten Tagen hat sich das terroristische Regime in *Griechenland* durch die Hinrichtung von über 1300 «Verbrechern» – Teilnehmern am Aufstand von 1944 gegen die Restaurierung der Reaktion – der Weltöffentlichkeit erneut in Erinnerung gerufen. Es ist zwar ganz bezeichnend, wie in *diesem* Falle das «internationale Gewissen» anschlägt, das immer so pathetisch aufschäumt und die massivsten Drohungen ausstößt, wenn in den «Volksdemokratien» politische Justiz geübt wird – eine Justiz, die hundertmal menschlicher ist als die in Griechenland geübte, die in den westlichen Demokratien jetzt nur außerordentlich vorsichtig stilisierte Proforma-Proteste auslöst. Aber wir sind diese doppelte Buchführung ja allmählich gewöhnt, so daß ich es mir schenken kann, nochmals darauf einzutreten, und lieber noch etwas Platz für *Palästina* gewinnen will, wo gerade in diesen Tagen entscheidende, große Dinge geschehen.

Die Weigerung der beiden angelsächsischen Mächte, die Teilung Palästinas gegen den Willen der Araber durchzusetzen (der Araber, die man sich eben als Herren der Petrolgebiete und als mögliche Bundesgenossen gegen Rußland warm halten muß), hat nicht verhindern können, daß diese Teilung nun doch Tatsache geworden ist: durch die bewaffnete Selbsthilfe der Juden. Bis zum heutigen Tage hat die jüdische Armee mindestens vier Fünftel des dem Judenstaat zugesprochenen Gebietes in ihre Hand gebracht, zum Teil sogar Städte wie Jaffa, die nach dem Teilungsplan hätten arabisch bleiben sollen. Das ist ein erstaunlicher Erfolg, erklärbar einzig durch das Bewußtsein der Juden, daß sie buchstäblich um ihr Leben und um die Rettung ihrer großen Sache kämpfen. Die am 14. Mai 1948 erfolgte *Ausrufung des neuen Staates Israel*, der überraschenderweise sofort von den Vereinigten Staaten von Amerika anerkannt wurde, stellte unter diesen Umständen nur die Anpassung des Rechtszustandes an eine bereits geschaffene tatsächliche Lage dar, bleibt aber trotzdem ein weltgeschichtliches Ereignis ersten Ranges. Denn so klar es uns stets sein wird, daß ein jüdischer Nationalismus ein Widerspruch in sich selber ist, weil eben die Juden kein Volk «wie die andern Völker» sind, sondern ein Religionsvolk und als solches ein Typus, ein Vorbild und eine Mahnung für *alle* Nationen, so wahr bleibt es doch, daß sie gerade deshalb festen Boden unter den Füßen brauchen, um ihre über-

weltliche Sendung erfüllen zu können. Und ihre bewundernswerten Leistungen in der alten Heimat geben ihnen ein doppeltes Recht darauf, diesen Fleck Erde als Treuhänder frei zu verwalten und zu entfalten.

Wie und ob mit dem Zionsgedanken der blutige Kampf um das Existenzrecht des Judenvolkes vereinbar sei, das ist eine Frage für sich, die wir hier um so weniger zu erörtern haben, als ja auch die Christen noch nicht über diesen Weg, nationales Leben zu behaupten, hinausgekommen sind. Und wieder eine andere Frage ist, ob es dem neuen Staat gelingen wird, sich gegenüber der Feindseligkeit der arabischen Völker – oder ihrer Oberklassen – und der Gleichgültigkeit und Treulosigkeit der übrigen Welt durchzusetzen. Sein gefährlichster Gegner ist König Abdullah von Transjordanien, eine Kreatur Englands, das ihn mit Geld, Militärinstruktoren und Kriegsmaterial aller Art aushält, ohne deswegen freilich die Sympathie der arabischen Welt zu gewinnen. Aber allem nach scheint Israel mindestens für absehbare Zeit nicht nur den Streitkräften Abdullahs, sondern auch denjenigen anderer arabischer Staaten gewachsen zu sein, deren bisherige Taten ihren großen Worten nur sehr wenig entsprechen. Die Hoffnung ist darum berechtigt, Juden und Araber werden über kurz oder lang zu einer Verständigung kommen, die den Bestand eines jüdischen Gemeinwesens endgültig sichere und darüber hinaus eine Lösung des vorderasiatischen Gesamtproblems anzupacken erlaube. Daß dabei, neben den arabischen Feudalherren und städtischen Grundbesitzern, namentlich auch die ausländischen Ölkapitalisten in den Senkel gestellt werden müßten, ist freilich klar, wird doch, wie ein Korrespondent der Worldover Press richtig meinte, «Palästina wenig Frieden kennen, solange Blut billiger ist als Öl». Aber wer soll dieses große Werk eigentlich an die Hand nehmen? Die UNO, deren selbstgewollte Ohnmacht zum Gespött der ganzen Welt geworden ist? Oder ein ad hoc gebildetes Mächtekonsortium? Oder wer dann sonst?

Die notwendige Revolution

Vielleicht daß auch im Vorderen Orient großzügige Aufbauarbeit eben erst geleistet werden kann, wenn die grundlegende Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion gesichert sein wird, von der wir in der Einleitung dieser Rundschau sprachen. Und damit sind wir wieder bei unserem Ausgangspunkt angelangt, uns noch einmal die Frage stellend, wie sich die westliche Welt, die Welt der bürgerlichen Kultur und des Spätkapitalismus, grundsätzlich mit dem vom Osten her vordringenden *Kommunismus* auseinandersetzen wolle.

Vergegenwärtigen wir uns dabei von vornherein, daß der Kommunismus eine *Religion* im spezifischen Sinne des Wortes ist. Wie es

der frühere Redakteur am kommunistischen «Daily Worker», Douglas *Hyde*, der vor einiger Zeit zum römischen Katholizismus übergetreten ist, im «Catholic Herald» von sich bekennt:

«Ich hatte im Christentum nichts gefunden, das mir ein Ziel für meinen jugendlichen Enthusiasmus und Idealismus gegeben hätte; kein Zielbewußtsein, das mit demjenigen der Kommunisten vergleichbar gewesen wäre. Die Christen waren voller Nachsicht; die Kommunisten hatten große Ungeduld mit allem, was nicht richtig in der Welt war. Die Christen, die ich kannte, waren offenbar auch nach zweitausend Jahren noch nicht im klaren darüber, was sie glaubten; die Kommunistische Partei wußte schon nach ein paar Jahren genau, wo sie stand und was sie wollte. Die Christenheit hatte vor Hunderten von Jahren ihre Märtyrer, aber der moderne Durchschnittschrist schien ganz gut ohne Schwierigkeiten durchzukommen; die Kommunisten hatten eine Fülle zeitgenössischer Märtyrer, in Asien, auf dem Balkan, sogar in Amerika.»

Dieser Sachverhalt steht hinter der Anziehungskraft und dem Einfluß, den der Kommunismus heute als revolutionäre Macht auf die nach Befreiung dürstenden Klassen und Völker ausübt. So sieht es, vom französischen Standpunkt aus, auch Camille *Val*, wenn er im «Socialiste Chrétien» schreibt:

«Unter den sozialistischen Kräften stellt die Kommunistische Partei unbestreitbar die einzige derzeit organisierte Bewegung dar, die von revolutionärem Willen beseelt und entschlossen ist, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um den Weg eines totalen Sozialismus zu betreten. Dieser Wille zum Bruch mit dem kapitalistischen Sumpf ist völlig auch der unsrige, und wir fühlen uns in diesem Punkt durchaus mit ihr einig ... Wir wissen auch, daß eine Revolution immer eine schmerzensreiche Geburt ist, und daß das ausschließliche Streben nach Reinheit der revolutionären Mittel zuletzt zur Ohnmacht und Unfruchtbarkeit führt.»

Aber, so fährt Camille Val fort, der Kommunismus ist nicht nur eine sozial- und wirtschaftsrevolutionäre Bewegung:

«Er sieht den Marxismus nicht bloß als eine Methode zur Erforschung und Erkenntnis der Geschichte von Vergangenheit und Gegenwart an, auch nicht nur als Wegweiser zum Handeln, sondern ebenso sehr als Philosophie ... Im Namen dieser Philosophie und der Weltanschauung, die sie verlangt, sind die Kommunisten gegen die religiösen Auffassungen und bekämpfen sie. Wir glauben an die Überweltlichkeit eines fleischgewordenen Gottes, sie glauben nur an die Vernünftigkeit der Dinge und der Natur ... Um wirklich und gültig zu sein, muß die Revolution auch ständig um den Menschen besorgt sein. Sie muß zwischen den Trümmern der alten bürgerlichen Werte und unter der Schändung, die diese zudeckt, die ewigen sittlichen Werte wieder aufdecken. Die besten wirtschaftlichen Gebilde können unmenschlich sein. Der Geist des Ameisenstaates ist die Gefahr, die uns immer wachhalten muß ... Unser Ziel ist der Mensch, den wir groß, frei, voll entfaltet wissen wollen.»

Was uns völlig aus dem Herzen gesprochen ist, weil es zugleich den Weg zur *rechten* Überwindung des Kommunismus zeigt. Denn daß der Kampf gegen den Kommunismus und die Sowjetunion, wie er jetzt geführt wird, nämlich vom Boden der bürgerlichen Gesellschaft aus und mit ihren Mitteln: Geld, Propaganda, moralischem und obrigkeitlichem Druck, Militärmacht und gar Kriegsdrohung, daß dieser

Kampf von Grund auf verfehlt ist und nur in einer Katastrophe enden kann, wenn er fortgesetzt wird, das sollte nun eigentlich für jeden Sehenwollenden klar vor Augen liegen. Wir sagen es zum hundertstenmal: Der Kommunismus wird nur besiegt werden, wenn wir den Mammonismus besiegen, und das heißt: wenn wir einen neuen, echten Glauben gewinnen, der uns täglich antreibt, die alte Welt des Geldes, der Übervorteilung und Ausbeutung, der Zerrissenheit in feindselige Klassen und Nationen, der Gewalt und des Militarismus umwälzen zu helfen.

Ein *neuer Sozialismus* tut not, der von diesem Glauben getragen wird und die ihm heute anhaftende klägliche Ohnmacht abstreift, ein *revolutionärer* Sozialismus, wie er – der kommunistischen Lehre zum Trotz – auch auf dem Boden der kapitalistisch verfälschten Demokratie möglich ist, wenn er nur die Menschen findet, die ihn leben und vertreten. Ein bloß reformistischer, bürgerlich entarteter Sozialismus wird mit den furchtbaren Mächten, die hinter dem Kapitalismus stehen, nie fertig werden; *ihm* wird der Kommunismus stets überlegen sein, nicht aber einem Sozialismus, der zu seinen tiefsten Quellen zurückkehrt und aus ihnen die Kraft für seinen großen Kampf schöpft.

Höher steigend, wiederholen wir aber, was so oft in diesen Blättern mit Vollmacht verkündet wurde: ein neues Verständnis der *frohen Botschaft* tut not, eine neue Verwirklichung der Sache Christi. «Sie wird *Revolution* sein – und zwar auch eine Revolution von einem Radikalismus, den wir heute noch kaum zu fassen vermögen –, diese Revolution vom Christentum zum Reiche Gottes hin», um Leonhard *Ragazens* Worte zu gebrauchen. Daß die hier gemeinte Revolution unter uns aufbreche und ein Feuer entbrenne, das wir «durch alle Lande gehn» sehen werden – das bleibt über die Pfingsten hinaus die große Sehnsucht unseres Lebens. Und wenn wir etwas dazu beitragen können, daß diese Revolution komme, dann wollen wir es mit Freudigkeit und Festigkeit tun.

18. Mai 1948. *Hugo Kramer.*

Ein tschechoslowakischer Sozialist über den Umsturz in der Tschechoslowakei

In der Delegiertenversammlung der Sozialdemokratischen Partei der Stadt Zürich sprach am 20. Mai Dr. Frantisek Plasil, nachdem er bereits an der Pfingsttagung des «Escherbundes» referiert hatte. Das «Volksrecht» berichtet über die Delegiertenversammlung unter anderm folgendes:

Vor ungefähr einem Jahr referierte Genosse Frantisek Plasil als Direktor eines großen nationalisierten Unternehmens über die Ergebnisse der Nationalisierungen in der Tschechoslowakei. Diesmal sprach er als Emigrant, der nach dem Staatsstreich Gottwalds floh. Für ihn gab es in seiner Heimat keine Bleibe mehr, denn «jetzt regieren in Prag die Agenten der Kominform», und wer dem demokratischen Sozialismus treu geblieben ist, werde als «Reaktionär und Agent des Dollarimperialismus» verfolgt.

Wie kam es so weit? Eingehend legte Genosse Plasil dar, wie der kommunistische Staatsstreich von langer Hand vorbereitet worden ist und mit Hilfe der kryptokommunistischen Anhänger in den Reihen der tschechischen Sozialdemokratie und eines in der Stunde der Entscheidung schwach gewordenen Staatspräsidenten durchgeführt werden konnte. Die letzte Ursache gehe bis auf die Konferenz von Yalta zurück, wo «die Tschechoslowakei an die Sowjetunion ausgeliefert» worden sei. Von da an ergriffen die Kommunisten die Führung. Sie nahmen die wichtigsten Regierungsressorts für sich in Beschlag; sie sicherten sich die führenden Stellungen im Staat, aber auch in den Gewerkschaften; sie feierten die Rote Armee als die Befreierin der Tschechoslowakei vom nationalsozialistischen Joch; sie entfalteten eine gewaltige nationalistische Propaganda. Resultat: Sie vermochten bei den Parlamentswahlen von 1946 38 Prozent der Stimmen auf sich zu vereinigen. Damit war gewissermaßen Halbzeit erreicht.

Die zweite Halbzeit ließ sich für die Kommunisten weniger gut an. Überstürzte Nationalisierungen brachten eine gewisse Desorganisation in die Wirtschaft. Der Lebensstandard des Volkes drohte zu sinken. In den Arbeitermassen machte sich Unzufriedenheit bemerkbar. Die Popularität der Kommunistischen Partei stand in Gefahr, Einbußen zu erleiden. Gottwald traf auf seine Art Vorbeugungsmaßnahmen: er verstärkte den kommunistischen Einfluß im Innenministerium durch die Ernennung hoher Polizeioffiziere aus den Reihen der Kommunisten. Darauf kam es zur offenen Regierungskrise. Staatspräsident Benesch zögerte und lehnte es schließlich ab, die in ihrem Offizierskorp bis zu 90 Prozent und in der Mannschaft wohl zu zwei Dritteln antikommunistisch gesinnte Armee zum Schutze der parlamentarischen Demokratie einzusetzen. Inzwischen handelten Gottwald und Fierlinger. Gestützt auf die starke kommunistische Massenbasis in den Gewerkschaften wurden die Aktionsausschüsse eingesetzt und bewaffnete Arbeitermilizen mobilisiert. Die Parteisekretariate der nichtkommunistischen Parteien wurden von Staatspolizei und Arbeitermilizen besetzt und die leitenden Parteifunktionäre vor das Dilemma der Zustimmung zum Staatsstreich oder der sofortigen Verhaftung gestellt. Es wurden Verhaftungen vorgenommen, einigen gelang die Flucht, und ein sehr beträchtlicher Rest kapitulierte. So kam das neue Kabinett Gottwald zustande.

Seine ersten Maßnahmen bestanden in einer Aufhebung der bürgerlichen Freiheiten. Versammlungs-, Rede- und Pressefreiheit gelten nur noch für die Kommunisten und die ihnen ergebenen Anhänger in den gesäuberten andern Parteien. Die Arbeitszeit wurde durch Aufhebung des Achtstundentages und die Verhängung freiwilliger Sonntagsarbeit verlängert. Polizeiwillkür und geistiger Terror sorgten im Verein mit einer müden Resignation im Volke für die Wahrung der nationalen Disziplin. Freiheit und Demokratie sind in der Tschechoslowakei für einmal wieder begraben. «So weit kommt man», so schloß Genosse Dr. Frantisek Plasil seine von den Delegierten mit anhaltendem Beifall aufgenommenen Ausführungen, «wenn man mit den Kommunisten kollaboriert.»

Soweit der dem totalitären Gefängnis Entflohene. Die andern, die nicht fliehen können, werden sich unter die von Dr. Franz Keller bei seinem mehrtägigen Aufenthalt in Prag entdeckte «Herrschaft der Gutgesinnten» ducken, aber sie werden sich seelisch von all der Korruption und Gesinnungslumperei, die zu jeder totalen Herrschaft, auch

der Gutgesinnten, gehört, und von aller ihrer Brutalität und Bedrükkung nicht zerbrechen lassen. Wir wissen zuviel von den Methoden des totalen Staates, von seiner Brechung der Charaktere und von seiner Verdummung der Gehirne, daß wir uns noch etwas vorschwatzen und vorspielen lassen möchten. Wir richten die unter dem Druck lebenden tschechischen Freunde nicht, wenn sie sich selbst etwas vorspielen, weil sie sonst das Ganze seelisch nicht ertrügen. Wir empfehlen aber dem Psychologen Dr. F. Keller, seine Studien in dieser Richtung zu ergänzen und sich etwas mit der Psychologie von Menschen zu befassen, über deren Leben der Schatten der Geheimpolizei, der Konzentrationslager, der Deportation, der Folter und des Getötetwerdens hereinragt. Gerade weil wir etwas von diesen Dingen ahnen und in tiefem Mitgefühl auf alle Unterdrückten schauen, darum haben wir, solange wir noch etwas von demokratischen Freiheiten besitzen, die Pflicht, Terror Terror und Unterdrückung Unterdrückung zu nennen. Diesem System gegenüber bedeutet die auf Reisen gehende oder von zu Hause aus geübte Bereitschaft, «das Gute sehen zu wollen», schon Verrat an der Freiheit und allem, was durch jene Systeme mit Füßen getreten wird. Diese Bereitschaft hat mit christlicher Gesinnung nichts zu tun. Christus hat sie nur den Zertretenen gegenüber geübt und üben gelehrt, nie aber sie den Menschenschändern zugute kommen lassen. Diesen gegenüber darf es unter uns kein Schwanken und keine Zweideutigkeit geben. Wer nicht gegen sie ist, ist für sie und für alles, was sie tun, und er wird sich vor dem Weltgewissen vergeblich um ein demokratisches oder religiös-soziales Alibi bemühen durch die Versicherung, daß er ja «selbstverständlich auch gegen gewisse Dinge gewesen sei».

Wir sind gerade denen, die sich nach sozialer Gerechtigkeit sehnen, weil sie unter dem Unrecht des Kapitalismus leiden, die Wahrheit schuldig. Sie sollen wissen, daß Staatskapitalismus nicht Sozialismus, sondern das unerbittlichste und mächtigste System der Ausbeutung, und daß die Abschaffung der Menschenrechte nicht Revolution, sondern Reaktion im vollsten und furchtbarsten Sinne des Wortes ist. Und *wir* sollen wissen, daß «Radikalismus» und «Revolution Christi» Dinge sind, die ihre tiefen Voraussetzungen haben und nicht einfach «gemacht» werden können. Gerade weil der Sozialismus weit Größeres will als der bloß formale Rechtsstaat, läßt er sich nicht so leicht machen wie Terror und Diktatur. Letzteres haben die Bolschewisten und die Volksdemokratien fertig gebracht, den Sozialismus aber nicht.

Paul Trautvetter.

«Meine Seele leuchtet immer auf,
wenn das Wort ‚Freiheit' ertönt.»

Leonhard Ragaz.

Wieder ein Appell!

Die *«Auskunftsstelle für Flüchtlinge»*, Gartenhofstraße 7, Zürich 4, Postscheckkonto VIII 15866, hat lange nichts mehr von sich hören lassen. Erst in der nächsten Zeit wird sie wieder einen Bericht über ihre Tätigkeit in den letzten drei Jahren veröffentlichen. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob ihre Aufgabe, die Betreuung von Emigranten und Flüchtlingen, die weder politischen noch konfessionellen Hilfsorganisationen zugewiesen werden können, nach und nach überflüssig werde. Der Kreis der Betreuten wurde kleiner; für die einen taten sich Tore in ein neues Gastland auf; andere kehrten in die alte Heimat zurück, eine dritte Gruppe wurde von der Deutschen Interessenvertretung aufgenommen, während einige wenige Glückliche durch die endlich errungene Arbeitserlaubnis sich selbst erhalten können. So blieb ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Hilfsbedürftigen übrig, denen dank Beiträgen der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe und einigen der Auskunftsstelle treugebliebenen Spendern das Allernotwendigste zum Lebensunterhalt übermittelt werden konnte.

Nun aber haben sich zu den seit Jahren Betreuten neue Anwärter auf unsere Hilfe gesellt: vor allem haben wir nach der Auflösung des Schweizerischen Hilfswerkes für Emigrantenkinder eine ganze Anzahl von Kindern übernehmen müssen, darunter einige uns finanziell ziemlich belastende Fälle. Dann haben Emigranten und Flüchtlinge, die sich bis dahin noch aus eigenen Mitteln erhalten konnten, sich gezwungen gesehen, unsere Hilfe anzurufen, weil die eigenen Mittel aufgezehrt waren. Einzelne sind durch Krankheit in eine schlimme Lage geraten. Schwer ins Gewicht fällt auch die Tatsache der immer noch steigenden Kosten für den Lebensunterhalt, die eine – leider kaum genügende – Erhöhung der Unterstützungsbeiträge nötig machte. Von der neuen Welle der politischen Flüchtlinge (z. B. aus der Tschechoslowakei und aus Ungarn) sind wir hingegen einstweilen noch nicht erfaßt worden.

Die Tatsache ist nur, daß wir an alte und neue Freunde mit der Bitte um Hilfe gelangen müssen, sei es, daß sie uns einen monatlichen Beitrag zukommen lassen oder daß sie uns mit einem einmaligen Beitrag etwas aus der Not helfen. Wir hoffen immer, daß in nicht allzu ferner Zeit das ganze Flüchtlingsproblem eine radikalere und unseres Landes und unserer Flüchtlinge würdigere Lösung finden werde. Inzwischen müssen wir, wie leid es uns tut, die schon so oft und so vielseitig Beanspruchten wieder um Hilfe bitten.

Für die Auskunftsstelle für Flüchtlinge:
Clara Ragaz, Pfr. W. Kobe, E. Kober, V. Oberli, B. Wicke.

Eine aktuelle Schrift über das Palästina-Problem

Mit Spannung und wohl auch mit Bangigkeit verfolgen wir die Ereignisse des neuen Kriegsschauplatzes in Palästina, und manche können den Gedanken nicht los werden, daß durch eine großzügigere Politik die Entfesselung der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Juden und Arabern hätte verhindert werden können.

Ein Beispiel eines wohldurchdachten, friedlichen Projektes gibt uns die im Juni 1947 in Jerusalem veröffentlichte Schrift: *«Palestine – divided or united?»* Namhafte Autoren, unter ihnen der Rektor der Universität Jerusalems, J. L. Magnes, ferner M. Reiner, Lord Samuel, E. Simon und M. Smilansky treten vor der UNO für ein binationales Palästina ein. Wir finden neben einer Rede im Oberhaus, betitelt «Das Volk Palästinas wünscht den Frieden», von Viscount Samuel, das Protokoll der 30. öffentlichen Sitzung der UNSCOP (United Nations Special Committee on Palestine) in Jerusalem vom 14. Juli 1947. (Letzteres auch im Volume III, Commission Speciale d'Enquête sur la Palestine, Nations Unies, Raunhardt-Buchhandlung, Zürich.)

Eine ganze Reihe von zu berücksichtigenden Problemen taucht hinter den knappen Ausführungen und den Antworten auf die Fragen der UNSCOP auf. Die Einleitung der Schrift enthält das Programm der herausgebenden Gruppe IHUD, eines Mitglieds der Liga für jüdisch-arabische Annäherung und Zusammenarbeit.

Daß dieses wertvolle Gedankengut nicht zur Anwendung kommen konnte, darf uns nicht in Erstaunen setzen, beruft sich doch Magnes selbst auf die Schutzmacht der UNO. Ohne sie wäre jegliche Lösung in dem brodelnden Palästina wie Öl ins Feuer gegossen.

Lotte Rosenfeld.

«Heim» Neukirch an der Thur

17. bis 24. Juli: Ferienwoche für Männer und Frauen
Leitung: Fritz Wartenweiler

Schicksalsjahr für die Schweiz, Schicksalsjahr für Europa
Völkerfrühling – und die Ernte?

I. Unsere Bundesverfassung und ihre Revisionen nach 1848. – Die Gefahren von heute. Was möchten wir anders?

II. 1848 in unsern Nachbarländern, Osteuropa und im skandinavischen Norden.

III. Noch einmal unser Land und seine Verfassung.

Die ausführlichen Programme sind im «Heim» erhältlich. Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen: *Die «Heim»-Leitung.*

Christus in uns

Der Evangelist Johannes berichtet ein Wort, das Jesus in seinen Abschiedsreden zweimal in ganz ähnlicher Weise zu seinen Jüngern sprach und das für den Menschen und Jünger der heutigen Zeit von besonderer Bedeutung ist, weil es auf eine wesentliche Stufenfolge in der geistigen Entwicklung des Menschen hinweist. Dieses Wort lautet (Joh. 14/23): «Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.»

Richtet man von diesem Worte aus den Blick in die heutige Menschenwelt, so sieht man da zunächst die große Masse derer, die von dem Worte Christi noch beinahe unberührt erscheinen, deren Sinnen und Trachten sich fast ausschließlich um das eigene Ich und sein Wohlergehen dreht, und die höchstens noch für ihre nächsten Angehörigen – als Teile dieses Ich – ein gewisses Interesse haben. Daneben aber gibt es eine wachsende Zahl von Menschen, denen durch die ungeheure äußere und innere Not, in welcher die Menschheit sich heute befindet, die Augen geöffnet wurden. Sie können nicht anders, als hinhören, hinsehen, mitfühlen, ja mit-leiden, sofern sie nicht selbst von dieser Not betroffen sind. Und aus diesem Mit-Leiden heraus erwächst in ihnen der Wille zum Helfen. Sie hören, meist noch unbewußt, die Stimme Christi im Notschrei des Bruders, und sie gehorchen, ebenfalls unbewußt, dem Gebote Christi, indem sie der Stimme ihres Herzens folgen.

Aus diesen Menschen heraus erhebt sich die Schar der bewußten Jünger Christi, welche ihren Meister kennen und lieben und welche sein Ziel zum Ziele ihres eigenen Lebens gemacht haben. Ihnen liegt wenig mehr am persönlichen Wohlergehen. Das kleine Ich rückt langsam aus dem Mittelpunkt an die Peripherie, und je mehr es dies tut, um so klarer erscheint die Arbeit für das Reich Gottes, so wie Christus es sah, im Zentrum ihres Lebens. Sie mühen sich darum, den Willen Christi zu erkennen, und zwar nicht nur so, wie er in den Evangelien erscheint, sondern vor allem auch so, wie er aus den Ereignissen und Aufgaben der Gegenwart spricht. Sie machen ernst mit der Nachfolge, indem sie im persönlichen und öffentlichen Leben einstehen für das, was sie als richtig erkannten, auch wo es sie große Opfer kostet. Der tragende Grund in all ihren Kämpfen und Nöten ist die stille Gewißheit, daß sie «mit Gott desselben Werkes walten».

Und doch kann gerade für diese tätigen Jünger Christi ein Augenblick kommen, in dem sie spüren, daß auch das noch nicht das Letzte ist. Eine innere Leere und Unsicherheit bemächtigt sich ihrer, die mit dem geringen äußern Erfolg ihrer Sache wenig oder nichts zu tun hat. Längst sind sie gewohnt, sich als kleine Herde zu fühlen; sie haben

gelernt, ihr ganzes Vertrauen auf Gott und auf die Wiederkunft Christi zu setzen und wollen nichts als treue Vorkämpfer sein. Als solche sind sie auch nicht ernstlich erschüttert durch das mächtige Anschwellen des Bösen in der Welt, weil sie erkennen, daß dies mit dem Herannahen des Göttlichen in Zusammenhang steht. Was ihre Ruhe und Sicherheit stört, ist ein wachsendes Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, das Bewußtsein großer innerer Möglichkeiten, die noch keineswegs erkannt, geschweige denn erfüllt sind. Sie merken plötzlich, wie das, was einst begeisterter Einsatz war, nach und nach zur Routine wurde und wie ihr Leben überhaupt nicht mehr wirklich lebendig ist. Es steigen Bilder auf von wahrhaft Lebenden, von den Aposteln und Märtyrern, von Franz von Assisi und andern großen Heiligen oder von Blumhardt Vater und Sohn. Bisher waren sie gewohnt, diese Menschen als große begnadete Brüder zu betrachten, mit denen ein Vergleich überhaupt nicht in Frage kam. Nun aber – durch die Stimme ihres eigenen Gewissens geweckt – beginnen sie darüber nachzudenken, ob sie nicht selbst in falscher Bescheidenheit die Grenzen ihrer inneren Entwicklung zu früh absteckten, anstatt zu versuchen, in steter gewissenhafter Arbeit darüber hinauszuwachsen. Aber bestand denn nicht diese Arbeit gerade in der täglichen treuen Pflichterfüllung? Gibt es noch etwas, das über das Tun der Gebote Christi hinausgeht, hinausführt, etwas, das einen befähigt, ein viel besserer, lebendigerer, begeisternderer Jünger Christi zu sein?

In diese Zweifel und Fragen leuchten wie eine gewaltige Verheißung die Worte Christi: «Dann wird ihn mein Vater lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.» Was ist damit gemeint? Ein einmaliger, vielleicht gar falsch übersetzter Ausspruch Christi kann es nicht sein, denn wenn man sein Augenmerk darauf richtet, klingen noch viele ähnliche Worte durch die Bibel, speziell durch das Johannesevangelium, aber auch durch die Schriften des Paulus und durch die Offenbarung[1]. Sie alle deuten auf eine tiefste innere Verbindung mit dem Geiste Christi hin, auf ein Durchdrungenwerden mit diesem Geiste, auf ein Einswerden mit Christus selbst. Die Verheißung ist fast zu hoch, als daß man sie richtig fassen könnte, und doch steht sie nicht nur geschrieben, sondern sie fand auch eine Verwirklichung durch die großen Menschenbrüder, von denen jeder nach seiner Weise und in seinem Maße den innewohnenden Christusgeist zum Ausdruck brachte. Das ist es ja, was sie von den kleineren Jüngern unterscheidet, daß sie nicht nur *Nachfolger* Christi waren, die seine Gebote getreulich hielten, sondern *Erfüllte*, von seinem Geist, seiner Kraft und seiner Liebe Durchdrungene. Und darin liegt das Große – das gleichzeitig hohe Freude und schwere Verantwor-

[1] Joh. 14/21; Joh. 15/5; Joh. 15/7; Joh. 17/20, 21; Römer 8/9;; 1. Kor. 6/17; Gal. 2/20; Eph. 3/17; Off. 3/20, u. a. m.

tung bedeutet –, daß die Verheißung Christi nicht nur den großen Seelen und Geistern gilt, sondern jedem einzelnen Jünger, der seine Liebe zu Christus im Halten seiner Gebote beweist.

Woher mag es nur kommen, daß selbst bei den aufrichtigsten Jüngern oft so wenig von diesem Erfülltsein zu spüren ist, ja daß häufig nicht einmal der Gedanke an diese innigste Verbindung mit Christus in ihren Herzen lebt? Vielleicht hängt es mit der Entwicklungsstufe der heutigen Menschheit und mit den durch sie bedingten Aufgaben der Gegenwart zusammen, daß die ernsten Christusjünger vor allem das selbstlose *Tun* auf ihre Fahne schrieben, im Gegensatz zu dem mehr egoistischen christlichen *Gefühl*, das heute noch in vielen Kreisen vorherrscht. Sie erfüllen damit das wichtigste Gebot ihres Meisters und tun einen großen Schritt vorwärts. Aber es ist, wie wenn sie sich jetzt am Ziele glaubten, wie wenn sie weder Zeit noch Kraft noch auch nur den Wunsch besäßen, die unerwartete Herrlichkeit in sich aufzunehmen, die sich an der neuen Wende ihres Weges bietet und die weit über das hinausgeht, was sie bisher als Ziel erschauten. Christus selbst ist da, ihnen ganz nahe, bereit, ihre Herzen zu erfüllen, wenn sie es nur wollen, wenn sie sich ihm nur öffnen. Er will sie durchströmen, wie er die großen Brüder durchströmte, deren Worte zündeten, weil Christus sie sprach, deren Gebete Gewaltiges vollbrachten, weil Christus in ihnen betete, deren Körper sogar Heilung und Kraft ausströmte, weil Christus sie belebte. «Wer an mich glaubt», sagt Christus, «von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.» Immer wieder weist er auf den Glauben hin als auf die einzige Bedingung zur Erfüllung seiner Verheißungen. Wo der Jünger glaubt, daß Christus seiner Seele nahe sei, da ist er es; wo der Jünger glaubt, daß Christus ihn mit seinem Geiste durchdringen wolle, da tut er es; wo der Jünger glaubt, daß Christus durch ihn beten, denken, schaffen wolle, bis ins Kleinste hinein, da wirkt er durch ihn. Aber Glaube ist nicht nur ein gelegentliches Fürwahrhalten, sondern eine ständige bewußte Hingabe, ein unaufhörlicher innerer Kontakt: «Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.» Diese Hingabe hat nichts mit Passivität zu tun; sie erfordert im Gegenteil eine so starke innere Aktivität, daß sie dem heutigen Menschen meist nur für Augenblicke möglich ist. Und doch liegt gerade darin das Geheimnis der großen Christusjünger, daß sie ihre Seele immer neu erfüllen ließen, so daß ihre Worte und Taten nur der Ausfluß waren dieser ständigen inneren Kommunion. Doch auch dies ist wichtig: Ihr Einssein mit Christus war nicht nur eine Gnade, ein einseitiges Geschenk ihres Meisters, sondern das Ergebnis einer großen, ganz persönlichen inneren Arbeit. Von den Aposteln und ersten Jüngern wird erzählt, daß sie sich immer wieder zusammenfanden in Beten und Flehen. Paulus sagt zu den Thessalonichern: «Betet ohne Unterlaß.» Franz von Assisi war

nicht nur groß in seiner strahlenden Liebe und in seinen Taten, sondern auch in der Ausübung der Meditation. Und was ist Meditation anderes als das Verbindungsuchen mit der geistigen Welt, mit Christus? Auch das Wesen und Wirken von Blumhardt Vater und Sohn, das dem heutigen Menschen vielleicht am vertrautesten ist, läßt sich nur aus dieser innigsten Verbindung mit dem Göttlichen verstehen.

Im Grunde genommen wirken ja nur diejenigen Worte, die Christus durch den Menschen spricht, zünden nur diejenigen Ideen, die Christus dem Menschen eingibt, verwirklichen sich nur diejenigen Pläne, die dem Willen Christi entsprechen, und wirken nur diejenigen Handlungen, die von Christi Geist getragen sind. Ganz neue Kraftquellen für den Kampf um das Reich Gottes könnten sich erschließen, wenn der heutige Jünger von seinen großen Vorläufern lernen und im Glauben an Christi Verheißung den wichtigen Schritt tun wollte vom bloßen Halten der Gebote zur bewußten inneren Hingabe an Christus selbst, der nur darauf wartet, auch durch den bescheidensten Menschen sein Licht, seine Liebe und seine Kraft ausströmen zu lassen in eine Welt, die danach hungert und dürstet. I. S.

Das Reich Gottes in der Bibel (II.)

Leonhard Ragaz †

Der Sturz der Weltreiche

Das erste Gesicht

Frage: Steht aber nicht der Herrschaft Gottes die ungeheure Macht des irdischen Reiches mit seinen Kräften gegenüber?

Antwort: Darüber sagt die Weissagung:

«Du hattest ein Gesicht, o König, und schautest ein Standbild. Das Bild war überaus groß und sein Glanz außerordentlich, es stand vor dir, und sein Anblick war furchtbar. Das Haupt dieses Bildes war von gediegenem Golde, seine Brust und seine Arme von Silber, sein Bauch und seine Lenden von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße aber teils von Eisen, teils von Ton. Du schautest hin, bis ein Stein ohne Zutun von Menschenhand vom Berge losbrach, auf die eisernen und tönernen Füße des Bildes aufschlug und sie zermalmte. Da waren im Nu Eisen, Ton, Erz, Silber und Gold zermalmt und zerstoben, wie im Sommer die Spreu von den Tennen, und der Wind trug sie fort, so daß keine Spur mehr von ihnen zu finden war. Der Stein aber, der das Bild zerschlug, ward zu einem großen Berge und erfüllte die ganze Erde.» (Daniel 2, 31–35.)

Frage: Was bedeutet dieses Gesicht?

Antwort: Diese Vision stellt den Sturz der Weltreiche vor Gott und seinem Christus dar. Die Schichten des Standbildes sind das assyrische, das babylonische, das persische und das griechische Großreich, die aufeinander folgen. Sie sind Vertreter des *Weltreiches*,

welches die Gegenmacht zum Reiche Gottes ist. Sie trachten nach Macht, Ehre, Reichtum; ihr Weg ist Selbstsucht, Gewalt und Blut. Gold und Silber sind Symbole für die Rolle, die Gold und Geld in der Welt und in den Weltreichen spielen, das Eisen für die Gewalt, auf die sie sich stützen, und der dem Eisen beigemischte Ton das Element des Truges, auf dem sie letztlich ruhen. Sie gewinnen einen Glanz von militärisch-nationalistischer Herrschaft, aber auch von künstlerischer, wissenschaftlicher, politischer und anderer Kultur und blenden damit die Menschen. Sie verbinden sich gern auch mit der Religion und die Religion mit ihnen. Aber sie werden immer schlechter. Ihr innerstes Wesen: Gewalt und Mammon, tritt immer deutlicher hervor. Gleichzeitig setzen sie sich immer mehr an die Stelle Gottes und lassen in allerlei Formen ihrem Bilde opfern. Staat, Volk, Gesellschaft machen Anspruch auf Totalität. Alles muß ihnen ein- und untergeordnet werden, Wissenschaft, Kunst, Religion. Aber ihre Grundlage wird immer mehr brüchig, in gewaltiger Katastrophe stürzen sie vor Gott und seinem Christus dahin. Der kleine Stein aber, der ohne Zutun von Menschenhand sich in der Höhe ablöst, ist das Reich Gottes, das Reich des Rechts und des Friedens. Die Allmacht des Weltreiches wird gestürzt durch die Allmacht, worin Gott wirkt. Klein und fast unsichtbar beginnend wird dieses Reich siegen und das letzte sein. Der Sturz der Weltreiche aber kann, wenn ihre Zeit erfüllt ist, ganz plötzlich kommen.

Du aber lerne, wie dich der Dichter mahnt:

«Mit Gutem still das Böse überwinden,
Mit kleinen Dingen große Dinge wirken,
Mit Dingen, die ganz schwach und töricht scheinen,
Die weltlichstarken niederwerfen.
Und weltlich weise durch die schlichte Güte;
Stets wissend, daß im Kampf der Wahrheit immer
Das Leiden ist die Kraft zum höchsten Siege.» (Milton.)

Frage: Wird hier nur vom Reiche geredete und nicht von seinem Bringer?

Antwort: Es wird von ihm in einem zweiten Gesicht geredet.

Das zweite Gesicht

«Ich, Daniel, schaute bei Nacht ein Gesicht, und siehe, die vier Winde erregten das große Meer, und es stiegen vier große Tiere aus dem Meere herauf, ein jedes verschieden vom andern. Das erste sah aus wie ein Löwe und hatte Adlersflügel. Ich schaute hin, und auf einmal wurden ihm die Flügel ausgerissen, und es wurde von der Erde aufgehoben und wie ein Mensch auf zwei Füße gestellt, und Menschenverstand ward ihm gegeben. Und siehe, ein anderes Tier erschien, ein zweites, das glich einem Bären; es war nur auf einer Seite aufgerichtet und hatte drei Rippen im Maul zwischen den Zähnen, und es wurde ihm geboten: Auf, friß viel Fleisch! Darnach schaute ich, und siehe, ein weiteres Tier erschien, das glich einem Panther

und hatte vier Vogelflügel an seinen Seiten, und vier Köpfe hatte das Tier, und Macht ward ihm gegeben. Darnach schaute ich in den Nachtgesichten, und siehe, ein viertes Tier erschien, furchtbar und schrecklich und überaus stark. Es hatte große eiserne Zähne, es fraß und zermalmte, und was übrig blieb, zerstampfte es mit den Füßen, es war anders als alle die Tiere vor ihm und hatte zehn Hörner. Und ich gab acht auf die Hörner: siehe, da wuchs zwischen ihnen noch ein kleineres Horn empor, und drei von den ersten Hörnern wurden vor ihm ausgerissen, und siehe, an diesem Horn waren Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das redete große Dinge.

Ich schaute: Da wurden Throne aufgestellt, und der Alte der Tage setzte sich nieder. Sein Gewand war weiß wie Schnee und das Haar seines Hauptes rein wie Wolle, sein Thron war lodernde Flamme und die Räder daran wie brennendes Feuer. Ein Feuerstrom ergoß sich und ging von ihm aus. Tausendmal Tausende dienten ihm, und zehntausendmal Zehntausend standen vor ihm. Das Gericht setzte sich nieder, und die Bücher wurden aufgetan. Darnach schaute ich hin ob des Lärms der großen Worte, die das Horn redete. Ich schaute: da wurde das Tier getötet, sein Leib vernichtet und dem Feuerbrand übergeben. Und den andern Tieren ward ihre Macht genommen und ihre Lebensdauer auf Zeit und Stunde bestimmt.

Ich schaute in den Nachtgesichten, und siehe, mit den Wolken des Himmels kam Einer, der einem Menschensohn glich, und gelangte bis zu dem Alten der Tage und wurde vor ihn geführt. Ihm wurde Macht verliehen, Ehre und Reich, daß die Völker aller Nationen und Zungen ihm dienten. Sein Reich ist ein ewiges Reich und seiner Herrschaft kein Ende.» (Daniel 7, 2–14.)

Frage: Wie unterscheidet sich dieses zweite Gesicht von dem ersten?

Antwort: Der Sinn dieses Gesichtes ist dem ersten gleich. Nur treten an Stelle der vier Metallschichten vier Tiere auf, als Bild der Grausamkeit, der Unersättlichkeit, aber auch des Götzendienstes, den sie mit sich selbst treiben. Man darf sich als das letzte Tier die symbolische Gipfelung des Weltreiches denken, das Imperium Romanum mit seiner Vergottung Cäsars und Anbetung seines Bildes. Was in diesem vollendeten Typus des Weltreiches am deutlichsten hervortritt, eignet aber allem Nationalismus und Imperialismus. Sie tun, als ob sie *Gott* wären, und tun, als ob sie *Menschen* wären, aber sie unterdrükken vor allem den *Menschen*. Sie lösen ihn auf im absoluten Staat («Alles im Staat. Alles für den Staat. Alles durch den Staat») oder im absoluten Volke («Recht ist, was meinem Volke dient») oder in der absoluten Gesellschaft («Es gibt keine Individualität»).

Sie schalten den Menschen gleich. Die Technik, die Presse, das Radio sind ihre Diener. Aller Wert der Individualität wird zermalmt. Nicht nur der Leib, sondern auch die Seele gehört dem Moloch. Im Kriege vollendet sich sein Dienst. Er ist sein großes Opferfest.

Diesem Reich des Tieres tritt das Reich Gottes entgegen, das sich in Christus vollendet. Vor dem lebendigen Gott stürzen diese Götzenreiche im Gericht zusammen, mit ihrer Macht und ihrem Glanz, mit ihrer Gewalt und ihrem Mammon. In Christus erscheint der *Menschensohn* und das Reich des Menschen: das heilige Recht des Sohnes und des Bruders, von Gott, dem Herrn und Vater, kommend, das Recht besonders der Schwachen und Geringen, der unendliche und

unbedingte Wert der Persönlichkeit (der «Seele»), die Wahrheit, die Reinheit, die Freiheit und gleichzeitig die Solidarität, die Bruderschaft, die Liebe, der Dienst, das Opfer. An ihm ist das Recht des Menschen befestigt, *sein* Reich wird siegen und herrschen.

Reich, Religion, Kultus

Frage: Führen die Menschen das Reich Gottes herbei durch eifrige Zuwendung zu *Religion* und *Kirche*?

Antwort: Das Reich Gottes hat zunächst mit Religion und Kirche nichts zu tun. Es ist die *Herrschaft Gottes* über die Welt und in der Welt. Es ist die *Welt*, die aber Gott gehorcht und durch Gott erlöst ist. Es wendet sich regelmäßig gegen Religion und Kirche. Gott spricht durch den Propheten *Amos* mitten in eine religiöse Festversammlung hinein:

«Ich hasse und verachte eure Feste und kann nicht riechen eure Feiern. Denn wenn ihr mir Brandopfer darbringt, so habe ich an euern Gaben kein Gefallen, und das Opfer eurer Mastkälber sehe ich nicht an. Hinweg von mir mit dem Lärm deiner Lieder! Das Spiel deiner Harfen mag ich nicht hören! Aber es ströme wie Wasser das Recht und die Gerechtigkeit wie ein unversieglicher Bach!» (Amos 5, 21–24.)

Das ist deutlich. Gott will nicht Kultus, sondern Gerechtigkeit. Unsere Kirchenfeste, unsere Gottesdienste, unsere Liturgien, unsere Kirchengesangbücher, auch die neuesten, sind ihm ein Ärgernis, ja ein Greuel, wenn daneben Macht, Gewalttat, Bedrückung der Armen und Schwachen, sei's des Einzelnen, sei's ganzer Völker, geschieht. Gottesdienst ist Menschendienst.

So sagt auch der Prophet *Micha*:

«Womit soll ich vor den Herrn treten, mich beugen vor dem Gott der Höhe? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfern, mit einjährigen Kälbern? Hat der Herr Wohlgefallen an viel tausend Widdern, an ungezählten Bächen Öls? Soll ich meinen Erstgebornen hingeben für meine Sünde, die Frucht meines Leibes als Sühne für mein Leben?» «Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert: Recht tun, Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott.» (Micha 6, 6–8.)

Hosea aber sagt (und Christus hat das Wort angeführt): *«Liebe will ich, nicht Opfer.»*

Frage: Sind denn Religion, Kultus, Kirche zu verwerfen?

Antwort: Sie sind zu verwerfen, wenn sie etwas für sich sein und sich selbst dienen wollen; sie sind recht, soweit sie Gott und dem Reiche seiner Gerechtigkeit dienen. In diesem Sinne lautet die Losung: *Nicht Religion, sondern Reich Gottes*. Alle Propheten kämpfen in diesem Sinne für Gott gegen die Religion.

Frage: Auch andere?

Antwort: So auch *Jesajas* und *Jeremias*.

«Höret das Wort des Herrn, ihr Fürsten von Sodom! Horch auf die Weisung eures Gottes, du Volk von Gomorrha! [Es ist unter Sodom und Gomorrha Israel zu verstehen.] *Was soll mir die Menge eurer Schlachtopfer? spricht der Herr. Satt habe ich die Brandopfer von Widdern und das Fett der Mastkälber, und das Blut der Stiere und Lämmer und Böcke mag ich nicht. Wenn ihr kommt, mein Angesicht zu schauen, wer hat das von euch verlangt, daß ihr meine Vorhöfe zertretet? Bringet nicht mehr unnütze Gaben – ein Greuelopfer ist es mir. Neumond und Sabbath, Versammlungen berufen – ich mag nicht Frevel und Feiertag. Eure Neumonde und Feste haßt meine Seele, sie sind mir zur Last geworden, ich bin's müde, sie zu ertragen. Und wenn ihr eure Hände ausbreitet, so verhülle ich meine Augen vor euch, auch wenn ihr noch so viel betet, ich höre es nicht. Eure Hände sind voll Blut, waschet euch, reiniget euch! Tut hinweg eure bösen Taten, mir aus den Augen! Höret auf, Böses zu tun, lernet Gutes tun! Trachtet nach Recht, weiset in Schranken den Gewalttätigen, helfet der Waise zum Rechte, führet die Sache der Witwe.»* (Jesaja 1, 10–17.)

Und ein andermal (es ist der sogenannte *Zweite Jesajas*):

«Siehe, an eurem Festtag geht ihr eurem Geschäfte nach und alle eure Arbeiter bedrängt ihr. Siehe, ihr fastet zu Zank und Streit und zum Schlagen mit ruchloser Faust. Ihr fastet zurzeit nicht so, daß eure Stimme in der Höhe gehört würde. Ist das ein Fasten, das mir gefällt: am Tag, da der Mensch sich kasteit? Daß man den Kopf hängen läßt wie die Binse und sich in Sack und Asche bettet – soll das ein Fasten heißen und ein Tag, der dem Herrn gefällt? Ist nicht das ein Fasten, wie ich es liebe: daß du ungerechte Fesseln wegnimmst, die Stricke des Jochs lösest? Mißhandelte ledig lässest und jedes Joch zerbrichst? Daß du dem Hungrigen dein Brot brichst, Arme und Obdachlose in dein Haus führst? Wenn du einen Nackten siehst, daß du ihn kleidest und dich den Brüdern nicht entziehst? Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte und deine Heilung eilends sprossen, deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird deinen Zug schließen.» (Jesaja 58, 3—8.)

Endlich *Jeremia*:

Als das Volk, so wie es immer geht, nach einer schweren Niederlage in Angst und Bedrängnis zum Tempel strömte, stellte er sich, von Gott gesandt, an dessen Tor und sprach:

«Hört das Wort des Herrn, ihr alle aus Juda, die ihr durch diese Tore hineingeht, den Herrn anzubeten! So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Bessert euern Wandel und eure Taten, so will ich euch an diesem Orte wohnen lassen. Verlaßt euch nicht auf täuschende Worte wie diese: ‚Dies ist des Herrn Tempel, dies ist des Herrn Tempel, dies ist des Herrn Tempel!', sondern bessert euern Wandel, bessert eure Taten! Wenn ihr wirklich Recht schafft zwischen den Leuten, wenn ihr Fremdling, Witwe und Waise nicht bedrückt und nicht unschuldiges Blut vergießet an dieser Stätte und nicht andern Göttern nachlauft, euch selbst zum Unheil, so will ich euch an diesem Orte wohnen lassen, in dem Lande, das ich euern Vätern gegeben habe, immerdar. Aber ihr verlaßt euch auf die täuschenden Worte, die nichts nützen. Wie? Da stiehlt man und mordet, bricht die Ehe und schwört Meineide, opfert dem Baal und läuft andern Göttern nach, die man nicht kennt – und dann kommt ihr und tretet vor mein Angesicht in diesem Hause, das nach meinem Namen genannt ist, und sprecht: ‚Wir sind geborgen!', um all diese Greuel auch ferner zu treiben. Ist denn dieses Haus, das nach meinem Namen genannt ist, in euren Augen eine Räuberhöhle geworden?»

Und Jeremia verkündet dem Tempel den Untergang, wie es schon der Prophet *Micha* getan hatte. (Jeremia 7, 1–11, Micha 3, 9–12.)

So stehen Reich Gottes und Religion, Kirche, Kultus zueinander.

Diese sind oft nur eine Flucht vor Gott, ein Ersatz für Gott, und darum eine Ablenkung des Menschen von Gott, eine Sinnestäuschung, wie ein Prophet unserer Zeiten gesagt hat.

Frage: Beschränkt sich die Weissagung bloß auf das politische und soziale Gebiet, den Volksfrieden und den Völkerfrieden unter Gottes heiligem Recht?

Antwort: Sie dringt noch höher und tiefer. Sie bedeutet sogar

Die Vernichtung des Todes

Es heißt:

«Vernichten [«verschlingen» übersetzt Luther] *wird er den Tod für immer, und der Herr, unser Gott, wird die Tränen abwischen von jeglichem Antlitz und die Schmach seines Volkes überall verschwinden lassen auf Erden.»* (Jesaja 25, 8).

Die Erlösung, die vom lebendigen Gott ausgeht, hat also einen umfassenden Sinn. Sie erstreckt sich auch auf die *kosmischen Mächte* und dringt siegreich auch in die Tiefen des Todes ein. Vor dem lebendigen Gott gibt es keinen Tod. Alle Finsternis muß dem Lichte weichen, aller Tod dem Leben, in der Natur wie in der Geschichte.

Gott aber verschlingt nicht nur den Tod, sondern auch die *«Hölle»* (vgl. 1. Korinther 15, 55 ff.). Auch *Schicksal* (im Sinne von Fatum) und *Schuld*. Davon redet eine andere Weissagung:

Der heilige Weg

«Dort wird eine Straße sein. ‚Heiliger Weg' wird man sie nennen. Kein Unreiner wird sie betreten. Er selbst wird ihnen den Weg vorangehen, so werden auch Törichte nicht irregehen. Dort wird kein Löwe sein, und kein reißendes Tier wird auf ihr hinansteigen, keines ist dort zu treffen, sondern Erlöste werden darauf gehen. Die Befreiten des Herrn werden heimkehren und nach Zion kommen mit Jauchzen. Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein. Freude und Wonne wird bei ihnen einkehren, und Leid und Seufzen werden fliehen.» (Jesaja 35, 8–10.)

«Denn fürwahr, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde.» (Jesaja 65, 17.)

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Es bedeutet: Von dem lebendigen Gott geht die Verwandlung von Himmel und Erde aus. Auch die Verwandlung des *Himmels*. Denn an die Stelle der Götter tritt Gott, an die Stelle des Schicksals sein Wille, an die Stelle der kosmischen Mächte seine Heiligkeit und Güte. Die Erde wird der Schauplatz seiner Gerechtigkeit. Sein Volk aber, seine Gemeinde, braucht sich nicht zu fürchten. Es gibt für sie durch alle Schranken der Natur und Geschichte einen Weg, den keine menschliche oder übermenschliche Macht versperren kann. Über dem Wege Gottes aber ist eine Freude, die aus der Ewigkeit in die Ewigkeit Gottes quillt.

Die umfassende Bedeutung der Herrschaft Gottes drückt besonders großartig auch der Schluß des *103. Psalms* aus:

«Der Herr hat seinen Thron im Himmel errichtet,
Und sein Reich herrscht über dem All.
Lobet den Herrn, ihr seine Engel,
Ihr starken Helden, die ihr sein Wort vollführt!
Lobet den Herrn, all seine Heerscharen,
Ihr seine Diener, die ihr seinen Willen erfüllt!
Lobet den Herrn, all seine Werke,
An allen Orten seiner Herrschaft!
Lobe den Herrn, meine Seele!»

Frage: Was fügt diese Stelle Neues hinzu?

Antwort: Sie eröffnet uns den Blick in das All, das von Gottes Herrlichkeit erfüllt ist.

Auch die *Natur* ist keine großartige Maschinerie, sondern durchwaltet von lebendigen, ja persönlichen Kräften und Wesen. Auch ihre Ordnungen erfüllen den Willen Gottes und verherrlichen seine Ehre. Heerscharen von dienenden Mächten stehen Gott zur Verfügung. *Darum*, nicht etwa als Gott des Krieges, heißt er der «Herr der Heerscharen». Es sind Engel bereit, sein Gebot zur Erfüllung zu tragen. Diese Engel sind keine weichen und sentimentalen Gestalten, sondern starke *Helden*. (Engel heißt *«Bote»*.)

Frage: Ist dies das gleiche Bild der Natur, das wir heutigen Menschen vor Augen haben? Ist es nicht lebendiger, geistdurchdrungener?

Antwort: Doch das ist es. Es ist ganz anders als das Bild der Natur und überhaupt der Welt, das wir lange vor Augen gehabt haben und das einer ungeheuren Maschine glich.

Aber dieses «moderne Weltbild» hat sich nun unter der Arbeit der Philosophie und Wissenschaft gründlich verändert und gleicht jetzt für die, welche diese Wandlung erfaßt haben, sehr dem biblischen.

Die Bibel, vor allem das Alte Testament, redet überhaupt nicht von Natur, sondern von *Schöpfung*. Die Natur hat ihr Sein und Wesen von Gott, und sie vergeht, wenn er seine Hand zurückzieht, weil sie ihren Dienst getan hat.

«Vor Zeiten hast du die Erde gegründet,
und die Himmel sind deiner Hände Werk.
Sie werden vergehen, du aber bleibst,
wie ein Gewand zerfallen sie alle,
wie ein Kleid wechselst du sie, und sie gehen dahin.
Du aber bleibest derselbe,
und deine Jahre nehmen kein Ende.» (Psalm 102, 26–28.)

Das gleiche, was von der Natur, gilt erst recht vom Reich des Menschen, von der *Geschichte*. In das ganze Reich der Wirklichkeit dringt Gottes Wille ein, das Ganze wird dafür in Anspruch genommen, und das Ganze wird der Erlösung teilhaftig. Die Erlösung gehört zur Schöpfung. Denn die Schöpfung ist durch den Abfall von Gott in Verderbnis gefallen und muß durch die Erlösung wieder hergestellt und erneuert werden.

Frage: Bezieht sich das auf die Geschichte von *Schöpfung* und *Sündenfall*?

Antwort: Diese sind Symbole eines nicht bloß einmaligen, sondern fortgehenden Geschehens.

Frage: Wie geschieht die Erlösung?

Antwort: Von den Menschen aus, vor allem durch *Leiden* und *Opfer*.

(Fortsetzung folgt.)

Weltanschauung, Religion und Gottesglaube (III)

(Vortrag, gehalten auf dem religiös-sozialen Ferienkurs in Fürigen)

Religion sättigt und beruhigt. Bemerkenswerterweise wird sie aber zugleich auch wieder zur furchtbaren Beunruhigung und Vergewaltigung der Welt. Sei es, daß der Unterschied zwischen Gott und Welt sich doch nicht ganz verwischen läßt und, da er auf dem Boden der Religion auf eine gute Weise nicht behoben werden kann, auf bösartige Weise ausgetragen werden muß, sei es, weil der Gott, der nichts anderes ist als vergottete Welt, eben auch das Zwiespältige, das Gefährliche und Bösartige dieser Welt als Mitgift mitbekommen hat: Der Gott der Religion wird zugleich zum Feind, zur Bedrohung der Welt. Er wird zum finsteren Tyrannen, an dessen Feuer sich der finstere Fanatismus entzündet, der die Welt vergewaltigt im Dienst und zum Wohlgefallen seines Gottes, der mit Drohung und Schrecken, mit Feuer und Schwert das Reich *seines* Gottes ausbreitet. Gott wird zum Moloch, der die Welt fressen will und dem deswegen ansehnliche Brocken dieser Welt zum Fraße vorgeworfen werden müssen, damit er etwas zu verdauen hat und die anderen eine Atempause bekommen. Mensch und Menschlichkeit müssen ihm zum Opfer gebracht werden. Darum ist Religion auf dem Gipfelpunkte etwa dort, wo man den menschlichen Opfern das Herz aus dem Leibe reißt und ihr Blut in Bächen über den Opferstein rinnen läßt, oder etwa dort, wo man in wildem Taumel eher sich selbst und diese ganze «verfluchte» Welt dem Untergange weiht, als daß man ihre unbelehrbare Widerspenstigkeit gegen seine «heiligsten» Überzeugungen, diese Gottesschande, noch länger duldet, in diesem Weltopfer die Sünde der Welt zugleich sühnend und rächend. Wenn schon Religion, dann soll der Mensch geschlachtet werden zur Ehre Gottes, um des letzten, großen, erhabenen Zieles willen, damit man sieht: Hier ist Religion, hier ist nicht der Glaube an den Gott, der nicht Opfer will, sondern daß der Mensch Recht übe und die Güte liebe und demütig wandle vor seinem Gott; hier ist nicht das Gebot des Menschensohnes, der lehrt: «Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» Rückt die Welt-

anschauung den Menschen so in den Mittelpunkt, daß er schließlich Gott verdrängt, so rückt die Religion Gott auf eine Weise in den Mittelpunkt, daß er schließlich den Menschen verdrängt und vernichtet. Beide Male aber bleibt nichts. Denn der Mensch ohne Gott bleibt nicht: «Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.» Aber auch Gott ohne den Menschen bleibt nicht, er ist höchstens noch eine religiöse Konstruktion, nicht mehr der Lebendige, der ewig Schöpferische.

Das Bedrückende bei der ganzen Sache ist wieder, daß man auch im Bereich der Religion überall wieder so nahe an der Wahrheit ist, ja daß es sich eigentlich überall um Wahrheit handelt, aber in welcher Form und in welcher Anwendung! Welcher von den Gedanken der Religion ist nicht von Christus aufgenommen, oftmals aus schauerlicher Verirrung und lästerlichem Mißbrauch zurückgeholt, aber eben doch aufgenommen worden? Der Gedanke von der Einzigkeit und leidenschaftlichen Ausschließlichkeit Gottes, der Gedanke vom Gericht, von Schuld und Sühne, der Gedanke des Opfers, gewisse Ahnungen von einer Menschwerdung, von Tod und Auferstehung eines Gottes: das sind alles tiefste Glaubenswahrheiten, die auch auf dem Boden der Religion natürlich nicht nur in ihren gräßlichsten Verzerrungen vorkommen, sondern manchmal in ergreifender Reinheit, als ergreifende und in großer Demut vollzogene Versuche, Gott zu verstehen und ihm zu dienen. Man denke nur an das, was da auf dem Boden des Griechentums alles gewachsen ist. Aber all dieses Suchen stößt immer wie auf eine Mauer, es dringt vielleicht bis zu der Schwelle der Wahrheit, aber es überschreitet sie nicht. Die Religion führt bestenfalls bis vor das Tor mit der Aufschrift: «Der unbekannte Gott.» Da es aber unerträglich ist, immer und unaufhörlich vor einem Unbekannten zu stehen, wendet sie sich zurück zu dem Bekannten und identifiziert es mit Gott. Gott ist ihr einfach identisch mit der Welt, mit dem Weltzustand, mit dem Weltlauf, mit der Weltordnung, mit dem Schicksal, oder er ist die Verkörperung der Triebe und Wünsche des menschlichen Herzens. Das Seiende, das Bestehende, das bloß Natürliche, das Gegebene wird vergottet.

Aufgestoßen wird das Tor nur von der anderen Seite her, von dem Gott, der in keiner Weise mehr das Resultat menschlicher Kunst oder Überlegung ist, nicht mehr bloßer Zielpunkt primitivster oder kultiviertester menschlicher Bedürfnisse, sondern «der den Erdkreis richten wird mit *Gerechtigkeit* durch einen Mann, den er dafür bestimmt hat. Und er hat ihn für jedermann dadurch beglaubigt, daß er ihn von den Toten auferweckt hat.» Hier fällt alles Unnötige und Irreführende dahin, hier kommt der Gott des Reiches, das «nicht von dieser Welt» ist, hier ist die Überwindung von Weltgesetz, von Schicksal und Tod. Hier ist die Überwindung und die Erlösung der Welt. Hier hört die Religion auf mit ihren doch immer irgendwie «unnatürlichen» und zwangshaften Vorstellungen und Forderungen, hier beginnt eine neue, eine andere,

eine geheiligte «Natürlichkeit», ein neues Leben. Hier beginnt der Glaube «an einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt».

Nun, wir wollen uns nicht der Illusion hingeben, daß wir einen Glauben hätten oder haben könnten in Reinkultur, ohne historisch oder psychologisch bedingte Einkleidung und Färbung, einen Glauben ganz ohne weltanschauliche oder religiöse Elemente oder Begriffe. Wir sind auch als glaubende Menschen immer zugleich das Produkt einer gewissen Zeit, einer bestimmten Geschichte, einer bestimmten persönlichen Entwicklung. Das bringt es mit sich, daß unsere Wahrheit immer auch durch allerlei anderweitige Faktoren gestaltet, ja in gewissem Ausmaße auch entstellt ist. Einen Glauben ganz ohne Anhängsel, ohne Irrtümer haben wir nicht. Das braucht sich nicht zur Katastrophe auszuwirken, braucht nicht zum Abfall von der Wahrheit, zur Lüge zu führen, wenn wir uns nicht auf die Bahn des bloß noch religiösen oder weltanschaulichen Denkens, Argumentierens und Handelns ziehen lassen, wenn wir auf die Lebenselemente, die wirklichen Glaubenselemente achten und sie lebendig erhalten, ihnen keinen Zwang antun, sie immer wieder ihr altes Gewand abstreifen und sich ein neues nehmen lassen, wenn wir dem Wahrheitsstrom nicht Halt gebieten und sein Wasser in den stagnierenden Teichen unserer Meinungen anzusammeln und zu kontrollieren versuchen.

Wir müssen darüber wachen, daß wir der stündlichen und unausweichlichen Gefahr nicht erliegen, daß unser Gottesglaube herabsinkt zur bloßen Religion oder Weltanschauung, wo die alten Parolen einfach automatisch noch weiterlaufen. Wir müssen wissen: Je mehr unsere Anschauung sich konsolidiert und uns schließlich zum Schlüssel für alle Fragen wird, je mehr unsere Formeln und Parolen endgültig, unabänderlich und unantastbar werden wollen, desto größer ist die Gefahr, daß der Geist darin eingeschlossen und erstickt werden soll. Je mehr wir in bloß religiösen Anschauungen, Empfindungen und Handlungen Genüge finden, desto wahrscheinlicher ist es, daß wir dem eigenen Ich oder in falscher Weise der «Welt» dienen. Unsere Glaubensaufgabe ist es, der Wahrheit Gottes auf Erden Bahn zu brechen, das muß nicht zuletzt geschehen gegen unsere eigenen Traditionen, «Überzeugungen», Vorurteile und Befangenheiten. Die gefährliche Klippe ist dort, wo die Versuchung aufsteigt, weltanschauliche oder religiöse Motive zum Damm werden zu lassen, um den Wahrheitsstrom in bestimmte Bahnen zu lenken oder vor gewissen Fragen abzustoppen. Wir müssen bereit sein, unsere Vorstellungen und Urteile immer wieder sprengen zu lassen von dem Geist, der ins Große und Weite und Neue will.

Ein paar Dinge sind dazu nötig. Einmal: Nie darf die Wahrheit in den Dienst irgendeiner Sache, Bewegung oder Macht gestellt werden,

sondern es ist in allen Dingen ganz und gar und vorbehaltlos der Wahrheit zu dienen. Die weltanschaulichen und religiösen Gebilde, Organisationen, Bewegungen und Mächte sind daraufhin zu prüfen und danach anzunehmen oder zu verwerfen, ob und inwieweit sie der Wahrheit dienen. Sie alle sind immer unbedingt der Wahrheit pflichtig, nie aber ist diese ihnen pflichtig oder hörig. Sonst geraten wir unweigerlich auf die Bahn der Auflösung, zu Abstrichen, zu gewaltsamen Verbiegungen, zum Verschweigen, Entstellen, ja schließlich in Gegnerschaft zur Wahrheit.

Es gilt, sich sehr ernsthaft daran zu erinnern, daß uns Gott mit seiner Wahrheit ein Mittel in die Hand gibt, sein Schaffen und Kämpfen zu erkennen, aber nicht ein Mittel, dessen wir uns bedienen dürften, um an seiner Statt Vorsehung und Schicksal spielen zu wollen. Man darf die Wahrheit nicht in Reserve halten, um sie einzusetzen nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit, sonst wird man früher oder später bei der Überzeugung anlangen, daß man das gewünschte Ziel besser und zuverlässiger mit anderen Mitteln erreicht.

Man muß die praktischen Ziele und Aufgaben, die aus dem Glauben an die Fleischwerdung der göttlichen Wahrheit sich ergeben, sehen. Man muß sie wollen, muß sich dafür einsetzen in der Gewißheit, daß hier der Ruf Gottes an einen ergangen ist. Aber man muß sie so sehen und so wollen, daß jedes von ihnen ein Teil der *ganzen* Wahrheit ist und bleibt, man darf keines derselben verabsolutieren, indem man sich ganz und ausschließlich darein verliebt und verrennt. Das ist der paradoxe Charakter der Wahrheit, daß wer ihr so dient, mit einer falschen Absolutheit, mit einem Fanatismus, sein Ziel damit nicht fördert und erreicht, sondern es verdirbt und vereitelt. Man muß seinem Ziele, seinem von Gott aufgegebenen Ziele, so dienen, daß man darüber hinaussieht auf das letzte Ziel, damit die vorläufigen Ziele auf der Linie liegen zu dem letzten Ziel und nicht auf einer anderen. Das muß festgehalten werden, damit man nicht auf Abwege gerät. Man darf nicht vergessen, daß es zuletzt nicht um einzelne Siege der Wahrheit und der Gerechtigkeit geht, sondern um deren *vollen* Sieg. Natürlich geht es auch um diese Einzelsiege; wem es um sie nicht geht, dessen Eifer um den letzten Sieg ist nicht glaubhaft; aber es geht um sie als um Stationen, als um *Zeichen* auf dem Wege zu dem vollen Reiche der Gerechtigkeit und der Wahrheit, von dem aus allein die vorangehenden Kämpfe, Zeichen und Siege ihren Wert, Inhalt und Sinn bekommen. Es geht hier nach der Grundregel des Glaubens: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles andere hinzugegeben werden.» Dieser Glaube allein weiß schließlich auch, was dem rein weltanschaulich oder religiös begründeten Denken ewig widersinnig und abscheulich erscheinen muß, daß es zu Zeiten keine andere Möglichkeit gibt als die, die Sache Gottes sterben und untergehen zu lassen, und daß es kein göttlich legitimiertes Mittel gibt,

diesen Untergang zu verhüten, daß er notwendig ist, weil sie nur aus dem Grabe in verklärter und sieghafter Gestalt auferstehen kann.

Das wird uns immer unterscheiden vom bloßen religiösen oder weltanschaulichen Parteimann oder Parteistrategen, daß wir an seine Strategie nicht glauben, sie im Gegenteil mit Unbehagen und Beunruhigung beobachten, weil wir wissen, daß sie für jede gute Sache die allergrößte Gefahr ist. Der Parteimann steckt sich sein Ziel, berechnet die Sache und macht sie. Wir berechnen sie nicht und machen sie nicht. Wir glauben an sie und kämpfen für sie, jedoch unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Verwirklichung andere Wege gehen und anders aussehen wird, als wir uns vorgestellt haben. Wir handeln nicht nach Prinzipien oder Gesetzen, sondern wir geben dem Eingreifen, dem Wunder Gottes Raum. Dies können wir weder voraussehen noch einberechnen. An ihm aber hängt alles. Wir glauben an das Wunder Gottes, der sein Reich schafft, der es auch und sogar ganz besonders aus der Niederlage erstehen läßt. Damit bleibt, wo im übrigen der Rest allenfalls nur noch Heulen und Zähneknirschen ist, der Glaube Gewißheit und Kraft. *Otto Hürlimann.*

Die Kirche und das soziale Problem

Ein Vortrag[1]

Wenn sich die Kirche heute wieder stärker als es lange Zeit der Fall war dem sozialen Problem zuwendet, so ist zuerst eine formale (und doch mehr als nur formale) Forderung an sie zu stellen, nämlich die, daß sie sich vorgängig eine Prüfung ihrer Motive gefallen lasse. Sie wird dabei vielleicht schmerzlichen Fragen standzuhalten haben; das wird sie über sich bringen, wenn sie demütig genug ist, ihrer Schuld und ihrer Versäumnisse zu gedenken. Vorerst wird ihr sogar der so beleidigende Verdacht nicht erspart werden, daß ihre heutige Zuwendung zum sozialen Problem bloßer Opportunismus sei. Denn man wird darauf hinweisen, daß die Zeiten vorbei sind, wo es eine kühne und prophetische Haltung war, wenn man in der Kirche das Sehen des sozialen Problems forderte. Die Namen derer, die vor fünf und mehr Jahrzehnten zum Schauen dieser Dinge erwacht sind, leuchten – wenn nicht in der sichtbaren, so doch in der unsichtbaren Kirche. Sie waren Erschütterte mitten in einem noch unerschütterten Geschlecht, Sehende unter Blinden. Aber was bedeutet es heute schon, wenn wir diese Dinge ernst zu nehmen beginnen!

[1] Gehalten an der Tagung des Schweizerischen reformierten Pfarrvereins am 25. September 1946 in Romanshorn.

Wir wollen ja auch jetzt noch froh sein über jedes Erwachen, auch wenn es spät – tragisch spät – erfolgt. Aber wir müssen uns auf alle Fälle damit abfinden, daß unser heutiges Aufstehen nicht mehr sehr eindrucksvoll ist und daß es vielleicht nicht mehr viel zur Rettung der Kirche beizutragen vermag – wenn nämlich das Gericht kommen sollte über diese Welt und über alles, was sich allzu protestlos der vergehenden Gestalt dieser Welt angeglichen hatte. Ob trotzdem noch eine Möglichkeit der Hoffnung besteht – das ist nicht Menschen-Sache. Wir könnten ja allerdings Trost suchen in dem Gedanken, daß es sogar vor menschlichen Gerichten noch Hoffnung gibt, auch dann, wenn das schuldigsprechende Urteil nicht zu umgehen ist – in dem Falle nämlich, wenn der Schuldige seine Schuld erkennt und auf sich nimmt. So müßte also die Kirche mit dem klaren Bewußtsein ihrer Versäumnisse, ihres schuldhaften Schlafes und Todes, ihrer schuldhaften Anpassung an die Gestalt der ungerechten Welt in die kommenden Gerichte hineingehen, nicht aber handeln wie der Schuldige, der am Vorabend des Gerichtstages sich noch hastig um ein Alibi bemüht.

Vielleicht aber sind wir allzu voreilig mit dem Begriff der Schuld zur Hand gewesen. Als ob es schon eine nicht zu bezweifelnde Tatsache wäre, daß das gute Gewissen der Kirche gegenüber diesen Dingen erschüttert ist. So weit sind wir doch eigentlich noch gar nicht. Die Kirche wird selbstverständlich ihre menschliche Schwachheit zugeben; sie wird allerlei Versäumnisse, allerlei Untreue gegen sich selbst nicht bestreiten; sie wird eingestehen, daß sie gerade diesen Aufgaben gegenüber von Menschenfurcht und vom Gebundensein an irdische Vorteile nicht immer frei war. Aber – wenn gesagt wird, daß sie sich zu sehr auf das Rein-Religiöse, auf das Kirchliche und Theologische beschränkt habe, dann wird sie *diesen* Vorwurf auch heute noch mit merkwürdiger Ruhe ablehnen, mit größerer innerer Ruhe, als sie das vor einigen Jahrzehnten gekonnt hätte. Auch heute noch läßt sich die Kirche von denen, welche soziale Forderungen an sie stellen, nicht so leicht in die Defensive drängen, denn sie verfügt ja immer noch über jenes wesentlich stärkere Selbstgefühl, dessen Aneignung und Steigerung die für die letzten Jahrzehnte charakteristische Tatsache ist. Darum ist eine Besinnung über Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses kirchlichen Selbstgefühls notwendig. Daß in einer Zeit des Grauens und Entsetzens, in einer Zeit des Zusammenbruchs alles Menschlichen, in einer geistigen Katastrophe ohnegleichen die Kirche in geschwelltem Selbstgefühl dastehen konnte, ist immerhin verwunderlich. Daß sie sich reich fühlte inmitten geistiger Verelendung, gesund inmitten einer dahinsiechenden Christenheit, vermögend und besitzend, während die ganze Kultur des Abendlandes, die doch irgendwie vom Christentum mitgeformt – und für die das Christen-

tum darum auch verantwortlich ist – auf den Hund gekommen war –, das bedarf einer Erklärung. Entweder ist dieses Selbstgefühl der Kirche der Beweis einer unerhörten und höchst verwerflichen Desolidarisierung, eines völligen Fehlens des Gefühls der Mitverantwortung und der Mitschuld gegenüber der armen und verderbten Welt – oder aber es ist ein Beweis dafür, daß es der Kirche gelungen ist, mitten in dieser ganzen geistigen Hungersnot eine geheime Vorratskammer zu retten oder am Ende selber erst zu entdecken.

In der Tat, dieser Vergleich scheint die Sache irgendwie zu treffen, wenigstens so wie die Kirche selber sie sieht. In der unserer Epoche des Zusammenbruches vorangegangenen Zeit des Kulturstolzes schien es tatsächlich zeitweilig, als ob die Kirche vor leeren Vorratskammern stehe. Die Dinge verhielten sich also in Kirche und Welt gerade umgekehrt wie heute. In der Welt herrschte ein gesteigertes kulturelles Selbstgefühl, ein Rausch von Fortschrittsenthusiasmus, in der Kirche aber eine Art von theologischem Defaitismus und kirchlicher Kapitulationsbereitschaft, eine sehr kleinmütige, schwächlich- oder auch ehrlich-defensive Haltung. Als aber der Zusammenbruch der Kultur mit ungeheurem Krachen (mit dem Krachen des ersten Weltkrieges) begann oder vielmehr offenbar wurde – denn begonnen hatte er lange vorher und war auch von einigen lange vorher gesehen worden –, da schien es in der Kirche etwas von tiefer Selbstbesinnung zu geben. Und zwar ging diese Selbstbesinnung nicht etwa aus von händereibenden Pfäfflein, die sich des Zusammenbruchs der das Kirchentum konkurrenzierenden Kultur freuten, sondern von Mit-Erschütterten, die nebenbei auch wohl wußten, daß beim Zusammenbruch der Kultur das Gebäude der Kirche ebenfalls Risse bekommen hatte und vom Einsturz selbst aufs gefährlichste bedroht war, von solchen also, die vorerst gerade *nicht* von neu entdeckten geistlichen Reichtümern der Kirche redeten, sondern von Not, Armut und Verlegenheit und also eigentlich, wie Winston Churchill, nichts anderes verheißen konnten als «Blut, Schweiß und Tränen». So paradox es ist – das kirchliche Selbstgefühl hat mit dieser tiefen Verlegenheit und Armut seinen Anfang genommen. Nachträglich ist das kaum mehr zu verstehen, und es scheint fast unmöglich, von der Höhe der späteren Selbstsicherheit den Weg im Geiste wieder rückwärts zu verfolgen in jene dunklen, aber doch irgendwie mit Wahrheit gesegneten Tiefen, in jene Tiefen, über denen gerade um ihrer letzten Abgründigkeit willen der creator spiritus schwebte. Man hat diese Theologie, so wie sie damals war, als Theologie der Verzweiflung bezeichnet und sie dadurch vielleicht zu stigmatisieren geglaubt – aber was soll denn aus einer großen Not, wenn ihr wirklich ins Gesicht geschaut worden ist, anderes hervorbrechen als der Hilferuf eines Verzweifelnden? Auch wenn man einer Theologie das Zeugnis ausstellt, daß sie ein «typisches Nachkriegsprodukt» sei, so ist das nicht ohne weiteres ein degradierendes Urteil,

sondern es ist damit eher ein großer Vorzug zugestanden, nämlich, daß man es da nicht mit einer vom Leben losgelösten, blutleeren, rein intellektuellen Spekulation zu tun habe. Eine Theologie, die in einer Zeit der Krise, ja des Weltgerichtes nichts von Erschüttertsein an sich trüge, wäre im besten Fall ein kluges Kunstprodukt ohne jede innere Notwendigkeit und darum auch ohne die Kraft, Not zu wenden. Wenn aber eine Theologie von der Not auf den Plan gerufen ist, dann ist sie, wenigstens in ihren Ursprüngen, prophetischer Art.

Aber nun haben wir uns mit dem kirchlichen Selbstgefühl auseinanderzusetzen, und zwar deshalb, weil wir eine von den Realitäten, besonders von den sozialen und politischen Realitäten, innerlich beunruhigte, ja erschütterte Kirche fordern müssen. Und da scheint uns immer noch nichts so sehr im Wege zu sein als jenes Selbstgefühl. Der Weg von den prophetischen Ursprüngen der heutigen Theologie bis zu der Selbstsicherheit, die sich in gewissen von ihr ausgegangenen kirchlich-theologischen Gruppen heute geltend macht, scheint weit, und doch ist er in einer merkwürdig kurzen Zeitspanne durchlaufen worden. Es hat einem manchmal fast den Atem benommen, dem Tempo zu folgen, mit dem die Theologen von der Krise zur Sicherheit und von der Armut zur Gründung eines geistlichen Vermögens eilten. Sie hatten offenbar das Gefühl, daß nach den sieben mageren Jahren – oder es mögen sogar siebenmal sieben gewesen sein – nichts so nötig sei, als Vorratshäuser zu bauen. Aber – die Dinge lagen doch sehr anders als zu Zeiten Josefs in Ägypten. Was sie nämlich zu magazinieren gedachten, war das himmlische Manna, von dem sie hätten wissen sollen, daß es sich zur Konservierung und Vorratshaltung nicht eignet. Es ist ein tief bedeutsames, sehr ernst zu nehmendes und nie zu vergessendes Symbol, was da im Alten Testament von der Natur dieses Himmelsbrotes erzählt wird. Das ist in der Tat eine der wunderbarsten, aber auch unheimlichsten und unbequemsten Eigenschaften des göttlichen Wortes. Nur frisch, daß heißt in Unmittelbarkeit, gesprochen und frisch vernommen, hat es lebenspendende Kraft. Gleichzeitig ist es allerdings auch wieder wie das Weizenkorn, das man – nach dem Gedicht Gottfried Kellers – in einem Pyramidengrab, in der Hand einer Mumie fand – säte und goldene Frucht tragen sah. Keller schließt sein Gedicht mit der Frage:

> «Wer hindert nun, daß wieder man entwinde
> der Kirche Mumienhand, was sie verschloß,
> das Korn des Wortes, neu es auszusä'n?»

Und das ist es ja, worauf wir hinauswollen, wir möchten das Korn des Wortes in den Acker des wirklichen Lebens säen.

– Einem Mißverständnis in bezug auf das Gesagte müssen wir noch vorbeugen, bevor wir unsern Gedanken weiter verfolgen. Wir meinen

mit den Vorratshäusern nicht etwa einfach die Bücher, die innerhalb der Theologie und Kirche geschrieben wurden und werden, auch nicht die vielbändigen Dogmatiken mit «Mammutformat». Es wäre seltsam, wenn wir irgendwelcher großen Denkarbeit unehrerbietig begegnen wollten; das würde den Schöpfer des Menschen als eines denkfähigen Wesens (und zur Denkfähigkeit gehört sogar das Bedürfnis nach Systematik) wenig ehren. Dilettantismus des Denkens und bloße Improvisation ist nicht an sich lebendiger, ursprünglicher und frömmer als Systematik. In der bloßen Negation des Systematischen liegt noch keine Garantie des Prophetischen. Es ist nicht eo ipso gesagt, daß es sich in Dogmatikbänden im besten Fall um erstarrte Lava, um systematisierte Prophetie handle. Es kommt darauf an. Es kommt *darauf* an, ob und wie weit in diesen Büchern der ursprüngliche prophetische Ruf und Ton abgeklungen ist, ob er darin immer noch in jeder Zeile nachzittert und immer wieder einmal anschwillt, ob die Unruhe und Erschütterung immer wieder aus der Tiefe aufbricht, ob das Leben immer wieder zu allen Fenstern des Buchgebäudes hereinschaut, und ob der Baumeister schließlich sogar jederzeit bereit ist, sein Gebäude wieder bis auf den Grund abzubrechen. An die sogenannte Verkündigung stellt jedermann die Forderung, daß sie eine weckende, aufrüttelnde und, wenn es sein muß, erschütternde Sache sei. Es ist unseres Erachtens falsch, nicht genau dasselbe auch von den systematischen Theologien, den Dogmatiken zu verlangen. Denn sie sind ja nichts anderes als Verkündigung, wenn auch in anderer Form. Wenn wissenschaftlich-theologische Werke die Kirche und ihre Diener selbstzufrieden, satt, hochmütig und geistlich reich machen, dann sind sie entweder schlechte Theologie, oder aber sie sind mißverstanden (wobei sie allerdings kaum je ohne eigene Mitschuld an ihrem Mißverstandenwerden sein dürften). Denn Mephisto hat recht in bezug aus die Theologie: «Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden, es liegt in ihr so viel verborgnes Gift, und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.» Das Gift besteht darin, daß die wissenschaftliche Formulierung der ursprünglich prophetischen Wahrheit die Möglichkeit eines im tiefsten unreellen, nicht-existenziellen (um den Ausdruck Kierkegaards zu gebrauchen) Verhältnisses, eben einer illegitimen Inbesitznahme, einer rein intellektuellen oder ästhetischen Aneignung verschafft. Diese Gefahr ist in den wahrhaft lebendigen dogmatischen Werken auch nie verkannt worden, sie geben sich oft ganz verzweifelte (weil nicht sehr viel Erfolg versprechende) Mühe, sich gegen sie zu sichern. Darum liegt die Schuld nicht einfach bei ihnen, sondern in einer gewissen Tragik des menschlichen Wortes. Wir möchten darum betonen, daß wir bei unsern Hinweisen auf die theologische Gefahr nicht die Theologie als Denkarbeit, sondern die Theologie als menschliche Haltung meinen, dieses Surrogathafte, diese Falschmünzerei, die aber – das mag als mildernder Umstand geltend gemacht werden – selber

nicht mehr weiß, daß es Scheingold ist, auf dessen ansehnlichen Besitz sie so stolz ist. Es gibt letzten Endes nur *ein* sicheres Mittel, um dieser Schuld oder Berufstragik – wenn Sie wollen – zu entgehen; sie besteht darin, daß wir immer wieder aus dem Tempel unserer Theologien, aus diesem Tempel der Worte hinausgejagt und den Stürmen des Lebens preisgegeben werden – wobei wir hoffentlich auch den schützenden Wortmantel in der Eile vergessen haben, damit all die Dinge und Worte, an denen sich unser Intellekt innerhalb des Tempels geweidet hat und über die wir vielleicht ästhetisch erschauert sind, wirklich an uns kommen, damit wir höchst realistisch erfahren, was «Beunruhigung» und «Spannung», was «Fragwürdigkeit» und «Erschütterung», was «Sündenbewußtsein» und vielleicht sogar etwas von dem, was «Kreuz» ist. Innerhalb des Wortgebäudes sind wir alle – wie Hiob vor der Prüfung – so «schlicht und recht, fromm und bieder und dem Bösen feind», aber man «taste unser Fleisch und Bein an», was gilt's, die Gefahr, daß wir «ihm ins Angesicht fluchen», wird größer sein, als wir je für möglich hielten. Wir haben fast zu viel Wissen um die beunruhigenden Dinge, die sich zwischen Gott und dem Menschen in realer Weise abspielen sollten. Ja dieses «Wissen um» – man könnte auf den Gedanken kommen, daß diese eigentümliche Redewendung nicht zufällig so großen Anklang gefunden habe, sondern, von uns unbeabsichtigt, etwas von einem Tatbestand verrate, den wir uns verbergen, nämlich dies, daß es sich in Kirche und Theologie immer allzusehr um ein gedankliches Umkreisen der Sache handelt. Daß diese Gefahr *allen* Gedankengebilden anhaftet, nicht nur den systematisch ausgebauten Theologien, sondern auch den bloß loser gestalteten Gedankengruppen, muß uns klar sein, damit wir nicht auf andere mit Fingern zeigen, während wir im selben Spital krank sind. Die Heilung liegt in der Freiluftbehandlung.

In unserem Persönlichen findet ja die Berührung mit der heilsam ernüchternden Wirklichkeit des Lebens immer wieder statt. Ein leidlich ehrlicher Pfarrer wird durch die Erlebnisse mit seiner eigenen Person doch wohl häufig genug von seinen Studierzimmerhöhen und von den Ekstasen seiner Kanzelberedsamkeit heruntergeholt (die, nebenbei gesagt, so oft viel mehr Ekstasen einer gewissen künstlerisch-schöpferischen Art als einer eigentlichen Begegnung mit der Wahrheit, um von Größerem zu schweigen, sind). Heil uns, wenn wir Lebensnähe erfahren! – auch wenn sie manchmal scheußlich ist. Das «fortiter pecca» Luthers hatte vielleicht diesen Sinn, so gewagt es ist, die Lebensnähe der *Sünde* sozusagen als Therapie für die geistlichen Illusionen, dieses Krebsübel des Pfarrerlebens, zu empfehlen. Denn natürlich – quod licet Jovi non licet bovi; der Titanismus Luthers eignet sich nicht als pädagogisches Durchschnittsrezept. Es werden in unserem Leben von selbst genug Dinge passieren, die die nötige Desillusionierung bewirken und dafür sorgen, daß verschiedene Begriffe einer pessimisti-

schen Theologie für uns ein mehr als nur theologisches Interesse bekommen. Gott helfe jedem, daß ihm in solchen Stunden nicht nur Gericht und Verzweiflung begegne, sondern auch das andere, von dem wir nun aber lieber schweigen wollen. Noch einmal: im Persönlichen fehlt es nicht an erschütternden Begegnungen mit der Wahrheit, obwohl natürlich die theologische Lüge sich auch in die Seele des Einzelnen einfressen kann und immer wieder sein Innenleben zu verfälschen droht. Aber wir wollen ja heute gar nicht vom Einzelnen reden, unser Thema ist ja nicht die Seelsorge am Seelsorger, sondern von der Kirche haben wir zu handeln, von *ihren* großen Worten und Begriffen. An die Erschütterung des Einzelnen glauben wir, aber von der Erschütterung der Kirche haben wir noch nicht viel gemerkt. Ja es ist uns manchmal, als ob die Kirche mit ihren theologischen Reichtümern den Einzelnen um die Tiefe und Echtheit seines Erlebens brächte, mit ihrer – man möchte beinahe sagen – kalt servierten Gnade. Bei Jesus wurde sie nur immer für den Hungrigen heiß gekocht und dargeboten. Man verzeihe dieses unwürdige Gleichnis. Es hat den gleichen Sinn wie das vom nicht konservierbaren Manna.

Es muß uns bewußt sein, um wieviel es geht, wenn von der Kirche eine Zuwendung zum sozialen und politischen Neubau gefordert ist. Es muß uns bewußt sein, daß sie nicht von Menschen gefordert ist, und daß derjenige, der sie fordert, keine herablassenden und halbherzigen Konzessionen, sondern etwas will, was mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele und mit aller Kraft getan wird. Aber diese ganze Zuwendung zu diesen Dingen bedeutet für die Kirche nicht weniger als eine Revolution, einen Bruch mit ihrem bisherigen Denken. Denn für die kirchliche Vergangenheit war gerade das charakteristisch, daß sie die Zuwendung zu den sozialen Dingen als ein Herabsteigen empfand, ein gnädiges Herabsteigen von ihren ideellen Höhen in das Tief- und Flachland bloß materieller und praktischer Dinge. Diese eitle Selbsttäuschung ist das erste, was die Kirche jetzt zu durchschauen hat. Sie muß demütiger werden in bezug auf sich selbst und ehrfürchtiger in bezug auf diese sogenannten bloß ökonomischen Fragen. Denn hinter diesen erhebt sich die Frage nach der Gerechtigkeit, nach der Liebe, nach dem Erbarmen, während jene Höhen der Religion so oft keine *wirklichen* Höhen sind, sondern eben nur jenes allzu große und allzu sichere *Wissen* um hohe Dinge, der Besitz eines Systems der hohen Dinge, ein gestalteter Kultus der hohen Dinge und das Genießen dieses Kultus – und das alles wohl organisiert und last not least in sehr umsichtiger Art auf eine sichere finanzielle Grundlage gestellt, dabei auf einmal von keiner Innerlichkeit und Transzendenz gehemmt. Das ist die Religion. Und dieses Gebilde hat es bis heute immer wieder aus geistlichem Hochmut abgelehnt, sich mit ganzem Herzen und eindeutig für die soziale Gerechtigkeit und gegen den Krieg einzusetzen; auf alle Fälle hat sie eine Vorsicht

und Zurückhaltung in diesen Dingen walten lassen, die angesichts ihrer himmelschreienden Dringlichkeit unerträglich war. Wenn wir aber der Religion mit unserem ironischen Reden von ihren geistigen «Höhen» unrecht tun, indem wir über das Gute an ihr einfach hinweggehen, dann tun wir es um des Besseren willen, das von ihr gefordert ist, weil von ihr jetzt gar nicht dieses ihr Gutes gefordert ist, sondern etwas anderes. Wir könnten auch mit großer Bewunderung von der Religion reden. Wir könnten aus voller Überzeugung sagen, daß sie etwas vom Größten, Schönsten, Edelsten ist, was es überhaupt auf dieser Erde gibt, wir könnten sagen, daß in ihr Menschen Heiligstes erleben, der Wahrheit ihrer Existenz nirgends so begegnen wie in ihr, nämlich in Gericht und Gnade; wir wissen, daß in ihr mit der Schuld und mit dem Schicksal in seiner Tiefe gerungen wird, daß in ihr Kräfte der Todesüberwindung, des Glaubens, der Hoffnung und doch vor allem *auch* der Liebe aufgebrochen sind, ja daß ein Strom von Liebe von ihr ausgegangen ist. Aber wenn nun dieses einzigartig große Gebilde der Religion an der Ungeheuerlichkeit des Krieges und des sozialen Unrechts tatenlos vorübergeht (sie hat ja immer manches getan, aber eine *Tat* hat sie nicht getan), dann *müssen* wir diesem Gebilde Unrecht tun, dann *müssen* wir zynisch von all ihrem Großen reden; dann hat Marx ein göttliches Recht auf seinen Zynismus, so wie auch Amos und Jesaja mit ihrer zynischen Verhöhnung der Religion recht hatten. Ja, Zynismus *ist* seinem Wesen nach Verhöhnung des Erhabenen und Heiligen. Aber gerade das kann notwendig werden. Der Religion gegenüber scheint es nun einmal so zu sein, daß die Stellung zu ihr ein Hin-und-her-gerissen-Werden ist zwischen Haß und leidenschaftlicher Liebe. Manchmal hat man das Voltaire'sche «écrasez l'infâme!» auf den Lippen, und dann möchte man wieder im nächsten besten Kirchlein – vielleicht sogar in einem katholischen – niederfallen, und tut es wohl auch. Einmal drängt alles zum radikalen Bruch, zum förmlichen Kirchenaustritt, und dann wieder krampft sich einem das Herz zusammen beim Gedanken, daß man nicht «hinwallen darf in der Schar der Gläubigen zum Hause des Herrn». Ragaz, der in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens an keinem kirchlichen Gottesdienst mehr teilgenommen hat, hat mehr als einmal geäußert, daß er diesen Weg gehe, weil er ihn gehen müsse, aber daß er ihn manchmal als eine harte, ihm auferlegte und nicht leicht zu erfüllende Askese empfinde. Und wenn *wir* auf die ganze Praxis pietatis eines christlichen Hauses, eines Pfarrhauses im besondern, mit Tischgebet und Andacht, und auch auf Schulgebet und Versammlungsgebet verzichten, so ist es wiederum ein Weg, den wir nicht ohne starke Anwandlungen von Heimweh nach dem alten Weg gehen, aber nun einfach einmal gehen müssen. Es ist nichts als ein leider erst sehr negativer Hinweis darauf, daß eine ganz andere Praxis pietatis in der Welt geboren werden müsse.

Das Unheimliche an der Religion ist, daß sie nahezu das Höchste ist, daß sie an Gott streift, aber doch nicht Gott ist. Sie kommt Gott nahe, ist ihm ähnlich, aber im entscheidenden Punkt biegt sie von ihm ab, nachdem sie seinen Glanz usurpiert hat. Darum ist sie eine Dämonie und hat große Macht über die Seelen. *Darum aber steht der Kampf gegen sie im Brennpunkt der Geschichte* und ist der schwerste aller Kämpfe. Dieser Kampf ist das Zentrum der Bibel. Der Sinn des Kreuzes Christi ist der Kampf zwischen Gott und Religion.

Das Kreuz ist die Verneinung der Fleischwerdung Gottes. Denn *das* ist es, was die Religion ewig von Gott unterscheidet. Gott liebt die Welt und geht in sie ein in völliger Selbsthingabe. Die Religion aber liebt sich selbst und sucht ihr eigenes Leben und geht letzten Endes an der Welt doch vorüber. Wenn sie sich mit der Welt befaßt, ist es ihr nie *völlig* ernst. Sie kann sich nie von ganzem Herzen und in tiefster Freude dazu verstehen, daß Menschendienst Gottesdienst ist. Sie kann sich auch dort, wo sie sich freundlich zum Menschen neigt, eines Gefühls geistiger Herablassung nicht erwehren. Auch ihrer Charitas fehlt nie das heilig-egoistisch-klerikale Vorzeichen. Sie wird eine leichte Verachtung der Humanität nie ganz los. Sie kann sich nie völlig gleichsetzen mit dem Wort: «Was ihr einem der geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» Sie kann sich ihrer selbst nie entäußern und Knechtsgestalt annehmen. Sie kann nicht sterben. Sie will leben, sie will groß sein. Sie will «Herr, Herr» genannt werden, sie will «Rabbi» und «Vater» heißen auf Erden. Der Machtdrang in seiner ganzen dämonischen Natur wird immer wieder aus ihr hervorbrechen.

Deshalb können wir zu unserem Thema eigentlich nur das eine sagen: es handelt sich um die Bekehrung der Religion von sich selbst weg – hin zur Fleischwerdung. Die Religion muß in ihrem Selbst-sein-Wollen erschüttert werden und anfangen, nach dem Reiche Gottes zu trachten.

Dieser Kampf ist viel zu ernst, als daß er ruhig geführt werden könnte. Er kann nicht einmal gerecht geführt werden, wenn gerecht sein heißt, das Gute der Religion zuerst immer wieder anzuerkennen. Denn ihr Gutes ist ein Gutes innerhalb des Bösen. Es ist, wir sagen es doch noch einmal, unendlich viel Gutes innerhalb der Religion, aber es ist unmöglich, davon anerkennend zu reden, solange es in den falschen Rahmen des Ganzen eingespannt ist. Das ist der Grund, weshalb Christus die Religions- und Kirchenvertreter seiner Zeit so unerhört ungerecht behandeln mußte. Es ist doch nachgerade historisch einwandfrei festgestellt, daß die Pharisäer und Schriftgelehrten seiner Zeit keine Bande von Heuchlern und Lügnern, sondern fromme und ernste Menschen gewesen sind, wie der junge Saulus einer war. Aber sie alle sind Religionsmenschen gewesen! Und als solche sind sie *nicht* bereit gewesen, mit ganzem Herzen zur Welt, zum Bruder, zur Mensch-

lichkeit, zur einfachen (weder christologisch noch sonstwie tiefsinnig begründeten) Gerechtigkeit zu gehen.

Im Gleichnis von dem am Verwundeten vorübergehenden Priester und Leviten ist diese Sachlage in göttlicher Einfachheit, aber auch mit letzter Schärfe dargestellt. In diesem Gleichnis ist die radikale Revolution, das erschütternde Gericht über das Religionswesen vollzogen. Was da an der Menschennot vorübergeht, das ist die Religion, das ist die Kirche; eine bloß individualistische Deutung ist ja völlig absurd. Man überlege doch einmal, ob es im ganzen jüdischen Lande, vom Hermon bis zum Toten Meer auch nur einen einzigen Priester und Leviten gegeben hätte, der sich so verhalten haben würde. «Er sah ihn und ging vorüber.» Nein, jeder hätte Hand angelegt, auch der Bequemste, auch der Feigste, auch der Verträumteste und Versponnenste, auch der Unpraktischste und Weltfremdeste. Individuell verstanden wäre dieses Gleichnis eine üble Karikatur, ein so tendenziös und böswillig entstelltes Bild der jüdischen Religionsangestellten, daß es am besten in ein antireligiöses Museum der verflossenen bolschewistischen Gottlosenbewegung paßte.

Aber – so völlig daneben gegriffen die Darstellung des Gleichnisses erscheint, wenn man meint, es habe tatsächlich die Kirchenleute der damaligen Zeit in ihrer individuellen Eigenart schildern wollen, so verblüffend lebensecht und scharf getroffen ist es als Charakterisierung der Religion, des Kirchentums, der theologischen Haltung. Allerdings sind auch diese Gebilde mit der aufs Ganze und Wesentliche gehenden prophetischen Leidenschaft geschaut. Wer für diese Leidenschaft keinen Sinn hat, der wird auch bei dieser Deutung noch von Ungerechtigkeit reden, denn er wird sagen, daß auch Religion und Kirche nie einfach an der Not der Menschen vorübergegangen seien, weder damals noch heute, sondern daß sie je und je allerlei Schönes und Hilfreiches getan hätten. Aber – prophetische Kritik ist keine moralische und auch keine historische Kritik; sie wird vor dem Forum der Moral und der geschichtlichen Wahrheit *immer* maßlos und ungerecht erscheinen[1]. Ja, die Religionen tun wohl immer etwas. Dennoch trifft sie das Gericht dieses Gleichnisses. Denn im Grunde genommen ist ihnen doch das Religiöse ewig wichtiger als das Menschliche, das Theologische wichtiger als das Gerechte und Humane. Sie haben im Grunde ein gutes Gewissen, wenn sie vorübergehen. Sie haben ein gutes Gewissen, wenn sie während grauenhaftester geschichtlicher Geschehnisse ihre kirchlichen Blätter mit «rein religiösen» und «erbaulichen» Dingen füllen, in ihren Synoden das Geschehen der Zeit in absoluter Weise ignorieren, sich auch durch die größten Katastrophen

[1] Eine ganz reiche, den religiös-revolutionären Sinn des Gleichnisses tief erschöpfende Darstellung gibt Leonhard Ragaz in seinem Buch über «Die Gleichnisse Jesu».

der Menschheit nicht in ihrer theologischen Arbeit stören lassen. Im Gegenteil, wenn sie sich verleiten und drängen ließen, von ihren rein religiösen Belangen abzuweichen, *dann* hätten sie ein schlechtes Gewissen. «Er sah ihn und ging vorüber.» Auf seinem Gesicht lag Stolz, als er vorüberging. Stolz darüber, daß er *seiner* Sache treu blieb. Wenn er sich je verleiten ließe, sich außerkirchlicher Unmenschlichkeiten anzunehmen, *dann* hätte er das Bedürfnis, sich vor seinem Gewissen zu rechtfertigen – vielleicht mit dem Hinweis darauf, daß jene Unmenschlichkeiten da und dort gedroht hätten, auch die kirchlichen Belange zu tangieren. Das alles hat mit moralischen Mängeln vorerst durchaus nichts zu tun; diese Menschen können bei alledem sehr charaktervoll und tapfer sein. Aber sie sind in der Sphäre der Religion befangen und daheim. Und diese Sphäre ist für sie eine Sphäre der Geborgenheit, der Ruhe, des Besitzes. Ist es wohl nötig, zu sagen, daß wir, wenn wir in diesem Sinne von Religion reden, nicht die echte Innerlichkeit des Menschen meinen, nicht die Realität seiner ihm als Einzelnem widerfahrenen Begegnung mit Gott in Gericht und Gnade, das in wirklicher Erschütterung vernommene Nein und Ja, und alles andere, was dem Einzelnen an persönlicher Gotteserfahrung zuteil werden mag. Wir meinen nicht sein Suchen und Fragen, sein Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit, sein An-die-Brust-Schlagen und sein Sich-Ausstrecken nach Hilfe, sein Seufzen und Rufen aus der Tiefe; das alles ist die existenzielle Begegnung des Menschen mit der Wahrheit, das ist Unmittelbarkeit, das ist nicht «von Menschenhänden gemacht», da ist keine Künstlichkeit, da ist einfach das Leben, wenn es aus dem Schein und Trug der Oberfläche zu seiner eigenen Tiefe und Wahrheit gekommen ist. Daß es auch hier Fälschung, Heuchelei, Schauspielerei und Imitation gibt, daß die Versuchung dazu gerade hier groß ist und von der «Religion» nur zu sehr gefördert und begünstigt wird, ist eine nicht zu leugnende Tatsache. Wenn aber jenes Erleben schlicht, echt, verborgen und demütig ist, dann haben wir noch nie gesehen, daß es den Menschen verhärtet, daß es ihn satt, stolz, geistlich-besitzend und pfäffisch macht, sondern dieser Mensch steht in der großen, jede Verheißung in sich schließenden, geistlichen Armut, Bewegtheit und Offenheit. Aber wir haben allerdings oft erlebt, daß aus all dem Religion gemacht wird, daß die Menschen dann nicht mehr Fragende und Bittende sind, sondern mit fertigen Antworten, mit ganzen Systemen und Theologien und Christologien bis zum Rande angefüllt sind. Dann aber ist alles ganz hoffnungslos. Nun sind sie hart, nun wissen sie alles, nun empfinden sie nicht mehr natürlich, nicht mehr menschlich. Nun reden sie nicht mehr, wie Menschen mit lebendigem Herzen reden, sondern ziehen nur noch Register der ach so gut registrierten geistlichen Orgel, in der keine Nuance fehlt – auch die Vox humana nicht, aber es ist auch nur ein Register. Nun wissen sie über alles Bescheid, über Krankheit und

Leiden, Schicksal, Tod. Nun sind sie nie mehr verlegen, nicht einmal über die Dinge, die für Gott selbst eine Verlegenheit bedeuten. Nun kann nichts mehr sie aus der geistlichen Fassung bringen, auch kein Krieg und kein Elend. Das alles hat ja längst seinen Platz in ihrem System. Nun kommen sie mit ihrem entsetzlichen Biblizismus, beruhigen sich und andere mit ihren Sprüchen, die aber eigentlich immer nur auf *einen* Ton gestimmt sind, auf den des Fatalismus, daß eben alles so sein müsse, daß es vorausgesagt sei und immer so bleiben werde. Niemals aber lesen sie etwas von Kampf und Protest und Hoffnung aus der Bibel heraus, und rechtfertigen darum tausendfach den Vorwurf, daß Religion Opium sei. In der Tat, diese Art von Religion ist besser dran als Gott. Gott leidet, aber die Religion triumphiert. Gott steht dem Dunkel gegenüber, die Religion aber ist ein System von allzu klaren Antworten. Das ist die Dämonie der Religion. Das ist der Grund ihrer Macht über die Seelen. Das ist die Erklärung dafür, daß die Menschen sich in der Religion geborgen fühlen und sich in ihr so wirksam gegen die Wirklichkeit des Lebens verschanzen. Ja, es gelingt der Religion, den Menschen auch gegen die Wahrheit seines eigenen Innern zu sichern. Im Munde der Religion verliert das Wort von der Sünde seine erschütternde und richtende Kraft. Es wird zur Entspannung, zur Beruhigung, zur Relativierung. Diese Gefahr haben unseres Erachtens Theologie und Seelsorge viel zuwenig beachtet und ernst genommen; darum sind sie selbst ihr in so verhängnisvoller Weise erlegen.

Es war für den Priester und den Leviten eine Stunde der großen Gnade, als ihr Weg sie an dem zerschlagenen Bruder vorüberführte. Sie sollten dadurch aus der ihnen zum Gefängnis gewordenen Burg ihrer religiösen Sicherheit befreit werden. Aber sie haben diese Stunde nicht verstanden, denn es war ihnen wohl in ihrem Gefängnis; sie wußten gar nicht, daß es ein Gefängnis war. In der Tat, das Leben ist unruhiger als die Religion; es enthält viel mehr Fragen als Antworten, viel mehr Armut als Besitz, viel mehr Hunger als Sattheit. Da ist nicht von vornherein Lohn und Erfolg in Aussicht gestellt; der Ruf Gottes ist nicht immer zuerst Verheißung, sondern zuerst Aufforderung, «auszuziehen aus Vaterland und Freundschaft», zuerst einmal nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten. Und jenes «zuerst» ist von ernstester Gültigkeit.

Wir könnten, wenn wir von der sozialen und politischen Aufgabe der Kirche reden, es durchaus auch in dem Sinne tun, daß in dieser Aufgabe, die der Kirche heute ohne ihr Zutun, einfach von außen her begegnet, ihr eine große Gnade widerfährt. Nur ist, wenn wir es so sagen, die Sachlichkeit gefährdet, die selbstvergessene Hingabe an die Sache, die Hingabe an den Verwundeten in jener absoluten schlichten Sachlichkeit des Samariters, *ohne* jede theologische und christologische Begründung. *Christus* muß da sein, aber keine Christologie; der Chri-

stus, der Fleisch werden will. Es kann sein, daß die Kirche, um sich zur Sachlichkeit zu erziehen, in diesen Dingen vorerst einmal eine Art theologischer Askese üben muß. Sie darf es der Welt nicht verdenken, wenn diese lange theologische und christologische Begründungen der sozialen Aufgabe der Christenheit als unernst empfindet, auch wenn sie an sich noch so tief und wahr sein mögen. Aber die Welt hat dabei nun einmal das Gefühl, daß der soziale Impuls sozusagen wieder theologisch verpufft. Es ist die Dämonie der Theologie, daß sie die Kräfte der Köpfe und Herzen an sich zieht und an Stelle der sachlichen Leidenschaft die theologische Rechthaberei setzt. Die Welt möchte endlich ein Wort zur Sache hören. Sie möchte hören, daß die Kirche einmal mit Vollmacht redet und nicht «wie die Schriftgelehrten»; die Vollmacht aber liegt in der unbedingten Sachlichkeit und Aktualität. Es kommt auf den Ernst und die Leidenschaft, auf die Echtheit und Tiefe der Erschütterung an und nicht auf die theologische Begründung. Wenn das nicht wahr ist, dann ist auch das Gleichnis vom Samariter nicht wahr, so wenig wie die Seligpreisung der «geistlich Armen». Wenn sich die Theologie des sozialen Problems anzunehmen beginnt, ziemt ihr vorerst eine gewisse Bescheidenheit. Denn sie ist ja nun einmal in diesen Dingen nicht vorangegangen, sie hat in diesen Dingen nicht die größte Leidenschaft bewiesen und nicht die größten Opfer gebracht. Das haben andere getan, allerlei Volk, das Gott aus allen möglichen profanen Regionen herzugerufen hat, und manchen von diesen war es gegeben, ein vollmächtiges Wort zu dieser Sache zu sagen – und darum ist diesen gegenüber eine theologisch-christologische Schulmeisterei durch die so spät erwachte Kirche nicht am Platze.

Aber es ist auch sonst entscheidend wichtig, daß wir die soziale Leidenschaft und ebenso die Leidenschaft für das Recht und gegen den Krieg nicht durch die Vermittlung der Theologie bekommen. Nicht nur deshalb, weil zu viel des Besten davon unfehlbar an den Händen der Theologie hängen bleiben würde, weil wir dann die ganze Wärme unsers Empfindens, unseres Herzblutes leicht wieder nur den «theologischen Grundlagen» und wieder nicht der sachlichen Not des Bruders geben würden, sondern weil nur das Unmittelbare wahr und kraftvoll ist. «Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde»; Theologie ist kein Glaube, also ist, was aus bloßer Theologie kommt, Sünde. Dieser Syllogismus ist durchaus nicht lächerlich. Noch nie in der Geschichte hat die Theologie als solche irgendeine geistige Revolution oder Reformation zustande gebracht. Solche Dinge sind immer aus unmittelbaren Quellen gekommen, und das wird immer so sein. Wir müssen ein *direktes* Wort vernehmen. Ja wir gehen so weit, zu sagen, daß es sogar besser ist, wenn nicht einmal die Bibel die Vermittlerin ist. (Wer das als Geringschätzung der Bibel deuten will, soll es tun.) Wir ringen um die Unmittelbarkeit in diesen Dingen. Unmittelbarkeit ist aber nicht ein Privileg besonders begnadeter, prophetischer Men-

schen, sondern sie ist eine Sache der Umkehr zur Kindlichkeit. Wir müssen aus Gottes Hand leben, nicht aus dem Buchstaben und nicht aus dem Buch. Um des lebendigen und real gegenwärtigen Christus willen ist Unmittelbarkeit möglich.

Es steht schlimm um unser Verhältnis zu Gott und zum Heiland, wenn wir die Bibel nötig haben, um in bezug auf die sozialen Dinge und den Krieg beunruhigt und erschüttert zu sein und eine christliche Einstellung dazu zu finden. Diese Dinge reden vernehmlich genug zu uns, und wir haben längst keine Entschuldigung mehr, wenn wir sie nicht vernehmen. Es gibt eine Klasse von schwer Benachteiligten, ja von Enterbten unter uns. Das ist die Sache, die wir nicht mehr ertragen dürften, weil Gott sie nicht ertragen haben will.

Das Wort «Klasse» hat etwas Starres, wir geben es zu, und wenn wir es gebrauchen, ist es, als wollten wir Gegensätze und Trennungen verabsolutieren und verschärfen, die vielleicht in der Wirklichkeit nur relativ und fließend vorhanden sind. Der Klassengegensatz tritt vielen von uns in unsern schweizerischen Verhältnissen nicht in solcher Schärfe entgegen. Die Grenzen scheinen uns manchmal fließend geworden zu sein. Dem Proletariat werden bürgerliche Lebensformen in manchen Punkten bis zu einem gewissen Grad zugänglich, und auf der andern Seite gibt es auch bei dem Reichen eine relative Abhängigkeit, und seine wirtschaftliche Sicherheit ist weit davon entfernt, absolut zu sein.

Und doch ist die Klassenspaltung eine Tatsache und ebenso die Realität der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital. Wir sehen doch – jeder von uns – jeden Tag eine solche Armut vor uns, die uns die Schamröte ins Gesicht treiben müßte. Wenn wir es natürlich für selbstverständlich finden, daß wir und unsere Kinder gut gekleidet und beschuht sind und andere Leute und ihre Kinder schlecht oder wenigstens wesentlich schlechter; wenn wir es für selbstverständlich ansehen, daß wir in guten Quartieren, in gesunden und schönen Wohnungen leben und andere durch öde Straßen zu ihren öden Kasernen gehen und durch schmutzige Treppenhäuser in ihre sonnenarmen Wohnungen emporsteigen und vielleicht den Abort mit vier andern Familien gemeinsam haben; wenn wir es für selbstverständlich finden, daß unsere Kinder die Berufswahl nach ihrer Lust treffen können, auch wenn sie ein kostspieliges Studium wählen, während andere sich derartige Wünsche versagen müssen, es sei denn, sie seien bereit, Stipendien nachzujagen; wenn wir es in Ordnung finden, daß wir genügende Ferien haben, Reisen machen und etwas von der schönen und interessanten Welt sehen können, während andere, deren monotone Arbeit noch viel stärker nach Entspannung und Abwechslung schreit, das alles sich nicht oder nur in bescheidenstem Maße leisten können; wenn wir es selbstverständlich finden, daß wir unsere private ärztliche Behandlung, wenn es sein muß unter Beiziehung von Autori-

täten, haben und in den Krankenhäusern ein Privatzimmer beziehen, während andere in einem fortgeschrittenen Stadium der Tuberkulose sich zu Studienzwecken von Studenten auskultieren lassen müssen in dem großen Saal, in dem sie mit zehn andern Patienten zusammen sind, wenn das alles in Ordnung und normal ist, dann stammt das Gleichnis vom armen Lazarus aus einem abnormalen Empfinden, aus einer ungesunden Art, die «natürlichen Unterschiede unter den Menschen» zu betrachten. Wenn es aber recht hat, wenn die träge Gewöhnung unseres Schauens durchbrochen werden soll, dann müssen wir uns beunruhigen lassen. Wir müssen dann auch fragen: Wer sind denn die, denen von allen Gütern der Erde immer nur das Schlechteste zugeschoben wird, wie Paul Tillich einmal sagt, von den schlechtesten Straßen, Kleidern und Schuhen bis hin zu der schlechtesten Kunst und Wissenschaft? Wer sind die, die mehr oder weniger die Abfälle bekommen, die vom Tische der Bourgeoisie fallen? Es sind die, welche alles geschaffen haben. Sie haben die guten Wohnquartiere gebaut, in denen sie nie wohnen werden, sie haben die Villen mit allem Komfort installiert, sie haben die weichen Teppiche gewoben und geknüpft. Und sie haben all das für sie Unerreichbare beständig vor Augen. Ihr Weg geht durch die Straßen der Stadt, vorbei an den großen Schaufenstern; ihrer aber ist die Wüste, und das gelobte Land ist ewig nur für die andern. Nicht wir stellen die Dinge so demagogisch und hetzerisch zusammen, sondern das Leben selbst trägt den aufreizenden Charakter in sich.

Es käme darauf an, daß wir real im Leben stünden, dann würde Beunruhigung, Verlegenheit, Erschütterung und Zorn über uns kommen. Wir würden dann sehen, daß zu der materiellen auch die seelische, geistige und kulturelle Degradation hinzukommt. Sicher könnte es geistige Gegengewichte geben gegen jenes niederdrückende und verbitternde Gefühl, nur ein Prolet zu sein. Wir stellen uns vielleicht vor, daß sich in *uns*, wenn uns das Geschick in die proletarische Situation versetzte, ein trotziger Stolz erhöbe, mit dem wir unsere Menschenwürde dem blöden Urteil der Welt entgegenstellen würden, oder wir stellen uns vor, daß wir mit den innern Reichtümern der Seele die Ödigkeit unserer äußern Existenz zu kompensieren vermöchten. Vielleicht wäre das dem einen oder andern möglich. Wenn aber nicht, ist es dann seine Schuld? Ist es seine Schuld, daß er die seelischen Hilfsmittel, zum Beispiel die Kirche, verloren hat? Mußte er sie nicht verlieren, weil sie ihn verloren gehen ließ, indem sie ihn nicht wirklich sah und verstand; sie hat auf alle Fälle allzu lange nicht verstanden, daß er nach Gerechtigkeit hungerte und nicht nach Almosen. Ihre Charitas hat dem Proletarier seine Degradation nur noch bewußter gemacht. Hingegen ein Atheist wie Marx hat dem Proletarier etwas von einem geistigen Gegengewicht geben können, weil er seine Situation wirklich geschaut hat. Das «Klassenbewußtsein», das er ihm gab,

war weit mehr als das Bewußtsein einer Interessensolidarität, es war das Bewußtsein, Träger einer historischen Aufgabe zu sein. Marx hat aus den verlorenen, degradierten Proleten eine Gemeinde mit einer Art von messianischem Bewußtsein gemacht. Aber hat nicht der noch unendlich Größeres gesagt über den proletarischen Menschen, der gesprochen hat: «Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!» Nicht zum Objekt der Wohltätigkeit hat er den Armen durch dieses Wort gemacht, sondern zu seinem Bruder.

Es erscheint uns nicht notwendig, daß wir noch im einzelnen von jener großen Aufgabe, die uns in dieser Stunde von Gott vor die Füße gelegt ist, reden, von der Überwindung des Krieges. In bezug auf die soziale Wirklichkeit mag es noch viel Blindheit und Schlaf unter uns geben, aber in bezug auf das Kriegsproblem sollte man meinen, daß das allgemeine Erwachen erfolgt wäre, wo wir doch unter der apokalyptischen Drohung der Vernichtung stehen. Schwer legt sich uns dabei nur die Frage auf die Seele, ob unser Erwachen nicht zu spät erfolgt ist, ob die Dinge nun nicht unaufhaltsam ihren Gerichtsweg gehen. Aber wir meinen, daß auch diese Möglichkeit, der wir ins Gesicht schauen *müssen*, nicht nur lähmend und versteinernd auf uns wirken dürfe wie der Anblick des Gorgonenhauptes. Denn haben wir nicht auch ein anderes Zeichen aufgerichtet gesehen über unserer Erde? Um dieses Zeichens willen sind wir, trotz dem verzweifelten Ernst unserer Lage, doch nicht verurteilt, bloße Propheten des Unterganges, des «Nihil» zu sein. Um jenes Zeichens willen wissen wir, daß gerade die große Götterdämmerung unserer Kultur der Kairos sein kann; um dieses Zeichens willen reden wir nicht nur von Todesschmerzen, sondern von Geburtswehen, nicht nur vom Weltuntergang, sondern vom Kommen Christi. *Paul Trautvetter.*

Georgien

Zum Gedächtnis eines vergewaltigten Volkes

Es gehört zur geistigen Verelendung unserer Zeit, daß sie die Zertretenen vergißt. Die seelische Kraft reicht ja nicht einmal mehr aus, sich über das Unrecht der Gegenwart zu empören, wie sollte man da vergangener Ruchlosigkeiten gedenken! Man muß sich abfinden. Man muß gewisse Güter, an deren Heiligkeit man einmal geglaubt hat, entschlossen abschreiben und darf ihnen nicht ewig nachtrauern. In unserer Zeit wird die Freiheit ganzer Völker abgeschrieben. Höchstens wenn man damit politische Geschäfte tätigen kann, «macht man in Empörung». Es gibt keinen elementaren Tyrannenhaß mehr. Wenn sich der Despot in die Farbe hüllt, die man selbst im Knopfloch trägt, dann sieht man ihm alles nach und stellt sich seiner Propaganda zur Verfügung.

Zu diesen Vergessenen gehört das Volk von Georgien, das vor dreißig Jahren, im Mai 1918, nach langer zaristischer Knechtschaft seine Freiheit gewann und sie in großartiger Weise politisch und wirtschaftlich realisierte. Damals sind führende Sozialisten, Kautsky, Vandervelde, Macdonald, Renaudel, an das östliche Ufer des Schwarzen Meeres gereist, um die georgische Agrarreform, die Verstaatlichung der Bodenschätze, der Eisenbahnen, die vorbildliche Arbeiterschutzgesetzgebung und Schulreform zu studieren und zu bewundern.

Aber dann ist diese junge Republik samt allem Sozialismus und aller Freiheit vom Sowjetzarismus zertreten worden. Ohne Kriegserklärung, als die Tinte noch kaum trocken war, mit der die Sowjetmachthaber die Unabhängigkeit Georgiens unterzeichnet hatten, wurde das Land überfallen, in anderthalb Monaten erobert und dann sowjetisiert, das heißt seiner Freiheit und seiner sozialen Errungenschaften beraubt. In der Schrift, welche die Genossen Abramowitsch, Suchomlin und Zeretelli im Auftrag des Exekutivkomitees der Sozialistischen Internationale herausgegeben haben, heißt es:

«Das georgische Volk blutet aus tausend Wunden. Den Hunderten und Tausenden von Erschossenen müßte man Tausende von denen hinzufügen, die mit ihren Familien in die eiskalten Gebiete Rußlands deportiert wurden. Man verbannt die Avantgarde der Kämpfer, die kultiviertesten und revolutionärsten Elemente des Landes, dahin. Die vom tragischen Schicksal bedrückten Gruppen gehen nach den entferntesten Gegenden des Nordens, wo sie unter Kälte und Entbehrung – fern von indiskreten Augen – zu sterben verurteilt sind.»

Sie sind vergessen und verloren. Und ihre Zertreter brauchen sich nicht von blutigen Gespenstern im Schlafe stören zu lassen. Sie können zu weiteren Taten übergehen; die Welt wird sich damit abfinden. Die Rechtsleidenschaft ist ausgestorben oder käuflich geworden. Es ist lange her, daß ein Karl Marx bei der zaristischen Vergewaltigung Georgiens in der Inauguraladresse, mit der er der ersten Internationale das Programm gab, die leidenschaftlichen Worte schrieb: «Die idiotische Gleichgültigkeit, mit der die höheren Klassen Europas die Eroberung der kaukasischen Bergfeste durch Rußland mitansahen, die ungeheuerlichen Übergriffe dieser barbarischen Macht, deren Haupt in St. Petersburg ist, und deren Hände in jedem Kabinet Europas sind, haben die Arbeiterklasse die Pflicht gelehrt, die diplomatischen Aktionen ihrer Regierungen zu überwachen und die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts, die die Beziehungen von Privatpersonen regeln sollten, als die obersten Gesetze des Verkehrs der Nationen untereinander geltend zu machen.»

Was für ein klarsichtiges Vorausschauen aber liegt in dem Kommentar, den Leonhard Ragaz[1] schrieb zu der zweiten Zertretung

[1] Leonhard Ragaz, «Neue Wege», 1921, Seite 160.

Georgiens, die der *«Sowjetzarismus»* – wie er es nannte – im Jahre 1920 verübt hat:

«Man darf angesichts dieser und anderer analoger Entwicklungen schon von dem Bankrott des Bolschewismus reden. Nimmt man die Art und Weise dazu, wie er im Bunde mit den türkischen Nationalisten die kleine sozialistische Republik *Georgien* und das endlich befreite *Armenien* um imperialistischer Ziele willen erwürgt hat, so fragt man sich – wenn man solches Fragen nicht verlernt hat –, woher *unsere* Kommunisten immer noch den Mut nehmen, über kapitalistischen Imperialismus und Militarismus so munter drauflos zu schimpfen. Vielleicht eben bloß, weil diese kapitalistisch sind, denn, was sie selbst wollen, was Moskau und seine Theorie repräsentieren, ist einfach ein *sozialistischer* Imperialismus, das heißt der Versuch und Wille, durch Waffengewalt die Welt für die Herrschaft eines nationalen Sozialismus zu erobern. Es ist ein Widerspruch in sich selbst: sozialistischer Imperialismus – aber er drückt damit nur den Widerspruch aus, in dem der Bolschewismus überhaupt zum Sozialismus steht. Wenn der Schreibende aber zwischen diesen zwei Imperialismen (und Militarismen) wählen müßte, so würde er ohne Zaudern den kapitalistischen vorziehen, weil jeder Imperialismus (und Militarismus) an sich gleich schlimm, der sozialistische aber dazu noch ein Verrat am Sozialismus und das wüste Zerrbild einer heiligen Sache ist.»

Mit diesen Worten ist in erstaunlicher Klarheit eine Sache begriffen, die damals erst in den Anfängen steckte, heute aber voll ausgewachsen ist. Darum sollte es heute keine Kunst sein, diese Dinge zu durchschauen. Darum aber ist diese georgische Tragödie leider nicht Vergangenheit. Aber heute ist nicht nur Georgien vergessen, sondern vielleicht auch schon die Tschechoslowakei; jedenfalls möchte man sie vergessen machen, dieses Land, in dem sich wieder auf alle, welche Freiheit, Wahrheit und Menschenwürde hochhalten, eine tiefe Traurigkeit gesenkt hat. Wir können einstweilen nichts tun, als die Wahrheit sagen; die Wahrheit ist aber auch das einzige, was die Schwindler fürchten.

Paul Trautvetter.

Jahresversammlung der Vereinigung «Freunde der ‚Neuen Wege'»

Die Jahresversammlung vom 6. Juni 1948 gehört zweifellos zu den denkwürdigsten seit dem Bestehen der Vereinigung, und wenn sich ihre Auswirkungen einstweilen auch noch kaum absehen lassen, so dürften die an dieser Tagung gefaßten Beschlüsse doch für die Zeit-

schrift selbst wie für die hinter ihr stehende Bewegung von größter Tragweite sein.

Zuerst genehmigte die Versammlung die Jahresrechnung für das Jahr 1947. Dieselbe schloß bei Fr. 19 149.70 Einnahmen und Fr. 21 555.93 Ausgaben mit einem Rückschlag von Fr. 2 406.23 ab, so daß das Vermögen der Vereinigung Ende 1947 noch Fr. 2 088.67 betrug. In Voraussicht eines solchen ungünstigen Abschlusses, der vor allem durch die starke Verteuerung der Druckkosten bedingt war, hatte der Vorstand bereits im November eine Erhöhung des Abonnementspreises von Fr. 12.– auf Fr. 15.– beschlossen, um durch diese Maßnahme, die ihm nicht leicht gefallen ist, das Budget für das Jahr 1948 wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Allerdings dürfte auch für das Jahr 1948 ein leichter Rückschlag zu erwarten sein, da inzwischen ein fühlbarer Rückgang der Abonnenten eingetreten ist, indem auf Ende 1947 140 bisherige Abonnenten die Zeitschrift abbestellt haben.

Da das eigentliche Interesse der Versammlung natürlich der angekündigten Entscheidung über die politische Haltung der «Neuen Wege» galt, verzichtete der Präsident auf den üblichen Jahresbericht und wies nur darauf hin, daß bei der Gestaltung der einzelnen Hefte nach seiner Auffassung der politische Teil gegenüber dem religiösen und prinzipiellen allzusehr überwiege, was seinen sinnenfälligen Ausdruck schon darin fand, daß etwa 400 Seiten der regelmäßigen Rundschau und der Behandlung politischer Probleme gewidmet waren, während für die gewiß von vielen Lesern besonders geschätzten Veröffentlichungen aus dem Nachlaß von Leonhard Ragaz nur etwa 40 Seiten zur Verfügung standen und der Jahrgang, außer den wertvollen Beiträgen des Redaktors, nur wenige Abhandlungen grundsätzlicher Art gebracht hat.

Nach rascher Erledigung dieser Jahresgeschäfte – die Wahlen wurden auf den Schluß der Tagung verschoben – wandte sich die Versammlung jenem Haupttraktandum zu, das mit dem immer schärfer hervortretenden sachlichen und persönlichen Gegensatz zwischen dem Redaktor und dem Verfasser der monatlichen Rundschau gegeben war. Schon vor Jahresfrist, an der Versammlung vom 10. und 11. Mai 1947, stand die gegensätzliche Beurteilung der Weltlage und zumal des Rußlandproblems durch die beiden für die Haltung der «Neuen Wege» verantwortlichen Redaktoren im Mittelpunkt der ganzen Tagung, und schon damals drohte es zu einem eigentlichen Bruch zu kommen, als Dr. Kramer erklärte, auf alle weitere Mitarbeit an den «Neuen Wegen» verzichten zu müssen, «sofern die Jahresversammlung beschließt, daß der von Pfr. Trautvetter verfolgte Kurs auch künftig weitergeführt werden soll». Indessen konnte man sich damals noch insoweit einigen, als man die derart geforderte Entscheidung auf eine außerordentliche Herbsttagung verschob und versuchen wollte, bis da-

hin eine Möglichkeit zu weiterer Zusammenarbeit zu finden. Und tatsächlich schien diese Möglichkeit gegeben, als Dr. Kramer an der Versammlung vom 28. September 1947 auf die anfänglich gestellte Forderung, den politischen Teil der «Neuen Wege» als selbständiger Redaktor leiten zu dürfen und Pfr. Trautvetter auf den religiösen Teil der Zeitschrift zu beschränken, verzichtete, und als sowohl er wie auch Pfr. Trautvetter sich trotz der bestehenden Gegensätze zu einer weiteren Zusammenarbeit bereit erklärten.

Die Hoffnungen, die man angesichts dieser Einigung auf die weitere Zusammenarbeit gesetzt hatte, gingen indessen – wie der Präsident in seiner Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Dinge darlegte – nicht in Erfüllung: das Nebeneinander und Gegeneinander der beiden Standpunkte machte sich immer wieder von neuem und eher noch in verschärftem Maße geltend, und auch die Tätigkeit der zur Förderung jener Zusammenarbeit bestellten Redaktionskommission vermochte an diesem Zustande nichts zu ändern, so daß sie auf ausdrücklichen Wunsch der beiden Hauptbeteiligten auf die Abhaltung weiterer Sitzungen verzichtete. Vollends fragwürdig wurde aber die Zusammenarbeit nach dem kommunistischen Staatsstreich in der Tschechoslowakei, dessen zwiespältige Beurteilung in den «Neuen Wegen» von vielen als untragbar empfunden wurde, hatte doch der Gegensatz der Standpunkte die geradezu peinliche Erscheinung gezeitigt, daß Pfr. Trautvetter sich genötigt sah, sich in einer besonderen Erklärung mit aller Entschiedenheit von der Stellungnahme des Verfassers der Rundschau zu distanzieren, und daß umgekehrt Dr. Kramer unter anderem gegen eine in den «Neuen Wegen» veröffentlichte Resolution der Zürcher Arbeitsgemeinschaft religiös-sozialer Pfarrer polemisierte und damit zu weiteren polemischen Äußerungen Anlaß gab.

Unter dem Eindruck dieses bemühenden Zustandes trat der Vorstand der Vereinigung am 2. Mai zu einer Sitzung zusammen, an welcher fast alle Anwesenden ihrer tiefen Besorgnis über die Zuspitzung der sachlichen und persönlichen Gegensätze Ausdruck gaben und eine Entscheidung durch die auf den 6. Juni angesetzte Jahresversammlung für unumgehbar hielten. Der Vorstand war in seiner überwiegenden Mehrheit der Meinung, daß ein Fortdauern des jetzigen Zustandes nicht länger zu verantworten sei und zog den Vorschlag, eher auf die monatliche Weltrundschau zu verzichten, als sie in ihrer jetzigen Haltung weiterzuführen, ernsthaft in Erwägung. Man verhehlte sich freilich nicht, daß ein solcher Entschluß die bisherige sozusagen «chronische» Krankheit sofort zur «akuten» Krise werden ließe und daß es völlig ungewiß sei, ob eine solche Krise zur Genesung oder zum Tode führen würde. So wollte man sich denn die Sache erst noch reiflich überlegen und auf alle Fälle keinen Beschluß fassen, ohne vorher

die ganze Angelegenheit auch noch mit Dr. Kramer, der der Sitzung unter Hinweis auf das Nutzlose weiterer Aussprachen ferngeblieben war, besprochen zu haben. (Angesichts dieser einmütigen Auffassung des Vorstandes, in Abwesenheit von Dr. Kramer keinen gegen ihn gerichteten Beschluß zu fassen und die Entscheidung einer späteren Sitzung vorzubehalten, bedeutet es unseres Erachtens eine Unkorrektheit, daß zwei Mitglieder des Vorstandes ohne Wissen der anderen an eine bestimmte, jedenfalls sorgfältig ausgewählte Anzahl von Mitgliedern ein Schreiben verschickten, in welchem sie diese in tendenziöser Weise über die Verhandlungen im Vorstand «informierten» und offenbar auf die bevorstehende Jahresversammlung hin alarmieren und mobilisieren wollten. Wie weit dieses geheime Zirkular zu dem auffallend starken Aufmarsch der Anhänger von Dr. Kramer an der Jahresversammlung vom 6. Juni beigetragen und insbesondere die gleich schon bei Trautvetters erstem Votum bei einem Teil der Anwesenden offen zutage tretende feindselige Einstellung beeinflußt hat, mag dahingestellt bleiben.)

Bis zur zweiten Vorstandssitzung vom 5. Juni, an welcher sämtliche Mitglieder teilnahmen, war der Eindruck der Untragbarkeit des jetzigen Zustandes vor der Auffassung zurückgetreten, daß trotz allem an der Zusammenarbeit festgehalten werden sollte. Mit starker Mehrheit stimmte der Vorstand dem Antrag an die Jahresversammlung zu, daß die bisherige Zusammenarbeit weitergeführt werden sollte, wobei die vorhandenen Gegensätze zwar offen zum Ausdruck kommen dürften, alle verletzende Polemik aber künftig vermieden werden müßte. Eine Minderheit im Vorstand konnte freilich den Glauben an die Möglichkeit dieser weiteren Zusammenarbeit nach den bisherigen Erfahrungen nicht mehr aufbringen und vertrat die Auffassung, daß die damit gegebene Zwiespältigkeit nicht länger zu verantworten sei; sie hielt die Gegensätze sachlicher wie persönlicher Art für allzu groß und befürchtete, daß beim Fortbestehen des jetzigen Zustandes die «Neuen Wege» immer weniger ihre Mission erfüllen könnten und am Mangel einer klaren und eindeutigen Haltung schließlich zugrunde gehen würden; sie will darum der Jahresversammlung beantragen, auf die regelmäßige Rundschau von Dr. Kramer zu verzichten.

Nach dieser Orientierung durch den Präsidenten legten Pfr. Trautvetter und Dr. Kramer in längeren Voten ihren Standpunkt dar. Dabei kam auch der sachliche Gegensatz noch einmal deutlich zum Ausdruck, den wir indessen hier übergehen, da er ja den Lesern der «Neuen Wege» genügend bekannt sein dürfte. Im Blick auf die entscheidende Frage der weiteren Zusammenarbeit möchte Trautvetter die Vertretung der Auffassung Kramers keineswegs aus den «Neuen Wegen» ausschließen, wohl aber sollte nach seiner Ansicht in der Leitung der Zeitschrift Einigkeit und in der verfolgten Richtung absolute Klarheit

herrschen. So könnte und sollte nach Trautvetters Dafürhalten der Standpunkt von Dr. Kramer auch weiterhin in einzelnen Beiträgen zu Worte kommen, doch hält er es nicht mehr für tragbar, daß dieser Standpunkt mit seiner völlig andern Sicht der Dinge stetsfort in einer regelmäßigen Weltrundschau vertreten wird, wodurch der Redaktor immer wieder gezwungen wird, seine Korrekturen anzubringen und die Dinge in ein wesentlich anderes Licht zu rücken. Trautvetter weiß sich als Redaktor für die Haltung der «Neuen Wege» verantwortlich; darum muß er das Steuer unbedingt in der Hand behalten und den Kurs der Zeitschrift bestimmen, mag dabei aber nicht andauernd gegen die einseitigen Ruderschläge des Verfassers der Rundschau ankämpfen. Deshalb bekannte sich Pfr. Trautvetter zum Antrag der Minderheit, daß auf die regelmäßige Rundschau von Dr. Kramer verzichtet werden soll, und erklärte sein Amt als Redaktor niederlegen zu müssen, wenn die Versammlung diesen Antrag ablehnen würde.

Demgegenüber betonte Dr. Kramer, daß die Rundschau im Lauf der Jahre zu einem integrierenden Bestandteil der «Neuen Wege» geworden sei, auf den nicht mehr verzichtet werden dürfe. Wenn er mit seiner regelmäßigen Rundschau ausscheiden müßte und seine Auffassung in den «Neuen Wegen» nicht mehr vertreten werden dürfte, dann würde dies zu einer Gleichschaltung führen, und die «Neuen Wege» könnten nicht mehr das Organ der ganzen Bewegung bleiben. Der Gegensatz sei von seinen Gegnern planmäßig auf die Spitze getrieben worden, wodurch die Suggestion erweckt werden sollte, daß er ausgebootet werden müßte. Trautvetter übe dadurch, daß er die Vertrauensfrage stelle, einen unzulässigen Druck auf die Versammlung aus und schaffe durch seine Erklärung auf sehr undemokratische Weise eine Zwangslage. Er selber habe seinerzeit seine Demissionserklärung zurückgenommen, um damit den drohenden Bruch zu vermeiden, und habe überhaupt zur Ermöglichung der Zusammenarbeit getan, was er konnte – ob man ihn jetzt zum Dank für seine Verständigungsbereitschaft liquidieren wolle?

In der sehr ausgiebig benützten und zeitweise recht heftig geführten Diskussion fand der Standpunkt der Mehrheit des Vorstandes von verschiedenen Seiten Unterstützung, nicht zuletzt auch durch die Verlesung einiger Briefe von abwesenden Freunden, und in einer ersten Abstimmung, die angesichts der Erklärung Trautvetters indessen nur konsultativen Charakter haben konnte, stimmte auch die Versammlung bei bereits sich lichtenden Reihen mit einer Mehrheit von 55 gegen 41 Stimmen jenem Standpunkt zu. Da aber Pfr. Trautvetter sich durch dieses Abstimmungsergebnis nicht bestimmen ließ, auf seinen Entschluß zurückzukommen, sah sich die Versammlung vor die Entscheidung gestellt, entweder den Minderheitsantrag anzunehmen und auf die Rundschau Kramers zu verzichten, oder aber einem aus

der Versammlung gestellten und von einigen Votanten unterstützten Antrag zuzustimmen, der diese Rundschau beibehalten und auf die Redaktion Trautvetters verzichten wollte. Mit starker Mehrheit entschied sich die Versammlung für Dr. Kramer, womit auch verschiedene andere Anträge – darunter ein sehr eindringlich begründeter Antrag, die «Neuen Wege» nur noch bis Ende des Jahres weiterzuführen und dann eingehen zu lassen – dahinfielen.

Mit dieser Abstimmung war Pfarrer Trautvetters Ausscheiden aus der Redaktion der «Neuen Wege» gegeben, und der Präsident konnte ihm nur noch den tiefempfundenen Dank eines großen Teils der Leserschaft für all die Arbeit, die er nach dem Hinschied von Leonhard Ragaz im Gefühl einer hohen Verantwortung und Verpflichtung übernommen hatte und seither mit großer Treue und Hingabe getan hat, aussprechen. Dieses Ausscheiden Trautvetters aus der Redaktion zog den sofortigen Rücktritt mehrerer der noch anwesenden Mitglieder des Vorstandes – darunter denjenigen des Präsidenten und der Sekretärin – nach sich. Frl. Christine Ragaz erklärte dabei, daß sie ihr Amt als Sekretärin seinerzeit im Andenken an ihren Vater übernommen habe, und daß sie den Entscheid der Versammlung als eine ihrem Vater angetane Schmach empfinde; er richte sich gegen den Mann, den Leonhard Ragaz in seinem letzten Willen ausdrücklich sich als Nachfolger für die «Neuen Wege» gewünscht habe. Schon vorher hatte Frau Clara Ragaz sich in einer kurzen Erklärung dagegen verwahrt, daß immer wieder der Name ihres Mannes zur Rechtfertigung von Dingen mißbraucht werde, die dieser bestimmt ablehnen und verurteilen würde. Sie weiß, daß ihr Mann für Rußland großes Verständnis hatte, – sie weiß aber auch, daß Pfr. Trautvetter seinen Kampf im Geiste eines Leonhard Ragaz führt.

Da die meisten Mitglieder des Vorstandes zurückgetreten waren und bei aller Bereitschaft, die laufenden Geschäfte noch weiterzuführen, es doch mit Entschiedenheit ablehnten, bei der Neubestellung des Vorstandes und der Wahl der neuen Redaktion mitzuwirken, wurde schließlich ein provisorischer Ausschuß mit Dr. Max Wolff als Präsident gewählt, der bis zur nächsten, spätestens auf Anfang September einzuberufenden Mitgliederversammlung die Vorbereitungen für die nötig gewordenen Neuwahlen zu treffen hat.

Um den Übergang zur neuen Leitung der Zeitschrift zu erleichtern, erklärte Pfr. Trautvetter sich bereit, noch das Juni-Heft und das Juli/August-Doppelheft der «Neuen Wege» herauszugeben. Auch Frl. Christine Ragaz und Frl. Emma Müller, welch letztere unmittelbar nach der Tagung ihr Amt als Administratorin niedergelegt hat, werden das Sekretariat und die Administration noch bis zur außerordentlichen Generalversammlung weiterführen. Der Unterzeichnete aber, der vom Jahre 1915 an als Mitarbeiter und während mehrerer Jahre

auch als Redaktor sich mit den «Neuen Wegen» eng verbunden wußte, der im Jahre 1923 bei der Gründung der Vereinigung «Freunde der ‚Neuen Wege'» mitwirkte und diese Vereinigung nun 25 Jahre lang zu leiten hatte, möchte sich schon heute mit diesem Bericht, dessen Abfassung ihm wahrhaftig nicht leicht gefallen ist, von den Mitgliedern der Vereinigung und von der weiteren Leserschaft verabschieden und damit den Wunsch verbinden, daß der Geist, der während mehr als vier Jahrzehnten die «Neuen Wege» bestimmt und gestaltet hat, auch fernerhin lebendig bleibe. *R. Lejeune.*

Weltrundschau

(Ohne Verantwortung der Redaktion)

Auf alten Gleisen weiter Durften wir unsere Mai-Rundschau mit der unsicheren und doch der Hoffnung Raum gebenden Frage einleiten, ob die in Moskau geführten russisch-amerikanischen Besprechungen vielleicht den Ausgangspunkt für eine Generalverständigung zwischen den beiden führenden Weltmächten bildeten, so muß an die Spitze dieses neuen Weltüberblicks die resignierte Feststellung gesetzt werden, daß sich alle solche Hoffnungen und Entwürfe wieder einmal ins Nichts verflüchtigt haben. Amerika und seine Verbündeten glauben nun einmal einfach nicht an die Ehrlichkeit der russischen Absichten. Überall, auch hierzulande, redet man im Rückblick auf die «Episode Smith-Molotow» nur noch von einer propagandistischen «Friedensoffensive», welche die Sowjetregierung eingeleitet habe, von einem «russischen Überrumpelungsversuch», einem Moskauer «Theatercoup» und was derlei wegwerfender Ausdrücke mehr sind, und ist heilfroh, daß sie in Washington den verschlagenen Moskowitern nicht «in die Falle gegangen» seien, vielmehr, nach einem Augenblick des Schwankens, aufs neue den «festen Kurs» fortsetzten, den die Vereinigten Staaten besonders unter der Führung General Marshalls zu steuern begonnen hätten.

Wir können nicht anders, als diese abermalige Versteifung auf eine Haltung, die wir immer als falsch angesehen haben, lebhaft bedauern. Ganz einerlei, was die letzten Ziele der russischen Weltpolitik sein mögen: die Sowjetregierung hat sich durch den Mund nicht nur Molotows, sondern Stalins selbst in aller Form bereit erklärt, über eine Gesamtbereinigung der zwischen Rußland und Amerika aufgetretenen Streitpunkte zu verhandeln, und an Amerika hätte es nun gelegen, die Russen beim Wort zu nehmen und sie vor ganz bestimmte Entscheidungen zu stellen, wobei sich bald hätte zeigen müssen, ob es Moskau mit seiner Verständigungsbereitschaft ernst war oder nicht. Wer dann, bei einem russischen Versagen, in die Falle gegangen wäre, das wäre nicht Amerika gewesen, sondern die Sowjetunion selber,

deren Friedensaktion dann wirklich als bloßes Manöver enthüllt worden wäre. Indem die Vereinigten Staaten hier *nicht* zugriffen, sondern nach einem rätselhaft bleibenden ersten Anlauf gleich wieder den Rückzug antraten, haben sie eine schwere Verantwortung auf sich genommen und sich auch dann ins Unrecht gesetzt, wenn ihnen das ganze undurchsichtige und formlose Verhalten der Russen noch soviel Anlaß zum Mißtrauen gegeben haben mag.

So geht nun eben die große Politik auf den alten, ausgefahrenen Gleisen weiter. Und die Gefahr wächst mit jedem Monat, daß es auf dieser Linie, trotz allen Brems- und Ausweichbemühungen, die auf beiden Seiten unverkennbar da sind, doch einmal unversehens zu jenem katastrophalen Zusammenstoß kommt, den alles fürchtet und zu dessen Vermeidung doch niemand entschlossenen Geistes die nötigen Anstalten trifft.

Fester Kurs oder Abenteuer?

Der «feste Kurs», den die amerikanische Regierung nunmehr gegenüber der Sowjetunion weiter verfolgt, wird durch drei Stichworte gekennzeichnet: Truman-Doktrin, Marshall-Plan, Westblock. Seine erste, aufsehenerregende Äußerung war die bekannte *Rede Trumans*, die allen «freien Ländern» in ihrem Kampf gegen die Sowjetunion und den Kommunismus amerikanische Geld- und Waffenhilfe anbot und zuerst auf Griechenland, die Türkei und China Anwendung fand, später in etwas verschleierter Form auch auf Persien und Italien. Der *Marshall-Plan* sollte die Truman-Doktrin und den peinlichen Eindruck, den sie weit herum gemacht hatte, ursprünglich wohl abschwächen, fügte sich dann aber in ihren Rahmen doch vortrefflich ein. Er schien zunächst bloß eine großzügige Wirtschaftshilfe der reichen Vereinigten Staaten an das verarmte Europa werden zu sollen, eine Hilfe übrigens, deren Umfang man trotz allem auch nicht überschätzen darf, stellen doch die 5,3 Milliarden Dollar, auf die sich die amerikanischen Lieferungen im ersten Jahr belaufen sollen (sofern die Bundesversammlung sie nicht doch noch kürzt), wenig mehr als 2 Prozent der amerikanischen Kriegsproduktion in den Jahren 1941 bis 1945 dar und kaum 8 Prozent der Friedensproduktion von Amerikas Industrie und Landwirtschaft. Bald genug zeigte es sich aber, daß der Marshall-Plan vor allem eine *politische* Waffe erster Ordnung zu werden bestimmt war. Er sollte von der Wirtschaft her den Kommunismus und Sozialismus bekämpfen, der sich als Folge des Krieges in Europa gefährlich auszubreiten begann, und das bedeutete, daß die amerikanische Hilfe keinem Lande zuteil werden durfte, das unter russischem oder kommunistischem, ja auch nur unter allzu starkem sozialdemokratischem Einfluß stünde, vielmehr der Sicherung des «freien Unternehmertums» – der kapitalistischen Wirtschaft und der auf ihr be-

ruhenden bürgerlichen Demokratie – in den vom «Kollektivismus» bedrohten Ländern zu dienen hatte. Das aber führte folgerichtig weiter zu dem Streben, die *westeuropäischen Staaten* zu einem möglichst geschlossenen *Block* zusammenzufassen, der eine Wirtschafts- und Militärmacht darstellen würde, stark genug, um der Sowjetunion und dem Kommunismus ein schwer zu überwindendes Hindernis in den Weg zu stellen, falls diese versuchen sollten, weiter nach Westen vorzudringen.

Der amerikanische Europaplan, der seinerseits nur ein Stück des amerikanischen Weltplans ist, entbehrt sicherlich in seiner Art der Größe nicht. Aber auch nicht der Gefährlichkeit! Wie André Véran im «Esprit» sehr klar darlegt: er schließt sowohl ein wirtschaftliches als ein politisches Risiko in sich. Auf der einen Seite drängt er die westeuropäischen Staaten zu immer stärkeren Kriegsrüstungen, für deren Durchführung sie natürlich mit in erster Linie auf Amerika zählen. «Wenn man so Produktionsgüter in Tanks und Kanonen verwandelt und das Budgetdefizit vermehrt, so heißt das einfach, daß man vorweg wieder niederreißt, was man aufzubauen trachtet. Das Inflationsloch, das daraus entsteht, wird nur die Gleichgewichtsstörung verewigen und die französische Industrie in eine so gefährliche Lage bringen, daß sie zweifellos wird von Wallstreet neue Kapitalanlagen begehren und damit ihre wirtschaftliche Unterjochung beschleunigen müssen.»

Anderseits, so stellt Véran fest, fordert eine derart offenkundig gegen die Sowjetunion gerichtete Politik den lebhaften Widerstand der Russen und Kommunisten heraus:

> «Tatsächlich hat denn auch der kalte Krieg zur Folge gehabt, daß sich ihre Stellungen in Osteuropa verstärkt haben und eine heftige Agitation in Frankreich und Italien entfesselt worden ist. So ist der Marshallplan, den seine Anhänger noch vor ein paar Monaten als das Mittel hinstellten, mit dem die Vereinigten Staaten den Frieden mit den geringsten Kosten bewahren könnten, heute zu einer der größten Kriegsgefahren geworden, die wir seit der Befreiung gekannt haben ... Der lockende Traum von einem Westblock mit 275 Millionen Einwohnern ist plötzlich ein gefahrvolles Unternehmen geworden, bei dem die amerikanische Regierung, weil sie zu viel gewinnen wollte, alles zu verlieren droht.»

Frieden ist möglich .... Und doch liegt eine Verwirklichung des Gedankens, der der Europahilfe zugrunde liegt – Entwicklung der Wirtschaftskräfte der Völker als Voraussetzung für die Sicherung von Frieden und Freiheit – auch heute noch durchaus im Bereiche des Möglichen. Ich habe schon einmal auf den *Wallace-Plan* hingewiesen, der einen Weg zur Erreichung dieses Zieles zeigen will, und ich möchte, nachdem ich das neue Buch von Henry Wallace, *«Toward world peace»* («Dem Weltfrieden entgegen») bekommen habe, abermals aussprechen, wie nötig und richtig

mir die Grundidee dieses großen Planes scheint. Die Politik, die Wallace empfiehlt und seinen Landsleuten jetzt bei seiner Bewerbung um die Präsidentschaft nahezubringen sucht, gipfelt in folgenden Vorschlägen:

Äufnung eines Fonds der Vereinten Nationen, etwa nach dem Muster der UNRRA, für den Wiederaufbau der kriegsgeschädigten Länder Europas und Asiens und für die planmäßige Entwicklung ihrer Industrie und Landwirtschaft;

Leistung von Beiträgen Amerikas und anderer dazu fähiger Staaten an diesen Fonds, der groß genug sein müßte, um einen Wirtschaftsplan für mindestens fünf Jahre zu finanzieren;

Zuweisungen aus dem Fonds an die in Frage kommenden Länder nach dem Maß ihrer Bedürftigkeit, ohne Rücksicht auf ihre politische und soziale Verfassung;

gewissenhafte Achtung der nationalen Souveränität der Empfängerländer, aber wirksame Überwachung der zweckentsprechenden Verwendung der UNO-Mittel;

Finanzierung und Förderung lediglich von Friedenswerken, unter Ausschluß aller Kriegsvorbereitungen;

Verwaltung der Ruhr durch die «Großen Vier» in der Weise, daß dieses industrielle Kerngebiet nur dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas nutzbar gemacht wird und Deutschland nie wieder eine Gefahr für seine Nachbarn sein kann.

Wallace ist überzeugt, daß bei einer jährlichen Ausgabe von wenigstens fünf Milliarden Dollar die Welt auf dieser Grundlage einer ungeahnten Steigerung ihrer Produktivkräfte entgegengeführt werden könnte:

«Für Amerika wird sich das in mannigfacher Art lohnen. Mit Hilfe amerikanischer Geldmittel, Waren und Techniker können die rückständigen Gebiete der Welt in zehn Jahren leisten, was sonst fünfzig Jahre brauchen würde. Es ist möglich, zu unseren Lebzeiten die Lebenshaltung in Osteuropa auf die Höhe der westeuropäischen zu bringen, diejenige Rußlands auf die Höhe der osteuropäischen und diejenige Asiens auf das Niveau Rußlands.

Amerika wird seine Pflicht der Welt gegenüber nicht erfüllt haben, solange es nicht die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft Asiens, des Balkans, Lateinamerikas, des Nahen Ostens, Afrikas und Osteuropas um 50 Prozent gesteigert hat. Gleichzeitig sollte die industrielle Produktion all dieser Gebiete mindestens um 100 Prozent erhöht werden.

... Die besten Techniker der Welt sollten im Rahmen des Wirtschafts- und Sozialrats der Vereinten Nationen und der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation ein Weltprogramm entwerfen, das Pläne für öffentliche Arbeiten enthielte: Eisenbahnen, Straßen, Staudämme, Bewässerungsanlagen, Düngerfabriken, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Stahlwerke, Zementwerke, chemische Fabriken und alle sonstigen Anlagen, die von grundlegender Bedeutung für eine gehobene Lebenshaltung sind.

... Die großen Summen, die dafür nötig wären, sollten uns nicht erschrecken. Die Kosten werden auf keinen Fall so groß sein wie die eines Krieges. Außerdem

kann eine kapitalistische Demokratie wie die Vereinigten Staaten nur flott erhalten werden, wenn beständig und produktiv Geld in die Erschließung von Gebieten mit noch unangetasteten Naturschätzen und einer wachsenden Bevölkerung hineingesteckt wird. Geld kann wie Wasser nur durch Umlauf sauber gehalten werden. Stehende Kapitalwasser erzeugen Arbeitslosigkeit und Entartung. Das Geld sollte vorzugsweise in denjenigen Gebieten am tätigsten erhalten werden, wo die ungenutzten Kräfte am größten, die Lebenshaltung am niedrigsten und die Bevölkerung im Wachsen ist. Sonst entwickeln sich Druckwirkungen, die unausweichlich zu politischer Unruhe und schließlich zu Revolution, Empörung und Krieg führen.»

. . . . aber unter Bedingungen! Ein solches wirtschaftlich-soziales Weltregime wäre noch lange kein Sozialismus, aber es wäre auch nicht mehr der gegenwärtige reaktionäre, erobernde Monopolkapitalismus. Es wäre ein New Deal im internationalen Maßstab, eine menschlich und sozial ausgerichtete Planwirtschaft, welche die Demokratie sichern hülfe und dem Faschismus wie dem Kommunismus auf die einzige Art entgegenwirkte, die dauernden Erfolg verheißt. In einer dergestalt geordneten und vorwärtsschreitenden Welt könnten jedenfalls ein *wirklich* «freies Unternehmertum», der Sozialismus und der Kommunismus in friedlichem Wettkampf nebeneinander leben und zeigen, was jedes von ihnen zu leisten vermag, statt daß sie sich gegenseitig auszurotten trachteten. Und dann würde auch die Abgrenzung der verschiedenen *politischen* Macht- und Einflußzonen, im besondern die Ausmarchung zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, so daß die Völker endlich mit Zuversicht die Schaffung einer den Krieg verbannenden zwischenstaatlichen Rechtsordnung an die Hand nehmen könnten.

All das setzt indessen ganz bestimmte und tiefgreifende Wandlungen innenpolitischer und nicht zuletzt geistiger Art in den hauptsächlich beteiligten Ländern voraus. Und zwar nicht nur – woran viele zuerst denken – eine gewisse Demokratisierung und Humanisierung der Sowjetunion, so unerläßlich diese auf die Länge auch ist, sondern vor allem einen Durchbruch der fortschrittlichen Kräfte in *Amerika*. Die Sowjetunion *kann* ja, wie immer wieder gesagt werden muß, auf absehbare Zeit gar keinen Krieg führen und *will* es gewiß auch nicht; was wie Ausdehnungs- und Angriffsgeist von ihrer Seite aussieht, ist überwiegend die Reaktion auf die *tatsächlich* expansiven und aggressiven Strebungen des westlichen, namentlich des amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus. Und darum muß man wiederum Henry Wallace zustimmen, wenn er in dem vorhin erwähnten Buche schreibt:

«Auf seiten der Vereinigten Staaten ist der erste wirksame Schritt zu solch einem Friedensvertrag mit Rußland die Ausschaltung der gegenwärtigen Herrschaft der Wallstreet (also der Geldmächte) und der Militärs in Washington. Diese Gruppe ist so sehr von Furcht und Haß gegenüber Rußland besessen, daß sie früher oder später sicherlich Krieg anfangen wird. Dieser Anfangsschritt zum Frieden setzt nichts Geringeres voraus als einen Wechsel im Regierungssystem — einmal weil

die Regierung Truman durch ihr bisheriges Verhalten die Achtung eingebüßt hat, und sodann weil die finanziellen und militärischen Einflüsse nicht nur von außen her wirken, sondern sich in der Regierung selbst eingenistet haben.»

Ob es einen solchen Systemwechsel *will*, das ist die wirkliche Frage, die sich dem amerikanischen Volk bei der Präsidentenwahl im Spätherbst stellt – nicht, ob der neue Präsident wieder Truman, vielleicht auch Eisenhower heißt oder aber Dewey, Taft, Vandenberg oder wer immer von den Republikanern an ihrem bevorstehenden Parteitag als Kandidat bezeichnet werden mag. Nur braucht es eben unendliche Mühe und Geduld, braucht es wohl geradezu ein neues, sinnfälliges Versagen des gefeierten amerikanischen Wirtschaftssystems, bis es zu einem derartigen Durchbruch kommt. Der Feldzug Wallaces und seiner «Neuen Partei» geht zwar, wie aus Amerika berichtet wird, mit unerwartetem Schwung weiter, aber die Widerstände gegen den gefährlichen Mann versteifen sich darum offen und insgeheim nur desto mehr. Und gleichzeitig geht auch ungebremst jene freiheitsfeindliche Bewegung weiter, die unter dem Vorwand der Kommunistenbekämpfung nicht nur «ein paar Filmschauspieler in Hollywood» exkommuniziert, sondern das ganze öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten vergiftet und unter unerträglichen Druck setzt, so daß in allem Ernst gesagt werden konnte, Amerika laufe tatsächlich Gefahr, die Redefreiheit zu verlieren und in irgendeinen Halbfaschismus abzugleiten[1]. Anderseits haben in den letzten Wochen überraschenderweise – vermutlich dank der fortdauernden Hochkonjunktur und den riesigen Rüstungsaufträgen für die Industrie – und trotz den schweren Hemmungen des Taft-Hartley-Gesetzes die amerikanischen Gewerkschaften in verschiedenen Großunternehmungen wie General Motors, Chrysler, General Electric wesentliche Lohnerhöhungen zu erlangen vermocht, und es scheint, daß ganz allgemein das Unternehmertum einer Auseinandersetzung mit der Arbeiterschaft vorerst eher auszuweichen gesonnen ist. Aber das täuscht eben doch nicht über das außerordentliche Kraftbewußtsein hinweg, von dem heute der amerikanische Kapitalismus erfüllt ist, und von dem niemand weiß, wohin es die Vereinigten Staaten und die Welt noch treiben wird.

[1] Das Mundt-Nixon-Gesetz, das vom Abgeordnetenhaus bereits angenommen worden ist und einen ersten Niederschlag der planmäßigen «Rotenhetze» der vergangenen zwei Jahre bildet, definiert den Kommunismus und die kommunistische Tätigkeit, die es verbieten will, derart allgemein und ungenau, daß jeglicher Willkür Tür und Tor geöffnet wird. Ob Wallace und seine «Neue Partei», die ja von der Gegenseite längst als kommunistenhörig bezeichnet werden, unter diesem Gesetz überhaupt noch nennenswerte Bewegungsfreiheit haben werden, muß als fraglich gelten. Unsere Leges Häberlin, die zweite ebenso wie die erste, die vom Volk so wuchtig verworfen worden sind, erscheinen neben der Mundt-Nixon-Bill geradezu als Muster juristischer Sauberkeit und Klarheit.

Europäische Sorgen Zu den Bedingungen einer fortschrittlichen, dem Frieden eine reale Grundlage gebenden Weltplanwirtschaft gehört in zweiter Linie, daß der europäische *Sozialismus* endlich die Klarheit und Festigkeit gewinnt, deren er jetzt allzusehr ermangelt, und daß er damit zur maßgebenden Kraft in der Gestaltung der Geschicke unseres Erdteils wird, der – einerlei, wie es sonst in der Welt draußen stehen mag – mehr und mehr für die Gemeinwirtschaft reif wird. Allein auch hier darf man sich zunächst nicht allzu viel versprechen. Der «New Statesman» meint mit nur zuviel Recht:

«Wirtschaftlich sind die vor uns liegenden Schwierigkeiten gewaltig. Und doch besteht immer noch viel größere Hoffnung auf die rechte Art Vorwärtskommen auf wirtschaftlichem Gebiet als auf demjenigen der politischen Verfestigung. Politisch ruht Westeuropa zur Zeit auf einer ungemütlichen Allianz zwischen Katholiken und Sozialisten, wobei die Katholiken nahezu überall — ausgenommen in Großbritannien und Skandinavien — in der weitaus besseren Position sind. Wirtschaftlich besteht überhaupt keine Aussicht, daß die Volkswirtschaften der westlichen Länder der Gesundung entgegengeführt werden können, ohne daß Sozialisierungsmaßnahme ergriffen werden. Die Lage wäre vielleicht anders, wenn irgendeine Wahrscheinlichkeit bestünde, daß amerikanische Kapitalisten privatim große Summen auf den europäischen Kapitalmarkt würfen. Aber das ist nun einfach nicht beabsichtigt, wenn es auch natürlich eine gewisse amerikanische Kapitalanlage geben wird und damit einen gewissen Versuch, sie als Werkzeug zur Bekämpfung des Sozialismus zu benützen. Europas Schutz in dieser Beziehung liegt darin, daß die Aussichten, die es amerikanischen Kapitalisten bieten kann, bei weitem nicht verlockend genug sind, um es wahrscheinlich zu machen, daß amerikanisches Kapital in großem Maß einströmt; und solange das nicht geschieht, wird die Kapitalknappheit die westlichen Länder zwingen, die Verwendung ihrer begrenzten Kräfte scharf zu regulieren und anderseits viele der notwendigen Entwicklungen direkt als öffentliche Unternehmungen durchzuführen. So bewirken die Wirtschaftskräfte, die Westeuropa vereinigen, auch eine Stärkung des demokratischen Sozialismus.»

Diese letzte Bemerkung ist nun freilich noch Zukunftsmusik. In *England* selbst erleidet der demokratische Sozialismus zurzeit eher eine gewisse Schwächung insofern, als sich die Mittelschichten, die vor drei Jahren die Labourpartei zur Macht emporgetragen haben, zum Teil wieder von ihr abkehren und der zügellosen Demagogie Churchills und der Konservativen Gehör schenken. Der Planungsgedanke, der während des Krieges nicht nur auf militärischem, sondern auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet fast unwiderstehliche Macht über die Gemüter gewonnen hatte, bedeutet den Leuten nicht mehr so viel, ja er ist – unter dem Einfluß einer interessierten Propaganda – beinahe unpopulär geworden und muß erst wieder neu herausgearbeitet und mit den unmittelbaren Bedürfnissen des Volkes verknüpft werden. Einer ähnlichen Stimmungsänderung scheint – wenn wir über den europäischen Rahmen hinausgreifen wollen – auch der jüngste Wahlerfolg des reaktionären Nationalismus und Rassismus in *Südafrika* zuzuschreiben sein, der allerdings noch auf so unsicheren Füßen steht, daß Dr. Malan und seine Mannschaft sehr vorsichtig operieren

müssen, um sich nicht alle Chancen zu verderben. In *Frankreich* und *Italien*, weniger ausgesprochen in *Holland* und *Belgien*, sitzt jedenfalls das konservative Bürgertum wieder fest im Sattel und betreibt eine orthodox-liberalistische Finanz- und Wirtschaftspolitik, die auch dann nicht abgeschwächt werden dürfte, wenn etwa de Gaulle oder – in Italien – ein gemäßigter Neufaschismus ans Ruder kommen sollte[1].

In *Deutschland* – und ähnlich in *Luxemburg* – erzeigen die letzten Wahlen eher wieder eine Stärkung der Sozialdemokratie. Aber was für eine Sozialdemokratie ist das! Sie als Triebkraft einer revolutionären Neugestaltung Mitteleuropas ansprechen zu wollen, wäre unverzeihliche Naivität und Verblendung. Dies um so mehr, als die Westalliierten ganz planmäßig eine wirtschaftliche und soziale Entwicklung begünstigen, die ohne ganz energische Gegenwirkung unfehlbar wieder die alten konservativ-kapitalistischen Kräfte obenauf bringen wird, die Deutschland zweimal ins Verderben geführt haben und es ein drittes Mal zu tun drohen.

Die Westalliierten haben sich nun zwar, unter Beiziehung der Beneluxgruppe, auf einen Kompromiß über Deutschland geeinigt, der unter allmählicher Verschmelzung der französischen mit der angelsächsischen Zone die Wahl einer Nationalversammlung und die Bildung einer deutschen Regierung für 1949 ins Auge faßt und anderseits Frankreich – wenigstens auf dem Papier – eine gewisse Sicherheit gegen eine neue Invasion bietet. Aber wenn auch das französische Parlament den Londoner Vertrag wohl oder übel gutheißen muß, will es nicht die sich mühsam aufrechthaltende Regierung der Mitte stürzen, so gibt sich doch niemand in Frankreich einer Täuschung darüber hin, daß Deutschland auch fernerhin ein gefährlicher Nachbar bleiben wird. Dies besonders auch darum, weil die westdeutsche Großindustrie mit ihrem gewaltigen Kriegspotential fest unter angelsächsischer Kontrolle gehalten wird – die Engländer und Amerikaner haben in der Ruhrkommission, die über die Verteilung der Kohlen-, Koks- und Eisenproduktion zu wachen hat, acht von fünfzehn Sitzen inne – und diese Kontrolle in allen entscheidenden Fällen tatsächlich zugunsten der neu-alten Herrenklasse spielen dürfte, die sich wieder das Eigentum an den rheinisch-westfälischen Industriewerken zu sichern gewußt hat, teilweise im Kompagniegeschäft mit amerikanischem Kapital. Und mag auch der leitende Gedanke auf angelsächsischer Seite durchaus die Stärkung Deutschlands im Blick auf eine Auseinandersetzung mit

[1] Die Ereignisse von Clermont-Ferrand und die neue Streikbewegung, die sich daran anschließt, sowie der abermals entbrannte Kampf für eine durchgreifende Senkung der Kosten der Lebenshaltung zeigen allerdings nur zu deutlich, wie unfähig das von den Sozialisten unterstützte «gemäßigte» Bürgertum zur Lösung der brennenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen ist. Die Situation, die General de Gaulle braucht, scheint allmählich doch heranzureifen. (20. Juni.)

der Sowjetunion sein, so kann man es dennoch verstehen, daß den Franzosen bei dieser ganzen Restauration der deutschen Schlagkraft nicht besonders wohl zu Mute ist. Auf jeden Fall gilt aber: Solange in Deutschland nicht die *Wirtschaft* demokratisiert wird, mit Organisierung der Industrie, der Banken und der Versicherungen als öffentlicher Dienste, mit Aufteilung des noch übrigen Großgrundbesitzes, Vermögensabgabe (dies im Zusammenhang mit der Währungsreform) und Einziehung des Nazibesitzes, solange hat dort auch die *politische* Demokratie keine Zukunft. Die «Selbstbestimmung», welche die Deutschen nach dem endgültigen Wegfall der alliierten Militärregierung bekommen sollen, wird dann einfach zur Wiedereinsetzung der nationalistisch-reaktionären Mächte führen, die sich schon jetzt recht kräftig regen und das «Londoner Diktat» in einer Art und Weise bekämpfen, die nur allzu peinlich an die Hetze gegen den «Versailler Diktatfrieden» erinnert. Wobei der lachende Dritte natürlich die Sowjetunion und der Kommunismus sind, die dem neudeutschen Nationalismus gefährlichen Vorschub leisten, in der kurzsichtigen Hoffnung, ihn als Werkzeug für *ihre* Zwecke benützen zu können.

Nehmen wir dazu noch die Tatsache, daß der Versuch, einen Friedensvertrag mit *Oesterreich* zustande zu bringen, von den Westalliierten nunmehr endgültig aufgegeben wurde, weil die Russen, die immerhin eine Reihe wesentlicher Zugeständnisse gemacht haben, in zwei Punkten – Reparationen und Grenzberichtigungen zugunsten Jugoslawiens – nicht auch noch einlenken wollen, so drängt sich neuerdings der Eindruck auf: Die Wurzel allen Übels ist das tiefe Mißtrauen der Westmächte gegen die Sowjetunion und der Sowjetunion gegen die Westmächte. Solange darin kein Wandel eintritt, bleiben beide Teile in Mitteleuropa auf ihren militärischen und politischen Stellungen und verzögern mit irgendwelcher Begründung den Abschluß der für eine wirkliche Neuordnung so nötigen Friedensverträge, die sie zur Räumung ihrer Positionen zwingen würden. Das Chaos dauert damit weiter, und die Völker werden für unabsehbare Zeit auf eine durchgreifende Verbesserung ihrer Lage warten müssen.

In der Tschechoslowakei Unterdessen nimmt unter kommunistischer Führung die Neugestaltung Ost- und Südosteuropas ihren folgerichtigen Fortgang. Ein Teilstück dieses sehr tatkräftig geförderten Prozesses stellen die *tschechoslowakischen Parlamentswahlen* dar, die ja nur die Besiegelung des außerparlamentarisch durchgeführten Systemwechsels durch eine behördlich befohlene und gelenkte Kundgebung des «Volkswillens» sein konnten. Gewiß werden die einschneidenden Reformen, die jetzt vorgenommen werden, den ganzen Aufbau der tschechoslowakischen Ge-

sellschaft allmählich von Grund auf und in sozialistischem Sinn verändern; aber es ist dennoch zu befürchten, daß eine solche «Zwangsbekehrung», wie man den ganzen Vorgang nicht unzutreffend genannt hat, zuletzt nicht der Stärkung, sondern eher der Schwächung des Sozialismus dienen wird, der eben, wie jede große Sache, von der *freiwilligen* Zustimmung seiner Träger und Nutznießer lebt. Und die 11 Prozent Oppositionszettel, die in den Stimmurnen der Tschechoslowakei gezählt wurden, sind eben doch ein nicht überhörbarer Ausdruck des Protestes gegen Revolutionsmethoden, die in Ländern ohne Demokratie soweit ganz normal sein mögen, im Lande der Hussiten und «Masarykiten» aber von den Besten sicher als unwürdig empfunden werden.

Im Gefolge der Staatsumwälzung ist nun auch Eduard *Benesch* vom Amte eines Präsidenten der Republik zurückgetreten und durch den bisherigen Ministerpräsidenten Clemens Gottwald ersetzt worden, dem seinerseits der Vizepremier und Gewerkschaftsleiter Antonin Zapotocki, einer der «starken Männer» des Regimes, folgt. Benesch hatte offenbar mit diesem Schritte warten wollen, bis die neue Regierung einigermaßen gefestigt und die Gefahr eines Bürgerkrieges endgültig gebannt sei. Denn daß er mit den *Zielen* der Neuordnung von Staat und Wirtschaft im wesentlichen einig ist und einer Weiterführung der sozialistischen Revolution durchaus nicht im Wege stehen wollte, das darf als erwiesen betrachtet werden; wer sein Buch «Demokratie heute und morgen» gelesen hat, der weiß, daß ihm die Übernahme der Wirtschaftsmittel durch die Volksgemeinschaft und der Aufbau einer klassenlosen Gesellschaft selbstverständliche Notwendigkeiten der neuen Demokratie sind, die er kommen sah. Aber Benesch wünschte diese Umwälzung, wenigstens für sein eigenes Land, ebenso unzweifelhaft im Rahmen der politischen Demokratie und besonders unter Wahrung des Zusammenhanges mit der westeuropäisch-amerikanischen Welt, der er so tief verpflichtet ist. Daß dieser Zusammenhang durch die jüngsten Ereignisse zerrissen wurde und die Tschechoslowakei nicht die Brücke zwischen Ost und West sein konnte, die ihm vorschwebte, vielmehr infolge des Auseinanderfallens von Europa in zwei scharf getrennte Hälften sich dem Osten anschließen mußte, zu dem ihr Volk durch Abstammung und Kultur nun einmal in erster Linie gehört – *dazu* konnte er nicht einfach Ja sagen, eine *solche* Tschechoslowakei konnte er nicht mehr als ihr oberster Diener repräsentieren, so sehr er auch, wie jeder Tscheche, überzeugt ist, daß der Hauptfeind seines Landes die Deutschen sind und daß sich die Tschechoslowakei darum vor allem auf die Sowjetunion stützen muß. Jan Masaryk ist an diesem Zwiespalt, wohl unter dem Druck einer dunklen Erbschaft – seine Mutter, eine Tante und

eine Schwester endeten in geistiger Umnachtung, ein Bruder und ein Neffe im Selbstmord –, seelisch und körperlich zerbrochen; Eduard Benesch hat nur seine große politische Laufbahn deswegen abgebrochen[1].

Der Kampf um Finnland Eine interessante Linie führt von der Tschechoslowakei zu *Finnland*. Mitten in der tschechoslowakischen Krise, am 22. Februar, forderte Stalin – es war ja davon in unserer Rundschau bereits die Rede – in einem Brief an Präsident Paasikivi die finnische Regierung zu Verhandlungen über einen «Vertrag gegenseitiger Hilfeleistung gegen einen allfälligen deutschen Angriff» auf. Es konnte nicht fehlen, daß diese Einladung als russischer Versuch gedeutet wurde, nach der Tschechoslowakei nun auch Finnland in aller Form dem Ostblock anzugliedern. Allein gerade der Eindruck, den die tschechoslowakischen Ereignisse in der Welt gemacht hatten, half den Finnen, sich der Einbeziehung in das Bündnissystem der Sowjetunion zu erwehren. Der am 6. März unterzeichnete und vom finnischen Parlament am 26. April genehmigte russisch-finnische Vertrag war so auffallend locker und für Finnlands Selbstgefühl schonend, daß man sich fragt, warum er überhaupt noch abgeschlossen wurde. Aber offenbar konnte die Sowjetunion nicht mehr zurück, nachdem sie – in einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt – die Verhandlungen anbegehrt hatte, und bei der Gestaltung des Vertragstextes selber trug sie dann, aus der Lage das Beste für sich herausholend, dem finnischen Standpunkt weitgehend Rechnung, in der Hoffnung, nicht nur in Finnland, sondern auch in Schwe-

[1] Nachdem die Behauptung, *Jan Masaryk* habe sich das Leben genommen, weil ihn Verzweiflung über die Zerstörung der tschechoslowakischen Freiheit erfaßt habe, nicht mehr aufrechtzuerhalten war, wird jetzt herumgeboten, er sei gar nicht freiwillig aus dem Leben geschieden, sondern von den Kommunisten ermordet worden. Kingsley Martin, der Chefredakteur des «New Statesman», ist diesen Gerüchten in Prag selbst nachgegangen und erklärt sie als unbegründet. «Masaryk», so stellt er fest, «hatte ein akutes Leiden und konnte nicht schlafen; er sollte innert kurzem eine Erholungskur antreten. Er hatte ernste private Schwierigkeiten, von denen das Publikum nichts weiß; er war heftig bekümmert über den Staatsstreich, den er miterlebt hatte, und fühlte sich beelendet, weil er die Entlassung alter Kollegen im Außenministerium unterzeichnen mußte. Geistesstörung trat wiederholt in seiner Familie auf; er sprach oft von seiner Furcht, auch er könnte seelisch zerrüttet werden. Aber ich wurde erst überzeugt, als ich mit persönlichen Freunden Masaryks redete, von denen er tatsächlich wenige Tage zuvor Abschied genommen hatte und welche die Anordnungen kannten, die er zur Regelung seiner persönlichen Angelegenheiten getroffen hatte.»

Was *Benesch* betrifft, so erbringt Winston Churchill in seinen Kriegserinnerungen aufschlußreiche Zeugnisse für dessen enge Bindung an die Sowjetunion und an Stalin im besonderen. Er berichtet unter anderem, daß es niemand anders als Benesch war, der — aus deutschen Quellen schöpfend — Stalin alle Tatsachen über-

den und Norwegen damit einen guten Eindruck zu machen, eine Rechnung, die dann auch ziemlich gestimmt haben dürfte.

Die Finnen gaben sich indessen mit diesem außenpolitischen Erfolg nicht zufrieden. Sie suchten ihn auch innenpolitisch auszunützen und die Stellung der Kommunisten entscheidend zu schwächen, ihrerseits darauf rechnend, daß die Sowjetunion in diesem Zeitpunkt nichts dagegen zu unternehmen imstande sei. Das nächste Ziel war der Innenminister Leino, dem man die Absicht zuschrieb, nach dem Vorbild seines tschechoslowakischen Kollegen Nosek den Polizei- und Behördenapparat fest in die Hand der Kommunistischen Partei zu bringen und damit die bevorstehenden Parlamentswahlen zu «machen». Politische Verfehlungen, die Leino während des Krieges begangen hatte, mußten als Mittel dienen, ihn zu sprengen, und nach der Zerstörung dieses stärksten Bollwerkes der Linken sollten dann, ähnlich wie das auch in der Tschechoslowakei beabsichtigt war, Wahlen à l'italienne veranstaltet werden, mit dem Ziel, die Kommunisten überhaupt aus der Regierung auszuschalten und Finnland dem Westblock anzunähern, dessen Baumeister ja von Anfang an auch die Einbeziehung der skandinavischen Staaten in den antisowjetischen Bund ins Auge gefaßt hatten.

Der Plan gelang freilich nur halb. Wohl wurde Leino aus dem Kabinett entfernt, aber die von den Kommunisten -- wiederum nach Prager Muster – versuchte Mobilisierung der finnischen Arbeiterschaft ließ es den nichtkommunistischen Parteien doch geraten erscheinen, trotz dem Mißerfolg des Generalstreiks die Hand zu einem Kompromiß mit den Kommunisten zu bieten, die mit ihren 45 000 Parteimitgliedern und ihren 51 Parlamentssitzen (von 200) immerhin eine be-

---

mittelte, die er über die Verschwörung hoher russischer Militärs und alter Kommunisten zum Sturze Stalins und zur Aufrichtung eines deutschfreundlichen Regimes in Erfahrung bringen konnte. «Es kam darauf», so schreibt Churchill, «in Rußland zu der erbarmungslosen, aber vielleicht nicht unnötigen militärischen und politischen *Säuberung* und zu den Prozessen im Januar 1937, in denen Wyschinskij als Staatsanwalt eine dominierende Rolle spielte. Sinowjew, Bucharin, Radek und andere ursprüngliche Führer der Revolution, Marschall Tuchatschewskij, der die Sowjetunion an der Krönungsfeier in London vertreten hatte, und viele andere hohe Offiziere der Armee wurden erschossen. Im ganzen wurden nicht weniger als 5000 Offiziere und höhere Beamte ‚liquidiert'. Die russische Armee wurde um den Preis einer schweren Einbuße an militärischer Schlagfertigkeit von ihren deutschfreundlichen Elementen gesäubert. Die Stimmung der Sowjetregierung wandte sich ausgesprochenerweise gegen Deutschland. Stalin hatte das Gefühl einer persönlichen Schuld gegenüber Präsident Benesch, und er wünschte dringend, ihm und seinem bedrohten Land gegen die deutsche Gefahr zu Hilfe zu kommen. Selbstverständlich durchschaute Hitler diese Zusammenhänge durchaus. Aber weder die inneren Spannungen in Deutschland noch die Bindungen zwischen Benesch und Stalin waren der Außenwelt bekannt, sie wurden auch von den englischen und französischen Ministern nicht in ihrer Bedeutung erfaßt.»

trächtliche Macht darstellen; ihre begabteste Führerin, Hertta Kuusinen, die Frau Leinos, wurde sogar, wenn auch nur als Minister ohne Portefeuille, in die Regierung aufgenommen. Und nun geht es also den Wahlen entgegen, bei denen die Sowjetunion eine ähnliche Rolle spielt wie, mit umgekehrten Vorzeichen, die Westmächte bei den italienischen Wahlen: indem sie Finnland die Hälfte seiner noch nicht bezahlten Reparationsschuld erließ und ihm eine Dollaranleihe zu billigem Zins gewährt, sucht sie die innenpolitische Stellung der Kommunisten zu stärken und darüber hinaus das günstige Klima für die Entwicklung der russisch-finnischen Beziehungen zu erhalten. Ob ihr das gelingt, bleibt abzuwarten. Die Demokratie hat jedenfalls von diesem ganzen Kampf um Finnland nicht viel zu gewinnen, auch wenn das parlamentarische Regime – wie anzunehmen ist – gesichert bleibt und der kommunistische Einfluß zurückgedrängt wird. Aber Finnland, das sich in seinem Kampf mit dem russischen Bedrücker unter die Fittiche zuerst des alten deutschen Militarismus und dann sogar des Hitlerschen Nazismus geflüchtet hat, ist eben auch ohne «Volksdemokratie» immer eine eigene Spezies von Demokratie gewesen . . .

Südosteuropa Besonders nachdrücklich wird von den Kommunisten die Wirtschafts- und Gesellschaftsrevolution in *Ungarn* und Rumänien weitergetrieben. Der Fünfjahrplan für die Entwicklung der ungarischen Produktion – der industriellen wie der landwirtschaftlichen – ist in voller Ausführung begriffen, die Aufteilung des Großgrundbesitzes nahezu beendet, die Lebenshaltung der Bevölkerung merklich gehoben und der Wiederaufbau der kriegszerstörten Gebäude schon erstaunlich weit gediehen. Das hindert freilich nicht, daß die schlummernde Opposition in diesem Lande, wo, wie ein westlicher Beobachter schreibt, «die Massen tief unwissend, heftig antisemitisch, eher deutsch- als slawenfreundlich und an Gehorsam gegenüber der katholischen Hierarchie gewöhnt sind», dem neuen Regime dennoch gefährlich werden könnte, wenn es in seinem Reformeifer zu weit oder zu schnell vorstoßen sollte, zumal bisher die Diktatur verhältnismäßig maßvoll ausgeübt zu werden scheint und die nichtkommunistischen Kräfte immer noch einen gewissen Spielraum haben. Bereits hat die Regierung mit ihrem Beschluß, die katholischen Schulen staatlicher Führung zu unterstellen, den erbitterten Widerstand der römischen Kirche herausgefordert; es stehen sich hier in der Tat zwei Religionen gegenüber, die einander an Unduldsamkeit und Herrschsucht wenig nachgeben, und von denen auf die Länge die eine nicht bestehen kann, wo die andere sich behauptet. Begreiflich darum, daß sich gerade Rom zu einer Hauptstütze des Antikommunismus gemacht

hat und heute vielleicht sogar schon der gefährlichste Feind ist, mit dem Moskau zu rechnen hat[1].

In *Rumänien* wird nunmehr die Agrarreform, die den Großgrundbesitz zerschlagen hat, durch eine radikale Sozialisierung der Industrie und des Bergbaus ergänzt. Das gerade in den letzten Tagen darüber erlassene Gesetz scheint ähnlich weittragende Maßnahmen vorzusehen, wie sie in der Tschechoslowakei bereits in Kraft sind.

Merkwürdig klingen die Berichte aus *Griechenland*. Die «demokratische Regierung» des Generals Markos hat zweimal ihre Bereitschaft zu Verhandlungen mit der Athener Regierung erklärt, und gleichzeitig bemüht sich Bulgarien, die diplomatischen Beziehungen mit Griechenland wieder herzustellen – sicherlich nicht ohne mit der Sowjetunion im Einvernehmen zu sein, der man, als Teil ihrer allgemeinen «Friedensoffensive», die Absicht zuschreibt, die Partisanenregierung fallen zu lassen. Rein militärisch scheint die Lage der Widerstandsarmee keineswegs ungünstig zu sein; eine Botschaft der Regierung Markos vom 31. Mai behauptet, sämtliche Angriffe, welche die Truppen der Athener Regierung in den ersten fünf Monaten dieses Jahres unternommen hätten, seien gescheitert, und der stellvertretende Generalstabschef der Regierungsarmee, Kitrikakis, hat kürzlich selbst erklärt, es werde wohl noch bis in den nächsten Winter hinein, ja noch länger gehen, bis die Partisanen geschlagen seien; von einem Sieg über sie könne erst die Rede sein, wenn das ganze Hinterland, das die Armee Markos unterstütze, gesäubert sei. Allein es ist schon möglich, daß politische Rücksichten eine Beendigung des Bürgerkrieges noch vor dem Eintritt einer militärischen Entscheidung nahelegen, wobei freilich alles auf die Bedingungen ankäme, unter denen der Kampf abgebrochen würde. Die Athener Regierung, die neuerdings besonders in Amerika eine ziemlich schlechte Presse hat – die Ermordung des amerikanischen Radio-Journalisten Polk durch Regierungsagenten hat besonders aufreizend gewirkt –, hat indessen, so sollte man meinen, wenig Anlaß, Forderungen zu stellen, die von den Partisanen als entehrend empfunden werden müßten.

Stellen wir aber doch noch einmal an Hand eines unverdächtigen Zeugnisses fest, daß es sich bei dem besonders von den «Ordnungstruppen» entsetzlich grausam geführten, griechischen Bürgerkrieg nicht

[1] Ein Aufsatz von Ernest O. Hauser in der «Saturday Evening Post» (5. Juni 1948) zeigt im einzelnen, wie der jüngste Wahlkampf in Italien auf bürgerlicher Seite durchaus von der katholischen Kirche beherrscht und organisiert worden ist, wobei auf der einen Seite der unmittelbare geistliche Druck, im besonderen die Drohung mit der Verweigerung der Absolution (die eine ungeheure Wirkung gehabt habe), auf der anderen die Tätigkeit der Katholischen Aktion (die in 18 000 von den 24 000 Pfarreien ihre Propagandazentralen betrieben habe) von entscheidendem Einfluß gewesen sei.

um den Kampf einer gesetzlich und demokratisch gebildeten Regierungsgewalt gegen einen Versuch handelt, ein kommunistisches Terrorregime aufzurichten, sondern – um etwas ganz anderes. Wir lesen nämlich im «Volksrecht» (vom 4. Juni), offenbar aus der Feder eines griechischen Sozialdemokraten, eine Darstellung der gegenwärtigen Lage in Griechenland, in der es u. a. heißt:

«Nach der Unterdrückung der Volkserhebung im Dezember 1944 brach die Konterrevolution aus. Der Terror gegen die Arbeiter und die Linke im allgemeinen, ebenso wie die neue Partisanenbewegung, vergrößerten die Verwirrung... Es wird vielfach angenommen, daß die bekannten konterrevolutionären Maßnahmen ausschließlich gegen die Kommunistische Partei gerichtet seien und der gesamte politische Kampf bloß aus einem Duell zwischen der Rechten und den Kommunisten bestehe. Dies trifft nicht zu. Die griechische Konterrevolution richtet sich mit der gleichen Wut gegen Sozialisten und andere fortschrittliche Elemente wie gegen die gesamte Arbeiterklasse. Alle Bezirksorganisationen der Sozialistischen Partei, mit Ausnahme jener in den drei großen Städten und auf Kreta, sind aufgelöst worden. Viele unserer Anhänger arbeiten in der Illegalität. In der Provinz kann die sozialistische Presse nicht verbreitet werden. Auch Gewerkschaftsorganisationen wurden aufgelöst, und viele Sozialisten und Gewerkschafter sind eingekerkert oder in die Verbannung getrieben.

... Daher bekämpfte die (Sozialistische) Partei die aus gefälschten Wahlen hervorgegangenen Rechtsregierungen, die ein Regime der legalisierten Gegenrevolution darstellen und sich mit Unterstützung des reaktionären Verwaltungsapparates gegen die Arbeiterklasse richten... Ebenso bekämpft die Sozialistische Partei heute die amerikanische Intervention, die ein bankrottes bürgerliches System stützt. Die von den Kommunisten kontrollierte Partisanenbewegung ist das direkte Ergebnis des Terrors, der viele Männer gezwungen hat, ihre Heimstätten zu verlassen und in den Bergen Zuflucht zu suchen.

... Der amerikanischen Intervention und der unter amerikanischem Druck zustande gekommenen monarchistisch-liberalen Koalition ist es nicht gelungen, Friede und Ordnung wiederherzustellen. Alle volkstümlichen Kräfte werden weiterhin verfolgt; die Spannung wächst.»

Krieg und Frieden in Palästina

Was auch immer in Griechenland geschehen möge, eine dauerhafte Lösung der griechischen Frage wird es nur geben, wenn die von Athen aus arbeitende Gegenrevolution ihren Rückhalt an der *internationalen* Gegenrevolution verliert, ohne deren Hilfe sie ebenso machtlos wäre, wie Francos Willkürherrschaft in Spanien ohne ausländische Stützung zusammenbrechen müßte. Nicht unähnlich liegen die Dinge beim *Palästinaproblem*, das nur darum immer aufs neue verwirrt und anscheinend unlösbar gemacht wird, weil vom Ausland her Kräfte wirken, die ein *Interesse* an der Verhinderung einer rechten Lösung haben. Zwar herrscht nun ja seit dem 11. Juni Waffenruhe zwischen Juden und Arabern; aber wird sie auch nur die vier Wochen lang anhalten, für die sie gelten soll? Und wenn ja, werden die Araber, die den Staat Israel unter keinen Umständen dulden zu wollen erklären, nachher den Krieg abermals aufnehmen?

Es *muß* nicht so weit kommen. Aber es wird nur dann nicht so weit kommen, wenn die Vereinten Nationen, die schließlich zur Sicherung des Friedens unter den Völkern gegründet worden sind, endlich einmal den Arabern den Meister zeigen. Und das heißt, wenn die Klassen- und Machtinteressen, die bislang hinter der araberfreundlichen und judenfeindlichen Orientpolitik Großbritanniens standen und die mit einflußreichen Gruppen des amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus verbündet sind, ausgeschaltet werden und fortschrittlich-sozialen Kräften Platz machen, die dann eine Wohlfahrts- und Friedenspolitik einzuleiten vermöchten, wie sie Henry Wallace nicht zuletzt auch im Hinblick auf Vorderasien, diesen ewigen Unruheherd, empfiehlt. Sicher ist, daß die Vereinten Nationen, sollten sie weiterhin tatenlos zusehen, wie die Araber dem Teilungsbeschluß für Palästina trotzen, des gleichen unrühmlichen Todes sterben müßten wie der Völkerbund, der auch, und unter dem Einfluß derselben konservativ-kapitalistischen Mächte, die heute erneut am Werke sind, das Recht an die Gewalt verraten hat und daran zugrunde gegangen ist. So weit *darf* es nicht wieder kommen. Es gibt auch tatsächlich, wie Wallace in seinem Friedensbuch schreibt, keinen triftigen Grund, warum die Vereinten Nationen in Palästina versagen müßten:

«Der Haß ist in jenem Landstrich losgelassen, aber es ist nicht nötig, daß Generation um Generation ihm erliegt. Möge doch, wenn einmal eine UNO-Polizeimacht den Beschluß der Vereinten Nationen durchgesetzt hat, die Weltbank sofort das Geld für eine sich selbst erhaltende Jordantal-Verwaltung[1] liefern, die alle Söhne Sems zu der Aufgabe heranzieht, die Fruchtbarkeit der biblischen Zeiten wiederherzustellen, in denen die Ströme des Nahen Ostens eine überquellende Bevölkerung ernähren halfen.»

In *dieser* Richtung wird tatsächlich die Lösung der Palästinafrage gesucht werden müssen. Und *dieses* Wohlfahrts- und Friedenswerk wird bestimmt nicht durch «russische Sabotage» verhindert werden, der Präsident Truman jetzt in seinen Wahlreden die Schuld an der Friedlosigkeit der Welt gibt, wohl aber durch *Fernhaltung* Sowjetrußlands von der Mitwirkung an der Befriedung und Erschließung des Orients und durch Fortsetzung jener Politik der Truman-Doktrin, die schon so viel Unheil in den Ländern angerichtet hat, die mit ihrer Anwendung beglückt wurden. Diesen ganzen verhängnisvollen Kurs umzubiegen und einen neuen Weg in die Wirrnis der Welt hinein zu öffnen, das bleibt die große Notwendigkeit unserer Zeit, wenn überhaupt die Völker zu Frieden und Freiheit kommen sollen.

16. Juni. *Hugo Kramer.*

---

[1] Anspielung auf die berühmte Tennesseetal-Verwaltung in den Vereinigten Staaten, nach deren Muster das Jordantal erschlossen und seine Wasser für Palästina und Transjordanien nutzbar gemacht werden sollen.

Ein Appell

Vor zwei Jahren verlegte *Paul Geheeb*, der bekannte Pädagoge und Gründer der Odenwaldschule, seine *Ecole d'Humanité* von Schwarzsee nach Goldern auf den Hasliberg, um in größerem Maße Kinder aus aller Welt, unabhängig von ihren Vermögensverhältnissen, zu freien und tüchtigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Unter großen Opfern der Schule und ihrer Mitarbeiter gelang es bisher, diesem Ideal nachzuleben und auch Waisen und Flüchtlingskinder sowie Kinder unbemittelter Eltern in der Ecole d'Humanité aufzunehmen.

Um die Fortführung von Paul Geheebs Werk zu fördern und um diese lebendige Gemeinschaftszelle innerhalb des europäischen Chaos am Leben zu erhalten und noch zu vergrößern, hat sich ein Patenschaftskomitee gebildet, dessen Aufgabe es ist, Menschen zu finden, die bereit sind, durch einen einmaligen Beitrag oder durch einen monatlichen Patenschaftsbetrag von 10, 20, 25, 50, 100, 200 Franken die Arbeit der Schule zu unterstützen.

Diese Zuwendungen sind bestimmt, Waisen- und Flüchtlingskindern wie auch Kindern aus bedürftigen Verhältnissen in der Ecole d'Humanité ein Heim zu bieten.

Die Beträge können direkt auf das Postscheckkonto der Schule: III 13579, unter der Bezeichnung *Patenschaften* einbezahlt werden. Nähere Auskunft über das Patenschaftskomitee geben: Frau Lisa Tetzner, Schriftstellerin, Carona; Herr Max Friedländer, Redaktor, Ascona, und das Sekretariat: Frau Dati Busse, Interlaken, Höheweg 15.

Einladung zur Subskription

Unser Freund U. W. Züricher in Sigriswil hat seine Dichtung «*Die Feuerkette*», die Arbeit vieler Jahre, beendet. Das Werk bietet eine Reihe (ungefähr hundert) dichterische Darstellungen von schöpferischen Menschen aus den bedeutsamsten Zeiten und Zonen. Dramatische Bilder sind es, welche die edlen Gestalten in den Stunden der Höhen und der Tiefen ihres bewegten Lebens uns nahebringen. Es sind lebendige Begegnungen mit helfenden Guten, die ihr Bestes von Generation zu Generation weitergeben – als Feuerkette. Große Sucher sind es, die unserem eigenen Suchen zu Hilfe kommen und unsern Weg erhellen wollen.

Einzelne dieser Lebensbilder sind da und dort in Zeitungen und Zeitschriften, auch in den «Neuen Wegen», erschienen. Nun handelt es sich um die Drucklegung des ganzen Buches (in vier Büchern und einem Nachwort), die in dieser Zeit nur möglich ist, wenn die Abnahme von 1000 Exemplaren

gesichert werden kann. U. W. Züricher, den wir aus manchen Publikationen kennen (Gedichtbände: «Wandersprüche», «Wegspuren», «Gedenken»; der Erziehungsroman «Was soll werden»; die Schriften über den Maler Carl Stauffer und über den Philosophen Rudolf Willy; die Frühlingsfahrt nach Griechenland und Ägypten; viele Artikel in verschiedenen Zeitschriften) gibt wohl in dieser umfangreichen Dichtung sein Wesentlichstes.

So laden wir denn die Freunde des Verfassers und unsere Freunde zur Subskription ein. Es wird das größte Geschenk sein, das wir dem Verfasser zum 70. Geburtstag darbringen können. Besonders erwünscht sind uns hingebende Helfer, die in ihrem Bekanntenkreis Subskribenten gewinnen. Vorgedruckte Listen sind beim Verfasser erhältlich.

In der Hoffnung auf baldiges Gelingen der Aktion grüßen, für alle Unterstützung herzlich dankend, *Ernst Frautschi, Anna Pflüger.*

Von Büchern

AUSWEGE AUS DEM NIHILISMUS UNSERER ZEIT

von Johannes Tscharner, Oberhallau

Der Vortrag, der im «Aufbau» vom 9. und 16. April 1948 veröffentlicht wurde, wird durch die Religiös-soziale Vereinigung separat herausgegeben und ist auf deren Sekretariat, Gartenhofstraße 7, Zürich 4, zum Preise von 50 Rp. zu haben. Die Leser der «Neuen Wege» werden nicht nur für sich selber dankbar dafür sein, sondern auch feststellen, daß die kleine Broschüre sich zur Weitergabe an solche eignet, die mit unsern Gedanken nicht schon von vornherein vertraut sind. Chr. R.

NATURWISSENSCHAFT UND GOTTESGLAUBE

von Dr. med. E. Lejeune, Kölliken

Die Leser der «Neuen Wege» werden sich freuen, daß an Stelle der nun vergriffenen Schrift «Naturwissenschaft und Weltanschauung», die als Separatabzug aus den «Neuen Wegen» viel gelesen und sehr geschätzt wurde, nun vom gleichen Verfasser eine Broschüre erschienen ist, die aus der früheren Schrift herausgewachsen, aber wesentlich umfangreicher ist. Besonders diejenigen, die den Verfasser am Ferienkurs in Fürigen oder später bei Wiederholungen an andern Orten über dieses Thema reden hörten, werden dankbar sein, die gleichen Ausführungen nun in Ruhe nochmals lesen und sie auch an andere weitergeben zu können. Die Broschüre, die 72 Seiten umfaßt, ist im Verlag Paul Haupt, Bern, erschienen und kann bei der *Pazifistischen Bücherstube, Gartenhofstraße 7, Zürich 4,* zum Preise von Fr. 3.60 bezogen werden. Chr. R.

Einladung zum

Ferienkurs

im Kurhaus zum «Rößli», Amden (über dem Walensee)
von Montag, den 11. Oktober, bis Samstag, den 16. Oktober 1948

Der Durchbruch der religiös-sozialen Idee

Montag,	11. Oktober:	Der Beitrag des Nordens: *Kierkegaard* Referent: Otto Hürlimann
Dienstag,	12. Oktober:	Der Beitrag Deutschlands: *Blumhardt* Referent: R. Lejeune
Mittwoch,	13. Oktober:	Der Beitrag Rußlands: *Tolstoj* und *Dostojewskij* Referentin: Lydia Meli-Bagdasarjanz
Donnerstag,	14. Oktober:	Der Beitrag des angelsächsischen Geistes: *Carlyle, Kingsley, Robertson* Referent: Hermann Bachmann
Freitag,	15. Oktober:	Der Beitrag des französischen Geistes: *Alexandre Vinet, Paul Passy, Wilfred Monod, Elie Gounelle* Referent: Henri Roser
Samstag,	16. Oktober:	Der Beitrag der Schweiz Referent: Paul Trautvetter

Die Vorträge und Aussprachen finden jeweilen am Vormittag statt und beginnen um 9 Uhr.

Die Nachmittage werden, wenn das Wetter es erlaubt, zu gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen verwendet.

Für die Abende sind Berichte und geselliges Zusammensein mit Musik und Vorlesen vorgesehen. An einem Abend wird Frau *Margarete Susman* aus ihren Werken vorlesen.

Nach Amden gelangt man, indem man mit dem Zug nach Weesen und von dort mit dem Postauto nach Amden (Station «Rößli») fährt.

Kursgeld und Pension, einschließlich Trinkgeld und Kurtaxe, betragen für Zweierzimmer Fr. 70.— bis 75.—, für Einerzimmer Fr. 75.— bis 85.—. Für solche, die nur am Kurs und eventuell einer Mahlzeit täglich teilnehmen möchten, wird Gelegenheit zu billiger Unterkunft und Selbstverpflegung geschaffen.

Auskunft erteilt das Sekretariat, Gartenhofstraße 7, Zürich 4. Freunde und Interessenten sind herzlich willkommen.

Für die Religiös-soziale Vereinigung:
Der Präsident: R. Lejeune
Die Sekretärin: Christine Ragaz.

Die „gute Botschaft" vom Reiche Gottes

«Von da an begann Jesus zu verkünden: ‚Denket um, denn das Reich der Himmel ist genaht.'

Als er aber am galiläischen See hinwandelte, sah er zwei Brüder, Simon, genannt Petrus, und seinen Bruder Andreas, das Netz in den See auswerfen; sie waren nämlich Fischer. Und er sagte zu ihnen: ‚Kommet her, folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen.'» (Matthäus 4, 17–19.)

Was damals geschah, als die Botschaft vom Gottesreich zum erstenmal ertönte, das können wir in seiner Größe und Bedeutung nicht ermessen. Auch die damaligen Menschen haben es kaum ermessen können. Aber sie haben, wenn auch wohl nur ahnungsweise, gespürt, daß es sich nicht um irgendeine Lehre, sondern um ein Ereignis handelte, ein Ereignis für Galiläa, dachten sie, und vielleicht noch für die umliegenden Länder, für Sebulon und Naphtali. Aber es war ein Ereignis für die Welt, ja für den Kosmos, für das ganze Weltgebäude. Ihr ahnungsvolles Erfassen der Größe dieses Ereignisses schimmert durch in den Ausdrücken, mit denen sie davon reden. «Sie entsetzten sich über seine Rede», heißt es, sie waren erschüttert. «Er predigte», so wird es übersetzt, während sie damals sehr stark gespürt haben, daß er eben gerade nicht predigte, was man so predigen heißt. Predigen — das hat so etwas Gewohnheitsmäßiges, das ist eine so reguläre Sache, das ist eine Institution. Sein Reden aber kam ihnen vor wie der Ruf eines Herolds. «Er redet aus einer Vollmacht heraus und nicht wie die Schriftgelehrten», so gaben sie ihren Eindruck wieder, oder es drängten sich ihnen die Prophetenworte auf: «Das Volk, das in der Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen.» Er selbst aber nannte das, was er verkündete, ohne alles Pathos, in tiefer Schlichtheit: «die gute Botschaft», nicht *eine*, sondern *die* gute Botschaft.

Es ist die Botschaft vom *Ziel* der Welt. Wenn diese Botschaft nicht da wäre, dann gäbe es kein Ziel und keinen Sinn für diese Welt und für alles, was in ihr geschieht. Dann gäbe es nur eine Frage, aber keine Antwort. Diese Frage aber ist da, und sie ist nicht etwa nur eine Frage der Christen oder eine Frage der Juden, sondern es ist die Frage auch der Römer und der Griechen; es ist die Frage, die auch Indien und China, auch Rußland und Amerika stellen. Es ist das Fragen des Lebens selbst, es ist das Seufzen der Kreatur, dumpf und unartikuliert im Leben der Schöpfung, zu bewußter Sehnsucht gelangt im Menschen und von ihm in Worte gefaßt. Und zwar ist es nicht etwa nur der mit einer besondern Veranlagung ausgestattete Mensch, der diese Frage stellt, nicht etwa nur der sogenannte «religiöse» Mensch, sondern einfach der Mensch, der das Leben in seiner ganzen Realität und Tiefe erleidende Mensch. Er steht Antwort heischend da, er leiht seine fragende Stimme den Geschöpfen, die keine Stimme

haben, er fragt für die stumme Kreatur: wozu leben wir, wofür leiden wir, wofür sterben wir?

Und nun sagen wir, daß in jener Botschaft vom Reiche Gottes *die* Antwort aufgeleuchtet ist auf diese Frage der Welt. Es hat zahllose Antworten gegeben; nicht nur jede Religion und jedes philosophische System stellt den Versuch einer Antwort dar, sondern auch das, was der einzelne in der Stille und Tiefe seines Innern zu erkennen glaubt. Und wir dürfen keinem dieser Versuche unsere Ehrfurcht versagen, wenn er ernst ist und solange er demütig bleibt. Nur wenn er eitel und spielerisch oder pfäffisch und ketzerrichtend wird, dürfen wir ihn ablehnen. Unter allen Antworten aber leuchtet die Botschaft vom Reiche Gottes in reinstem und hellstem Lichte auf. Nachdem es in den Religionen und in den uns unbekannten Gedanken einzelner Seelen zu dämmern begann, ist hier die Sonne aufgegangen und der Tag ist erschienen. Der Welt ist ihr Ziel gegeben.

Aber wir fühlen, daß zunächst alle unsere Worte zu schwach sind, um das zu fassen, was mit jener Botschaft gemeint ist. Die Vorstellungen und Bilder, die in uns aufsteigen, wenn wir das Wort vom Reiche Gottes hören, sind unzulänglich und erfassen nie die ganze Größe der Sache, sondern immer nur einen Teil. Aber das muß vielleicht so sein; nicht nur weil es die dem Menschen einzig mögliche Art des Erfassens ist, sondern es ist offenbar auch die Art des Reiches Gottes selbst, daß es zunächst bruchstückweise, dafür aber auch ganz real konkret zu uns kommen will. Darum geschieht im Neuen Testament die Verkündigung des Reiches in einer verwirrenden Mannigfaltigkeit von Bildern und nicht in systematisch faßbaren Begriffen.

Bevor das Reich in den einzelnen Gestaltungen und Entscheidungen der Gerechtigkeit, der Liebe, der Menschlichkeit zu uns kommt, bevor es in realen Durchbrüchen und Siegen über Leidens- und Todesmächte erscheint, darf es unsere Herzen erfüllen als große Zuversicht und Hoffnung, als jene «große Freude, die allem Volke widerfahren wird», als der Glaube an das große Ja, das über dieser Welt erschienen ist, als die Gewißheit, daß diese Welt nicht aufgegeben, sondern geliebt und zur Rettung bestimmt ist, bejaht von dem, der sie schuf. So daß wir nicht dem Nihilismus verfallen müssen, sondern glaubend vorwärtsschreiten dürfen.

Es gibt ja unter den Menschen auch eine Art von kraftvollem Optimismus, der sich gegenüber allerlei Verzagtheit und Verzweiflung lange zu behaupten vermag. Wir wollen das durchaus nicht schmähen; wir wissen nicht, ob nicht auch diese Haltung sich unbewußt aus tiefsten Quellen nährt. Aber der Reichgottesglaube ist, wenn er lebendig und nicht nur als Theorie und Theologie in uns ist, darum sieghaft und unüberwindlich, weil er nicht auf Illusionen beruht, sondern ein wissender Glaube ist, wissend um die Verderbnis der Welt; weil er sich auf eine Liebe stützt, von der er wohl weiß, daß sie unbegreif-

liches Erbarmen ist, weil er jene Liebe geschaut hat, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet, ja mit ihrem Blute dafür bezahlt, daß sie die Welt nicht aufgeben will.

Und nun fragen wir noch einmal: was wäre die Welt ohne diese Botschaft? Was ist diese Erde ohne dieses Ziel? Warum ist dann auf diesem Planeten das Wunder des Lebens erschienen? Ist das alles nur sinn- und zwecklose, völlig zufällige Konstellation von Molekülen, eine zufällige Gruppierung von Atomen und Energien? Einmal hat es sinnlos begonnen und wird einmal ein ebenso sinnloses Ende nehmen, vielleicht in einer neuen Eiszeit oder in einer Versandung der Erde oder in einer kosmischen Katastrophe, bei der alles in Flammen aufgeht.

Was ist die Weltgeschichte, die Menschengeschichte ohne jenes heilige Ziel? Da hat es doch so etwas wie einen Aufstieg gegeben; man glaubt darin doch eine Richtung erkennen zu können, eine Richtung, die vorwärts und aufwärts weist. Wir denken nicht vor allem an das, was man Zivilisation nennt. Es gibt Dinge, die viel ehrwürdiger sind. Ehrwürdig ist das Ringen um den Sieg der Menschlichkeit. Gerade weil es ein so schweres Ringen war, gerade weil es so viel Rückschläge gab in diesem Kampf, gerade darum ist es ehrwürdig. Sollte nicht das, nur das, der eigentliche Sinn und Inhalt der Menschheitsgeschichte sein? Ist nicht dieser Sinn zutage getreten in den Menschen, deren Arbeit, deren Denken und Kämpfen, deren Sichverkennen-, Sichverspotten- und Sichverfolgenlassen uns ergreift? Aber wieder fragen wir: wozu das alles? Um definitiv in einer Katastrophe zu enden, in einer großen Raserei, in einem sinnlosen Selbstmord der Menschheit?

Und wir fragen für den einzelnen Menschen nach dem Wozu seiner Existenz. Ist er nicht wirklich ein Mikrokosmos, eine Welt im kleinen, die den ganzen Himmel und die ganze Hölle in sich trägt? Eine Welt mit ungeheuren Gegensätzen voll erschütternden Kampfes? Engel und Dämonen sind in ihm, Verzweiflung und Seligkeit, Sehnsucht und Erfüllung. Oder sind das alles nur sinnlose Begleiterscheinungen im sinnlosen Ablauf eines ziellosen Lebensprozesses? Oder steht vielleicht doch das Leben jedes einzelnen Menschen mit seiner Freude und mit seinem Leiden in einem großen, zweckvollen Zusammenhang? Ist er nicht — wenn er für sich selbst nicht wichtig ist — wenigstens doch ein dienendes Glied in der großen Menschengemeinschaft, die ihrerseits eine heilige schöpferische und erlösende Aufgabe hat im ganzen Zusammenhang des Lebens!?

Oder ist er, der einzelne Mensch, vielleicht sogar als einzelner, rein um seiner selbst willen, wichtig? Ist er vielleicht doch mehr als nur ein Rädchen in einem großen Mechanismus, ja sogar mehr als nur ein Glied in einem großen Organismus? Ist in ihm nicht etwas Neues und Größtes erschienen im Bereiche der Schöpfung, ein Wesen, das Person

ist und darum in alle Ewigkeit niemals Mittel, sondern nur immer Zweck sein kann? Gibt es nicht ein Reich, in dem der Mensch nicht Untertan, sondern selber König ist, in welchem sie alle «auf Thronen sitzen werden» als Mitregenten, Mitschöpfer, Söhne und Erben?

Auf alle diese Fragen ist uns Antwort gegeben in der «guten Botschaft vom Reiche Gottes». Wenn wir diese Antwort fassen könnten, würde sie vor uns hergehen wie die Feuersäule vor dem Volke Israel, als es durch die Wüste zog. Jene Wüstenwanderung des Volkes dem Lande der Verheißung entgegen ist ja das großartige alttestamentliche Symbol für den Sinn aller Menschengeschichte. Weil das Ziel aufgeleuchtet ist, darum hat der Weg der Völker einen Sinn, auch wenn er zeitweise einer Wüstenwanderung gleicht, ohne Wasser und ohne Manna, hindurch durch Kriege und Revolutionen, durch Krisen und Erschütterungen. Die Schuld dieser Verirrungen in ausweglose Situationen hinein liegt immer darin, daß wir jene Feuersäule aus dem Auge verloren haben. Darum sind wir in Sackgassen geraten und müssen umkehren und uns herausarbeiten, heraus, zum Beispiel aus der Sackgasse des Mammonismus, des Nationalismus, aber auch aus der Sackgasse einer egoistischen Religiosität, in der Gott dem Menschen zu dienen hat, anstatt der Mensch Gott, oder einer verkirchlichten, klerikalen Auffassung des Evangeliums, heraus aus alledem und zurück auf den Weg des Reiches Gottes.

Aber das Gleichnis vom Weg ins «Land der Verheißung» trägt die Gefahr in sich, daß es uns das Reich als etwas in weiter Ferne Liegendes und damit als etwas Unaktuelles, ja Unwirkliches erscheinen läßt. Und da ist es nun von allergrößter Bedeutung, daß Jesus die *Nähe* des Reiches ausgerufen hat. Wir sollen überhaupt nicht meinen, wir hätten uns zuerst begrifflich-theologische Klarheit darüber zu verschaffen, wie und in welcher Gestalt, wann und wo das Reich Gottes in Erscheinung treten werde. Es ist eine lebendige und freie, an kein Programm und an keine Auslegung von Bibelstellen gebundene Wirklichkeit, die mit ihrer beglückenden und erlösenden Macht uns jederzeit und an jedem Orte nahe ist. Nicht nur dereinst und jenseits, sondern jetzt und hier! In unserer Zeit! Heute! Auf diesem Planeten, zwischen diesen Bergen, auf diesen Flüssen, unter diesem Himmelsstrich und Klima!

Das Reich Gottes ist nahe, ja es ist nahe auch jetzt, wo uns das Medusenhaupt eines dritten Weltkrieges anzustarren scheint. Es ist den Völkern nahe. Wer weiß, ob nicht in dieser fast ausweglos erscheinenden Lage die Möglichkeit eines jähen Erwachens der Völker besteht. Mitten unter Verblendeten, vom Machtwahn oder von der Angst des bösen Gewissens Besessenen, für die das Leben von Millionen lediglich einen Posten ihrer kalten Berechnungen bedeutet, sind nicht nur vereinzelt, sondern in unmeßbarer Zahl die Menschen da, denen das Wort *Bruder* auf die Lippen springen möchte. Noch starren

sie in Waffen, aber die Möglichkeit ist nahe — glauben wir es! —, daß sie die Waffen wegwerfen und die Hände nach dem ausstrecken, gegen den sie sie erheben sollten. Das ist kein schwärmerischer Traum, sondern eine Möglichkeit, an der wir um Gottes willen festhalten dürfen, deshalb, weil Gott dem Menschen nahe ist. Auch wenn der Mensch von Lüge eingehüllt ist wie von einem Nebel, auch wenn die Lüge aus jeder Zeitung, die man ihm zu sehen erlaubt, aus jeder Ätherwelle, aus jedem Tagesbefehl und jedem Kommando auf ihn eindringt —, glauben wir, es gibt eine Wirklichkeit, die realer ist als dieser Dunst und Nebel, und sie kann jäh in den Seelen zum Durchbruch kommen und die Tyrannei der Menschengötzen und die Diktatur der Lüge in letzte Ohnmacht stürzen.

Das ist das große: Metanoeite! Denket um, daß wir diese Möglichkeit ernst nehmen, daß wir nicht bloß mit Diktatoren und ihren Marionetten, nicht nur mit Propagandaministerien und Lügenzentralen, auch nicht nur mit Schätzungen des Kriegspotentials und der «realen» Machtfaktoren rechnen, sondern mit den stillen, tiefen Gewalten des Geistes und der Wahrheit, die dem Menschen nahe sind und seine Seele jederzeit in ihrem Innersten treffen können, sogar bei den Menschen, denen man Gott zu rauben versucht hat.

«Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.» «Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen.» Gott macht es nicht allein. Wohl braucht es Wunder von oben her. Aber das rettende Wunder ist dann am nächsten, wenn wir Menschen das tun, was in der Möglichkeit unseres Tuns liegt. Und es ist keine echte Demut, sondern träger Wille und Feigheit, diese Möglichkeiten gering einzuschätzen. Glaube und Tat sind nicht Gegensätze, sondern Dinge, die ohne einander gar nicht existieren können. Ohne Tat stirbt der Glaube, und ohne Glauben erlahmt die Tat. Vereint aber sind sie die lebendige, schöpferische, bergeversetzende Macht. Darum ist in einem Atemzuge beides über die Lippen des Meisters gekommen: die Verheißung des Reiches und der Ruf zur Nachfolge*. *Paul Trautvetter.*

Das Reich Gottes in der Bibel (III.)

Leonhard Ragaz †

Gott und das Volk

Frage: Ist das Reich Gottes an *Israel* gebunden?

Antwort: Keineswegs; vielmehr ist Israel an Gott gebunden. Gott ist ein Gott *aller* Völker, aber Israel hat einen besonderen Auftrag von ihm für die Völker. Von seiner Erfüllung hängt sein Los ab.

* Wir erinnern daran, daß L. Ragaz seinem einzigartigen Andachtsbuch den Titel «Das Reich und die Nachfolge» gegeben hat.

Nicht dient Gott dem Volke, sondern das Volk soll Gott dienen. Gott kann, wenn Israel versagt, andere Völker zu Werkzeugen seines Willens und Planes machen. Israels Berufung hat den Vorzug, daß es einem besonders strengen Gericht unterworfen ist. Das ist seine *Auserwählung*. Und das gilt allgemein vom Reiche Gottes und vom Verhältnis Gottes zu den Menschen.

In diesem Sinne spricht Gott durch den Propheten *Amos*:

«Seid ihr mir nicht wie die Kuschiten [Äthiopier, Abessinier], *ihr Israeliten?» ist Gottes Spruch. Habe ich nicht Israel aus Ägypten hergeführt und die Philister von Kaphtor und die Aramäer aus Kir?»*

«Von allen Völkern der Erde habe ich nur euch erwählt, darum werde ich alle Verschuldungen an euch heimsuchen.» (Amos 9, 7 und 3, 2.)

In gleichem Sinne spricht *Johannes der Täufer*, der letzte Prophet des Alten Bundes, zu den Pharisäern und Sadduzäern, die zu seiner Taufe kommen:

«Du Otterngezücht, wer hat euch angewiesen, dem kommenden Zorne zu entfliehen? Schaffet eine der Umkehr angemessene Frucht und meint nicht, euch sagen zu dürfen: ‚Wir haben Abraham zum Vater.' Denn ich sage euch, daß Gott aus Steinen dem Abraham Kinder erwecken kann.» (Matthäus 3, 7–9.)

Jesus aber, diese Linie des Prophetentums vollendend, erklärt:

«Ich sage euch: Es werden viele kommen vom Anfang bis zum Niedergang und werden mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen im Reiche Gottes, die Söhne des Reiches aber werden in der Finsternis draußen gehen, wo Heulen und Zähneknirschen ist.» (Matthäus 8, 11–12.)

Und zum Abschluß des Gleichnisses von den bösen *Weingärtnern*:

«Darum sage ich euch, daß das Reich Gottes euch weggenommen und einem Volke gegeben wird, das seine Früchte bringt. (Matthäus 21, 43.)

Israels große und schwere Aufgabe ist, die Last der Völker auf sich zu nehmen und durch stellvertretendes Leiden für Gottes Sache dieser zum Siege zu verhelfen. Davon redet die tiefste Stelle des Alten Testamentes, die vom *stellvertretend leidenden Knecht Gottes*:

«Siehe mein Knecht wird Glück haben, er wird emporsteigen, wird hochragend und erhaben sein. Wie sich viele über ihn entsetzten – so entstellt, nicht mehr menschlich, war sein Aussehen und seine Gestalt, nicht wie die der Menschenkinder –, so wird er viele Völker in Erstaunen setzen, und Könige werden vor ihm den Mund verschließen. Denn was ihnen nie erzählt ward, schauen sie, und was sie nie gehört, des werden sie gewahr.»

«Wer hat dem geglaubt, was uns verkündet ward, und der Arm des Herrn, wem war er offenbar? Er [der Knecht Gottes] *wuchs auf vor uns wie ein Schoß, wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte weder Gestalt noch Schönheit, daß wir nach ihm geschaut, kein Ansehen, daß er uns gefallen hätte. Verachtet war er und verlassen von Menschen, ein Mann der Schmerzen, umgeben von Qual, wie einer, vor dem man das Antlitz verhüllt, so verachtet, daß er uns nichts galt. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für einen, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir*

geheilt. Wir alle gingen in die Irre, wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Da er erniedrigt und gemartert ward, tat er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht auftut. Er ist aber aus Angst und Gericht genommen, doch sein Geschick – wen kümmert es? Denn aus dem Lande der Lebendigen wird er getilgt, ob der Sünde meines Volkes zu Tode getroffen. Und man gab ihm sein Grab bei den Gottlosen und bei den Übeltätern seine Stätte, obwohl er kein Unrecht getan und kein Trug in seinem Munde war. Aber dem Herrn gefiel es, ihn mit Krankheit zu schlagen. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer einsetzte, sollte er Nachkommen sehen und lange leben und die Sache des Herrn durch ihn gelingen. Um der Mühsal seiner Seele willen wird er sich satt sehen; durch seine Erkenntnis wird er, der Gerechte, mein Knecht, vielen Gerechtigkeit schaffen; denn er trägt ihre Sünden. Darum will ich ihm eine große Menge zur Beute geben und er soll die Starken zum Raube haben, darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleich gerechnet ward, da er doch die Sünde vieler getragen hat und für die Übeltäter eingetreten ist.» (Jesaja 52, 13, – 53, 12.)

Frage: Von wem ist hier die Rede? Doch von Jesus Christus?

Antwort: Dem letzten Sinne nach gewiß. Man darf alles auf ihn deuten. Es ist in ihm, vor allem in seinem Kreuze und mit dem offenen Grab, erfüllt. Rein historisch betrachtet, bezieht es sich auf einen israelitischen Gottesmann (vielleicht Jeremias) oder auch auf Israels Los und Bestimmung selbst, das eine Minderheit vertritt. Seine ewige Wahrheit aber ist die tiefste aller Weltordnungen Gottes: daß die Welt lebt vom Opfer, und zwar vor allem vom unschuldigen Opfer des Gerechten, der stellvertretend für die Schuld der andern leidet. Das ist das Grundgesetz der Geschichte. Aus der Erfüllung dieser Grundordnung entsteht alles Größte in ihr. Sie ist das letzte Geheimnis aller Schöpfung, auch der Schöpfung der Welt. Es ist auch der tiefste und erhabenste Ausdruck für Israels Berufung, die im Kreuze Christi gipfelt. Es ist die stärkste Kraft des Reiches Gottes, die sicherste Überwindung des Bösen und der beste Trost aller derer, die für Gottes Sache kämpfen und leiden.

Die Auferstehung

Frage: Aber gibt es in diesem Kampfe nicht viele Niederlagen, Rückschläge, Enttäuschungen? Ist es nicht oft, als ob alle Verheißung vernichtet und alle Hoffnung tot wäre?

Antwort: Auch damit rechnet die Weissagung. Darum heißt es am Ende:

«Und die Hand des Herrn kam über mich und der Herr führte mich im Geiste hinaus und ließ mich nieder inmitten einer weiten Ebene, diese war voller Totengebeine. Er führte mich an ihnen rings herum und siehe: Es lagen ihrer sehr viele über die Ebene hin und sie waren ganz dürr. Da sprach er zu mir: ‚Menschensohn, können wohl diese Gebeine wieder lebendig werden?' Ich aber antwortete: ‚O Herr, mein Gott, du weißt es.' Darauf sprach er zu mir: ‚Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen: Ihr dürren Gebeine, höret das Wort des Herrn!' So spricht

Gott, der Herr, zu diesen Gebeinen: ‚Siehe, ich will Odem in euch bringen, daß ihr wieder lebendig werdet. Ich schaffe Sehnen an euch und lasse Fleisch wachsen, ich überziehe euch mit Haut und hauche Odem in euch, auf daß ihr wieder lebendig werdet, und ihr werdet erkennen, daß ich der Herr bin.' Da weissagte ich, wie mir befohlen war, und als ich weissagte, siehe: da entstand ein Rauschen und die Gebeine rückten eins ans andere. Und als ich hinschaute, siehe, da bekamen sie Sehnen, und es wuchs Fleisch an ihnen, und sie wurden mit Haut überzogen, Odem aber war noch nicht in ihnen. Da sprach er zu mir: ‚Menschensohn, weissage über den Geist, weissage und sprich zum Geiste: So spricht Gott der Herr: Geist, komme von den vier Winden und hauche diese Erschlagenen an, daß sie wieder lebendig werden!' Und ich weissagte, wie er mir befohlen hatte. Da kam Leben in sie und sie wurden lebendig und stellten sich auf die Füße, ein großes Heer. Da sprach er zu mir: ‚Menschensohn, diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Siehe, sie sprechen: Verdorrt sind unsere Gebeine und dahin ist unsere Hoffnung. Wir sind verloren! Darum weissage und sprich zu ihnen: So spricht Gott der Herr: Siehe, nun öffne ich eure Gräber und lasse euch aus euern Gräbern steigen und bringe euch heim in das Land Israels. Da werdet ihr erkennen, daß ich der Herr bin, wenn ich eure Gräber auftue und euch, mein Volk, aus euern Gräbern steigen lasse. Ich werde meinen Odem in euch geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und ich werde euch wieder in euer Land versetzen, damit ihr erkennt, daß ich der Herr bin. Ich habe es geredet und ich werde es tun', spricht der Herr.» (Ezechiel 37, 1–14.)

Frage: Gilt diese Verheißung nicht bloß für Israel?

Antwort: Sie gilt allgemein für das Reich Gottes: Es gibt im Reiche Gottes *Auferstehung*. Ja, das Reich Gottes *ist* Auferstehung. Es ist das Reich des lebendigen Gottes und seines Christus. Nichts, was aus ihm geboren wird, ist verloren; was getötet und begraben schien, steht wieder auf — nach drei Tagen! Niederlagen verwandeln sich in herrlichen Sieg. Tränensaat wird zur Freudenernte. Aus dem Opfer wächst das Leben. «Wenn das Samenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht.» Keine Wahrheit, kein Streben, keine Verheißung bleibt für Glauben und Gehorsam unerfüllt. Auch wo alles tot und hin scheint, kann der Auferstehungsruf erschallen und können die Toten aus den Gräbern steigen. Das Reich Gottes ist ein siegendes Ostern und ein schöpferisches Pfingsten. Vertrauet darauf!

Die Erfüllung

Jesus

Frage: Was sagt das Neue Testament vom Reiche Gottes? Sagt es Neues darüber?

Antwort: Das Neue Testament verkündigt die *Erfüllung* der Verheißung. Das ist das Neue. Es verkündigt, daß mit Jesus, der dadurch der Christus wird, das Reich erschienen ist. Auf doppelte Weise: Er verkündigt es und er verkörpert es. Darum heißt es:

«Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns.» (Johannes 1, 14.)

In Jesus Christus ist Gott Mensch geworden und die ganze Fülle seines Reiches auf Erden aufgeleuchtet.

Die Botschaft

Jesus ist aufgetreten mit der Botschaft:

«Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubet an das Evangelium.»

(Wörtlich: «Die Stunde ist da und das Reich Gottes genaht, sinnet und glaubet der frohen Kunde!») (Markus 1, 15.)

Frage: Was ist der Sinn dieser Losung?

Antwort: Dazu ist zu sagen: Das Reich Gottes ist nicht eine Lehre wie bei den Philosophen, nicht ein Dogma wie bei den Theologen, nicht eine Auslegung der Bibel wie bei den Schriftgelehrten, nicht eine heilige Institution wie bei den Priestern; es ist nicht eine Philosophie, nicht eine Religion, nicht eine Kirche, sondern eine geschichtliche *Wirklichkeit* und eine *Botschaft* von dieser Wirklichkeit. So allein tritt es auf. Es ist Sache der *Stunde*. Es ist das Nahen Gottes in der Stunde. Es ist Angebot und Aufforderung. Es bietet die große Wendung und Hilfe an. Es fordert eine völlige Umkehr, ein völliges Umdenken, Umsinnen, Umgestalten. Es ist eine Revolution, die größte von allen, die, aus der alle quellen, die echten auf echte Weise, die falschen auf falsche.

Frage: Verkündet und verkörpert Jesus nur die Botschaft vom Reiche? Nur sie?

Antwort: Davon redet er in seinen Gleichnissen. Darüber verhandelt er mit den Schriftgelehrten. Das ist der Sinn der Bergpredigt. Das der Inhalt seiner großen Reden.

Frage: Redet er nicht auch von anderm?

Antwort: Er redet nie von etwas anderm. Das *Wort* braucht er freilich nicht immer, aber die Sache ist immer vorausgesetzt. Wie wir ja auch nicht immer das Wort «Gott» brauchen, es auch nicht brauchen sollen, aber, als Glaubende, ihn immer voraussetzen.

Das soziale Evangelium

Frage: Welches ist der Inhalt der Botschaft?

Antwort: Er ist zusammengefaßt in einigen Dokumenten. Da ist zuerst das *Magnifikat* der Maria im Weihnachtsevangelium:

«Und es sprach Maria: ‚Meine Seele erhebet den Herrn und es jauchzt mein Geist über Gott, meinen Retter. Denn er hat sich der Niedrigkeit seiner Magd angenommen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter; denn Großes hat der Mächtige an mir getan. Und selig ist sein Name und sein Erbarmen waltet über Geschlechter auf Geschlechter derer, die ihn fürchten. Er hat mit seinem Arm eine Stärke geschaffen: er hat die in den Gedanken ihres Herzens Hochfahrenden zerschlagen, er hat die Mächtigen von den Thronen gerissen und hat die Geringen erhöht, die Hungrigen hat er mit Gütern gefüllt und die Reichen leer entlassen. Er hat sich Israels, seines Sohnes, angenommen, der Barmherzigkeit zu gedenken, wie er zu unsern Vätern geredet hat, Abraham und seinem Samen, für immer.'» (Lukas 1, 46–55.)

Hier tritt der Zusammenhang des Neuen Bundes mit dem Alten hervor. Einen solchen Zusammenhang kennt auch das Reich Gottes überall und immer. Das Neue knüpft an das Alte an; es ist dessen Erfüllung. Dementsprechend besteht hier der Inhalt des Neuen mehr in der politischen und sozialen Erlösung nach dem Geiste der Propheten; Jesus ist, jenem Zusammenhang gemäß, in der Synagoge Israels aufgetreten. So auch in *Nazareth*. Davon heißt es:

«Und er kam nach Nazareth, wo er aufgezogen war, und ging nach seiner Gewohnheit am Sabbattage in die Synagoge und erhob sich, um vorzulesen. Und es wurde ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht, und er schlug das Buch auf und fand die Stelle, wo geschrieben steht: ‚Der Geist des Herrn ist auf mir, durch den er mich gesalbt hat, den Armen die frohe Botschaft zu predigen, und mich gesandt hat, zu heilen die zerschlagenen Herzen, den Gefangenen die Entlassung und den Blinden das Gesicht zu verkündigen, den Verwundeten die Genesung zu schaffen und allem Volke das verheißene Jahr des Herrn anzuzeigen.' Und er schloß das Buch, gab es dem Diener und setzte sich und aller Augen in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Er hob aber an und sprach: ‚Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Ohren.' Und alle gaben ihm Zeugnis und staunten über die Worte der Gnade, die aus seinem Munde kamen.» (Lukas 4, 16–22.)

Hier kehrt das soziale Evangelium wieder, nur noch mehr ins Innerliche und Individuelle gewendet und mit dem Tiefsten der Erlösung, auch von Schuld, Krankheit und Schicksal, verbunden: Gott und das Brot, das des Leibes und der Seele, Gott und die Freiheit, Gott und die Freude, die erschienene große Stunde Gottes und des Menschen.

Der Heiland

Der Botschaft vom Reiche geht die helfende Tat zur Seite.

«Und Jesus durchzog alle ihre Städte und ihre Dörfer, lehrte in ihren Synagogen, verkündigte die Botschaft vom Reiche Gottes und heilte alle Krankheit und alles Übel. Wie er nun die Massen sah, erbarmte er sich, denn sie waren geschunden und zersprengt wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sagte er zu seinen Jüngern: ‚Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte.'» (Matthäus 9, 35–38.)

Frage: Was bringt diese Stelle Neues?

Antwort: Wir stehen im Kern des Evangeliums. Hier tritt Jesus als der *Heiland* auf, der große Arzt und Helfer. Aber nicht bloß der einzelnen Seele wie ein pietistisches Christentum, auch nicht als verkörpertes Dogma wie eine gewisse Theologie sich ihn vorstellt, sondern inmitten der Masse, als Volksmann, als Helfer. Er erbarmt sich der Masse, der sonst niemand hilft. Sie ist geschunden und zersprengt. Sie ist der Ausbeutung und der Demagogie preisgegeben. Was hilft ihr die Bibelauslegung der Schriftgelehrten, die Frömmigkeit der Pharisäer, die Kirchlichkeit der Sadduzäer? Jesus aber erbarmt sich der Massen. Er läßt sich nicht von der Masse tragen, aber er verachtet sie auch nicht, er *erbarmt* sich ihrer und hilft ihr. Er hilft ihr durch die Botschaft vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, und er hilft ihr durch die *Tat*.

Er heilt die Krankheit und heilt durch sein Wort, seinen Rat, sein Beispiel auch die Armut. Pestalozzi ist hierin sein großer Jünger. Auch Gandhi. Aber ein Strahl von ihm her fällt auch auf Marx und Lenin, die Apostel des Proletariates — freilich auch in Nebel des Irrtums hinein.

Mit alledem gehen Jesus und das Reich doch über den Boden des Alten Bundes hinaus, vom Reich des Herrn in das Reich des Vaters. Und das Wort wird damit Fleisch.

Die Seligkeiten des Reiches

Es ist der Welt die Sonne aufgegangen. Sie leuchtet aus den Seligpreisungen der Bergpredigt:

«Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Reich Gottes.
Selig sind die Liebenden, denn sie werden das Erdreich gewinnen.
Selig sind die Leidenden, denn sie werden getröstet werden.
Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.
Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfangen.
Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.
Selig sind die Friedeschaffer, denn sie sollen Söhne Gottes genannt werden.
Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Reich Gottes.
Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt.»
(Matthäus 5, 3–11, 13, 14.)

Frage: Was bedeuten diese Worte?

Antwort: Sie zeigen, daß das Reich Gottes eine völlige *Umkehrung* des Reiches der Welt ist. Im Reiche der Welt sind die Reichen selig, im Reiche Gottes die Armen; im Reiche der Welt die Selbstsüchtigen, im Reiche Gottes die Liebenden; im Reiche der Welt die Glücklichen, im Reiche Gottes die Leidenden; im Reiche der Welt die Satten, im Reiche Gottes die Hungernden und Dürstenden, im Reiche der Welt die Rücksichtslosen, im Reiche Gottes die Barmherzigen; im Reiche der Welt die Falschen und Schlauen, im Reiche Gottes die Herzensreinen; im Reiche der Welt die Kriegshelden, im Reiche Gottes die Friedenskämpfer; im Reiche der Welt die Erfolgreichen, im Reiche Gottes die für die Wahrheit Leidenden. Es ist in diesen Worten die in Christus erschienene *Weltrevolution Gottes* dargestellt.

Frage: Wie kann sich diese völlige Umkehrung der Welt vollziehen, im Leben des einzelnen und im Leben der Völker?

Antwort: Dadurch, daß sich der einzelne wie die Völker, an *Gott* orientieren, dem Herrn und Vater, statt an der *Welt* oder der bloßen *Religion*. Das ist das schlichte Wunder dieser Revolution.

Frage: Können die Menschen das?

Antwort: Sie können es, wenn sie im Ernst Gott als Herrn und Vater erkennen und anerkennen. Die Erfüllung des Willens Gottes ist

das Reich Gottes und ist die Seligkeit. Und zwar nicht erst im Himmel, sondern auch auf Erden.

Darum gilt es, von der Welt und ihrer Religion *umzukehren* zu Gott und dem Reiche Gottes. Nur durch die Umkehr kommt man zu Gott und dem Reiche*.

Die Kräfte des Reiches

Frage: Ist das Reich Gottes in Jesus bloß als Botschaft, als Wahrheit des Wortes und als Haltung des Jüngers erschienen oder auch als neue *Wirklichkeit*?

Antwort: Es ist alles neue Wirklichkeit, Fleischwerdung des Wortes. Aber das Reich ist auch auf besondere Weise erschienen, in besondern *Taten Jesu.* Von ihnen ist in der Botschaft an Johannes den Täufer in einer Zusammenfassung die Rede:

«Als Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte, schickte er seine Jünger zu ihm und ließ ihm sagen: ‚Bist du es, der da kommen soll, oder haben wir auf einen andern zu warten?' Und Jesus antwortete und sprach: ‚Gehet hin und meldet Johannes, was ihr sehet und hört: Blinde werden sehend, Lahme gehen herum, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt. Und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.'» (Matthäus 11, 2–6.)

Frage: Ist das, was Jesus melden läßt, *wörtlich* zu nehmen?

Antwort: Wörtlich und zugleich symbolisch. Jesus hat Blinde, Aussätzige, Taube, Lahme geheilt und Tote auferweckt, hat den Armen die frohe Botschaft gebracht. Aber er hat auch im geistigen Sinn die Augen und Ohren geöffnet, hat Unreinheit überwunden, Lahmheit auf die Füße gestellt, Totes lebendig gemacht. In ihm brechen die verborgenen *Kräfte* des Reiches Gottes auf. Das ist der Sinn seiner «Wunder», sowohl derer, die er erfährt, als derer, die er tut. Darum heißen seine Wundertaten im Evangelium «Zeichen»; sie sind Zeichen des erschienenen Reiches. Und sie sind Vorzeichen dessen, was das Reich Gottes einst im großen wirken wird.

Auch seinen Jüngern sind diese Kräfte verheißen. Er sendet die Zwölfe aus und gibt ihnen den Auftrag und die Vollmacht:

«Gehet hin, verkündiget und sprechet: ‚Das Reich Gottes ist genaht.' Heilet die Kranken, wecket die Toten auf, machet die Aussätzigen rein, treibet die Dämonen aus.» (*Matthäus 10, 7–8, dazu 10, 1.*)

Zu den heimgekehrten Siebzig aber spricht er:

«Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen. Siehe, ich habe euch Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten und auf alle Macht des Feindes.» (Lukas 10, 19.)

Im Johannes-Evangelium heißt es sogar:

«Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke tun, die ich tue, und sogar größere als diese wird er tun.» (*Johannes 14, 2.*)

---

* Vgl. *Leonhard Ragaz:* «Die Bergpredigt Jesu».

Denn das Reich geht vorwärts. Es ist nicht fertig. Seine *Kräfte* werden immer stärker hervorbrechen. Es wird auch neue Offenbarung der *Wahrheit* geben, so wie Zeit und Umstände es fordern, und mit der wachsenden Reife der Sache Christi.

«Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könntet es jetzt noch nicht ertragen. Wenn aber jener kommen wird, der Geist der Wahrheit [der Paraklet – davon später!], *der wird euch in alle Wahrheit führen.»* (Johannes 16, 12–13.)

Mitten unter euch

Frage: Ist das Reich wesentlich erst *im Kommen*?

Antwort: Jesus hat darüber eine fundamentale Erklärung abgegeben. Von den Pharisäern gefragt: «Wann kommt das Reich Gottes?» antwortete Jesus ihnen und sprach:

«Das Reich Gottes kommt nicht mit Schaugepränge. Man wird auch nicht sagen (können): *‚Hier ist es' oder ‚dort ist es'. Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.»* (Lukas 17, 20—21.)

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Es bedeutet: Das Reich Gottes kommt nicht nach einem Schema, so daß jedermann es sähe wie ein Schauspiel und man darauf mit den Fingern zeigen könnte. Es kommt nicht, wie die Theologen und Frommen es erwarten, sondern *mitten im Weltgeschehen*. Es *lokalisiert* sich auch nicht in bestimmten Menschen und Sachen, so daß man sagen könnte: «Sehet, hier ist es!» oder «Sehet, dort ist es!» Es kommt fast unsichtbar. Es kommt mit Überraschung. Es kommt mit Vorliebe, wo und wann man es nicht erwartet. Es ist schon mitten unter euch, wenn ihr das nur sehen könntet. Und es kommt immer so. Man muß dafür bloß die *Augen* haben.

Das Reich Gottes ist *gekommen*. Es ist in Jesus da, in seinem Worte und in seiner Tat. Wir können aus seiner Kraft und Wahrheit schöpfen. Aber es wird sich *entfalten*, seine ganze Wahrheit und Kraft offenbaren. Das eine gehört zum andern. Die Erfüllung ruht auf der Offenbarung und auf der Erfüllung die Vollendung.

Die Apostel

Frage: Wie gestaltet sich die Botschaft vom Reiche Gottes bei den Aposteln?

Antwort: Die Apostel setzen überall das in Jesus Christus gekommene Reich Gottes voraus und erwarten seine Vollendung. Das Reich wirkt sich im Kreise der *Urgemeinde* aus.

Frage: Auf welche Weise?

Antwort: Auf zwei Arten vor allem. Zunächst als das, was man

nennen kann. Davon berichtet die Apostelgeschichte. Es heißt von der Gemeinde in Jerusalem, die aus Pfingsten geboren war:

«Die Menge der gläubig Gewordenen aber war ein Herz und eine Seele, und keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein eigen seien, sondern sie hatten alles gemein. Und mit großer Kraft legten sie Zeugnis ab von der Auferstehung Jesu Christi, des Herrn, und es war große Gnade über ihnen allen. Denn es war kein Bedürftiger unter ihnen. Denn alle die, welche Besitzer von Land und Häusern waren, verkauften sie und brachten den Erlös des Veräußerten und legten ihn zu Füßen der Apostel. Diese verteilten es nach dem Bedürfen eines jeden.»

«Sie hielten sich eifrig an die Lehre der Apostel und die Gemeinschaft, das Brotbrechen und das Gebet. Und alle die gläubig Gewordenen hielten zusammen und hatten alles gemein. Und sie verkauften ihre Güter und ihre Habe und verteilten es an alle, je nach ihrem Bedürfen. Täglich waren sie eifrig beisammen im Tempel, brachen von Haus zu Haus das Brot, teilten die Speise in freudiger Erregung und Schlichtheit des Sinnes, lobten Gott und hatten Gnade bei dem ganzen Volke.» (Apostelgeschichte 4, 32—34, und 2, 42—47.)

Frage: Ist das geschichtliche Tatsache oder Legende?

Antwort: Es ist kein Grund, es nicht für Tatsache zu halten. Nur das bürgerlich-kapitalistische Vorurteil könnte das bestreiten. Es ist auf alle Fälle auch das Ideal des ganzen ältesten Christentums gewesen.

Frage: War das also *Gütergemeinschaft?*

Antwort: Gewiß.

Frage: Also Kommunismus?

Antwort: Gewiß. Idealer Kommunismus.

Frage: Ist es der gleiche Kommunismus, der heute verkündigt und verwirklicht wird?

Antwort: Es ist der Kommunismus *Christi*. Er ist *freiwillig*. Er ist keine Staatsordnung, sondern eine Gemeindeordnung.

Frage: Was bedeutet das gemeinsame Essen?

Antwort: Es ist das Brudermahl, die *Agape*, welche jahrhundertelang, freilich in allmählich mehr zum *Symbol* gewordener Form in der Gemeinde Christi fortlebte. Sie ist auch eine Analogie zur *Fußwaschung Christi*. (Vgl. Johannes 13.) Das ursprüngliche Abendmahl Zwinglis hatte einen ähnlichen Sinn und noch mehr das der Hussitenbrüder in Tabor.

Die zweite Art, in der sich das Reich Gottes während der Apostelzeit auswirkt, sind

Die Kräfte

oder Gnadengaben (Charismen). Davon reden besonders die Kapitel 12 und 14 des ersten Korintherbriefes.

«Es sind Unterschiede der Gnadengaben [Charismen], *aber derselbe Geist, und es sind Unterschiede in den Dienstleistungen, und doch der gleiche Herr. Und es sind*

Unterschiede in den Kraftwirkungen, aber der gleiche Gott, der alles in allem wirkt. Jedem wird die Offenbarung des Geistes so gegeben, wie es dienlich ist. Denn dem einen wird durch den Geist Gottes Weisheitswort gegeben, einem andern Erkenntniswort dem gleichen Geiste gemäß, wieder einem Glaubenskraft im gleichen Geiste, einem andern aber Kräfte der Heilung in dem einen Geiste, einem andern Kraftwirkungen über die Mächte, einem andern prophetische Rede, einem andern Austreibung der Geister, wieder einem die verschiedenen Arten von Zungenreden, einem andern die Auslegung von Zungenrede. Dieses alles aber wirkt der eine und selbe Geist, der jedem persönlich zuteilt, wie er will.» (1. Korinther 12, 4–11.)

Frage: Was bedeuten diese Dinge?

Antwort: Es sind Wirkungen des Reiches Gottes, welche der *Heilige Geist* vermittelt.

Frage: Was ist der Heilige Geist?

Antwort: Er ist die schöpferische Kraft des Reiches, die von Christus ausgeht, in welchem der lebendige Gott wirkt.

Frage: Was haben diese Gaben für einen Sinn und Wert?

Antwort: Es sind, wie die Taten Jesu, «Zeichen» der Anwesenheit des Reiches. Die Apostel verfügen über eine wunderbare Macht über Krankheit, Schicksal, Schuld, Not aller Art. Sie fürchten sich vor keiner Macht der Welt und Unterwelt; ihr Gebet hat die Kraft der Erhörung. Der Geist, der sich auf diese Art äußert, waltet in der *Gemeinde*. Er ist *demokratisch*. Darin erfüllt sich, was der Prophet Jeremias im 31. Kapitel von der unmittelbaren Gottesgelehrtheit und der Prophet Joel im 3. Kapitel von der Ausgießung des Geistes sagt. Auch prophetische Rede ist nun nicht mehr der Vorzug auserwählter großer Männer Gottes, sondern eine jedem Jünger zugängliche Sache.

Frage: Warum sind diese Gaben nicht mehr vorhanden?

Antwort: Aus zwei Gründen: weil man nicht mehr an sie *glaubt* und weil die Gemeinde des *Reiches* fehlt.

Frage: Können sie wiederkehren?

Antwort: Ja, in der Gemeinde des Reiches und seiner *Gerechtigkeit* — nicht anders.

Das Reich Gottes in der Völkerwelt und zu Israel zurück

Frage: Wird das ganze *Israel*, das nicht zu Christus kommt, vom Reiche Christi ausgeschlossen?

Antwort: Darauf antwortet der Apostel Paulus:

«Ich will euch nämlich, ihr Brüder, über dieses Geheimnis nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr euch nicht bei euch selbst allzuverständig dünkt: daß über Israel die Verstockung gekommen ist, bis die Fülle der Völkerwelt [in das Reich Christi] *eingegangen ist und auf diese Weise Israel gerettet werden wird, wie geschrieben steht: ‚Kommen wird aus Zion der Erlöser, hinwegschaffen wird er die Gottlosigkeiten von Jakob. Und dies ist von mir aus der Bund mit ihnen, wenn ich ihre Sünden hinwegnehmen werde.'*

In Hinsicht auf die Botschaft [von Christus] *sind sie Feinde um euretwillen, in Hinsicht auf die Erwählung aber Geliebte um der Väter willen. Denn Gott kann seine*

Gnadenerweisungen und seine Berufung nicht bereuen. Denn wie einst ihr [die Christen aus den ‚Völkern'] *gegen Gott ungehorsam gewesen seid, jetzt aber Barmherzigkeit erlangt habt infolge des Ungehorsams dieser, so sind auch diese jetzt ungehorsam gewesen, damit infolge der Barmherzigkeit gegen euch auch sie Barmherzigkeit erlangen. Denn Gott hat alle zusammen in den Bann des Ungehorsams getan, um an allen Barmherzigkeit zu erweisen. O welche Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte und wie unausdenkbar seine Wege.»* (Römerbrief 11, 25–33.)

Frage: Was meinen diese Worte?

Antwort: Ihr Sinn ist großartig. Israel hat durch seine Verstockung gegen die Botschaft von Christus seinen Weg verloren. An seine Stelle treten die *Völker* und in ihnen die Gemeinde Christi, denn Gott ist in seiner Freiheit nicht an Israel gebunden. Es ist aber durch Gottes gutmachende Gnade eine felix culpa, eine glückliche Schuld, wie Augustinus sagt. Denn auch für Israel ist das nicht das letzte Wort. Nachdem das Reich Christi seinen Weg durch die Völkerwelt gemacht hat, wird es zu Israel zurückkehren. Dessen Einzug wird die Krönung dieses Weges sein.

Frage: Wird vielleicht die Gemeinde Christi auch ungehorsam sein?

Antwort: Gewiß. Sie wird die Botschaft vom Reiche weitgehend vergessen. Israel aber wird sie, zwar stark in der harten Schale des Gesetzes verschlossen, bewahren. Es wird aber durch neue Katastrophen eine Entwicklung geschehen, die beide, Judentum und Christentum, auf diese Linie und damit zusammenführt. Christus wird auf Zion stehen. (Vgl. Offenbarung Johannis 14, 1.) Das wird das neue Israel sein, das höchste und letzte.

Frage: Wird wirklich Israel in Gestalt des Judentums seine *Erwählung* verwirklichen? Wird es der letzte und entscheidende Christusträger sein?

Antwort: So meint es Paulus ohne Zweifel.

Frage: Warum wohl wird Israel diese Rolle zufallen?

Antwort: Vermöge seiner *Leiden*. Es erfüllt sich Jesaja 53, das Wort vom stellvertretend leidenden Knechte Gottes.

Frage: Ist diese Entwicklung glaubhaft?

Anwort: Alle Zeichen der Zeit weisen den, welcher Sinn für die Wege Gottes hat, darauf hin.

Die Vollendung

Das Reich Gottes ist, in Jesus Christus, gekommen, aber es muß, in der Gemeinde, weiterkommen; die Erfüllung der Weissagung ist erschienen, aber die Vollendung steht noch aus. Darum stellt sich neue Weissagung ein.

Frage: Wie lautet diese?

Antwort: Mannigfaltig. Beginnen wir wieder mit

Jesus

Der Sturz des Tempels

«Und wie Jesus aus dem Tempel weggeht, spricht zu ihm einer der Jünger: ‚Meister sieh, was für Steine und was für ein Bau!' Jesus aber sprach zu ihm: ‚Du schaust auf diesen gewaltigen Aufbau? Es wird davon kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht aufgelöst würde.'» (Markus 13, 1–2.)

Frage: Was will das heißen?

Antwort: Vor dem Reiche Gottes verschwinden die Religionen und Konfessionen, stürzen die Kirchen und Tempel dahin, auch wenn sie kunstvoll und großartig aufgebaut sind. An ihre Stelle tritt die *Gemeinde Christi und das Reich Christi in der Welt*. Diese Weissagung ging am Tempel in Jerusalem rasch in Erfüllung und steht heute wieder vor einer neuen Erfüllung. Die Sache Christi wird eine neue Gestalt annehmen.

Die Katastrophe der Welt

Frage: Wird nur der Tempel vor dem Reiche stürzen? Und die *Welt*?

Antwort: Auch die Welt wird mit ihm stürzen. *Jesus* beschreibt auch ihre Katastrophe.

«Und als er sich auf dem Ölberg, dem Tempel gegenüber, niedersetzte, fragten ihn privatim Petrus, Jakobus und Johannes und Andreas: ‚Sag uns, wie wird das geschehen? Und welches wird das Zeichen sein, wenn das alles sich vollenden soll?' Und Jesus fing an zu ihnen zu sprechen: ‚Gebet acht, daß keiner euch verführe! Viele werden in meinem Namen kommen und sagen: Ich bins, und sie werden viele verführen. Wenn ihr aber von Kriegen und Kriegsgerüchten hört, dann laßt euch nicht erschüttern. Das muß geschehen, aber es ist nicht das Ende. Denn es wird sich Volk gegen Volk und Reich gegen Reich erheben; es werden da und dort Erdbeben sein; es werden Hungersnöte sein. Das ist der Beginn der Geburtswehen. Achtet aber auf euch selbst. Denn sie werden euch den Hohen Räten übergeben und in die Synagogen schleppen und schlagen, und ihr werdet vor Führer und Könige gestellt werden um meinetwillen, zu einem Zeugnis für sie. Und es muß zuerst allen Völkern die Botschaft verkündigt werden.'» (Markus 13, 3–10.)

Frage: Was will das alles heißen?

Antwort: Das bedeutet: Das Reich Gottes kommt über *Katastrophen der Welt*. Über diese sollen wir darum nicht erschrecken; diese Katastrophen sind die Geburtswehen Christi. Sie *müssen* kommen. Denn wenn der lebendige Gott sich erhebt, muß ein Erdbeben die Welt erschüttern. Wenn Christus kommen soll, dann muß die Welt vergehen. Darum baten die ersten Christen: «Es vergehe die Welt, es komme die Gnade.»

Frage: *Muß* das Reich in Katastrophen kommen? Könnte es nicht auch anders kommen?

Antwort: Es könnte auch anders kommen, wenn die Menschen sich warnen und führen ließen. Wenn sie das *nicht* tun, dann kommt es notwendig als Katastrophe.

Frage: Ist das Reich immer nur *Revolution*, kann es nicht auch *Evolution* sein?

Antwort: Es ist beides. Evolution zieht sich zu Revolution zusammen, und Revolution dehnt sich zu Evolution aus.

Frage: Was bedeuten die verschiedenen Formen der Katastrophe?

Antwort: Da ist einmal die *politisch-soziale* Form der Erschütterung. Ihr deutlichster Ausdruck ist neben dem Hunger und was dazu gehört der *Krieg* und *Kriegszustand*: Völkerkrieg, Imperienkrieg, Rassenkrieg, Bürgerkrieg, allgemeine Gärung und Revolte, der Weltkrieg in Weltrevolution auslaufend.

«Es werden jene Tage eine Bedrängnis sein, wie vom Beginn der Schöpfung an, die Gott geschaffen hat, bis heute keine gewesen ist und wie keine sein wird.» (Markus 13, 19.)

Frage: Was bedeutet: das *müsse* sein? Heißt das, daß das ein Fatum sei?

Antwort: Es gibt in der Bibel kein Fatum, sondern nur Freiheit Gottes und des Menschen. Wenn aber die Menschen falsche Wege gehen, so entsteht daraus ein Fatum: dann *muß* allerlei geschehen, damit die Welt wieder zurückkomme. Dann muß *Gericht* geschehen.

Frage: Muß also auch Krieg und Kriegszustand sein? Also hätte *Friedensarbeit* keinen Sinn und wäre sogar wider Gottes Willen?

Antwort: Krieg und Kriegszustand müssen nicht sein wie ein Fatum. Sie sind bloß ein notwendiges Gericht über Ungehorsam, Abfall und Verkehrtheit der Menschen.

Frage: Aber müssen denn auch Jünger Christi daran teilnehmen?

Antwort: Niemals! Jesus fordert, daß seine Gemeinde sich alledem durch Flucht entziehe. Die Gemeinde muß dem allem widerstehen.

Frage: Aber wird sie dann nicht verfolgt?

Antwort: Das stellt ihr Jesus in Aussicht. Sie soll sowohl von der Kirche als vom Staate, sowohl im Namen der Religion als im Namen der Politik verfolgt werden, sie soll sich dadurch aber nicht beirren lassen; sie hat Gott zum Schutz.

Der Weg des Menschen

(nach der chassidischen Lehre)

1. Selbstbesinnung

Als Rabbi Schnëur Salman, der Raw[1] von Reußen, weil seine Einsicht und sein Weg von einem Anführer der Mitnagdim[2] bei der Regierung verleumdet worden waren, in Petersburg gefangen saß und dem Verhör entgegensah, kam der Oberste der Gendarmerie in seine Zelle. Das mächtige und stille Antlitz des Raws, der ihn zuerst, in sich versunken, nicht bemerkte, ließ den nachdenklichen Mann ahnen, welcher Art sein Gefangener war. Er kam mit ihm ins Gespräch und brachte bald manche Frage vor, die ihm beim Lesen der Schrift aufgetaucht war. Zuletzt fragte er: «Wie ist es zu verstehen, daß Gott der Allwissende zu Adam spricht: ‚Wo bist du?'» «Glaubt Ihr daran», entgegnete der Raw, «daß die Schrift ewig ist und jede Zeit, jedes Geschlecht und jeder Mensch in ihr beschlossen sind?» «Ich glaube daran», sagte er. «Nun wohl», sprach der Zaddik[3], «in jeder Zeit ruft Gott jeden Menschen an: ‚Wo bist du in deiner Welt? So viele Jahre und Tage von den dir zugemessenen sind vergangen, wie weit bist du derweilen in deiner Welt gekommen?' So etwa spricht Gott: ‚Sechsundvierzig Jahre hast du gelebt, wo hältst du?'»

Als der Oberste die Zahl seiner Lebensjahre nennen hörte, raffte er sich zusammen, legte dem Raw die Hand auf die Schulter und rief: «Bravo!» Aber sein Herz flatterte.

Was geschieht in dieser Geschichte?

Auf den ersten Blick erinnert sie uns an talmudische Erzählungen, in denen ein Römer oder sonst ein Heide einen der jüdischen Weisen über eine biblische Stelle befragt, um einen angeblichen Widerspruch in der Lehre Israels aufzudecken, und eine Antwort empfängt, die entweder darlegt, daß kein Widerspruch besteht, oder auf andere Weise die Kritik widerlegt, woran sich zuweilen eine persönliche Zurechtweisung knüpft. Bald aber merken wir einen bedeutsamen Unterschied zwischen den talmudischen Erzählungen und der chassidischen, einen Unterschied, der freilich zunächst größer erscheint als er ist. Die Antwort wird nämlich auf einer andern Ebene gegeben als auf der die Frage gefragt worden ist.

Der Oberst geht darauf aus, einen angeblichen Widerspruch in der jüdischen Glaubenswelt aufzudecken. Die Juden bekennen sich zu Gott als dem allwissenden Wesen, aber die Bibel legt ihm Fragen in den Mund, wie sie jemand fragt, der etwas nicht weiß und es er-

---

[1] Rabbiner.

[2] «Gegner»; Bezeichnung der Gruppen, die die chassidische Bewegung bekämpfen.

[3] «Bewährter»; Bezeichnung der Führer der chassidischen Gemeinden.

fahren will. Gott sucht Adam, der sich versteckt hat; er ruft in den Garten hinein und fragt, wo er sich befinde; also weiß er es nicht, man kann sich vor ihm verbergen, also ist er der Allwissende nicht. Statt nun aber die Bibelstelle zu erklären und den scheinbaren Widerspruch aufzuheben, geht der Rabbi nur von ihr aus und benützt ihr Motiv, um dem Obersten eine Vorhaltung über sein eigenes bisheriges Leben, über den Unernst, die Gedankenlosigkeit und den Mangel an Verantwortungsgefühl in seiner eigenen Seele zu machen. Auf die sachliche Frage, die, mag sie hier auch ehrlich gemeint sein, doch im Grunde keine echte Frage, sondern nur eine Form der Kontroverse ist, wird eine persönliche Antwort erteilt, oder vielmehr statt einer Antwort erfolgt eine persönliche Zurechtweisung. Von jenen talmudischen Entgegnungen ist scheinbar nur die zuweilen daran geknüpfte Zurechtweisung übriggeblieben.

Betrachten wir jedoch die Erzählung genauer. Der Oberste fragt nach einer Stelle aus dem biblischen Bericht von der Sünde Adams. Was der Rabbi antwortet, geht darauf hinaus, daß er zu ihm sagt: «Du selber bist Adam, zu dir selber spricht Gott: ‚Wo bist Du?'» Scheinbar hat er ihm über die Bedeutung der biblischen Stelle als solcher keine Auskunft gegeben. In Wahrheit aber beleuchtet die Antwort zugleich die Situation des von Gott befragten Adams und die Situation jedes Menschen allezeit und allerorten. Der Oberste muß ja, so wie er die biblische Frage als an ihn selber gerichtet vernimmt und versteht, merken, was es bedeutet, wenn Gott fragt: «Wo bist du?», sei die Frage nun an Adam oder an sonst einen Menschen gerichtet. Wenn Gott so fragt, will er von Menschen nicht etwas erfahren, was er noch nicht weiß, er will im Menschen etwas bewirken, was eben nur durch eine solche Frage bewirkt wird, vorausgesetzt, daß sie den Menschen ins Herz trifft, daß der Mensch sich von ihr ins Herz treffen läßt.

Adam versteckt sich, um nicht Rechenschaft ablegen zu müssen, um der Verantwortung für sein Leben zu entgehen. So versteckt sich jeder Mensch, denn jeder Mensch ist Adam und in Adams Situation. Um der Verantwortung für das gelebte Leben zu entgehen, wird das Leben zu einem Verstecksapparat ausgebaut. Und indem der Mensch sich so «vor dem Angesicht Gottes» versteckt und immer neu versteckt, verstrickt er sich immer tiefer und tiefer in die Verkehrtheit. So entsteht eine neue Situation, die von Tag zu Tag, von Versteck zu Versteck immer fragwürdiger wird. Diese Situation kann genau gekennzeichnet werden: dem Auge Gottes kann der Mensch nicht entgehen, aber indem er sich vor ihm zu verstecken sucht, versteckt er sich vor sich selber. Gewiß, es gibt auch in ihm ein Etwas, das ihn sucht, aber er macht es diesem Etwas immer schwerer, ihn zu finden. In diese Situation hinein fällt die Frage Gottes. Sie will den Menschen aufrühren, sie will seinen Verstecksapparat zerschlagen, sie will ihm

zeigen, wo er hingeraten ist, sie will in ihm den großen Willen erwecken, hinauszugelangen.

Alles kommt nun darauf an, ob der Mensch sich der Frage stellt. Gewiß, jedem wird, wie dem Obersten in unserer Erzählung, «das Herz flattern», wenn sie an sein Ohr dringt. Aber der Apparat hilft ihm auch dazu, dieser Bewegung des Herzens Herr zu werden. Die Stimme kommt ja nicht in einem Gewitter, das die Existenz des Menschen bedroht; es ist «die Stimme eines verschwebenden Schweigens[4]», und es ist leicht, sie zu übertäuben. Solange dies geschieht, wird das Leben des Menschen zu keinem *Weg*. Mag ein Mensch noch so viel Erfolg, noch so viel Genuß erfahren, mag er noch so große Macht erlangen und noch so Gewaltiges zustande bringen: sein Leben bleibt weglos, solange er sich der Stimme nicht stellt. Adam stellt sich der Stimme, er erkennt die Verstrickung, er bekennt: «Ich habe mich versteckt», und damit beginnt der Weg des Menschen.

Die entscheidende Selbstbesinnung ist der Beginn des Weges im Leben des Menschen, immer wieder der Beginn des menschlichen Weges. Aber entscheidend ist sie eben nur dann, wenn sie zum Weg führt. Denn es gibt auch eine unfruchtbare Selbstbesinnung, die nirgends hinführt als zu Selbstquälerei, Verzweiflung und noch tieferer Verstrickung.

Wenn der Gerer Rabbi im Auslegen der Schrift an die Worte kam, die Jakob an seinen Knecht richtet: «Wenn mein Bruder Esau auf dich stößt und fragt dich: ‚Wessen bist du, wohin gehst du, wessen sind die vor dir?'» sprach er zu seinen Schülern: «Merket wohl auf, wie ähnlich die Fragen Esaus dem Spruch unserer Weisen sind: ‚Betrachte drei Dinge: wisse, woher du kamst und wohin du gehst und vor wem du dich zu verantworten hast.' Merket wohl auf, denn großer Prüfung bedarf, wer die drei Dinge betrachtet: daß nicht Esau in ihm frage. Denn auch Esau vermag nach diesen drei zu fragen und Schwermut über den Menschen zu bringen.»

Es gibt eine dämonische Frage, eine Scheinfrage, die die Frage Gottes, die Frage der Wahrheit äfft. Sie ist daran zu erkennen, daß sie nicht bei dem «Wo bist du?» innehält, sondern fortfährt: «Von da heraus, wo du hingeraten bist, führt kein Weg mehr.» Es gibt eine verkehrte Selbstbesinnung, die den Menschen nicht zur Umkehr bewegt und auf den Weg bringt, sondern ihm die Umkehr als hoffnungslos darstellt und ihn damit dorthin treibt, wo sie anscheinend vollends unmöglich geworden ist und der Mensch nur noch durch den dämonischen Hochmut, den Hochmut der Verkehrtheit, weiterzuleben vermag.

---

[4] So ist annähernd genau der merkwürdige Ausdruck I. Könige 19, 12, wiederzugeben.

2. Der besondere Weg

Rabbi Baer von Radoschitz bat einst seinen Lehrer, den «Seher» von Lublin: «Weiset mir einen allgemeinen Weg zum Dienste Gottes!» Der Zaddik antwortete: «Es geht nicht an, dem Menschen zu sagen, welchen Weg er gehen soll. Denn da ist ein Weg, Gott zu dienen durch Lehre, und da durch Gebet, da durch Fasten und da durch Essen. Jedermann soll wohl achten, zu welchem Weg ihn sein Herz zieht, und dann soll er sich diesen mit ganzer Kraft erwählen.»

Damit ist zunächst etwas über unser Verhältnis zu dem gesagt, was vor uns an echtem Dienst geleistet worden ist. Wir sollen es verehren, wir sollen davon lernen, aber wir sollen es nicht nachmachen. Was Großes und Heiliges getan worden ist, ist für uns vorbildlich, weil es uns anschaulich zeigt, was Größe und Heiligkeit ist, aber es ist kein Modell, das wir nachzuzeichnen hätten. Wie Geringes wir auch zustande zu bringen vermögen, wenn wir es am Maße der Taten der Väter messen, es hat seinen Wert darin, daß wir es aus eigener Art und eigener Kraft zustande bringen.

Ein Chassid fragte den Zloczower Maggid[5]: «Es heißt im Elija-Buch: ‚Jeder in Israel ist verpflichtet, zu sprechen: Wann wird mein Werk an die Werke meiner Väter, Abraham, Isaak und Jakob, reichen?' Wie ist das zu verstehen? Wie dürften wir uns erkühnen, zu denken, daß wir es den Vätern gleichzutun vermöchten?» Der Maggid erklärte: «Wie die Väter neuen Dienst stifteten, jeden neuen Dienst nach seiner Eigenschaft, der eine den der Liebe, der andere den der Stärke, der dritte den der Pracht, so sollen wir, ein jeder von uns nach seiner eigenen Art, im Lichte der Lehren und des Dienstes Erneuerung stiften und nicht Getanes tun, sondern das zu Tuende.» Mit jedem Menschen ist etwas Neues in die Welt gesetzt, was es noch nicht gegeben hat, etwas Erstes und Einziges. «Pflicht ist es jedermanns in Israel, zu wissen und zu bedenken, daß er in der Welt einzig in seiner Beschaffenheit ist, und es ist noch kein ihm Gleicher auf der Welt gewesen, denn, wäre schon ein ihm Gleicher auf der Welt gewesen, er brauchte nicht auf der Welt zu sein. Jeder einzelne ist ein neues Ding in der Welt, und er soll seine Eigenschaft in dieser Welt vollkommen machen. Denn wahrlich: daß dies nicht geschieht, das ist's, was das Kommen des Messias verzögert.» Dieses Einzige und Einmalige ist es, was jedem vor allem auszubilden und ins Werk zu setzen aufgetragen ist, nicht aber, noch einmal zu tun, was ein anderer, und sei es der größte, schon verwirklicht hat. Der weise Rabbi Bunam sagte einmal im Alter, als er schon erblindet war: «Ich möchte nicht mit Vater Abraham tauschen. Was hätte Gott davon, wenn der Erzvater Abraham wie der blinde Bunam würde und der blinde Bunam wie Abraham?» Und mit noch größerer Eindringlichkeit

[5] Maggid: Prediger.

ist dasselbe von Rabbi Susja ausgesprochen worden, als er kurz vor dem Tode sagte: «In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: ‚Warum bist du nicht Mose gewesen?' Man wird mich fragen: ‚Warum bist du nicht Susja gewesen?'»

Wir haben hier eine Lehre vor uns, die auf der Tatsache aufgebaut ist, daß die Menschen in ihrem Wesen ungleich sind, und die demgemäß sie nicht gleichmachen will. Alle Menschen haben Zugang zu Gott, aber jeder einen andern. Gerade in der Verschiedenheit der Menschen, in der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften und ihrer Neigungen liegt die große Chance des Menschengeschlechts. Gottes Allumfassung stellt sich in der unendlichen Vielheit der Wege dar, die zu ihm führen, und von denen jeder einem Menschen offen ist. Als Schüler eines verstorbenen Zaddiks zum Seher von Lublin kamen und sich darüber wunderten, daß er andere Bräuche als die ihres Lehrers hatte, rief er: «Was wäre das für ein Gott, der nur einen einzigen Weg hätte, auf dem man ihm dienen kann!» Aber indem jeder Mensch von seinem Punkt aus, von seinem Wesen aus zu Gott zu kommen vermag, vermag, auf allen Wegen vordringend, das Menschengeschlecht als solches zu ihm zu kommen.

Gott sagt nicht: «Das ist ein Weg zu mir, das aber nicht», sondern er sagt: «Alles, was du tust, kann ein Weg zu mir sein, wenn du es nur so tust, daß es dich zu mir führt.» Was aber dies ist, das eben dieser Mensch und kein anderer tun kann und tun soll, das vermag ihm nur aus ihm selber offenbar zu werden. Hier kann, wie gesagt, nur irreführen, wenn einer darauf schaut, wie weit es ein anderer gebracht hat, und es ihm nachzutun trachtet; denn dabei entgeht ihm eben, wozu er und nur er allein berufen ist. Der Baalschem[6] sagt: «Jedermann soll sich seiner Stufe entsprechend benehmen. Geschieht dem nicht so: wer die Stufe seines Gefährten erfaßt und seine eigene fahren läßt, diese und jene werden durch ihn nicht verwirklicht werden». Auf welchem Weg ein Mensch zu Gott gelangt, kann ihm somit nichts anderes sagen als die Erkenntnis seines eigenen Wesens, die Erkenntnis seiner wesentlichen Eigenschaft und Neigung. «In jedermann ist etwas Kostbares, das in keinem andern ist.» Was aber an einem Menschen «kostbar» ist, kann er nur entdecken, wenn er sein stärkstes Gefühl, seinen zentralen Wunsch, das in ihm, was sein Innerstes bewegt, wahrhaft erfaßt.

Freilich kennt der Mensch oft dieses sein stärkstes Gefühl nur in der Gestalt der besondern Leidenschaft, in der Gestalt des «Bösen Triebs», der ihn verführen will. Naturgemäß stürzt sich das mächtigste Verlangen eines Menschen zunächst auf die dieses Verlangen zu stillen verheißenden Dinge, denen er begegnet. Worauf es ankommt,

---

[6] Das heißt Meister des (Gottesnamens): Bezeichnung des Stifters der chassidischen Bewegung, Rabbi Israel ben Elieser (1700—1760).

ist, daß er die Kraft eben dieses Gefühls, eben dieses Antriebs vom Zufälligen aufs Notwendige und vom Relativen aufs Absolute richte. So findet er seinen Weg.

Ein Zaddik lehrt: «Es heißt am Schluß des ‚Predigers': ‚Am Ende der Sache wird das Ganze vernommen: fürchte Gott!' An welcher Sache Ende du kommst, da, an ihrem Ende, vernimmst du dieses eine ‚Fürchte Gott', und dieses eine ist das Ganze. Es gibt kein Ding in der Welt, das dir nicht einen Weg zur Furcht und zum Dienst Gottes weist. Alles ist Gebot.» Es kann aber keineswegs unsere wahre Aufgabe in der Welt, in die wir gesetzt sind, sein, uns von Dingen und Wesen, die uns begegnen und unser Herz an sich ziehen, abzuwenden, sondern gerade durch Heiligung unserer Verbindung mit ihnen damit in Berührung zu kommen, was sich in ihnen als Schönheit, als Wohlgefühl, als Genuß offenbart. Der Chassidismus lehrt, daß die Freude an der Welt, wenn wir sie mit unserem ganzen Wesen heiligen, zur Freude an Gott führt.

In unserer Erzählung scheint dem zu widersprechen, daß unter den Wegen neben einem durch Essen auch einer durch Fasten als Beispiel angeführt wird. Betrachten wir dies aber innerhalb der gesamten chassidischen Lehre, so sehen wir, daß das Sichentfernen von der Natur, das Sichenthalten dem natürlichen Leben gegenüber wohl zuweilen den einem Menschen notwendigen Wegbeginn, auch wohl an Kreuzpunkten des Daseins ein ihm notwendiges Sichisolieren, aber nicht den ganzen Weg bedeuten kann. Mancher Mensch muß mit Fasten beginnen und immer wieder beginnen, weil ihm eigentümlich ist, daß er erst durch eine Askese zur Befreiung von der Versklavung unter die Welt, zur tiefsten Selbstbesinnung und von da aus zur Bindung an das Absolute kommen kann. Aber nie darf diese Askese die Herrschaft über das Leben des Menschen beanspruchen. Der Mensch soll sich von der Natur nur entfernen, um erneuert zu ihr zurückzukehren und durch den geheiligten Kontakt mit ihr den Weg zu Gott zu finden.

Den Satz der Schrift, der von Abraham, der die Engel bewirtet, erzählt: «Und er stand über ihnen unter dem Baum, und sie aßen», deutete Rabbi Susja dahin, der Mensch stehe über den Engeln, weil er die ihnen unbekannte Intention des Essens kennt, die es heiligt. Auf die Engel, die des Essens ungewohnt waren, zog Abraham die Intention herab, mit der er es Gott zu weihen pflegte. Alle natürliche Handlung führt, wenn sie geheiligt wird, zu Gott, und die Natur bedarf des Menschen, um das an ihr zu vollziehen, was kein Engel an ihr vollziehen kann: sie zu heiligen.

3. Entschlossenheit

Ein Chassid des Lubliners fastete einmal von Sabbat zu Sabbat. Am Freitagnachmittag überkam ihn ein so grausamer Durst, daß er meinte, sterben zu müssen. Da erblickte er einen Brunnen, ging hin

und wollte trinken. Aber sogleich besann er sich, um einer kleinen Stunde willen, die er noch zu ertragen hätte, würde er das ganze Werk dieser Woche vernichten. Er trank nicht und entfernte sich vom Brunnen. Stolz flog ihn an, daß er die schwere Probe bestanden habe. Wie er dessen inne ward, sprach er zu sich: «Besser, ich gehe hin und trinke, als daß mein Herz dem Hochmut verfällt.» Er kehrte um und trat an den Brunnen. Schon wollte er sich darüber neigen, um Wasser zu schöpfen, da merkte er, daß der Durst von ihm gewichen war. Nach Sabbatanbruch betrat er das Haus seines Lehrers. «Flickarbeit!» rief ihm der an der Schwelle zu.

Als ich diese Geschichte in meiner Jugend zum erstenmal hörte, war ich davon betroffen, wie hart hier ein Meister seinen eifrig bemühten Schüler behandelt. Dieser strengt sich aufs äußerste an, um ein schweres Werk der Askese zustande zu bringen, er fühlt sich versucht, es abzubrechen und überwindet die Versuchung, und nach alledem erntet er nichts anderes als ein absprechendes Urteil seines Lehrers. Wohl entstammte die erste Hemmung der Macht des Körpers über die Seele, einer Macht, die erst gebrochen werden mußte, aber die zweite entstammte dem edelsten Motiv: lieber scheitern als um des Gelingens willen in Hochmut verfallen! Wie kann man um solch eines inneren Ringens willen gescholten werden? Wird hier vom Menschen nicht zuviel gefordert?

Viel später (aber immerhin schon vor einem Vierteljahrhundert) nämlich, als ich selber diese Geschichte der Überlieferung nacherzählte, verstand ich erst, daß es hier überhaupt nicht darum geht, vom Menschen etwas zu fordern. War doch der Zaddik von Lublin nicht eben als Freund der Askese bekannt, und was der Chassid unternahm, unternahm er gewiß nicht ihm zu Gefallen, sondern wohl, weil er hoffte, auf diesem Wege auf eine höhere Stufe der Seele zu gelangen; und daß das Fasten im Anfangsstadium der persönlichen Entwicklung und später in kritischen Momenten dazu dienen kann, hatte er ja aus dem Munde des Sehers gehört. Was dieser nun, nachdem er offenbar mit wahrem Verständnis den Verlauf des Wagnisses beobachtet hatte, zum Schüler sagt, bedeutet zweifellos: «Auf diese Weise gelangt man nicht auf eine höhere Stufe.» Er warnt den Schüler vor etwas, was ihn mit Notwendigkeit hindert, seine Absicht zu erreichen. Was aber dieses Etwas ist, wird uns deutlich genug. Gerügt wird, daß man vordringt und wieder zurückweicht; das Hin und Her, der Zickzackcharakter des Tuns ist das Bedenkliche. Was der «Flickarbeit» gegenübersteht, ist die Arbeit aus einem Guß. Wie aber vollbringt man eine Arbeit aus einem Guß? Nicht anders als mit geeinter Seele.

Wieder jedoch überfällt uns die Frage, ob hier mit einem Menschen nicht zu hart umgegangen wird. Es ist ja in unserer Welt eben so bestellt, daß der eine — gleichviel, wie man es ausdrücken will, «von Natur» oder «von Gnade» — eine einheitliche Seele, eine Seele

aus einem Guß hat und demgemäß einheitliche Werke, Werke aus einem Guß vollbringt, weil eben seine so geartete Seele sie ihm eingibt und ihn dazu befähigt; der andere aber hat eine vielfältige, komplizierte, widerspruchsvolle Seele, und davon ist naturgemäß sein Tun bestimmt: dessen Hemmungen und Störungen kommen aus den Hemmungen und Störungen der Seele, ihre Unruhe prägt sich in seiner Unruhe aus. Was kann denn ein so beschaffener Mensch anders als sich anstrengen, die Versuchungen, die ihn auf dem Weg zum jeweiligen Ziel antreten, zu überwinden? Was kann er anders tun als eben jeweils, mitten im Tun, sich, wie man zu sagen pflegt, «zusammenzunehmen», das heißt, seine hin und her gerissene Seele einzusammeln und immer wieder gesammelt auf das Ziel zu richten, und dazu noch bereit zu sein, wie es der Chassid in unserer Erzählung tut, als der Hochmut ihn anwandelt, sogar das Ziel zu opfern, um die Seele zu retten?

Wenn wir von diesen Fragen aus noch einmal unsere Erzählung prüfen, sehen wir erst, welche Lehre sich in der Kritik des «Sehers» birgt. Es ist die Lehre, daß der Mensch seine Seele zu einen vermag. Der Mensch mit der vielfältigen, komplizierten, widerspruchsvollen Seele ist ihr nicht ausgeliefert: das Innerste dieser Seele, die Gotteskraft in ihrer Tiefe vermag auf sie einzuwirken, sie zu ändern, die einander befehdenden Kräfte aneinanderzubinden, die auseinanderstrebenden Elemente ineinanderzuschmelzen, es vermag sie zu einen. Solch eine Einung muß sich vollziehen, *ehe* der Mensch an ein ungewöhnliches Werk herangeht. Nur mit geeinter Seele wird er es so zu tun imstande sein, daß es nicht Flickarbeit, sondern Arbeit aus einem Guß wird. Das ist also, was der Seher dem Chassid vorwirft: daß er sein Wagnis mit ungeeinter Seele unternommen hat; mitten im Werk gelingt die Einung nicht. Man soll aber auch nicht etwa meinen, die Askese könne die Einung herbeiführen; sie kann reinigen, kann konzentrieren, aber sie kann nicht bewirken, daß das Ergebnis davon bis zur Erreichung des Zieles bewahrt bleibe — sie kann die Seele vor deren eigenem Widerspruch nicht schützen.

Nun muß man freilich eines im Auge behalten: daß keine Einung der Seele eine endgültige ist. Wie auch die von Geburt einheitlichste Seele doch zuweilen von inneren Schwierigkeiten überfallen wird, so kann auch die am gewaltigsten um die Einheit ringende sie nie vollkommen erreichen. Aber jedes Werk, das ich aus geeinter Seele tue, wirkt auf meine Seele zurück, wirkt in der Richtung auf neue und höhere Einung hin; jedes führt mich, wenn auch auf mancherlei Umwegen, zu einer *stetigeren* Einheit hin als die ihm vorausgehende war. So gelangt man endlich dahin, wo man sich seiner Seele überlassen kann, weil ihr Maß an Einheit so groß ist, daß es den Widerspruch wie im Spiel überwindet. Wachsam muß man freilich auch dann sein, aber es ist eine gelassene Wachsamkeit.

An einem der Tage des Lichterfestes kam Rabbi Nachum, des Rižiner Rabbis Sohn, unerwartet ins Lehrhaus und fand die Schüler beim Damspiel, wie es der Brauch an diesen Tagen war. Als sie den Zaddik eintreten sahen, wurden sie verwirrt und hielten inne. Er aber nickte ihnen freundlich zu und fragte: «Kennt ihr auch die Gesetze des Damspiels?» Und da sie vor Scheu kein Wort über die Lippen brachten, gab er selber die Antwort: «Ich will euch die Gesetze des Damspiels sagen. Das erste ist, man darf nicht zwei Schritte auf einmal gehen. Das zweite, man darf nur vorwärts gehen und sich nicht rückwärtskehren. Und das dritte, wenn man oben ist, darf man schon gehen, wohin man will.»

Aber man würde, was mit Einung der Seele gemeint ist, von Grund aus mißverstehen, wenn man unter «Seele» etwas anderes verstünde als: der ganze Mensch, Leib und Geist miteinander. Die Seele ist nicht wirklich geeint, wenn es nicht alle leiblichen Kräfte, alle Glieder des Leibes sind. Den Schriftvers: «Alles, was deine Hand zu tun findet, tue in deiner Kraft!» deutete der Baalschem: man solle die Tat, die man tut, mit allen Gliedern tun, das heißt es solle auch das ganze leibliche Wesen des Menschen daran beteiligt sein, nichts von ihm dürfe draußen bleiben. Der Mensch, der so eine Einheit aus Leib und Geist wird, dessen Werk ist Werk aus einem Guß.

4. Bei sich beginnen

Einige Große in Israel waren einmal bei Rabbi Jizchak von Worki zu Gast. Man sprach vom Wert eines rechtschaffenen Dieners für die Führung des Hauses; wenn er gut sei, wende sich alles zum Guten, wie man an Josef sehe, in dessen Hand alles gedieh. Rabbi Jizchak widersprach. «So habe auch ich einst gemeint», sagte er, «dann aber zeigte mir mein Lehrer, daß alles am Hausherrn hangt. In meiner Jugend nämlich hatte ich große Bedrängnis von meinem Weibe, und ob auch ich selbst es tragen mochte, so erbarmte ich mich doch des Gesindes. Darum fuhr ich zu meinem Lehrer, Rabbi David von Lelow, und befragte ihn, ob ich meinem Weibe entgegentreten solle. Er antwortete mir: ‚Was redest du zu mir? Rede zu dir selber!' Ich mußte mich auf das Wort eine Zeit besinnen, bis ich es verstand; ich verstand es aber, als ich mich auf ein Wort des Baalschemtow besann: ‚Es gibt den Gedanken, das Wort, die Handlung. Der Gedanke entspricht der Ehefrau, das Wort den Kindern, die Handlung dem Gesinde. Wer die drei in sich zurechtschafft, dem wandelt sich alles zum Guten!' Da verstand ich, was mein Lehrer gemeint hatte: daß alles an mir selber hangt.»

In dieser Erzählung wird an eines der tiefsten und schwersten Probleme unseres Lebens gerührt: an den wahren Ursprung des Konfliktes zwischen den Menschen.

Man pflegt Erscheinungen des Konfliktes zunächst aus den Motiven zu erklären, deren sich die miteinander im Streit Liegenden als des Anlasses zum Streit bewußt sind, und aus den diesen Motiven zugrunde liegenden objektiven Situationen und Vorgängen, in die beide Teile verwickelt sind; oder man geht analytisch vor und sucht die unbewußten Komplexe zu erforschen, zu denen sich jene Motive nur wie Symptome einer Krankheit zu den organischen Schäden selber verhalten. Die chassidische Lehre hat mit dieser Auffassung das gemeinsam, daß auch sie von der Problematik des äußeren Lebens auf die des inneren verweist. Aber sie unterscheidet sich von jener in zwei wesentlichen Punkten, einem grundsätzlichen und einem praktischen, der aber noch wichtiger ist.

Der grundsätzliche Unterschied besteht darin, daß die chassidische Lehre nicht auf die Untersuchung einzelner seelischer Komplikationen ausgeht, sondern den ganzen Menschen meint. Damit ist aber keineswegs ein quantitativer Unterschied ausgesprochen. Vielmehr handelt es sich hier um die Erkenntnis, daß das Herauslösen von Teilelementen und Teilprozessen aus dem Ganzen die Erfassung der Ganzheit behindert und daß zu wirklicher Wandlung, zu wirklicher Heilung, zunächst des einzelnen und sodann des Verhältnisses zwischen ihm und seinen Mitmenschen, nur die Erfassung der Ganzheit als Ganzheit führen kann. (Paradox ausgedrückt: die Suche nach dem Schwerpunkt verschiebt ihn und vereitelt damit den ganzen Versuch, die Problematik zu überwinden.) Das heißt nicht, daß nicht alle Phänomene der Seele zu betrachten sind; aber keines von ihnen ist so in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken, als ob alles andere daraus abzuleiten wäre; vielmehr muß an allen Punkten angesetzt werden, und zwar nicht einzeln, sondern gerade in ihrem vitalen Zusammenhang.

Der praktische Unterschied aber besteht darin, daß der Mensch hier gar nicht als Objekt der Untersuchung behandelt wird, sondern aufgerufen wird, sich «zurechtzuschaffen». Der Mensch soll zuerst selbst erkennen, daß die Konfliktssituationen zwischen ihm und den andern nur Auswirkungen der Konfliktssituationen in seiner eigenen Seele sind, und dann soll er diesen seinen inneren Konflikt zu überwinden suchen, um nunmehr als ein Gewandelter, Befriedeter zu seinen Mitmenschen auszugehen und neue, gewandelte Beziehungen zu ihnen einzugehen.

Der Mensch sucht freilich naturgemäß dieser entscheidenden, für das ihm geläufige Verhältnis zur Welt äußerst kränkenden Wendung dadurch auszuweichen, daß er den ihn so Aufrufenden oder die eigene Seele, wenn sie es ist, die ihn aufruft, auf die Tatsache hinweist, daß an jedem Konflikt zwei beteiligt sind: fordere man von ihm, daß er von diesem auf seinen inneren Konflikt zurückgreife, so müsse man das eben auch von seinem Konfliktspartner fordern. Aber gerade in

dieser Betrachtungsweise, in der der einzelne sich nur als Individuum ansieht, dem andere Individuen entgegenstehen, und nicht als echte Person, deren Wandlung zur Wandlung der Welt hilft, gerade hier liegt der fundamentale Irrtum, dem die chassidische Lehre entgegentritt. Es kommt einzig darauf an, bei sich zu beginnen, und in diesem Augenblick habe ich mich um nichts anderes in der Welt als um diesen Beginn zu bekümmern. Jede andere Stellungnahme lenkt mich von meinem Beginnen ab, schwächt meine Initiative dazu, vereitelt das ganze kühne und gewaltige Unternehmen. Der archimedische Punkt, von dem aus ich an meinem Orte die Welt bewegen kann, ist die Wandlung meiner selbst; setze ich anstatt seiner zwei archimedische Punkte, den hier in meiner Seele und den dort in der Seele meines mit mir im Konflikt stehenden Mitmenschen, dann entschwindet mir alsbald der eine, in den sich mir eine Sicht eröffnet hatte.

Rabbi Bunam lehrte: «Unsere Weisen sagen: ‚Suche den Frieden an deinem Ort.' Man kann den Frieden nirgendwo anders suchen als bei sich selber, bis man ihn da gefunden hat. Es heißt im Psalm: ‚Es ist kein Friede in meinem Gebein meiner Sünde wegen.' Erst wenn der Mensch in sich selber den Frieden gefunden hat, kann er darangehen, ihn in der ganzen Welt zu suchen.»

Aber die Erzählung, von der ich ausgegangen bin, begnügt sich nicht damit, auf den wahren Ursprung der äußeren Konflikte, auf den inneren Konflikt allgemein hinzuweisen. In dem Spruch des Baalschem, der darin angeführt wird, wird auch genau gesagt, worin der entscheidende innere Konflikt besteht. Es ist der Konflikt zwischen drei Prinzipien im Wesen und Leben des Menschen: dem Prinzip des Gedankens, dem Prinzip des Wortes und dem Prinzip der Handlung. Der Ursprung alles Konfliktes zwischen mir und meinen Mitmenschen ist, daß ich nicht sage, was ich meine, und daß ich nicht tue, was ich sage. Denn dadurch verwirrt und vergiftet sich immer wieder und immer mehr die Situation zwischen mir und dem andern, und ich in meiner inneren Zerfallenheit bin gar nicht mehr fähig, sie zu meistern, sondern entgegen all meinen Illusionen bin ich ihr willenloser Sklave geworden. Mit unserm Widerspruch, mit unserer Lüge päppeln wir die Konfliktssituationen auf und geben ihnen Macht über uns, bis sie uns versklaven. Von hier führt kein anderer Ausgang als durch die Erkenntnis der Wende: Alles hangt an mir, und durch den Willen der Wende: Ich will mich zurechtschaffen.

Damit der Mensch aber dieses Große vermöge, muß er erst von all dem Drum und Dran seines Lebens zu seinem Selbst gelangen, er muß sich selber finden, nicht das selbstverständliche Ich des egozentrischen Individuums, sondern das tiefe Selbst der mit der Welt lebenden Person. Und auch dem steht all unsere Gewohnheit entgegen.

Ich will den Abschnitt mit einem alten Scherz schließen, der im Munde eines Zaddiks erneuert worden ist.

Rabbi Henoch erzählte: «Es gab einmal einen Toren, den man den Golem nannte, so töricht war er. Am Morgen beim Aufstehen fiel es ihm immer so schwer, seine Kleider zusammenzusuchen, daß er am Abend, dran denkend, oft Scheu trug, schlafen zu gehen. Eines Abends faßte er sich schließlich ein Herz, nahm Zettel und Stift zur Hand und verzeichnete beim Auskleiden, wo er jedes Stück hinlegte. Am Morgen zog er wohlgemut den Zettel hervor und las: ‚Die Mütze' — hier war sie, er setzte sie auf; ‚die Hosen' — da lagen sie ‚er fuhr hinein, und so fort, bis er alles anhatte. ‚Ja, aber wo bin ich denn?' fragte er sich nun ganz bang, ‚wo bin ich nur geblieben?' Umsonst suchte und suchte er, er konnte sich nicht finden.» — «So geht es auch uns», sagte der Rabbi.

5. Sich mit sich nicht befassen

Als Rabbi Chajim von Zans seinen Sohn der Tochter des Rabbis Elieser vermählt hatte, trat er am Tage nach der Hochzeit beim Brautvater ein und sagte: «Schwäher, Ihr seid mir nahegekommen, und ich darf euch sagen, was mein Herz peinigt. Seht, Haupt- und Barthaar sind mir weiß geworden, und noch habe ich nicht Buße getan!» «Ach, Schwäher», erwiderte ihm Rabbi Elieser, «Ihr habt nur euch im Sinn. Vergeßt euch und habt die Welt im Sinn!»

Was hier gesagt wird, widerspricht dem Anschein nach allem, was ich hier bisher aus der Lehre des Chassidismus mitgeteilt habe. Wir haben gehört, jeder solle sich auf sich selbst besinnen, er solle seinen besondern Weg erwählen, er solle sein Wesen zur Einheit bringen, er solle bei sich selbst beginnen; nun aber wird uns gesagt, man solle sich selber vergessen. Aber man muß nur genauer hinhorchen, dann stimmt dies nicht bloß mit dem andern überein, sondern es fügt sich als notwendiges Glied, als notwendiges Stadium an seiner Stelle ins Ganze. Man braucht nur eine Frage zu fragen: «Wozu?» Wozu soll ich mich auf mich selbst besinnen, wozu meinen besondern Weg erwählen, wozu mein Wesen zur Einheit bringen? Die Antwort lautet: Nicht um meinetwillen. Darum hieß es auch das vorigemal: bei sich selbst beginnen. Bei sich beginnen, aber nicht bei sich enden; von sich ausgehen, aber nicht auf sich abzielen; sich erfassen, aber sich nicht mit sich befassen.

Wir sehen einen Zaddik, einen weisen, frommen, hilfreichen Mann, in den Tagen des Alters sich in Gegenwart seines Schwähers Vorwürfe machen, daß er noch nicht die wahre Umkehr vollzogen habe. Hinter der Antwort steht offenbar die Ansicht, daß er seine Sünden weit überschätze und die bisher schon getane Buße weit unterschätze. Aber was gesagt wird, geht darüber hinaus. Er sagt ganz allgemein: «Du sollst dich nicht immerzu mit dem quälen, was du falsch gemacht hast, sondern die Seelenkraft, die du auf solche Selbstvorwürfe verwendest, sollst du der Tätigkeit an der Welt zuwenden,

für die du bestimmt bist. Nicht mit dir sollst du dich befassen, sondern mit der Welt.»

Man muß zunächst recht verstehen, was hier in bezug auf die Umkehr gesagt wird. Die Umkehr steht bekanntlich im Mittelpunkt der jüdischen Auffassung vom Weg des Menschen. Sie vermag den Menschen von innen zu erneuern und seinen Ort in der Welt Gottes zu wandeln, so daß der Umkehrende über den vollkommenen Zaddik, der den Abgrund der Sünde nicht kennt, erhöht wird. Aber Umkehr bedeutet hier etwas weit Größeres als Reue und Bußehandlungen; sie bedeutet, daß der Mensch, der sich im Wirrsal der Selbstsucht verlaufen hat, wo er immer sich selber sich zum Ziel setzte, durch eine Wendung seines ganzen Wesens einen Weg zu Gott finde; und das heißt: den Weg zur Erfüllung der besondern Aufgabe, für die Gott ihn, diesen besondern Menschen, bestimmt hat. Die Reue kann nur der Antrieb zu dieser tätigen Wendung sein; wer sich aber weiter und weiter mit der Reue plagt, wer sich damit quält, daß die Werke seiner Buße nicht hinlänglich seien, der entzieht der Wendung die beste Kraft. Mit kühnen, starken Worten hat der Gerer Rabbi in einer Predigt am Versöhnungstage vor der Selbstquälerei gewarnt. «Wer ein Übel, das er getan hat», sagte er, «immerzu beredet und besinnt, hört nicht auf, das Gemeine, das er getan hat, zu denken, und was man denkt, darin liegt man; mit der Seele liegt man ganz und gar darin, was man denkt — so liegt er doch in der Gemeinheit: der wird gewiß nicht umkehren können, denn sein Geist wird grob und sein Herz stockig werden, und es mag auch noch die Schwermut über ihn kommen. Was willst du? Rühr her den Kot, rühr hin den Kot, bleibt's doch immer Kot. Ja gesündigt, nicht gesündigt, was hat man im Himmel davon? In der Zeit, wo ich darüber grüble, kann ich doch Perlen reihen, dem Himmel zur Freude. Darum heißt es: ‚Weiche vom Bösen und tue das Gute' — wende dich vom Bösen ganz weg, sinne ihm nicht nach und tue das Gute. Unrechtes hast du getan? Tue Rechtes ihm entgegen.»

Aber die Lehre unserer Erzählung geht darüber hinaus. Wer sich unablässig damit peinigt, daß er noch nicht hinreichend Buße getan habe, dem ist es wesentlich um das Heil seiner Seele, also um sein persönliches Los in der Ewigkeit zu tun. Der Chassidismus zieht nun eine Folgerung aus der Lehre des Judentums überhaupt, wenn er diese Zielsetzung ablehnt. Dies ist ja einer der Hauptpunkte, an denen sich das Christentum vom Judentum geschieden hat: daß es für jeden Menschen sein eigenes Seelenheil zum höchsten Ziele machte. Für das Judentum ist jede menschliche Seele ein dienendes Glied in der Schöpfung Gottes, die durch das Werk des Menschen zum Reiche Gottes werden soll; so ist denn keiner Seele ein Ziel in ihr selbst, in ihrem eigenen Heil gesetzt. Wohl soll jede sich erkennen, sich läutern, sich vollenden, aber nicht um ihrer selber willen, wie nicht um ihres irdi-

schen Glücks, so auch nicht um ihrer himmlischen Seligkeit willen, sondern um des Werkes willen, das sie an der Welt Gottes vollbringen soll. Man soll sich vergessen und die Welt im Sinne haben.

Das Abzielen auf das eigene Seelenheil gilt hier nur als die sublimste Gestalt des Abzielens auf sich selbst. Dies ist es, was der Chassidimus aufs intensivste ablehnt, und ganz besonders für den Menschen, der sein Selbst gefunden und ausgebildet hat. Rabbi Bunam lehrte: «Es steht geschrieben: ‚Und es nahm Korah.' Was nahm er denn? Sich selber wollte er nehmen — darum konnte nichts mehr taugen, was er tat.» Daher stellte er dem ewigen Korah den ewigen Mose entgegen, den «Demütigen», den Menschen, der mit dem, was er tut, nicht sich meint. «In jedem Geschlecht», sagte er, «kehren die Seele Moses und die Seele Korahs wieder. Und wenn einmal die Seele Korahs sich willig der Seele Moses unterwirft, wird Korah erlöst.» So sieht Rabbi Bunam gleichsam die Geschichte des Menschengeschlechtes auf dem Wege zur Erlösung als einen Vorgang zwischen diesen beiden Menschenarten, dem Hochmütigen, der, und sei es in der erhabensten Form, sich selbst meint, und dem Demütigen, der bei allem die Welt meint. Erst wenn der Hochmut sich der Demut beugt, wird er erlöst; und erst wenn er erlöst wird, kann die Welt erlöst werden.

Nach Rabbi Bunams Tod sagte einer seiner Schüler, eben der Rabbi Jizchak Meïr von Ger, aus dessen Predigt am Versöhnungstage ich einige Sätze angeführt habe: «Rabbi Bunam hatte die Schlüssel aller Firmamente. Und warum auch nicht? Der Mensch, der nicht sich meint, dem gibt man alle Schlüssel.»

Und der größte von Rabbi Bunams Schülern, unter allen Zaddikim die eigentlich tragische Gestalt, Rabbi Mendel von Kozk, sprach einmal zur versammelten Gemeinde: «Was verlange ich denn von euch? Drei Dinge nur: Aus sich nicht herausschielen, in den andern nicht hineinschielen und sich nicht meinen.» Das bedeutet: erstens, jeder soll seine eigene Seele in ihrer eigenen Art und an ihrem eigenen Ort bewahren und heiligen, nicht aber fremde Art und fremden Ort neiden; zweitens, jeder soll das Geheimnis der Seele seines Mitmenschen ehren und nicht mit frecher Neugier in es eindringen und es gebrauchen; und drittens, jeder soll, im Leben mit sich selbst und im Leben mit der Welt, sich hüten, auf sich abzuzielen.

6. Hier, wo man steht

Den Jünglingen, die zum erstenmal zu ihm kamen, pflegte Rabbi Bunam die Geschichte von Rabbi Eisik, Sohn Rabbi Jekels in Krakau, zu erzählen. Dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in Prag unter der Brücke, die zum Königsschloß führt, nach einem Schatz zu

suchen. Als der Traum zum drittenmal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachtposten, und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, freundlich, ob er hier etwas suche oder auf jemanden warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn aus fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: «Und da bist du, armer Kerl, mit deinen zerfetzten Sohlen einem Traum zu Gefallen hergepilgert! Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich ja auch auf die Beine machen müssen, als es mir einmal im Traum befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik Sohn Jekels sollte er heißen, unterm Ofen nach einem Schatz zu graben. Eisik Sohn Jekels! Ich kann mir's vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und die andere Jekel heißt, alle Häuser aufreiße!» Und er lachte wieder. Rabbi Eisik verneigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das Reb Eisik Reb Jekels Schul heißt.

«Merke dir diese Geschichte», pflegte Rabbi Bunam hinzuzufügen, «und nimm auf, was sie dir sagt: daß es etwas gibt, was du nirgends in der Welt, auch nicht beim Zaddik finden kannst, und daß es doch einen Ort gibt, wo du es finden kannst.»

Auch dies ist eine uralte Geschichte, uns aus verschiedenen volkstümlichen Literaturen bekannt, aber von chassidischem Munde wahrhaft neu erzählt. Sie ist nicht bloß äußerlich in die jüdische Welt verpflanzt, sie ist von der chassidischen Melodie, in der sie erzählt worden ist, umgeschmolzen worden, und auch dies ist noch nicht das Entscheidende: das Entscheidende ist, daß sie wie durchsichtig geworden ist, und eine chassidische Wahrheit scheint aus ihr hervor. Es ist ihr nicht eine «Moral» angehängt worden, vielmehr hat der Weise, der sie neu erzählt hat, endlich ihren wirklichen Sinn entdeckt und offenbar gemacht.

Es gibt etwas, was man an einem einzigen Ort in der Welt finden kann. Es ist ein großer Schatz, man kann ihn die Erfüllung des Daseins nennen. Und der Ort, an dem dieser Schatz zu finden ist, ist der Ort, wo man steht.

Die meisten von uns gelangen nur in seltenen Augenblicken zum vollständigen Bewußtsein der Tatsache, daß wir die Erfüllung des Daseins nicht zu kosten bekommen haben, daß unser Leben am wahren erfüllten Dasein nicht teilhat, daß es gleichsam am wahren Dasein vorbeigelebt wird. Dennoch fühlen wir den Mangel immerzu, in irgendeinem Maße bemühen wir uns, irgendwo das zu finden, was uns fehlt. Irgendwo, in irgendeinem Bezirk der Welt oder des Geistes, nur nicht da, wo wir stehen, da wo wir hingestellt worden sind — gerade da und nirgendwo anders aber ist der Schatz zu finden. Die Um-

welt, die ich als die natürliche empfinde, die Situation, die mir schicksalhaft zugeteilt ist, was mir Tag um Tag begegnet, was mich Tag um Tag anfordert, hier ist meine wesentliche Aufgabe und hier die Erfüllung des Daseins, die mir offensteht.

Von einem talmudischen Lehrmeister ist überliefert, die Bahnen des Himmels seien ihm erhellt gewesen wie die Straßen seiner Heimatstadt Nehardea. Der Chassidismus kehrt den Spruch um: größer ist es, wenn einem die Straßen der Heimatstadt erhellt sind wie die Bahnen des Himmels. Denn hier, wo wir stehen, gilt es, das verborgene göttliche Leben aufleuchten zu lassen.

Und hätten wir Macht über die Enden der Erde, wir würden an erfülltem Dasein nicht erlangen, was uns die stille hingegebene Beziehung zur lebendigen Nähe geben kann. Und wüßten wir um die Geheimnisse der oberen Welten, wir hätten nicht so viel wirklichen Anteil am wahren Dasein, als wenn wir im Gang unseres Alltags ein uns obliegendes Werk mit heiliger Intention verrichten. Unterm Herd unseres Hauses ist unser Schatz vergraben.

Der Baalschem lehrt, daß keine Begegnung mit einem Wesen oder einem Ding im Gang unseres Lebens einer geheimen Bedeutung enträt. Die Menschen, mit denen wir leben oder je und je zusammentreffen, die Tiere, die uns in unserer Wirtschaft helfen, der Boden, den wir bebauen, die Naturstoffe, die wir bearbeiten, die Geräte, deren wir uns bedienen, alles birgt eine heimliche Seelensubstanz, die auf uns angewiesen ist, um zu ihrer reinen Gestalt, zu ihrer Vollendung zu gelangen. Vernachlässigen wir diese uns auf unsern Weg geschickte Seelensubstanz, sind wir nur auf die jeweiligen Zwecke bedacht, ohne eine echte Beziehung zu den Wesen und Dingen zu entfalten, an deren Leben wir teilnehmen sollen wie sie an unserm, dann versäumen wir selber das wahre, erfüllte Dasein. Diese Lehre ist meiner Überzeugung nach in ihrem Kern wahr. Die höchste Kultur der Seele bleibt im Grunde dürr und unfruchtbar, wenn nicht Tag um Tag diesen kleinen Begegnungen, denen wir geben, was ihnen zukommt, Wasser des Lebens entquillen und in die Seele rinnen, ebenso wie die gewaltigste Macht im Innersten Ohnmacht ist, wenn sie nicht in einem geheimen Bunde steht mit diesen zugleich demütigen und hilfreichen Berührungen mit fremdem und doch nahem Sein.

Manche Religionen sprechen unserm Aufenthalt auf Erden den Charakter des wahren Lebens ab. Entweder lehren sie, daß alles, was uns hier erscheint, nur Schein sei, hinter den wir zu dringen haben, oder daß es nur ein Vorhof zur wahren Welt sei, ein Vorhof, den wir zu durchlaufen haben, ohne seiner sonderlich zu achten. Anders das Judentum. Was ein Mensch jetzt und hier in Heiligkeit tut, ist nicht weniger wichtig, nicht weniger wahr, weil zwar nur irdische, aber deshalb nicht weniger faktische Verbindung mit dem göttlichen Dasein,

als das Leben der kommenden Welt. Diese Lehre hat im Chassidismus die stärkste Ausgestaltung empfangen.

Rabbi Henoch von Alexander sprach: «Auch die Völker der Erde glauben, daß zwei Welten sind; ‚auf jener Welt', sagen sie. Der Unterschied ist dies: sie meinen, die zwei seien voneinander abgehoben und abgeschnitten, Israel aber bekennt, daß beide Welten eine sind und eine werden sollen.»

In ihrer innersten Wahrheit sind beide Welten eine einzige. Sie sind nur gleichsam auseinandergetreten. Aber sie sollen wieder die Einheit werden, die sie in ihrer innersten Wahrheit sind. Und dazu ist der Mensch erschaffen, daß er die beiden Welten eine. Er wirkt an dieser Einheit durch ein heiliges Leben mit der Welt, in die er gestellt ist, an dem Orte, an dem er steht.

Man sprach einmal vor Rabbi Pinchas von Korez vom großen Elend der Bedürftigen. In Gram versunken hörte er zu. Dann hob er den Kopf. «Laßt uns», rief er, «Gott in die Welt ziehen, und alles wird gestillt sein.»

Aber kann man denn das, Gott in die Welt ziehen? Ist das nicht eine überhebliche und vermessene Vorstellung? Wie wagt der Erdenwurm, daran zu rühren, was einzig in Gottes Gnaden ruht: wieviel von sich er seiner Schöpfung vergönnt!

Wieder steht hier jüdische Lehre denen anderer Religionen entgegen und wieder am tiefsten ausgeprägt im Chassidismus. Eben dies, meint er, ist Gottes Gnade, daß er sich vom Menschen gewinnen lassen will, daß er sich ihm gleichsam in die Hände gibt. Gott will zu seiner Welt kommen, aber er will zu ihr durch den Menschen kommen. Dies ist das Mysterium unseres Daseins, die übermenschliche Chance des Menschengeschlechtes.

Rabbi Mendel von Kozk überraschte einst einige gelehrte Männer, die bei ihm zu Gast waren, mit der Frage: «Wo wohnt Gott?» Sie lachten über ihn: ‚Wie redet Ihr! Ist doch die Welt seiner Herrlichkeit voll!' Er aber beantwortete die eigene Frage: «Gott wohnt, wo man ihn einläßt.»

Das ist es, worauf es letzten Endes ankommt: Gott einlassen. Man kann ihn aber nur da einlassen, wo man steht, wo man wirklich steht, da, wo man lebt, wo man ein wahres Leben lebt. Pflegen wir heiligen Umgang mit der uns anvertrauten kleinen Welt, helfen wir, im Bezirk der Schöpfung, mit der wir leben, der heiligen Seelensubstanz zur Vollendung zu gelangen, dann stiften wir an diesem unserm Ort eine Stätte für Gottes Einwohnung, dann lassen wir Gott ein.

Martin Buber.

Kann Gandhi uns weiterführen?

Es scheint absurd zu sein, anzunehmen, ein Nichtchrist könne uns Christen weiterführen, er könne uns ein Beispiel sein, das in unsern eigenen Reihen nicht zu finden ist. Und dennoch möchte ich obige Frage bejahen. Obwohl Gandhi bekenntnismäßig kein Christ war und sich auch trotz eingehendem Studium dem Christentum nicht angeschlossen hat — die Früchte tausendjähriger christlicher Kulturarbeit, das heißt das Endergebnis derselben in den beiden furchtbaren Weltkriegen mußten ihn abstoßen —, so hat er doch durch sein Leben, Kämpfen und Sterben uns Christen beschämt, insofern er die Bergpredigt, das Programm Christi, ernst genommen und wie noch kein Mensch verwirklicht hat. Er gehört zu jenen Heiden, von denen Christus sagt: «Wahrlich, so großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden»; «diese werden kommen vom Aufgang und Niedergang und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen, während die Kinder des Reiches hinausgeworfen werden in die Finsternis draußen.»

In *dem* also, in dem Gandhi uns Christen überlegen war, kann er uns wegweisend sein über die bisherige christliche Praxis hinaus. Es ist ja die Möglichkeit eines solchen Fortschrittes über die bisherige christliche Verkündigung und die bisherige christliche Handlungsweise hinaus in der Heiligen Schrift selbst angedeutet, wenn Jesus sagt, daß seine Jünger noch größere Taten vollbringen würden als er; wenn er ferner sagt, daß er jetzt noch nicht alles sagen könne, weil sie es noch nicht ertragen würden (ein Wort von überaus großer Tragweite), und daß der lebendige Heilige Geist (also nicht ein starrer, fixierter Bibelbuchstabe) uns in alle Wahrheit und Vollkommenheit erst noch hineinführen müsse! Diese drei überaus wichtigen Stellen der Heiligen Schrift verbieten es uns geradezu, auf den bisher festgelegten Lehren und Formulierungen der christlichen Wahrheit und auf den Lorbeeren der Vergangenheit auszuruhen, sie verlangen von uns, allerdings unter Führung des Heiligen Geistes (der aber weht, wo er will), die Botschaft und Sache Christi zeitgemäß weiterzubilden und auszuwirken.

«Findet der Heilige Geist seine Organe nicht unter den gläubigen Christen, so macht er es mit den Ungläubigen», wie schon Blumhart sagte. Und ein solches williges Organ des Geistes Gottes fand sich auch in Mahatma Gandhi. Worin nun aber kann Gandhi über das Bisherige hinaus für uns Christen ein Lehrmeister sein? *Er zeigt uns Wege, wie das Christentum seine Ideen in die Tat umzusetzen vermag, und zwar nicht nur im Gebiete des persönlichen, sondern vor allem auch auf dem Gebiete des öffentlichen, politischen Lebens.* Gewiß hat das Christentum auf dem Gebiete der Seelenpflege, der Innerlichkeit, der persönlichen seelischen Erlösung und Heiligung Großes

und Bahnbrechendes geleistet und einer ganzen Zeitepoche ein neues Antlitz gegeben. (Schauen wir nur auf die großen Heiligengestalten und sozialcharitativen Werke.) Allein es ist nicht zu leugnen, daß es auf wichtigen andern Gebieten *tatsächlich versagt* hat. Das *Kollektiv* zum Beispiel wurde vom Christentum nicht erfaßt, getauft und christianisiert die politische, wirtschaftliche und soziale Öffentlichkeit wurde nach wie vor nach heidnischen Grundsätzen regiert, da war das römische Recht und das heidnische Gewaltdenken maßgebend.

Das katholische Christentum hat zwar immer davon gewußt, daß auch das politische Leben unter die Gewalt Christi gestellt werden müsse. Aber seit dem Mittelalter hat es diese religiösen Belange in der Welt immer wieder mit konfessionellen und kirchenpolitischen Interessen verquickt und mit ungeistigen, ja gewalttätigen Mitteln in der Welt durchzusetzen versucht. Dadurch kam der Protestantismus zum andern Extrem: er verzichtete grundsätzlich auf jede politische Einwirkung, er brachte in den Menschen die unheilvolle Spaltung: innerlich soll er ein Christ sein, äußerlich im politischen Leben dagegen kann er ein Heide sein. Dadurch, daß die Christen das Christentum dermaßen zu einer bloßen Religion machten, die es nur mit dem innerlichen, seelischen Leben zu tun hatte, waren sie selber schuld an seinem Versagen. Christentum ist aber nicht bloße Religion, Christus hat kein Interesse an einer bloßen Religion, das heißt an einer bloßen Seelenheilanstalt, einer bloßen staatsfrommen Jenseitsanstalt, einer bloßen Sakristeikirche. Was er will, ist Reich Gottes, das heißt Entfinsterung und Entnebelung aller irdischen Lebensgebiete, Entdämonisierung, Erleuchtung und Erlösung der Welt. In diesem Sinne ist das Christentum tatsächlich nichts weniger als unpolitisch; in diesem Sinne gibt es wirklich eine religiöse, das heißt vom Glauben und vom Reiche Gottes her inspirierte politische Tätigkeit, wie dies ja bei den alttestamentlichen Propheten der Fall war und in der Tätigkei eines Gandhi wieder neu sichtbar wurde. Gandhi hat einmal gesagt: «Wenn ich an der Politik teilzunehmen scheine, so geschieht es nur deshalb, weil die Politik uns heute umklammert wie die Schlange ihr Opfer: Man kann sich nicht davon befreien, was man auch tue. Ich will darum mit der Schlange kämpfen, ich will versuchen die Politik mit dem Geist der Religion zu durchtränken.» «Ich, der ich als Politiker auftrete», so sagte Gandhi bei anderer Gelegenheit, «bin eigentlich ein Mensch der Religion.» «Dies Wort», sagt Friedrich Wilhelm Förster, «kann ich genau so auf meine politische Tätigkeit anwenden, die der Erkenntnis der geistigen und sittlichen Grundlagen auch des Staates und der Weltpolitik entsprungen sind und auf der Überzeugung ruht, *daß nichts so sehr zur Demoralisierung der modernen Menschheit beigetragen hat, als die Emanzipierung des politischen Geschehens von den Geboten der Religion und der Sittlichkeit und daß nichts so sehr die Politik selber zu ohnmächtiger Stümperei verurteilt hat als die zynische*

Loslösung ihrer Werke von den ewigen Interessen der menschlichen Seele.»

Es ist daher nicht verwunderlich, daß Gandhi die gleiche Mißdeutung, Ablehnung und Anfeindung erfahren hat und selbst nach seinem Tode noch erfährt, wie sie F. W. Förster, der große politische Prophet des Abendlandes, nun schon ein halbes Jahrhundert lang erfahren hat von seiten jener Unbelehrbaren, die hoffnungslos und ungläubig auf dem bisherigen Denken sitzenbleiben wollen. So hat es auch nach dem Tode Gandhis nicht an Stimmen gefehlt, die schulmeisterlich und überlegen vom «Versagen Gandhis» glaubten reden zu müssen; alle möglichen subalternen Geister glaubten, Gandhi am Zeug flicken zu dürfen, ja sogar seinen Tod durch Mörderhand als Beweis für seinen verkehrten Weg und sein Versagen hinstellen zu können! Selbst wenn der Erfolg Gandhis nicht so handgreiflich vor Augen läge wie bei kaum einem der Großen der Geschichte — seit wann ist der unmittelbare Erfolg das Kriterium für die Größe oder Heiligkeit eines Menschen? Vom Artikel in der «Zofinger Allgemeinen Volkszeitung», die behauptet, Gandhi habe sich auf der ganzen Linie geirrt, und von andern Schreiberlingen, die wegen einzelner Schönheitsfehler im Leben Gandhis glaubten, diesen Großen nach ihrer eigenen Mittelmäßigkeit beurteilen zu dürfen, wollen wir nicht reden. Aber unbegreiflich erscheint uns die Auslassung Wolfgang Hartmanns in der «Nation», der das tragische Ende Gandhis als Beweis hinzustellen sucht für die Ohnmacht des Geistes allem irdischen Geschehen gegenüber. Er sei dem Kampfe gegen das Böse unterlegen, wie das noch immer den Besten eines Volkes passiere. Daß Gandhi getötet wurde, sei eine Folge davon, daß er die Grenzen, die dem einzelnen, und sei er ein Heiliger, gezogen sind, überschritt, daß er *jenem luziferischen Geiste huldigte, der an Stelle Gottes die Lenkung der Geschichte zu übernehmen versuchte.* Weil er diesem grandiosen Irrtum verfallen sei, habe er mit seinem Tode büßen müssen. Es könne gar nicht im Willen des Schöpfers liegen, daß das, was Gandhi zu erzwingen versuchte, Ereignis werde! Der Geist im Menschen sei dazu weder berufen noch befähigt! Er habe nur (!) Botschaften des Schöpfers zu verkündigen. Und allenfalls darüber hinaus noch ein Vorbild zu geben in seinem (wohlgemerkt *privaten)* Leben. Das andere, die Entwicklung der Welt zum Reiche Gottes, müsse er dem Schicksal überlassen usw. usw. Jawohl, das würde dem Teufel gefallen! Das war eben die sattsam bekannte Lutherisch-abendländische Lehre und Praxis vom Verzicht auf Durchdringen der Politik durch die christlichen Grundsätze. Auf diesem Boden konnten sämtliche Kriege entstehen, konnte die Dämonie des Nationalsozialismus grassieren mit dem irreführenden Schlagwort: «Unsere Religion ist Christus, unsere Politik ist Deutschland! Hände weg von der Politik! Nicht Christus, sondern dem Cäsar und dem Teufel gehört diese Domäne!

Wir stehen nicht an, die uns geradezu schamlos anmutenden Äußerungen W. Hartmanns als einen verbrecherischen Defaitismus, als eine Kapitulation jedes tätigen Christentums in der Welt zu bezeichnen. Statt daß Gandhi, sein Leben und Sterben, für diese «Christen» ein heilsamer Rippenstoß wurde und ein Appell zur Nachfolge, empfinden sie dasselbe als eine peinliche Mahnung, als ein Superchristentum, einen christlichen «Maximalismus», den man sogleich mit allen zur Verfügung stehenden Hydranten auslöschen muß!

Während nun eben dieses Christentum (die beiden Weltkriege und die sozialen Revolutionen zeigen es zur Genüge) *versagt* hat, zeigt uns Gandhi, daß wir gerade aus religiösen Gründen und mit religiösen Kräften imstande sind, die Welt im Geiste Christi umzugestalten.

Es wird Gandhi vorgeworfen, er habe Wunder vollziehen wollen; das aber sei eine satanische Hybris; kein Mensch, auch kein Heiliger dürfe sich dessen erkühnen! Welch armseliges, unbiblisches Pfaffengeschwätz, heute, wo wir wieder wissen sollten, daß *alles* auf Wunder beruht und *ohne* Wunder *nichts* möglich ist. Der Mensch, die Familie, die christliche Gemeinde, so sie recht und christusgemäß in Harmonie und Eintracht bestehen sollen, sind ein *reines Wunder!* Wenn Gegensätze der Rassen, der Klassen, der Religionen usw. sich verstehen und ertragen sollen, wie es nur menschenwürdig ist, anstatt wie Wolf und Fuchs gegeneinander loszugehen, so ist das ein *Wunder*, und dieses Wunder muß durch Gottes Gnade, aber auch durch *unsere Anstrengungen und Bemühungen* zustande kommen, wenn wir nicht «trotz allem Fortschritt und den gewaltigen Erfindungen auf technischem und wissenschaftlichem Gebiete Barbaren bleiben wollen». «Gott braucht den Menschen», sagt Blumhart; wir dürfen nicht, die Hände im Sack, warten, bis das göttliche Wunder geschieht.

Gerade hier weist uns Gandhi neue gangbare und wirksame Wege. Während wir Abendländer uns gegenseitig immer nur belehren und überzeugen wollen mit Worten und Schriften und so nie zu einer Überwindung der Spaltungen kommen, zeigt uns Gandhi durch sein Beispiel den Weg der Sühne und des Gebetes, des Opfers und des Fastens. Und während wir als Sklaven der Zivilisation und der Bequemlichkeit allen modernen Götzen der Technik usw. unsern Tribut leisten und daher nicht wirksam gegen sie vorgehen können, wagt Gandhi sich und sein Volk mit seinem Spinnrad von solcher Abhängigkeit zu befreien. Und während wir kein anderes Mittel kennen, gegen die Gewalt anzukämpfen, als wieder die Gewalt, die wir hierfür christlich verbrämen und sanktionieren, zeigt uns Gandhi die tatsächliche Möglichkeit eines gewaltlosen Widerstandes und die Torheit *unseres* bisherigen Vorgehens.

Es ist interessant, wie Gandhi zu diesem Zweck alle, aber auch gar alle *Milizformen*, welche die ersten Christen im Kampf gegen das Reich

des Bösen anwandten, wiederum hinter dem Ofen der Vergessenheit hervorholte: den Zölibat, den Vegetarismus, das Fasten und die Askese, die Gewaltlosigkeit, die Armut und Sorglosigkeit und das Gebet! Also alle die Dinge, auf die der stolze Abendländer verzichten zu können glaubte; der Dummkopf! Dummheit und Stolz wuchsen da wirklich auf einem Holz! Erinnert Gandhi nicht unwillkürlich an die großen Gestalten der alten Wüstenheiligen und Anachoreten, die seinerzeit auch mächtig in die Geschicke der Welt eingriffen, den Mächtigen die Wahrheit sagten und unmenschliche Traditionen abstellten? Erinnert er nicht an die russischen Starzen und vor allem an den großen Faster und Friedensstifter Bruder Klaus? Nur alles ins Große und Zeitgemäße übertragen! Darum wohlan, meine Freunde: *«Gehet hin und tuet desgleichen!* Gandhi war nur ein «Samariter», ein «halber Heide», aber er hatte es erfaßt, was Christus heute will: Wundertäter, Revolutionäre des Geistes und der Liebe, Kreuzträger, keine Schwertträger; Sühner und Opferer, keine Banausen!, keine bloßen Schwätzer und Disputierer; Faster und Büßer und keine Fresser und Säufer; Liebende und Duldende, die Mitleid haben mit der unvernünftigen Kreatur, und nicht Tierquäler und Schänder der Schöpfung; denn erst dann, wenn wir in Frieden und Liebe leben mit den Geringsten, wird uns Friede und Liebe auch im großen geschenkt werden. *GSH.*

Geistiges Leben in Deutschland

Heute wird Deutschland nicht nur von politischen, sondern auch von geistigen Stürmen heimgesucht wie vielleicht kein zweites Land in Europa. Selten wird soviel und so leidenschaftlich diskutiert, selten werden geistige, an die Existenz des Menschen rührende Probleme so ernst, manchmal so tödlich ernst genommen wie in Deutschland.

Dieser geistige Aufbruch hat verschiedene Gründe. Einmal hat das zwölfjährige Schweigen viele Deutsche zum Reden gebracht. Zum andern haben die Katastrophen den Geist aus seinem Schlaf gerüttelt. So ist es erfreulich, wenn auch etwas beängstigend, mit welchem Heißhunger sich der deutsche Intellektuelle auf alle kulturellen Güter stürzt, die ihm während des Dritten Reiches vorenthalten wurden. Sartre und Eliot sind heute in Deutschland aktueller als in Frankreich und England.

Nach dem Kriege war der deutsche Geist für alle Einflüsse empfänglich. Darum ist es zum Beispiel verkehrt, zu behaupten, daß die Deutschen oder sogar alle Deutschen für die demokratischen Ideale taub gewesen wären. Es gab viele Deutsche, die Erwartungen und Hoffnungen hatten, so gut es heute viele Deutsche gibt, die keine oder nur noch geringe Erwartungen und Hoffnungen haben. Ähnlich verhielt und verhält es sich mit dem geistigen Import. Man glaubte

und glaubt zum Teil heute noch, während der Nazizeit hätte sich im Ausland auf kulturellem Gebiet weiß was abgespielt. Dies, in Verbindung mit geistigen Minderwertigkeitsgefühlen, ist der Grund, weshalb im heutigen Deuschland ausländische Autoren vielfach überschätzt werden. Doch ist es wohl nicht zuviel behauptet, daß die Deutschen dieser ausländischen Kulturmusik langsam müde werden. Auch hier wird die Desillusionierung nicht auf sich warten lassen.

In diesem einen Punkt bedeuten die letzten drei Jahre einen Fortschritt. Der Krieg allein hätte nie und nimmer genügt, die Deutschen zu realem Denken zu erziehen. Erst in der Nachkriegszeit wurde ihnen eine tüchtige Dosis Skeptizismus eingespritzt. Wieweit ihnen der militärische Teufel ausgetrieben wurde, ist schwer zu sagen. Daß aber heute fast jeder Mensch in Deutschland, gleich welcher Schicht er angehören mag, eine Ideologie mit zugekniffenen Augen betrachtet, kann man immer wieder von neuem erleben. Das treffendste Beispiel dafür ist der Kommunismus, der in Deutschland viel radikaler abgelehnt wird als beispielsweise in Frankreich und Italien.

Im Zusammenhang mit dieser Desillusionierung steht die Zurückführung des Menschen aufs «Existenzielle». So wäre es — um ein besonders glückliches Beispiel herauszugreifen — gegenwärtig in Deutschland unmöglich, daß sich die Frauen vor einem Kino stauen, wo die Garderobe der Prinzessin Elisabeth vorgeführt wird. Für solche und ähnliche Dinge, die zum Lebensinhalt vieler Schweizer geworden sind, bringt der Deutsche kein Verständnis mehr auf. Zum Leidwesen eines vom Kriege verschonten Landes muß gesagt werden, daß in Deutschland die Hauptakzente viel weniger auf die Nebensächlichkeiten des Lebens gelegt werden. Aus demselben Grunde ist in diesem Lande der Prozentsatz der Leute geringer, die glauben, einer Sintflut wehren zu können, indem sie eine Dachrinne ausbessern. Hier sind die Fassaden gefallen, äußerlich und innerlich. Die Ehrlichkeit ist wieder zu Ehren gekommen: der Mensch gibt sich wie er ist. Man glaubt ihm seine Tugenden und seine Laster. Diese Ehrlichkeit hat etwas Befreiendes, obwohl anderseits ein bedenklicher Schwund an Humanität nicht geleugnet werden kann.

Deutschland ist heute zum Brennpunkt von Europa geworden. Dies gilt vor allem auch für das geistige Leben. Dennoch wäre in dieser Hinsicht jede Prophezeiung verfrüht. Man kann glauben, man kann hoffen, aber man kann nichts mit Bestimmtheit voraussagen. Deutschland wird von einem geistigen Fieber geschüttelt, an dem es zugrunde gehen oder gesunden kann. Welche Zukunft dieses Land der zerbrochenen Ideale und des akuten Nihilismus hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß vieles Falsche und Hohle zusammengebrochen ist. Und wir wissen von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, daß sie nach einer radikalen Desillusionierung einen neuen Glauben gefunden haben.

Peter Ringger.

Aus Deutschland

Ein langjähriger Leser der «Neuen Wege» in Braunschweig sendet uns den Satzungsentwurf des durch ihn gegründeten «Bundes kriegsgegnerischer Pfarrer». Der Bund, der neben den Pfarrern als eigentlichen Mitgliedern auch einen Freundeskreis von Laien vorsieht, möchte vor allem dem gründlichen Studium der Frage von Krieg und Frieden vom Standpunkt der Bibel aus dienen, stellt aber auch ein Programm auf zur Verbreitung der so gewonnenen Erkenntnisse in und außerhalb der Gemeinde. Aus diesem Programm interessiert uns besonders der vierte Punkt: Rechtfertigung und Unterstützung der Kriegsdienstverweigerung für alle. Wir wissen aus andern Berichten, daß in manchen Gegenden Deutschlands eine starke Bewegung, besonders auch der Jugend, für die gesetzliche Anerkennung des Rechtes zur Dienstverweigerung eintritt und freuen uns, daß der «Bund kriegsgegnerischer Pfarrer» neben allgemeinerer und weniger anstößiger Friedensarbeit auch diesen konkreten und schweren Kampf vorsieht, der für die deutsche Jugend bedeutungsvoll sein muß, da er an etwas anknüpft, das sie selbst erlebt hat und sie doch darüber hinausführt. Wir wünschen dem neuen Bunde, der Wert darauf legt, mit andern Friedensorganisationen, besonders des Auslandes, in Verbindung zu treten, daß er trotz den unvorstellbaren Schwierigkeiten, die sich heute in Deutschland aller Vereinsarbeit entgegenstellen, gedeihen und seinen Zweck erfüllen möge. *Chr. R.*

Der schwedische Kandidat für den Friedensnobelpreis 1948:

Raoul Wallenberg

Einige Mitglieder des schwedischen Reichstages, unter ihnen der bekannte Friedenskämpfer Ture Nerman, haben dem Nobel-Komitee des norwegischen Stortings den Vorschlag übermittelt, den Friedenspreis für 1948 an den schwedischen Legationssekretär Raoul Wallenberg zu vergeben.

Raoul Wallenberg hat durch sein Wirken in Budapest während der faschistischen Terrorperiode 1944 mehreren zehntausend Menschen das Leben gerettet, heißt es in der Begründung; seine Hilfstätigkeit kann mit Gewißheit als eine jener Taten für den Frieden angesehen werden, die Alfred Nobel zu belohnen beabsichtigte. Wie Fridtjof Nansen mit dem Nobelpreis beschenkt wurde für seine Bestrebungen, die Schrecken des Krieges zu mildern und den Völkerhaß zu bändigen, so dürfte auch Wallenbergs Einsatz ihn berechtigen, als Friedenspreiskandidat vorgeschlagen zu werden. Die Tatsache, daß er seine Hilfstätigkeit unter dauernder Lebensgefahr ausübte, dürfte ein weiterer Grund für die Berechtigung seiner Kandidatur sein.

Am 6. Juli 1944 reiste der junge energische, dank Erziehung und Lebensumständen ungewöhnlich weltkundige Raoul Wallenberg, derzeitiger Sergeant in der schwedischen Armee, im Zivilberuf Auslandsdirektor der Mellaneuropeiska Handels A.-B., als neuernannter Legationssekretär und persönlicher Gesandter des Königs mit einer an Horthy gerichteten Botschaft nach Ungarn. Eine Woche zuvor hatte König Gustav V. von Schweden den Reichsverweser Horthy ersucht, den Judenverfolgungen ein Ende zu gebieten. Unmittelbar danach hatte eine Verhandlung zwischen dem damaligen Repräsentanten der USA in Schweden, Minister Johnson, und Wallenberg stattgefunden. Es steht außer Zweifel, daß Raoul Wallenberg sich als offizieller Vertreter Schwedens und als geheimer Beauftragter des Präsidenten der USA nach Ungarn begeben hat. Nach seiner Ankunft in Budapest befanden sich noch ungefähr 300 000 Juden am Leben. Es ist in erster Linie und fast ausschließlich Wallenbergs Verdienst, daß wesentliche Teile der jüdischen Bevölkerung gerettet werden konnten. Eine Angabe besagt, daß Raoul Wallenberg in jenen höllischen Tagen, als der Endkampf um Budapest tobte, von den Faschisten ermordet worden sei. Man hat jedoch nie irgendwelche Spuren gefunden, die diese Meldung überzeugend bestätigen könnten. Dagegen ist einwandfrei erwiesen, daß Wallenberg noch nach Eroberung der Stadt sich dort aufgehalten hat. Am 17. Januar 1945 kam er in Begleitung von drei uniformierten Russen in das Kontor seiner Hilfsorganisation. Er übergab dem Kontorchef einen größeren Geldbetrag, um die Ausgaben für seine Schützlinge für die nächsten Tage bestreiten zu können. Er verabschiedete sich mit den Worten: «Ich muß fahren — ob ich Gast oder Gefangener bin, weiß ich nicht.» Am gleichen Tage wurde vom stellvertretenden Außenminister Dekanosow mitgeteilt, daß die Sowjetunion die Verantwortung für Raoul Wallenbergs Leben und Eigentum übernommen habe.

Verschiedene seiner Mitarbeiter, die von den russischen Militärbehörden eingehend verhört wurden, berichten übereinstimmend, daß diese in erster Linie Aufschluß darüber verlangten, zu welchem Zweck Wallenberg sich in Budapest aufgehalten habe. Der Hinweis auf seine humanitäre Aktion habe diese nicht überzeugt. Von den Russen sei hingegen der Verdacht geäußert worden, daß diese Tätigkeit nur ein Vorwand gewesen sei und Wallenberg in Wirklichkeit für den faschistischen Spionagedienst gearbeitet habe.

Es ist die Vermutung geäußert worden, daß Wallenberg, der unendlich viele Juden dadurch rettete, daß er jenen, die nur irgendwelche Beziehungen zu Schweden glaubhaft machen konnten, schwedische Schutzpässe ausstellte, in Ausnahmefällen, das heißt um Tausenden Juden das Leben zu retten, auch diesem oder jenem Faschisten einen Schutzpaß gegeben hat, der im gegebenen Fall doch wertlos gewesen wäre und dem Inhaber nicht hätte nützen können. Hingegen steht ein-

wandfrei fest, daß er solche Forderungen energisch abgelehnt und statt dessen riesige Geldbeträge geboten hat, um drohende Maßnahmen von seinen Schützlingen abzuwenden. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß viele Faschisten das Dokument von den Juden gestohlen haben und auf diese Weise ihr Leben zu retten versuchten. Jedenfalls scheinen irreführende Umstände oder ein unsinniges Mißverständnis Wallenberg zum Verhängnis geworden zu sein. Nach wiederholten Angaben soll er in der Sowjetunion interniert sein.

Im Februar 1945 wurde der um das Schicksal ihres Sohnes beunruhigten Mutter Raoul Wallenbergs vom Minister der Sowjetunion in Schweden, Madame Alexandra Kolontay, der zuversichtliche Bescheid erteilt, daß der junge Diplomat sich wohlbehalten im Schutze der Sowjetunion befinde. Vor mehreren Monaten, als das schwedische Parlament das Verschwinden Wallenbergs erörterte, wurde bald nachher bekannt, daß Stalin selbst Nachforschungen über seinen Verbleib einzuleiten beabsichtigte. Nachdem wiederum Monate ungeduldigen und vergeblichen Wartens vergangen waren, nahm der Kvinnoförbund (Frauenliga) för Fred och Frihet sich der Sache der verzweifelten Mutter an und richtete schließlich gemeinsam mit neunzehn andern pazifistischen und christlichen Organisationen, die zusammen 1 780 000 Mitglieder repräsentieren, an General Stalins Kanzlei ein Gesuch, das die dringende Erwartung des schwedischen Volkes zum Ausdruck brachte, daß dieser die baldige Rückkehr Raoul Wallenbergs nach Schweden veranlassen möge.

Der Schriftsteller Rud. Philipp hat im Jahre 1946 einen ungemein fesselnden Bericht über Wallenbergs Leben und Schicksal veröffentlicht. Philipp, der ursprünglich ein Gedenkbuch zu Ehren Wallenbergs zu schreiben beabsichtigte, kam bei der Bearbeitung des Materials zu der Überzeugung, daß Wallenberg lebt. Er hat seither eine ungeheure Arbeit bewältigt, das rätselhafte Verschwinden Wallenbergs aufzuklären. Nachdem dann das Gesuch der schwedischen Organisationen im August vorigen Jahres vom stellvertretenden Außenminister der Sowjetunion, Wischinskij an die schwedische Regierung sinngemäß so beantwortet worden war, daß der Legationssekretär Raoul Wallenberg innerhalb der Sowjetunion unbekannt sei und auf ihrem Gebiet nicht existiere, wurde auf Initiative der «Frauenliga für Frieden und Freiheit» ein überparteiliches, aus vier bewährten antifaschistischen Persönlichkeiten bestehendes Komitee gebildet, um das von Dr. Philipp gesammelte Material zu überprüfen. Diese Untersuchung führte auf Grund bestimmter Informationen, die aus naheliegenden Gründen geheimgehalten werden müssen, die vier Komiteemitglieder — es sind Generalsekretär Anders Örne, Professor Lise Meitner, Schriftstellerin Mia Leche-Löfgren und Advokat Yngve Schartau — zu der einmütigen Überzeugung, daß Wallenberg sich noch kurz vorher in einem russischen Gefangenenlager befunden habe. Es

wurde somit im November abermals ein Gesuch an Stalin gerichtet, worin das Ergebnis dieser Untersuchung mitgeteilt und die Überzeugung ausgesprochen wurde, daß Wallenberg am Leben sei und man in Schweden seine Rückkehr erwarte.

«Friedliebende, zivilistische Volksbeglückung wirkt auf die christlichen Nationen Europas in der Regel nicht so werbend, so begeisternd wie die Bereitwilligkeit, Blut und Vermögen der Untertanen auf dem Schlachtfelde siegreich zu verwenden.» Also kennzeichnet Bismarck das Wesen der Völker in seinen «Erinnerungen»; als Beispiel führt er unter anderm an, daß das Bild Karls XII. — obwohl dieser Schweden eigensinnig in den Abgrund führte — dennoch am häufigsten als Symbol des nationalen Ruhmes in den schwedischen Bauernhütten zu finden sei. Es scheint, als ob seine Erkenntnis noch heute weitgehend ihre Gültigkeit hat, wenn man bedenkt, welches eingehende und fortdauernde Interesse die Weltöffentlichkeit den Kriegsstiftern zuwendet, während friedliebende Bestrebungen kaum zur Kenntnis genommen und bald vergessen werden. In Schweden hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten ein grundlegender Wandel vollzogen; das Volk versteht einen persönlichen Einsatz für den Frieden und das Wohl der Menschheit durchaus zu würdigen. Für gewisse Bestrebungen, wie sie von Budapest ausgehen, Wallenbergs Schicksal als Heldenlegende verklingen zu lassen, beweist das schwedische Volk wenig Sinn; es wünscht, daß Raoul Wallenberg endlich zurückkehrt und die Heldenverehrung künftigen Geschlechtern überlassen bleibt. Wenn jetzt Bestrebungen eingeleitet werden, Raoul Wallenberg die Ehrung zu erwirken, die ihm gemäß seiner Verdienste gebührt, so wird doch auch gleichzeitig bekundet, daß man hofft, durch diese Auszeichnung die Teilnahme der Weltöffentlichkeit zu wecken, die bislang wenig zur Unterstützung der schwedischen Maßnahmen beigetragen hat.

Raoul Wallenberg ist ohne Zögern ausgezogen, um für die Menschlichkeit zu kämpfen. Unendlich vielen Menschen hat er das Leben gerettet. Die schwedischen Friedensfreunde erwarten darum, daß ihre Gesinnungsfreunde in allen freien Ländern sich bereit finden, gemeinsam mit ihnen Raoul Wallenberg die Anerkennung der Menschheit für seine Verdienste zu erkämpfen und für seine Befreiung zu wirken.

Alfred Michaelis, Göteborg.

Zur Verständigung zwischen Kirche und Arbeiterschaft

Nach der Pfarrwahl der Kirchgemeinde St. Alban-Breite in der Stadt Basel wendeten sich am 24. April 1948 einige ungenannte Kirchgenossen in den «Basler Nachrichten» mit einem «Offenen Brief» von ungewöhnlicher Rückhaltlosigkeit gegen den damaligen Inhaber der Pfarrstelle O. M. Aus dieser längeren Kundgebung greifen wir jetzt nur den *einen* Punkt heraus, der die Verfasser in Harnisch brachte und der ein offenbares Mißverständnis enthielt; der ganze Sachverhalt ist nicht nur von lokaler, sondern von allgemeiner Bedeutung. Der genannte Pfarrer hatte im Mai 1945 die Synode zu einer Abänderung der Organisation des Pfarramtes eingeladen, *«weil sonst die Masse der Außenstehenden nicht erreicht wird»*. Darauf legte der Kirchenrat am 15. Januar 1947 einen «Ratschlag betreffs Neueinteilung der Münstergemeinde» vor, und zwar spezielle Zweiteilung der dazugehörigen Gemeinde St. Alban-Breite. Die Zweiteilung schien gegeben, weil die Arbeiterschaft sich nach einer bestimmten Richtung angesiedelt hatte, eben in der «Breite», wo bei den letzten Großratswahlen 398 Stimmen der Partei der Arbeit und 585 Stimmen der Sozialdemokratie, zusammen 983 Stimmen eingelegt worden sind. Die übrige Bevölkerung dagegen war in dem «früher wohlhabenden» Albanquartier verblieben. Die neue Einteilung hat ohne Zweifel den Sinn, daß in Zukunft von Kirche und Pfarrer der besonderen geistigen Eigenart dieses Stadtviertels mehr Aufmerksamkeit und Verständnis geschenkt werden sollte. Also: Verständigung zwischen der Kirche und der Arbeiterschaft und damit verbunden das Versprechen eines eigenen Pfarrhauses und eines späteren eigenen gottesdienstlichen Gebäudes. Allein in der Hitze des Gefechtes wurde von jenen Briefschreibern Freund und Feind verwechselt und die *gute Absicht* in ihr Gegenteil verkehrt, dergestalt, wie wenn sich Pfarrer, Kirchenrat und Synode der *bösen Absicht* schuldig gemacht hätten, die in Jakobus' Kapitel 2 gerügt wird, Vers 4: «Ist es recht, daß ihr solchen Unterschied (zwischen arm und reich) bei euch macht?» Und Vers 1: «Haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesum Christum, unsern Herrn der Herrlichkeit, Ansehung der Person erleide.» — Das ist eine schlimme Mißdeutung gewesen!

Bleiben wir also bei der *«guten Absicht»*, das heißt bei der Einschätzung unserer Arbeiterschaft durch die Kirche in bonam partem, nicht in malam partem. Das allein entspricht der Wahrheit. Und auch der Notwendigkeit. Denn die evangelische Kirche der Gegenwart ist in wachsendem Maße vor die Aufgabe gestellt, auch der marxistisch denkenden Arbeiterschaft das Evangelium zu verkünden neben allen andern Aufgaben. Aber davon ist es im lauten Wahlkampf um den

Pfarrer zu St. Alban mäuschenstill geblieben. Und doch, ebenso wie vom Dorfpfarrer zu fordern ist, daß seine Verkündigung die bäuerliche Anschauungswelt wirklich trifft, so wird heute von einem Stadtpfarrer erwartet werden müssen, daß er das Evangelium auch dem Proletariat zu bringen versteht. Früher, als die sozialistische Arbeiterschaft noch weitgehend in den bürgerlich-christlichen Anschauungen lebte, war das leichter; dem damaligen sozialpolitischen Grundsatz: «Der Starke hilft dem Schwachen» kommt ja das Evangelium direkt entgegen. Aber seit Jahrzehnten ist die marxistische Bewegung dazu übergegangen, einen eigenen proletarischen Kulturkreis zu schaffen, eine neue, fremde Denkweise, die oft genug auch Elemente der bolschewistischen Gottlosenbewegung aufweist. Da regt sich in der Kirche sofort der Widerspruch mit vollem Recht. Aber er darf sich nicht im Tone der Überhebung äußern, denn wir erkennen das Antichristentum im eigenen Herzen und damit mitten in der Kirche Jesu. In diesem Falle wird aber zugleich mit dem Widerspruch die *Möglichkeit zur «Anknüpfung»* sichtbar; *so* wollen wir jetzt die «gute Absicht» nennen. Die Möglichkeit der Anknüpfung liegt also in der gemeinsamen Wurzelverwandtschaft zwischen der offenen Auflehnung gegen Gott und dem Bösen, das in unserer eigenen Seele verborgen liegt. Die Waffe nun, mit der die Christenheit die Empörung gegen Gott, sei es in dieser oder jener Form, bekämpfen soll, ist nach Epheser 6, 15 «das Evangelium des Friedens», das heißt so viel als: Christus ist für uns Gottlose gestorben, in ihm ist die Liebe erschienen, die den Gottesgegner umfangen und überwinden will. Wenn die Christenheit für diejenigen bittet, die sie beleidigen und verfolgen (Matthäus 5, 44), dann tut sie es in der Gewißheit, daß Gottes Gnade auch den Gottlosen zuteil wird. Dann muß sie aber auch mit dieser Kunde bis zu den Gegnern des Gottesglaubens vordringen können. Und wenn diese mit ihrer neuen, uns fremden Begriffswelt die christliche Botschaft nicht mehr aufnehmen können, dann muß bei uns die Besinnung einsetzen darüber, inwieweit die marxistischen Begriffe, die einen ganz bestimmten Inhalt haben, die Möglichkeit bieten, in die christliche Verkündigung eingefügt zu werden. Schließen wir also mit einem Beispiel dieser Besinnung, das überdies zeigen möge, wie der Pfarrer der philosophischen Bewegung stets ernste kritische Aufmerksamkeit schuldig ist, weil die Probleme, welche sie bearbeitet, nie willkürlich gebildet werden, sondern aus dem Tatbestand des menschlichen Lebens entstehen, und weil die Christenheit selbst ja auch das Humane an sich hat.

Schon Schopenhauer hatte gelehrt, daß das Bewußtsein als Gedanke, Vorstellung und Überzeugung nicht etwas Ursprüngliches und Unabhängiges ist, sondern der ziellose Wille ist das Ursprüngliche; erst später hat er das Bewußtsein geschaffen, damit er ein Ziel habe, besser gesagt: den Schein eines Zieles, der den wahren Sachverhalt verschleiert mit dem «Schleier der Maja». Ganz ähnlich lautet die

Ideologielehre von Karl Marx: «Bewußtsein als Gedanke, Vorstellung und Überzeugung ist nichts Selbständiges, sondern abhängig vom Sein», vom ökonomisch-sozialen «Sein». Dieser wirtschaftliche «*Unterbau*» bestimmt grundlegend den «*Überbau*» des geistigen Lebens in Philosophie, Sittlichkeit und Religion; ihre Ideen sind nur illusionäre Spiegelungen eines Machtbegehrens, eben Ideologien, das heißt Kampfmittel der verschiedenen Menschenklassen im Streit untereinander. So gewiß nun diese Theorie als Ganzes eine Verirrung des menschlichen Geistes bedeutet, so wenig darf übersehen werden, daß sie ein Wahrheitsmoment enthält: Sie enthüllt uns nämlich die tatsächliche Überbetonung der Wirtschaft, wie sie in der kapitalistischen Epoche zustande gekommen ist, eine Art «Verwirtschaftlichung» des Geisteslebens, die uns aber vorher *nicht bewußt* geworden ist. Darüber hinaus deutet die Theorie an, daß ökonomische Gebundenheit auch die religiöse Haltung des Menschen verderben kann. Dadurch wird sich der Prediger belehren lassen können darüber, daß die Sünde, die er herausstellt, auch da vorliegen kann, wo eine Verhüllung derselben durch eine Ausrichtung auf Gott stattfindet. Wie hat doch Jesus die Sünde, die Selbstbehauptung des Ichs und des Endlichen, die *innerhalb* der religiösen Sphäre liegt, so sehr bekämpft! Die Führer seines Volkes schienen wohl die Förderung der «Gerechtigkeit» beim Volk durch das drückende Gesetz im Auge zu haben, aber indem sie zum Beispiel das eine Sabbathgebot in mehr als dreißig Verbote zerlegten, zeigten sie zugleich durch ihre Teilnahmslosigkeit und Kälte, daß der ganze Eifer nur eine Verschleierung ihrer Absicht war, vor den Menschen in Ansehen zu stehen, also eine Art Opium für das gedrückte jüdische Volk. Die Tätigkeit der Rabbiner sollte unentgeltlich sein. Aber es kam vor, daß sie sich für ihre Leistungen bezahlen ließen, und schmählicherweise von anlehnungsbedürftigen Witwen! Daher das Wehe (!) des Herrn nach Matthäus 23, 14 an die Adresse derer, «die der Witwen Häuser fressen, und wenden lange Gebete vor». Wir sehen hier, wie der bewußte oder auch unbewußte Gebrauch der Religion im Dienste des Machtwillens außerordentlich naheliegt.

Wir fassen zusammen und sagen, die Beurteilung des Menschen, wie sie von der marxistischen Ideologielehre angedeutet wird, kann der christlichen Verkündigung zu einer Exemplifizierung der zu bezeugenden Sündhaftigkeit verhelfen.

Vor hundert Jahren schrieb Johann Hinrich Wichern, der Vater der «Inneren Mission» die Worte: «Neue Wege werden zu betreten sein, um in die von der Kirche bisher unerreichten Proletariermassen die Predigt des Evangeliums zu tragen.» Sein Heroldsruf war wirkungslos verhallt; denn so ungemein wertvoll die Werke der Inneren Mission gerade in der heutigen Notzeit auch sind, für die Einwirkung der Kirche auf das Proletariat sind sie fast belanglos geblieben.

E. Fischer.

Der Sinn unserer Auseinandersetzung

Ein Schlußwort zu der Diskussion in den «Neuen Wegen» und um die «Neuen Wege»

Abschied und Ausblick

Die «Neuen Wege» sind uns um ihrer Vergangenheit willen, um der gewaltigen geistigen Arbeit, die an sie gewendet wurde, um ihres vierzigjährigen Kampfes willen ehrwürdig. Es gibt wohl nicht viele Zeitschriften, die mit solcher Kraft und Treue auf ihrem Posten standen «im Kampf der Zeit». Unsere Ehrfurcht und unser Dank gelten vor allem dem Manne, der die Zeitschrift zu dem gemacht hat, was sie war: Leonhard Ragaz. Diese ehrfurchtgebietende Vergangenheit der «Neuen Wege» kann durch nichts ausgelöscht werden. Worte, die der Wahrheit und der Gerechtigkeit dienten, die den Kampf um Gott und das Kommen seines Reiches kämpften, stehen in einem Lebenszusammenhang, der sie nie in die Vergangenheit versinken läßt. Auch wenn die Form, deren sie sich bedienten, vergeht, ist ihre Wirkung nicht zu Ende. Ja es kann sein, daß sie gerade in der Zukunft in ihrer wahren Größe verstanden werden und erst kommende Generationen mit ihrem vollen Glanz überstrahlen und beglücken.

Wir aber dürfen den Mut nicht verlieren. Wenn unsere Herzen nicht erkalten, wenn wir weiter glühen für die Sache des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit, für die Sache der Freiheit und der Menschenwürde, für die heilige Sache der Armen, für die Sache des Friedens, für die heilige Aufgabe der Einigung der Menschheit, dann brauchen wir nicht um die Krise oder das mögliche Vergehen einer Zeitschrift zu trauern, dann werden wir Wege finden, das, was uns zu sagen auferlegt ist, zu sagen und zu schreiben, und die, welche danach verlangen, werden uns nicht im Stiche lassen. Auch wenn diese Auseinandersetzungen nun eine kritische Situation herbeigeführt haben, so brauchen wir sie deswegen nicht bloß negativ zu werten. Niemals darf um des «Friedens» willen der Kampf um die Wahrheit unterlassen oder abgeschwächt werden. Nicht in Kompromissen und Verschleierungen liegt die Hoffnung auf wirkliches Einanderverstehen, sondern paradoxerweise gerade in der scharfen Ausprägung und rückhaltlosen Äußerung der Gedanken.

Darum erscheint es uns nun auch als selbstverständlich, daß wir bei diesem letzten Mal, wo wir in dieser Zeitschrift das Wort ergreifen, nicht von Formfragen und organisatorischen Problemen, sondern vom Grundsätzlichen und von der Sache reden. Dabei kann es sich allerdings nicht darum handeln, daß wir noch einmal das ganze Problem aufrollen und wiederholen, was wir in einer Reihe von grundsätzlichen Artikeln bereits ausgeführt haben. Aber mit einigen Mißverständnissen möchten wir uns befassen in der ehrlichen Hoffnung, doch noch

bei diesem und jenem Hindernisse des Verstehens wegräumen zu können.

Ein Mißverständnis

Ein Mißverständnis, das uns sehr häufig begegnet, tritt uns in einem Bericht entgegen, den Gottlob Wieser, der Redaktor des «Kirchenblattes für die reformierte Schweiz» in einem Artikel über die «Krisis bei den Neuen Wegen» geschrieben hat. Da heißt es: «Es ist sehr zu bedauern, daß die unheimliche Spaltung der Welt in zwei Fronten, eine östliche und eine westliche, die ‚Neuen Wege' gesprengt hat. Dabei wäre es doch gerade heute dringend nötig, die Probleme des Sozialismus und der künftigen Weltordnung außerhalb des Gegensatzes Ost-West, vielmehr als eine vom Evangelium her gestellte Aufgabe zu studieren und womöglich zu lösen. Wie sollen wir denn für Europa eine vernünftige Ordnung finden, wenn wir uns so ganz in diesen Zweifrontenkrieg eingliedern lassen, daß ein gegenseitiges Gespräch nicht mehr möglich ist? Die Krisis der ‚Neuen Wege' beleuchtet blitzartig eine Gefahr, die für uns alle mindestens so groß ist wie die, die uns von Rußland und Amerika droht.» Was ist zu dieser Sicht der Dinge zu sagen? Ich glaube nicht, daß Gottlob Wieser uns im Ernst die Grundsätzlichkeit und klare Bewußtheit unserer Stellungnahme absprechen will, aber seine Formulierung tut dies tatsächlich. Wenn er aus dem grundsätzlichen Gegensatz einen Gegensatz Ost-West macht, dann ist unsere Haltung jeder prinzipiellen Bedeutung beraubt und auf dunkle Antipathien beziehungsweise Sympathien zurückgeführt. Oder es sieht dann aus, als ob wir uns durch irgendwelche durch die Welt gehende Stimmungswogen hätten mitreißen oder am Ende gar uns durch Machtkonstellationen hätten bestimmen lassen. Wir haben es aber nicht nötig, nachzuweisen, daß unser Gegensatz gegen den Bolschewismus — der Gegensatz der «Neuen Wege» — vorhanden war lange bevor es diesen akuten Gegensatz Ost-West gegeben hat. Diese Opposition war in ganzer Klarheit mit dem Moment des Auftretens des Bolschewismus vorhanden, und zwar so klar und grundsätzlich herausgearbeitet, daß niemand sie mit der bürgerlichen Bolschewismusangst verwechseln konnte. Und noch weniger haben wir es nötig, nachzuweisen, daß unsere Ablehnung des Sowjetsystems mit nationalen Antipathien nichts zu tun hat. Wenn es auf Sympathien ankäme, wären wir ausgesprochen östlich orientiert, sofern es sich um das Volk handelt. Aber um alles das geht es ja gar nicht. «Vom Evangelium her» — um die Wiesersche Formulierung zu gebrauchen, scheint uns zuerst einmal jetzt die Forderung rückhaltloser Wirklichkeitserkenntnis gestellt zu sein. Und dann, wenn wir den Realitäten ins Gesicht geschaut haben, wird die Frage zu erledigen sein, ob es uns «vom Evangelium her» nun noch möglich ist, einen neutralen, über den Parteien befindlichen Standpunkt einzunehmen.

Die *westliche* Wirklichkeit kennen wir, denn es ist unsere Wirklichkeit. Es hat ja keinen Sinn, so zu tun, als ob die schweizerische oder die westeuropäische Wirklichkeit eine wesentlich andere wäre als die amerikanische. Es ist eine Wirklichkeit, zu der wir kritisch eingestellt sind. Es ist die «kapitalistische» Wirklichkeit. «Vom Evangelium her» könnte man auch einfach sagen: die Wirklichkeit des sündigen Menschen, mit seinem Egoismus, mit seinem den Profitantrieb benötigenden Wesen. Der Schweizer oder Europäer, der sich in all dem über den Amerikaner erhaben dünken will, mag es tun. Wir zweifeln an der Berechtigung dieses Pharisäismus. Grundsätzliche Unterschiede bestehen keine. Wir zweifeln sogar, trotzdem wir den Sozialismus wollen, an der Berechtigung des sozialistischen Pharisäismus gegenüber dem Bourgeois, gegenüber dem Großkapitalisten, geschweige denn gegenüber dem Bauern. Wer selbst von aller Bindung an den Mammon erlöst ist, der mag Steine werfen. Der Pharisäismus kann brauchbar sein, wenn man keine größeren Ziele hat als den Kampf um die Macht. Aber im Kampf um größere Ziele, um wirkliche Gemeinschaft und Brüderlichkeit, kann er nur verheerend wirken, um seiner inneren Lüge willen. Die Wirklichkeit erkennen heißt eben doch nicht nur die wirtschaftlichen Zustände erkennen, sondern es heißt auch den Menschen erkennen. Aber man mißverstehe das nicht! Wir wollen mit diesem Hinweis auf das allgemeine Wesen des Menschen keine Verhüllung und Verschleierung der ökonomischen Tatsachen bewirken. Über die Dinge, die in unserer westlichen Welt empörend sind, soll man sich empören. Diese Empörung wird aber um so größere Wahrheit und darum um so größere Kraft haben, je mehr es gelingt, den Haß gegen das System vom Haß gegen die Menschen freizuhalten. Aber wir haben uns selbst und den andern täglich die Augen zu öffnen für das empörend Unsittliche, das im Nebeneinander von Luxus, Schwelgerei und Armut liegt, über das empörend Unmoralische des Schmarotzertums und des arbeitslosen Einkommens neben schwerer, schlecht entlöhnter, monotoner, ungesunder und gefährlicher Arbeit, über das aller Brüderlichkeit Hohnsprechende in unsern Wohnungsverhältnissen und in der ganzen sozialen Verkürzung und Ungleichheit. Das ist die westliche Wirklichkeit, die wir nicht halb träumend, sondern in heller Wachheit zu erleben haben.

Was ist die *östliche* Wirklichkeit? Sie ist tatsächlich anders als die westliche; es ist dort etwas geschehen. Es ist dort etwas Neues ans Licht getreten. Aber wir haben auch hier mit klaren Augen zu sehen und nicht mit den gefärbten Gläsern irgendeiner Propaganda. Dann müssen wir uns der Tatsache stellen, daß das Neue der östlichen Welt nicht die Überwindung des Kapitalismus ist. Diese ist wohl versucht worden, aber sie ist — das kann keine Propaganda mehr verhüllen! — gescheitert. Sie ist auf dem Wege der Gewalt versucht worden; darum ist sie gescheitert. Darum *mußte* sie scheitern! (Wir können auf die

tief im Wesen der Dinge begründete Notwendigkeit dieses Scheiterns, auf die unvermeidliche Tragik des Gewaltweges, auf die Problematik der gewaltsamen Revolution in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen. Das gehört zu den nicht erledigten, neu durchzudenkenden Themen.) Die klassenlose Gesellschaft ist in Rußland nicht verwirklicht worden. In bezug auf die Lebenshaltung sind die Unterschiede kaum weniger empörend als im Westen. Was erreicht wurde da und dort, soll anerkannt werden. Aber das Ziel, die Beseitigung der empörenden Unterschiede zwischen reich und arm wurde nicht erreicht, ja es wurde schließlich als unerreichbar aufgegeben. Die «sozialistische» Gesellschaftsordnung hat die Lage der arbeitenden Klassen nicht zu heben vermocht, und an Stelle der gründlich beseitigten alten herrschenden Klassen ist eine neue Klasse von Privilegierten getreten. Für alle, die an den Weg der russischen Revolution geglaubt und dafür unsagbare Opfer gebracht haben, ist es eine erschütternde Tragödie. Der blutige Klassenkampf hat die sozialen Probleme so wenig gelöst, wie die Völkerkriege die internationalen Probleme zu lösen pflegen. Was in beiden Fällen resultiert, ist wirtschaftliche und noch mehr seelische Verwüstung. *Und es wird nie etwas anderes resultieren.* Ich bekenne mich zum absoluten Unglauben an diese Art von Revolution. Ihr Ende wird immer ein ungeheurer Rückschritt sein. Das heißt nicht, daß wir elementare Ausbrüche richten. Aber was wir in Rußland vor uns haben, ist heute alles andere als ein elementarer Ausbruch der Gerechtigkeit. Wenn diese dort noch einmal die Kraft hätte, auszubrechen, würde sie in anderer Richtung gehen.

Es *ist* aber etwas Neues in Rußland vorhanden, etwas, das diesen Osten vom Westen nun allerdings grundlegend unterscheidet. Es ist die Beseitigung des Rechtsstaates, die Abschaffung der Freiheit, die Aufhebung der elementaren Menschenrechte, die Aufhebung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Freiheit der Rede und der Presse, die Beseitigung der Gewaltentrennung, die Unverantwortlichkeit der Regierung, die Einführung eines geheim funktionierenden Justiz- und Polizeiapparates, das heißt der absoluten Willkür, eines Apparates, der die Macht hat, die Menschen geheim zu verhaften, in geheimem Verfahren zu verurteilen, zu deportieren, zu töten; eine Justiz ohne Appellationsmöglichkeit, nicht überwacht, nicht kontrolliert in ihren Methoden, darum absinkend bis zur Anwendung der Folter; das Verlassen dieses «Staates» als Verbrechen erklärt und als «Hochverrat». mit dem Tode bestraft.

Wir zählen diese Dinge auf in der Hoffnung, daß es noch Menschen gibt, die dieses Zurücksinken auf überwunden geglaubte Stufen erschüttert, Menschen, in denen nicht nur die Errungenschaften der Aufklärung, die Ideen von 1776 und 1789 und der Glaube der Reformation noch irgendwie lebendig ist, sondern auch die Gedanken des neutestamentlichen Christentums und des Mosaismus und des Prophe-

tentums, oder solche, die noch etwas in sich tragen wenigstens von römischen Rechtsbegriffen oder klassisch-griechischer Demokratie, das heißt vom Besten, das die Kulturentwicklung der Menschheit an Ertrag abgeworfen hat. Wir hoffen auch darauf, daß es noch Menschen gibt, die über so viel Phantasie verfügen, daß sie sich vorstellen können, wie sich die Menschenschicksale unter dieser Art von «Staat» gestalten. Es ist schon so: es lastet vieles auf den Bewohnern dieses Planeten: Krankheit, Schmerz und Tod, um nur die äußeren Nöte zu nennen — aber ein solcher «Staat» ist schwerer zu ertragen als irgendeines von jenen Übeln. Denn es ist schwerer, in die Hände der Menschen zu fallen als in die Hände Gottes.

Zur Antwort von Karl Barth an Emil Brunner

Unter dem Eindruck dieser Dinge, innerlich mitbelastet von dem, was da Millionen Menschen eines zu Großem berufenen Volkes angetan wird, erschüttert von dem, was da — einstweilen noch — in einiger Entfernung von uns geschieht, gestehen wir, daß wir es nicht begreifen können, wenn ein Mann wie Prof. Karl Barth der Meinung Ausdruck gibt, daß für ihn in dieser Sache die Stunde des Redens und Bekennens noch nicht gekommen sei. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Briefwechsel, der zwischen ihm und Prof. Emil Brunner im Kirchenblatte für die reformierte Schweiz im Gange ist und der eben diese Sache betrifft, die uns hier beschäftigt und die für die «Neuen Wege» nun zum Schicksal geworden ist. Prof. Brunner hat in zehn Punkten, nach meinem Gefühl in höchst klarer Weise, seine Fragen gestellt und hat damit Prof. Barth zur Stellungnahme veranlassen wollen, wozu dieser durch seinen Aufenthalt in Ungarn und seine Beratung der dortigen Reformierten einigen Anlaß gegeben hatte. Prof. Barth lehnt es aber einstweilen ab, sich zur Frage des russischen Kommunismus zu äußern, mit der Begründung, die Kirche habe es «nicht zeitlos mit diesen oder jenen -ismen und Systemen, sondern mit den jeweils in das Licht des Wortes Gottes und des Glaubens tretenden geschichtlichen Wirklichkeiten zu tun». «Sie ist nicht irgendeinem Naturrecht, sondern ihrem lebendigen Herrn verpflichtet. Sie denkt, redet und handelt darum gerade nie ‚prinzipiell'. Sie urteilt vielmehr geistlich und darum von Fall zu Fall.» Vor allem widerstrebt es Barth, in den Chor des allgemeinen Lamentos gegen den Bolschewismus einzustimmen. «Ich kann», sagt er, «nämlich nicht zugeben, daß es eine christliche, eine kirchliche Aufgabe wäre, mit theologischer Begründung auch noch einmal zu sagen, was jeder Bürger ohnehin täglich kopfnickend auch in seiner Zeitung lesen kann, was von Herrn Truman und vom Papst ohnehin so trefflich vertreten wird.» «Nein, wenn die Kirche bekennt, dann geht sie in Furcht und Zittern gegen den Strom und nicht mit ihm.» Das ist sehr schön, und es ist sicher wahr,

daß es im kirchlichen Raum, der eben weitgehend ein bürgerlicher Raum ist, keine große Sache bedeutet, gegen den Bolschewismus zu eifern. Auch wir selbst haben unsere Kanzel gänzlich damit verschont. Aber einiges möchten wir doch zu bedenken geben. Einmal dies: Karl Barth ist nicht irgendein Schweizer Pfarrer, sondern ein Mann, dessen auf sein Wort lauschende und auf seine Haltung schauende Gemeinde so ziemlich über die ganze christliche Welt hingeht, zu der also eine sehr große Zahl von Menschen gehören wird, die von dieser Sache aufs stärkste verwirrt, aufgewühlt, wenn nicht geradezu getroffen und in ihrer innern und äußern Existenz aufs schwerste gefährdet ist, die also jetzt, nachdem sie von seiner Theologie vieles und Wesentliches empfangen hat, nun nach einem Wort dürstet, das sie gerade von ihm zu erwarten das Recht hat. Ja, sie hat die Worte des Papstes und die Worte Trumans, aber ist es verwunderlich, daß sie in ihrer großen Not nun auf den Mann schaut, der ihr bisher eben doch in bezug auf sehr zentrale und heilige Dinge ein Führer war, dem sie vertraute. Es werden ja vor allem Menschen sein, die selber ein Hirtenamt zu verwalten haben, für die die Parolen, die von den führenden Theologen ausgehen, wegweisend sind für die geistliche Leitung ihrer Herden, und so fällt auf einen theologischen Lehrer von internationalem Ruf die Verantwortung für weite Volksmassen. Sollen diese immer wieder «verschmachtet und zerstreut gelassen werden wie Herden, die keinen Hirten haben», weil die Hirten eben doch nicht da sind, deren «Stecken und Stab sie tröstet, indem er einmal gegen einen einbrechenden Wolf geschwungen wird»? Es kann dann doch so herauskommen, daß diese Menschen, die vergeblich auf ein Wort gewartet haben, eben zu andern gehen, die es ihnen sagen, zum Papst oder zu Truman meinetwegen, und das ist ja dann auch ganz recht so. Schließlich hat sich in der Hitler-Zeit auch Karl Barth an einer Churchill-Rede, an einer Faulhaberschen Kardinalspredigt oder einer gutsitzenden Cornichonsatyre erbaut und nicht verächtlich darüber geredet. Und er ist, als er seinen Kampf gegen den nazistischen Götzendienst kämpfte, doch auch von einem zu mindestens 90 Prozent zustimmend kopfnickenden Schweizervolk umgeben gewesen. Und doch war seine Stimme und seine theologische und kirchliche Begründung des Kampfes nichts weniger als überflüssig, denn er hat damals doch eben noch einiges gesagt, was Churchill und Faulhaber nicht hatten sagen können. Und genau so braucht heute das Wort eines reformierten Theologen nicht den gleichen Tenor zu haben wie dasjenige eines amerikanischen Politikers oder eines vatikanischen Kirchenfürsten. Wenn begründete Angst besteht, ein Wort gegen den Bolschewismus könnte allzu bürgerlich verstanden werden, so ließe sich damit unschwer ein unbürgerliches Wort verbinden, eine soziale Bußpredigt an die Adresse des Bürgertums, die völlig unmißverständlich sein könnte. Im übrigen aber glaube ich, daß diese Angst vor zweifelhaften Kampfgefährten

nun nicht das Wichtigste ist heute. Heute ist ein Zusammenschluß aller derer nötig, die die Menschlichkeit, die Freiheit und eine in Frieden geordnete Welt wollen. Und über dieser gebieterischen Notwendigkeit zerbrechen die alten Fronten, die alten Klassen- und Parteitrennungen und auch die konfessionellen Gegensätze. Wir haben in dieser Zeit, deren Gepräge und Gefahr die absolute Mißachtung des Menschen ist, jedem die Hand zu reichen, der für die Heiligkeit des Menschen einsteht. (Dazu gehört allerdings Franco nicht, was wir den vatikanischen Kirchenführern deutlich sagen müßten, bevor wir, was wir gerne täten, ihnen die Hand reichen können.) Aber auch hier kein Pharisäismus! Der Schweizer, der findet, daß er seine reine Hand dem Amerikaner nicht reichen könne, weil es dort noch eine rassische Diskriminierung der Neger gebe, ist ein Pharisäer. Er braucht sie nicht der Minderheit der rassischen Hetzer zu geben, sondern der erdrückenden Mehrheit derer, die jene primitive Rückständigkeit bekämpfen. Und im übrigen wollen wir nicht vergessen, daß wir weder 1917 noch 1940 auf die entscheidende Mitwirkung der Amerikaner bei der Überwindung der deutschen Gefahr verzichtet haben. Wenn sie uns damals nicht zu schlecht waren — uns zu retten —, warum sollten sie es nun heute sein? Ja, es ist nicht gerade eine vornehme Gesinnung, die sich nun gegenüber denen, denen wir so sehr zu Dank verpflichtet sind, in beständiger hämischer und selbstgerechter Kritik ergeht. Der westliche Mensch, sei er Amerikaner oder Schweizer, Engländer oder Franzose, ist in der Tat nichts Besseres als Mensch, und seine Institutionen und Wirtschaftssyteme tragen das Gepräge seines Wesens. Über dem östlichen Menschen, der wahrhaftig so gut (wenn nicht besser, weil ursprünglicher) ist als der westliche, liegt aber ein seinem tiefsten Wesen fremdes, nichtmenschliches Etwas, das sich «Staat» nennt, in Wirklichkeit aber ein Monstrum ist. Das ist der Unterschied zwischen West und Ost.

Wir kehren zu unserer Auseinandersetzung mit Karl Barth und seiner Weigerung, ein Wort in dieser Sache zu sagen, zurück. Wir haben nicht das Gefühl, daß es in unserer Welt einen Überfluß an Stimmen gebe, die sich für das Recht und die Menschlichkeit erheben. Wir sind vor allem noch nie unter dem Eindruck gestanden, daß die *Kirche* in dieser Sache zu laut und zuviel geredet habe. Gerade sie hat allerdings, wenn sie schon redet, besonders dringenden Anlaß, die Lauterkeit ihrer Motive zu prüfen. Ein durch die mitschwingende Sorge um ihren Großgrundbesitz verschärfter kirchlicher Eifer gegen den Bolschewismus oder eine durch die Freundschaft mit dem blutigen Franco Lügen gestrafte Ablehnung der Diktatur ist eine mißlich-heuchlerische Sache. Und sicher kann auch bei uns alles mögliche, nicht ganz Lautere unbewußt mitschwingen, so daß der Ton unserer Posaune nicht ganz rein tönt. Aber gerade in der Theologie Barths weiß man ja gut genug, wie es um den menschlichen Faktor bei der

Verkündigung des prophetischen Wortes bestellt ist. «Wehe mir! Ich bin verloren, denn ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen und wohne unter einem Volk mit unreinen Lippen.» Und doch liegt der Zwang des Redens auf mir. Die Lippen des Propheten wurden durch einen glühenden Stein vom Altar entsühnt. *Wir* haben einfach ganz schlicht die Verantwortung zu tragen und die Konsequenzen auf uns zu nehmen. Wir können nicht sagen, ob die Sache billig ist; auch Karl Barth kann es nicht sagen. Es bedeutet sicher einstweilen in unserm Lande kein Risiko, es mit den Kommunisten zu verderben. (Immerhin ein etwas größeres als, wenn man es mit den Amerikanern verdirbt.) Ob die Kommunisten ein kleines Häuflein sind, darauf kommt es bekanntlich bei dem System, das sie vertreten, nicht an. Es ist das Wesen des Terrors, daß er von oft kleinen Minderheiten über die Mehrheit ausgeübt wird. Es gibt Länder, wo das über Nacht gekommen ist. Die Situation der kleinen — und auch einiger großer — Länder Europas ist nicht derart, daß sie unbedingt ruhig schlafen könnten. Einige sind bei dem Fall der Tschechoslowakei erwacht. Es kommt uns doch etwas ahnungslos vor, wenn Barth die Erörterung dieser Dinge als ein «Deklamieren gegen irgendeinen uns fernen und leicht durchschaubaren Unfug» bezeichnet. Was die Ferne anbelangt, sollte sich Barth von militärischen Sachverständigen darüber aufklären lassen, wie manche Tage es etwa dauern könnte bis die große Walze da wäre. Und auch mit der «leichten Durchschaubarkeit des Unfugs» ist es leider nicht so weit her. Das beweist vorerst einmal die *Zahl* derer, die den «Kommunismus» *nicht* durchschaut haben. Barth redet von den «paar westeuropäischen Kommunisten». In Italien hat ein Drittel kommunistisch gestimmt, und in Frankreich zählen sie ebenfalls nach Millionen. Alle diese Menschen haben den Kommunismus nicht durchschaut, sondern glauben irgendwie an ihn, viele sogar mit glühender Überzeugung und größter Opferbereitschaft.

Barth sagt von seinem Kampf gegen den Nationalsozialismus: «Es ging um Leben und Tod, um die Abwehr gegen die wirklich uns selbst auf den Leib und auf die Seele rückende, aber als solche sogar für Tausende von christlichen Augen wirksam maskierte Gottlosigkeit. Eben darum habe ich damals geredet und nicht geschwiegen.» So erscheint ihm seine Rolle, nachdem er — leider um ein kleines verspätet — in die antihitlerische Front einschwenkte; aber von denen, die heute ihre Stimme gegen die totalitäre Gefahr erheben, sagt er, daß sie «ihr Mütchen nach Herzenslust kühlen». Wir anerkennen Barths echte Verdienste in jenem Kampf, und auch was daran legendär ist, würden wir nachgerade auf sich beruhen lassen. Aber wir haben doch wohl auch das Recht, uns für die Anerkennung der Ernsthaftigkeit unseres heutigen Kampfes zu wehren.

Wenn ein so großer Teil des nach sozialer Gerechtigkeit hungernden Proletariates auf die sozialistische Tarnung des östlichen Totali-

tarismus und Imperialismus immer noch hereinfällt, dann scheint es uns, daß die Maskierungskünste dieser heute uns bedrohenden Macht noch wesentlich größer sind als der wirklich «leicht durchschaubare Unfug» des Hitlertums. Man kann doch immerhin sagen, daß außerhalb Deutschlands und außerhalb des Bereiches der deutschen Seele lediglich die allerdings nicht ganz kleine Zahl von Kindsköpfen, Psychopathen, in die Politik verirrten Nursportlern, Nurmilitaristen, Glücksrittern und Gangsternaturen an Hitler geglaubt haben. Dazu kam dann nach den phänomenalen Siegen Hitlers der Zuzug der Erfolgsanbeter und Machtspekulanten. Ganz anders aber sieht die Gefolgschaft des Kommunismus heute aus. Wohl sind jene oben genannten Typen von desperater Gestalt auch darunter zu finden. Aber der Gewalthaufe besteht aus Menschen, die ehrlich an den Mythus vom östlichen «Vaterland des Sozialismus» glauben und von dorther das Heil erwarten. Gerade diese Menschen sind uns wertvoll genug, daß wir sogar «mit einem bißchen Gedankenaufwand» versuchen, ihnen klarzumachen, daß sie einem Trug zum Opfer gefallen sind. Gerade um diese Menschen geht es uns; etwas an ihnen ist uns ehrwürdig, nämlich ihr Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit. Wir wollen Freiheit und Menschlichkeit für alle, auch für den Bürger und den Bauern, aber das Proletariat liegt uns am meisten am Herzen. Diese Menschen verführt und betrogen zu sehen, ist uns das Unerträglichste von allem. Eines Morgens in einer Volksdemokratie zu erwachen, das ist vielleicht für eine Gruppe von Parteigenossen, denen die Machtgier im Blute sitzt und die längst danach gedürstet haben, einmal «das Gefährliche im Menschen» ausleben zu können, eine berauschende Sache, aber für die Masse der Proletarier ist es eine furchtbare, tragische Enttäuschung; sie erkennen, daß sie nichts gewonnen haben, daß sie für das heilige menschliche Erstgeburtsrecht der Freiheit nicht einmal das Linsengericht einiger wirtschaftlicher Erleichterung bekommen haben. Keine freien Gewerkschaften mehr, kein Streikrecht mehr, dafür Spitzel, Blockwarte, Denunzianten und der ganze unsägliche Druck des kalten Terrors und der Diktatur.

«Unzeitgemäße Betrachtungen»

Wir stimmen Barth darin durchaus zu, wenn er sagt, daß das Wort der Kirche aus der Situation heraus und nicht einfach von abstrakten, ewig gültigen Prinzipien her gesprochen werden muß. Dieser in der Situation liegende Zwang, ein Wort zum Kommunismus zu sagen, liegt aber heute vor. Daß dieses Wort nicht bürgerlich-antikommunistisch, sondern geradezu echt kommunistisch, das heißt biblisch-kommunistisch sein müßte, darauf würde die Kirche dann allerdings kommen müssen. Auch auf den Gedanken, daß in der vom Osten kommenden Bedrohung ein Gericht für die westliche Kultur und das westliche Christentum liegt, müßte sie kommen. Aber für nicht der Situa-

tion entsprechend halten wir es, wenn dem gegenüber, was «die dreizehn Männer des Kremls» mit ihrem Volk seit dreißig Jahren treiben, und dem gegenüber, was sie den Balten, den Ungarn, den Tschechen antun und schließlich der ganzen Welt antun möchten, Schweigen als das bessere Teil empfohlen wird. Es handelt sich da nicht um den Kampf gegen einen -ismus, den sich wieder einmal einer in seiner Studierstube zurechtgelegt hat, sondern um den Kampf gegen aktuelles Unrecht. Darum erscheinen mir die Ausführungen Barths gerade eben nicht «aus der Situation herausgewachsen», sondern sein Brief an Emil Brunner ist eine jener «unzeitgemäßen Betrachtungen», wie sie Barth nicht zum erstenmal in seinem Leben geschrieben hat. Man ist da schon — und zwar von Barth selbst — gezwungen, an diese Dinge zu erinnern, zum Beispiel an die unzeitgemäßen Betrachtungen, die er ganz am Anfang des Aufkommens des Hitlertums angestellt hat. Oder wenn er nach dem ersten Weltkrieg den Christen empfahl, sich «den Militarismus mit einer energischen, den Pazifismus aber mit einer freundlichen Gebärde vom Leibe zu halten», so konnten wir auch das nur als äußerst unzeitgemäß empfinden. Wir waren damals der Meinung, daß ein leidenschaftliches Aufstehen aller nationalen Kirchen und der ganzen Ökumene gegen Krieg und Weiterrüsten ein Beweis dafür gewesen wäre, daß die Kirchen aus dem Jammer des ersten Weltkrieges heraus die Stimme Gottes vernommen hätten, das Gotteswort, das die Friedenstat von der Christenheit forderte.

Wir wollen nicht vergangene Dinge ausgraben, und wir wollen auch uns selbst nicht als die hinstellen, die keine Fehler gemacht und nie unzeitgemäß geredet und sich in der Tonart nie vergriffen hätten. Wir wollen auch den Unterschied zwischen der Situation, in der sich der 1933 in Deutschland lebende Karl Barth befand, von uns, die wir in der schweizerischen Geborgenheit lebten, keinen Augenblick vergessen. Aber wenn Barth denen, die heute die Stimme gegen das jetzt die Welt bedrohende freiheitsfeindliche System erheben zu müssen glauben, ein abstraktes, doktrinäres und dazu billiges Reden vorwirft, dann sind wir genötigt, ihn bei seiner Forderung auf das Reden aus der wirklichen Lage heraus sogar rückwirkend zu behaften.

Nur in der Wahrheit ist Friedenshoffnung

Wir wenden uns einem weiteren Vorwurf zu, der gegen uns aus unsern eigenen religiös-sozialen Reihen erhoben worden ist. Man hat diesen Vorwurf ziemlich massiv so formuliert, daß am Ende des Weges, den wir mit unserer geistigen Bekämpfung des Sowjetsystems beschritten hätten, die «Atombomben über Rußland», das heißt der dritte Weltkrieg, stünden. Nichts beweist so sehr, daß die Menschen aus der Geschichte nichts lernen wie dieser Vorwurf. Der zweite Weltkrieg ist — das dürfte jeder wissen — gerade dadurch, *nur* dadurch entstanden, daß man die Wahrheit über die Diktaturen der Mussolini

und Hitler nicht oder erst zu spät ausgesprochen hat. Diese Nichtse sind nicht nur durch ihre *eigenen* Lügen, sondern vor allem auch durch die Verlogenheit der Umwelt zu gefährlichen «Größen» geworden. Man hat diese katilinarischen Existenzen, modern ausgedrückt: Gangster, als Staatsmänner gelten lassen. Man hat die Wahrheit über ihr Wesen und Treiben nicht sehen und nicht ausgesprochen haben wollen. Man hat ihre Innenpolitik möglichst mit Stillschweigen zugedeckt, so daß man dann auch ahnungslos war in bezug auf das, wessen man sich in der Außenpolitik von ihnen zu versehen hatte. Man hat ihnen verlogene gute Worte gegeben; ihre Opfer aber hat man wortlos und achselzuckend preisgegeben. Man hat ihre himmelschreienden Verbrechen an den Menschen ihres Machtbereiches schonend zugedeckt durch die Bewunderung ihrer Leistungen. Die Erschlaffung des sittlichen Gefühls war derart ungeheuer, daß man die Zertretung des Rechtes als durch pünktlich fahrende Züge und durch Bau von Autostraßen und Staudämmen für aufgewogen hielt. Anstatt ihnen die eisige Verachtung zu zeigen, die sie verdienten, anstatt den Cordon sanitaire um sie zu ziehen, ist man zu ihnen als zu verhandlungswürdigen Vertragspartnern gewallfahrtet. Das Resultat war der Krieg. Von der Lüge Frieden zu erwarten, ist Torheit, nein es ist Schlimmeres: tiefer Unglaube, eine Verhöhnung der sittlichen Fundamente des Lebens. Friedenshoffnung beruht allein auf der Wahrheit. Natürlich keine Garantie! Auch die Wahrheit ist nie ohne Wagnis. Es kann zu spät sein. Das ist nicht in unsere Hand gegeben. Aber an der Glaubenseinstellung sollen wir nicht rütteln lassen. Zuerst die Wahrheit, in diesem Falle die Wahrheit über Rußland, über die Sklaverei in Sibirien, über die Deportationen, über die Scheinprozesse, über die Morde an Trotzki und den Trotzkisten, über das Verschwinden von Menschen ohne Zahl. Zuerst die Wahrheit. Es ist eine bedrückende Sache, wenn wir dem großen und zentralsten Satz, daß wir *zuerst* nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten haben, keine lebendige Anwendung mehr zu geben vermögen; wenn wir nicht mehr glauben, daß dem, der nach dem Reiche Gottes trachtet, in diesem Falle nach der Wahrheit, daß ihm «alles andere hinzugetan» wird. Die russische Wahrheit liegt aber nicht darin, daß sie «Ungeheures geleistet und geschaffen» haben, sie liegt nicht in den Staudämmen und in den Traktoren und der ganzen aus dem Boden gestampften Industrialisierung, sie liegt auch nicht in den Kinderkrippen und in den Ferienheimen für Arbeiter (speziell für gute Parteigenossen), sie liegt auch nicht in der Überwindung des Analphabetismus und in der «Emanzipation» der Frau. Und wenn das alles noch zehnmal größer wäre, wenn es sogar die amerikanischen Dimensionen überträfe, wenn kein Wort, das darüber gesagt wird, Propaganda wäre — es wäre nicht die Wahrheit über Rußland. Nach all dem fragt die Weltgeschichte schließlich nicht, nach dem fragt Gott nicht, nach all dem dürfen auch wir nicht

oder erst in zweiter oder sechster Linie fragen. In erster Linie sind alle Menschen, alle Völker, alle Regierungen nach der Gerechtigkeit und nach der Menschlichkeit gefragt. Darum haben wir das Recht, nein die Pflicht, einseitig und hartnäckig auf diesen Dingen herumzureiten, von denen allein das Heil abhängt. Das sind seltsame Freunde des russischen Volkes, seltsame «Freunde der Sowjetunion», die sich für Recht und Freiheit dieses am meisten gemarterten Volkes nicht interessieren, dafür aber ihre Despoten beschönigen. Wir warten sehnsüchtig darauf, daß auch diesem zu Großem berufenen Volk der Tag der Freiheit erscheinen wird.

Die weltgeschichtliche Aufgabe der Vereinigten Staaten

Wir kehren noch einmal zurück zu dem, was man das Problem Ost-West genannt hat, wenn wir zum Schluß noch ein Wort sagen über die Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika. Es ist ein Wort, mit dem wir Ärgernis zu erregen riskieren müssen, denn über Amerika in überheblicher Geringschätzung zu reden, ist bei uns gedankenlose Mode geworden. Wir aber sprechen es als unsere tiefe Überzeugung aus, daß es Gott gefallen hat, diesem Amerika mit allen seinen Fehlern, Lastern und innern Gefahren eine große geschichtliche Aufgabe zuzuweisen. Auf ihm ruht die Hoffnung der Freiheit und des Friedens. Wir stimmen dem zu, was gesagt worden ist: «Entweder werden wir eine Pax americana haben oder dann überhaupt keine.» Der in der Schweiz ebenso beliebte wie unüberlegte Neutralismus mit seiner Parole «weder Ost noch West» ist völlig irreal. Und er ist entsetzlich pharisäisch und töricht anmaßend dazu. Wir Europäer haben sicher einiges, das Amerika nicht hat. Aber wir können uns nicht mehr selber helfen, und zwar nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich nicht, denn Amerika hat auch etwas — es mag unserm abendländisch-europäischen Hochmut passen oder nicht —, das wir nicht haben, und zwar an *inneren* Werten. Es ist eine providentielle Fügung gewesen, daß der Gedanke der Freiheit und des Gewissens vom Calvinischen Genf aus über Schottland, England und Holland mit den Pilgervätern und andern um ihres Glaubens willen Verfolgten nach der neuen Welt ausgewandert ist, damit er dort eine große Heimat schaffe, und — damit er von dort wieder herüberkomme und denen helfe, die sich nicht mehr selber zu helfen vermögen. Der Isolationismus ist offenbar in keiner Weise mehr Gottes Wille, nicht mehr für Amerika, aber ebensowenig, ja noch weit weniger für uns. Den besten Amerikanern ist das längst bewußt, und sie haben leuchtende Taten der Solidarität und für die gemeinsame Freiheit getan. Nur wir verharren noch in unserm blinden und in seiner Überheblichkeit immer lächerlicheren Isolationismus.

Es geht heute vor *allem* andern um die Wiederaufrichtung der im Faschismus, im Bolschewismus und im Antisemitismus zusammen-

gebrochenen Idee der Humanität. Diese hat ihre staatspolitische Form in der auf der Proklamation der Menschenrechte beruhenden Demokratie gefunden. Diese Idee trägt auch die soziale Befreiung in ihrem Schoß, während jede Form der Tyrannei immer nur Entwürdigung des Menschen gebären wird. Für den Sozialismus läßt sich nur von freien Völkern etwas erhoffen. Darum haben wir Amerika, trotz seinem kapitalistischen Wirtschaftssystem mit all seinen Tollheiten, Glauben entgegenzubringen; der «unsterbliche Same der Freiheit» ist in seinen Boden gesenkt, und er wird immer wieder keimen und in völlig neuen Gestaltungen der menschlichen Dinge sich als lebendig erweisen. Wo aber Knechtschaft ist, da ist der Tod.

Das große Ziel

Jenseits dieses Zusammenschlusses des Westens aber erhebt sich das vollkommene Ideal der Vereinigung *aller* Völker, dieses Zieles, an dem die Seele eines Leonhard Ragaz so glühend hing. Wenn einmal alle einzelnen Völker ihre Freiheit erlangt haben, dann wird es sich zeigen, daß dieser Gedanke ihrer Vereinigung zur Reife gekommen ist. Er muß aber jetzt schon hinüberzuleuchten versuchen zu denen, welchen das Recht über sich selbst zu verfügen noch vorenthalten ist. Sie müssen es spüren, daß die Welt auf ihre Freiheit und auf die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen wartet, wissend, daß sie gerade von ihnen, die so tief gelitten haben, Großes zu empfangen hat.

Paul Trautvetter.

Weltrundschau

(unter alleiniger Verantwortung des Verfassers)

Krise um Berlin Eine Monatsrundschau über eine Welt zu geben, die sich von Tag zu Tag ändert, heißt immer Gefahr laufen, daß, was man am Anfang geschrieben hat, bereits überholt ist, wenn man am Schluß ankommt. Dieses Risiko steht mir besonders lebhaft diesmal vor Augen, da ich an die Abfassung der vorliegenden Chronik herangehe. Alle Welt redete ja in diesen Tagen vom neuen Krieg, der über Nacht ausbrechen könne, und wenn auch inzwischen eine unverkennbare Entspannung eingetreten ist, so bleibt die Lage dennoch kritisch genug. Das Sturmzentrum — um in diesem Sommer des Mißbehagens, da wir alle Tage nur von Störungen, Depressionen und Entladungen hören, auch im Stil der Wetterberichte zu reden — liegt über *Berlin*. Der Kampf um die Beherrschung der ehemaligen deutschen Reichshauptstadt, der zwischen der Sowjetunion und den Westmächten entbrannt ist, drohte eine Zeitlang direkt zu einer fatal-gewalttätigen Lösung zu drängen. Man schrieb den Russen

die Absicht zu, die «Luftbrücke», welche die Alliierten zur Versorgung West-Berlins improvisiert haben, böswillig wieder zu zerstören. Die Westmächte ihrerseits erklärten dauernd in den lautesten Tönen, sie seien todernst entschlossen, unter allen Umständen in Berlin zu bleiben, auch wenn das Krieg bedeute. Die Amerikaner führten in aller Eile sechzig ihrer schwersten Bombenflugzeuge — sogenannte Superfestungen von dem Typ, der Hiroshima und Nagasaki zerstört hat — heran und kündigen die Entsendung weiterer Fluggeschwader an, um ihre Kampfbereitschaft augenfällig zu bekunden. Und bereits wurde, besonders in der Umgebung des Generals Clay, der Plan erörtert, die russische Sperre vom Westen her gewaltsam mit einem bewaffneten Lebensmittelzug zu durchbrechen, was die Russen vor die Wahl gestellt hätte, entweder ihrerseits mit Gewalt zu antworten, oder aber eine schwere politische Niederlage einzustecken. Kurz, der «Nervenkrieg» war in vollem Gange, und kein Mensch wußte, ob daraus nicht unversehens der wirkliche Krieg herausspringen werde.

Dabei waren es keineswegs nur die Militärs, die so unverantwortlich mit dem Feuer spielten; auch Politiker, Journalisten und Radioredner beteiligten sich an diesem Treiben, nicht zuletzt, indem sie das Schlagwort vom «neuen München» herumboten, das es unbedingt zu vermeiden gelte, und unablässig versicherten, daß die Russen «nur die Sprache der Kraft und der Gewalt verstünden», ein Gerede, das um so leichtfertiger ist, als ja der Sinn des geschichtlichen «Münchens» von 1938 darin liegt, daß sich die Westmächte — auf Kosten der Tschechoslowakei — mit Hitler und Mussolini verständigten, *um desto wirksamer den Kampf gegen den «gemeinsamen Feind», die Sowjetunion, zu führen**. Die gleichen Kräfte, die damals den «Wiederaufbau Deutschlands» bewunderten und Hitler als Vorkämpfer der europäischen Zivilisation gegen die asiatische Barbarei betrachteten, sind

---

* Erst vor kurzem ist ein in Berlin gefundenes Aktenstück veröffentlicht worden, das ein neues Licht auf die Planmäßigkeit dieser Bestrebungen wirft. Es handelt sich um die amtliche deutsche «Aufzeichnung über die Unterredung zwischen dem Führer und Reichskanzler und Lord Halifax in Anwesenheit des Herrn Reichsaußenministers», datiert: Am Obersalzberg, am 19. Februar 1937. Es heißt darin:

«Lord Halifax betonte eingangs, daß er die Gelegenheit begrüße, durch eine persönliche Aussprache mit dem Führer ein besseres Verständnis zwischen England und Deutschland herbeiführen zu können ... Man erkenne (in England) die großen Verdienste, die sich der Führer um den Wiederaufbau Deutschlands erworben habe, voll und ganz an, und wenn die englische öffentliche Meinung zu gewissen deutschen Problemen gelegentlich eine kritische Stellung einnehme, so liege dies zum Teil daran, daß man in England nicht vollständig über die Beweggründe und Umstände gewisser deutscher Maßnahmen unterrichtet sei. ... Trotz diesen Schwierigkeiten wären er (Lord Halifax) und andere Mitglieder der englischen Regierung davon durchdrungen, daß der Führer nicht nur in Deutschland selbst Großes geleistet habe, sondern daß er auch durch die Vernichtung des Kommunismus im eigenen Lande diesem den Weg nach Westeuropa versperrt habe, und daß daher mit Recht Deutschland als Bollwerk des Westens gegen den Bolschewismus angesehen werden könne.»

jetzt erneut am Werk, um Deutschland als «Bollwerk des Westens gegen den Bolschewismus» wiederaufzubauen und es in den alten Kampf der Westmächte gegen die Sowjetunion einzureihen, der — durch die Schuld Hitlers — ein paar Jahre lang hatte leider unterbrochen werden müssen. (Es wird darauf zurückzukommen sein.) Aber eben, davon will man die Aufmerksamkeit ablenken, indem man die Sowjetpolitik der Eroberungspolitik des Dritten Reiches gleichsetzt und jeden Versuch, endlich einmal die seit 1917 bekundete Feindseligkeit des kapitalistisch-imperialistischen Westens gegenüber der Sowjetunion durch eine Politik friedlicher Verständigung zu überwinden, als charakterlose und dazu von vornherein zum Mißerfolg verurteilte «Beschwichtigung» eines ja doch zum Angriff entschlossenen Bösewichts zu denunzieren. So macht man selbst Stimmung für den Krieg, einen Krieg übrigens, der, was auch sein Ausgang wäre, zunächst die russischen Armeen zu Herren ganz Mitteleuropas machen würde.

Unhaltbare Stellungen Es ist angesichts der tendenziösen Verzerrung des Bildes der heutigen Lage, wie sie unter uns betrieben wird, doppelt nötig, sich die *wirklichen* Ursachen klarzumachen, die zu dem vorerst noch «kalten» Krieg um Berlin geführt haben. Es wird sich dann zeigen, daß sich *beide* Teile, die Westmächte wie die Russen, in eine unhaltbare Stellung hineinmanövriert haben, die sie nun einfach räumen *müssen*, soll nicht ein Unglück geschehen.

Die Russen haben sich — darüber wird man bald einig sein — zu einem widerrechtlichen Versuch verleiten lassen, die Westmächte durch wirtschaftlichen Druck aus Berlin zu vertreiben, um so die «offene Wunde» an ihrer Westflanke zu schließen. Das ist klarerweise unzulässig. Die Westalliierten haben auf Grund von Vertrag und Gewohnheit das Recht, in Berlin zu bleiben, solange es ihnen gefällt.

Aber die Westmächte haben die Vernunft der Dinge gegen sich, wenn sie sich auf die weitere *Ausübung* dieses Rechtes versteifen. Die Berliner Westzonen, die in die russische Zone hineingesprengt sind, wurden ja nur deswegen geschaffen, weil Berlin der Sitz der gemeinsamen Viermächteregierung über das besetzte Deutschland sein sollte. Eine solche Viermächteregierung besteht nun aber in Tat und Wahrheit nicht mehr (einerlei durch wessen Schuld), und die Westmächte haben diesen Zustand als vorerst kaum zu ändernde Tatsache selbst anerkannt, indem sie darangegangen sind, einen besondern westdeutschen Staat mit eigener Wirtschaftspolitik und Währung zu schaffen. Warum also trotzdem mit aller Gewalt einen westlichen Sektor in Berlin aufrechterhalten, wenn doch die sachlichen Voraussetzungen dafür weggefallen sind? Warum die Russen hindern, nun auch *ihre* Zone ebenso autonom und einheitlich zu ordnen, ohne durch das «Berliner

Loch» ständig gestört zu werden? Wäre seinerzeit als Hauptstadt der Viermächteregierung sagen wir Frankfurt bestimmt worden und hätten die Russen angefangen, einen besonderen ostdeutschen Staat mit einer Währung zu schaffen, die als Kampfwaffe gegen die westliche Wirtschaftspolitik gedacht gewesen wäre, hätten da die Westalliierten nicht auch verlangt, daß die Russen nun eben ihren Sektor in der bisherigen interalliierten Hauptstadt räumen müßten?

Und die neue Währung in Westdeutschland, deren Einführung in Berlin den Streit erst akut machte, *war* als Kampfwaffe gegen die östliche Wirtschaftspolitik gedacht! Die Westmächte und ihre «neutralen» Freunde haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß die Währungsreform nur die Vorbereitung sei «für die Eingliederung der Westzone in die marktwirtschaftlich orientierte Welt» («Neue Zürcher Zeitung»), daß sie die Abkehr von dem in der Ostzone herrschenden Wirtschaftssystem und damit einen «Wendepunkt» in der Wirtschaftspolitik Westdeutschlands darstelle, während eine Währungsreform in der russischen Zone «lediglich eine weitere Etappe auf dem beschwerlichen Wege zu einer klassenlosen Gesellschaft» («NZZ») sein könne. Mit der Einführung der Deutschmark in West-Berlin haben die Alliierten also den Kampf zwischen Kapitalismus («Marktwirtschaft») und Kollektivismus in die östliche Zone selbst hineingetragen, ja die unmittelbare Gefahr heraufbeschworen, daß die alten, entwerteten Banknoten massenhaft in die Ostzone einströmten, Inflation erzeugten und die ganze Wirtschaft zerrütteten. Dagegen *mußten* sich die Russen wehren. Daß sie zur Abwehr nicht nur eine Geldsperre verfügten, sondern gleich auch noch eine Verkehrssperre vor West-Berlin legten, das war freilich ein schwerer Fehler auch dann, wenn er von den Westmächten vorausgesehen werden konnte. Ihn zuzugeben wird den Russen nicht leichtfallen, aber Prestigerücksichten dürfen sie an der Preisgabe einer rechtlich unhaltbaren Stellung so wenig hindern, wie die Westmächte ihre *sachlich* unhaltbare Berliner Politik nur darum durch dick und dünn verfolgen dürfen, weil ihr Prestige gegenüber den Berlinern engagiert ist.

Nebenbei: Wenn jetzt die Westmächte und die Deutschen so entrüstet sind, weil die Russen Berlin «aushungern» wollten, so kann ich mich nicht enthalten, an die Zeit zurückzudenken, wo es die *Westmächte* waren, die aus politischer Berechnung *Rußland* dem Hunger überließen, an jene fürchterliche Zeit nach dem ersten Weltkrieg, als Interventionskriege und Dürre eine Hungersnot in Rußland erzeugt hatten, die Millionen von Menschen wegraffte, und gegen die, trotz Nansens verzweifelten Anstrengungen, die Westmächte nur mit Widerstreben und viel zu spät etwas unternahmen. Die Russen werden das nicht vergessen haben, sowenig sie vergessen, was die Deutschen an Zerstörungen und Massakrierungen während ihres Angriffskrieges in Rußland angerichtet haben!

Im übrigen hat die von den Russen eingeleitete Versorgung West-Berlins mit zusätzlichen Lebensmitteln (und mit Elektrizität) dem Vorwurf, die Sowjets führten «Krieg gegen die Berliner Kinder», viel von seiner Wirksamkeit genommen. Die Berliner werden — so oder so — bestimmt nicht Hungers sterben.

Die deutsche Drohung Aber Berlin ist ja überhaupt keine Sache für sich. Das Berliner Problem ist nur ein Teil des allgemein-deutschen, ja des gesamteuropäischen Problems, das der Lösung harrt. Indem die westalliierte Propaganda und ihre deutschen und neutralen Filialen das Problem Berlin bewußt dramatisierten und isolierten und die Haltung der *Russen* als den Kernpunkt der ganzen Angelegenheit hinstellten, haben sie zwar eine oberflächliche «öffentliche Meinung» irreführen können, gleichzeitig aber den Westmächten selber einen schlechten Dienst erwiesen, haben sie es ihnen dadurch doch nur erschwert, aus der Berliner Sackgasse einen Weg ins Freie zu finden. Mit andern Worten: es kommt jetzt vor allem darauf an, die gesamtdeutsche Frage ins Auge zu fassen und sich über die Gründe klar zu werden, die zu dem unglücklichen Stand geführt haben, auf dem sie sich heute befindet. Sehr zeitgemäß ruft der «New Statesman» einem vergeßlichen Geschlecht ins Gedächtnis zurück, wie so ganz anders sich die Westmächte heute zu Deutschland einstellen, als dies noch vor ein paar Jahren der Fall war:

«In der Stimmung, wie sie durch den gegenwärtigen Kampf zwischen Ost und West erzeugt worden ist, sind die Deutschen mit Tugenden christlicher Kultur und demokratischen Mutes ausgestattet worden, die wir ihnen noch vor drei Jahren nicht zugeschrieben haben. Es lohnt sich, daran zu erinnern, daß Churchill und Roosevelt in Quebec den Morgenthau-Plan (der die deutsche Industrie zerstören wollte. H. K.) angenommen haben. Damals schien die Bedrohung der deutschen Wirtschaft, die sich aus riesenhaften Reparationsleistungen in natura ergeben hätte, so wie die Russen sie verlangten, weniger akut als diejenige eines neuen deutschen Versuches, die Welt zu erobern ... Diese Stimmung herrschte zweifellos auch noch in Potsdam vor. Attlee war bereit, im Zweifelsfalle dem Ostblock recht zu geben, über die Warnungen von General Smuts hinwegzugehen und die Übermarchungen der Tschechen und Polen bei der Vertreibung von Millionen Deutscher aus ihrer Heimat zu dulden. Das geschah nicht, weil die Russen von 1945 anders gewesen wären als die Russen von 1948, sondern weil England und Amerika noch glaubten, der deutschen Drohung könne nur entgegengewirkt werden, wenn man sich bei der Regelung der deutschen Frage im wesentlichen der russischen Auffassung anschließe.

Während des ganzen Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit warnten wir das britische Publikum in diesen Spalten dauernd vor den Gefahren eines überbordenden Vansittartismus und sagten voraus, daß er durch einen heftigen Umschwung in der Richtung einer sentimentalen Deutschfreundlichkeit abgelöst werden würde. Wenn England sehe — so sagten wir —, daß ein Morgenthau-Plan einen deutschen Leerraum schaffen müßte, der nur durch den Kommunismus ausgefüllt werden könnte, so werde unsere Stimmung in eine ebenso übertriebene Deutschfreundlichkeit umschlagen. Diese Voraussage hat sich genau erfüllt. Während die ost- wie die westeuropäischen Völker ihre Ansicht über die deutsche Gefahr nicht geändert haben, beginnt die amerikanische — und in geringerem Maße auch die britische — Politik, Deutschland als möglichen Verbündeten gegen den Kommunis-

mus zu behandeln. Die amtlichen Kreise in Washington und London sehen heute jeden als «Quertreiber» an, der, wenn er von den heldenhaften Berlinern hört, immer noch an die Gaskammern von Auschwitz denkt. Diese Art Deutschfreundlichkeit führt nicht nur dazu, jede Verständigung mit den Russen weit schwerer zu machen, sondern auch die Grundlage des Westbundes zu unterhöhlen, weil die Franzosen ebenso wie die Osteuropäer immer noch daran denken, daß es genau gleich nach dem ersten Weltkrieg gegangen ist.

Unverantwortliche Deutschfreundlichkeit ist aber nicht der einzige Punkt der Anklage gegen die britische und amerikanische Politik. Fast ebenso wichtig ist die betrübliche Nichtdurchführung sozialer Reformen in der Doppelzone, ohne die es keine Hoffnung für eine friedliche deutsche Demokratie gibt. Trotz halbherzigen Entnazifizierungsversuchen* weist Westdeutschland heute die gleiche soziale Schichtung auf wie 1939. Die Schwerindustrien sind weder nationalisiert noch internationalisiert worden, und die Bodenreform wurde endlos verschleppt. Die Folge ist, daß die neufaschistischen Kräfte, die unter der Oberfläche schon immer stark waren, ermutigt werden, offen aufzutreten, und daß die Stellung der Sozialdemokratischen Partei und der fortschrittlichen Kräfte der Christlichdemokratischen Union sich verschlechtert hat. Wenn sich diese ablehnende Haltung gegenüber einer sozialen Neugestaltung mit einer Deutschfreundlichkeit verbindet, die im Wiederaufbau der Ruhr den wichtigsten Teil des Marshall-Planes sieht und beständig versichert, daß die Oder-Neiße-Grenze nicht endgültig sei, ist es für den Durchschnittseuropäer — geschweige für den Russen — schwer, um den Schluß herumzukommen, daß das Reinergebnis der englisch-amerikanischen Politik — was auch ihre Beweggründe sein mögen — die Schaffung eines Deutschland sein wird, das aufs neue imstande ist, seinen Lebensraum im Osten zu suchen.»

Miteinander reden! Gewiß tragen die Russen mit ihrer Selbstisolierung und ihrem mangelnden Willen zur vertrauensvollen Zusammenarbeit selbst eine große — der «New Statesman» meint sogar: entscheidende — Verantwortung dafür, daß die Alliierten auf diesen verhängnisvollen Weg gekommen sind. Von

---

* Daß einer ernsthaften Entnazifizierung auch von der Schweiz aus entgegengearbeitet wurde, zeigen unter anderm die Bemühungen von Professor Adolf Keller um die Reinwaschung des Barons von Weizsäcker, des früheren deutschen Gesandten in Bern. Bundesrat — im letzten Jahre Bundespräsident — Etter bedauerte zwar in einem an Keller gerichteten Brief vom 11. Dezember 1947 lebhaft, sich nicht offiziell für Weizsäcker einsetzen zu können, bescheinigt diesem aber in warmen Ausdrücken seine unbedingt nazigegnerische Gesinnung. Daß sich Weizsäcker trotzdem zum gefügigen Werkzeug des Nazismus hergegeben hat, nicht nur in Bern, sondern auch nachher als Staatssekretär im Berliner Außenministerium und als deutscher Botschafter beim Vatikan, das entschuldigt Herr Etter als «soldatische Pflichterfüllung gegenüber seinem Land, dem er sich verpflichtet fühlte»! Genau so haben sich alle deutschen Kriegsverbrecher herauszureden versucht; sie waren einfach zu gute Patrioten, um dem Nazismus widerstehen zu können, und zogen es im Konflikt zwischen Hitler und ihrem Gewissen (sofern sich das bei ihnen überhaupt meldete) vor, dem Befehl von «oben» zu folgen, statt sich irgendwie unbeliebt zu machen. Wenn sie schon die Verbrechen des Nazismus deckten — auch Weizsäcker wirkte bei der Verschickung Tausender von Juden nach Auschwitz mit —, so ließen sie sich, wie Herr Etter findet, immer «nur von der Absicht leiten, Schlimmeres zu verhüten». Ja, was hätte eigentlich *noch* Schlimmeres verhütet werden können, als was in Auschwitz geschehen ist? Nein, *wir* sagen der Haltung eines Weizsäcker einfach Charakterlosigkeit, geben aber zu, daß Herr Etter, der sowohl der römischen Morallehre als der Staatsraison verpflichtet ist, andere Maßstäbe gebraucht . . .

ihrer Überzeugung ausgehend, daß der westliche Kapitalismus früher oder später zu einem endgültigen Vernichtungsschlag gegen die Sowjetunion ausholen werde, haben sie sofort nach Kriegsende ihre Abwehr gegen ein solches Unternehmen vorbereitet und in Gestalt des Ostblocks ein System von Einflußzonen und Untertanenstaaten aufgebaut, das unvermeidlicherweise einem westlichen Gegenblock rief. Und sie haben die durch den gemeinsamen Krieg zeitweilig zurückgedrängten feindseligen Kräfte der westlichen Welt, deren erneuten Ausbruch sie fürchteten, dadurch recht eigentlich abermals hervorgelockt, anstatt sie durch eine überlegene, auf die guten Kräfte in den Völkern bauende Haltung zu neutralisieren.

Aber mit dieser Feststellung kommen wir nicht über die Tatsache weg, daß Deutschland aufs neue eine Lebensgefahr für Europa werden kann, wenn die Westmächte ihre gegenwärtige Politik fortsetzen. Das Gebot der Stunde ist darum: aus der Berliner Verkrampfung loskommen, sich an den Verhandlungstisch setzen und ein Deutschland schaffen helfen, das weder zum Verbündeten des Westens gegen den Osten noch zum Werkzeug des Ostens gegen den Westen werden kann, vielmehr im Innern so organisiert ist, daß es eine zuverlässige Kraft der Demokratie und des Friedens wird.

Und tatsächlich scheint auch auf beiden Seiten die Einsicht im Wachsen zu sein, daß man nunmehr in aller Form miteinander reden muß. Zunächst haben die Maßnahmen der Russen zur Versorgung West-Berlins mit Lebensmitteln und elektrischem Strom unverkennbar die Spannung gemildert, wenn sie auch noch nicht die förmliche Aufhebung der Verkehrs- und Wirtschaftssperre darstellen, die von ihnen erwartet werden muß. Gleichzeitig scheint die eilige Reise General Clays nach Washington eine Änderung auch der amerikanischen Haltung eingeleitet zu haben. Der amerikanische Militärgouverneur dürfte dem Außenminister wie dem Wehrmachtsminister (und den Herren Parlamentariern und Journalisten!) gesagt haben, daß die Westmächte auf die Länge in Berlin nicht durchhalten können, wenn die Russen es auf einen Stellungskampf ankommen lassen. Mag auf dem Luftwege die Lebensmittelversorgung noch monatelang fortgeführt werden können — der Mangel an Kohlen und Rohstoffen hat schon jetzt eine beunruhigende Arbeitslosigkeit hervorgerufen. Dazu kommt die drohende Erschöpfung der Vorräte an Zeitungspapier, die Lahmlegung des Radiobetriebes und das Währungsdurcheinander — kurz, die Unmöglichkeit, eine halbwegs geordnete Wirtschaft zu führen, solange die Westmächte den Russen zum Trotz in Berlin bleiben.

Anderseits wird dem draufgängerischen Herrn Clay in Washington klargemacht worden sein, daß — um das bekannte Wort leicht abzuändern — der Krieg eine zu ernste Sache sei, als daß Generäle über seine Auslösung entscheiden dürften. Vielleicht, daß Amerika, das eben seine Atombomben hat, zunächst Rußland fürchterlich treffen

könnte und selbst verhältnismäßig unverwundbar bliebe; allein daß Europa ruiniert würde, daß die Sowjets ohne allzu große Anstrengung mindestens bis an den Rhein vorstoßen könnten und daß die soziale Revolution auch den Westen erfassen würde, das ist so gut wie sicher. Und da schließlich auch England, Frankreich und die kleineren Staaten noch etwas zu sagen haben — im Haag war ja soeben die Konferenz der Außenminister der Westunionsländer beisammen —, so dürfte man in Washington nicht im unklaren darüber sein, daß die Aussicht, von der britischen Insel und der Pyrenäenhalbinsel aus mit der Zeit durch die Amerikaner befreit zu werden, in ihren Augen ein schwacher Trost für die Gewißheit ist, im ersten Stadium des Krieges hilflos zusammenzubrechen.

Man scheint sich unter diesen Umständen im westalliierten Lager mehr oder weniger mit der Notwendigkeit abgefunden zu haben, der so verächtlich behandelten «Friedensoffensive» der Sowjetdiplomatie doch eine Chance zu geben — und wäre es auch nur, um ihre Unaufrichtigkeit zu beweisen. Nachdem man in Washington, offenbar unter dem Druck von London und Paris, die zwischen Molotow und Bedell Smith im Frühjahr so verheißungsvoll begonnenen Verhandlungen schroff und schuldhaft abgebrochen hat, wird man es sich kaum ein zweites Mal leisten können, positive Vorschläge Moskaus, wie sie an der Konferenz der Außenminister des Ostblocks gemacht wurden — sie betrafen die Entmilitarisierung Deutschlands, die Internationalisierung der Ruhr, die Bildung einer vorläufigen deutschen Regierung, den Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland und Österreich und die daraufhin vorzunehmende Räumung Deutschlands und Österreichs durch die alliierten Truppen —, einfach zu ignorieren. Ich gestehe zwar, daß mir eine wirkliche, organische Lösung des West-Ost-Problems unmöglich scheint, solange in den Westländern, und besonders in Amerika, diejenigen Mächte obenauf sind, die ihre Nachkriegspolitik bisher bestimmt haben. Aber das schließt keineswegs aus, daß bei einigermaßen gutem Willen dennoch ein Modus vivendi hergestellt werden kann, der die Kriegsgefahr zurückdrängt und den Friedens- und Fortschrittskräften Zeit läßt, sich in den entscheidenden Ländern durchzusetzen. Den Berliner Knoten mit dem Schwert durchhauen zu wollen, weil die Staatskunst unfähig war, ihn aufzulösen, das wäre auf jeden Fall ein derartig wahnwitziges Unterfangen, daß man allen Grund hat, zu hoffen, *diese* Gefahr sei nunmehr überwunden*.

* Seitdem dies geschrieben wurde, hat sich die Spannung eher wieder verschärft. Einerseits hat *Bevin* im Unterhaus zu verstehen gegeben, daß die britische Regierung mit einem nahen Krieg rechne, und offen mitgeteilt, es würden «bereits Maßnahmen getroffen oder vorbereitet für den Fall, daß die Politik des einstigen Alliierten doch zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung führen sollte». Anderseits hat sich *Molotow*, mit dem die Vertreter der Westmächte in ein direktes Gespräch kommen wollten, verleugnen lassen oder tatsächlich Moskau auf unbestimmte Zeit verlassen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Brüskierung bei den Westmächten arg verstimmte

Moskau und Belgrad Wie wird wohl auf die weitere Gestaltung des west-östlichen Gesamtproblems der tiefe Gegensatz wirken, der sich in der Berichtszeit zwischen der *Sowjetunion* und *Jugoslawien* aufgetan hat? Wird er Rußlands Verhandlungsbereitschaft und Manövrierfähigkeit erhöhen? Wird er den Willen der Westmächte, es auf keinen endgültigen Bruch mit Rußland ankommen zu lassen, stärken oder schwächen? Das wird man einfach abwarten müssen, wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß das Zerwürfnis zwischen Moskau und Belgrad eher friedensfördernd wirken wird. Aber so viel ist schon heute klar, daß dieses Zerwürfnis nicht nur einen vorderhand kaum heilbaren Riß im Ostblock offenbar gemacht, sondern auch einen Kampf zweier Richtungen innerhalb des Gesamtkommunismus an die Öffentlichkeit gebracht hat, wie er seit der Exkommunizierung Trotzkys nicht mehr ausgetragen worden ist.

Man hat über diesen ganzen sensationellen Handel ungeheuer viel gewerweißt und die kompliziertesten Erklärungen für das russische Vorgehen gegen Tito gesucht. Und was sich hier zwischen zwei bisher anscheinend eng Verbündeten zuträgt, gibt ja auch tatsächlich der Rätsel genug auf. Schon der Umstand, daß der Ausschluß der Kommunistischen Partei Jugoslawiens aus der Gemeinschaft der kommunistischen Parteien an einer Konferenz in Bukarest erfolgt ist, während gleichzeitig, unter Anwesenheit des jugoslawischen Vertreters, die Außenminister des Ostblocks in Warschau tagten, ist doch recht eigentümlich und könnte auf eine Doppelspurigkeit der russischen Außenpolitik schließen lassen, die ihrerseits wieder die Frage nahelegte, ob dieser Doppelspurigkeit ein Konflikt unter den leitenden Moskauer Persönlichkeiten zugrunde liegt oder ob sie nicht vielmehr eine wohlberechnete Ausweichmöglichkeit für die Sowjetdiplomatie schaffen sollte. Und dann die zahlreichen andern Unbegreiflichkeiten und Widersprüche des Verfahrens gegen die führenden Belgrader Kommunisten, die schließlich alle auf die Frage hinauslaufen, welche zwingenden Gründe den Kreml angetrieben haben mögen, in aller Öffentlichkeit einen für ihn selbst doch nicht ungefährlichen Konflikt mit demjenigen Staat vom Zaun zu reißen, der bisher das stärkste Glied in der Kette der rußlandfreundlichen Länder Osteuropas darstellte, der von allen diesen Ländern die stärksten sozialen und wirtschaftlichen Reformleistungen aufzuweisen hat, der sich eine mächtige,

---

und den Eindruck erzeugte, den Russen liege an der von ihnen bisher so eifrig geforderten Einleitung umfassender Verhandlungen tatsächlich doch nichts. Ein ganz betrüblicher Zustand! Die Russen, deren Sache bei weitem besser ist, als die westliche Propaganda wahr haben will (die ja auch die öffentliche Meinung der Schweiz fast völlig beherrscht), setzen sich damit, wie üblich, durch die Art und Weise ihres Auftretens aufs neue ins Unrecht. Daß doch endlich jenes Mindestmaß an Loyalität und gutem Willen auf beiden Seiten zustande komme, ohne das alle Friedensbemühungen vergeblich bleiben müssen! (1. August.)

schlagkräftige Armee aufgebaut hat und von überquellendem nationalem Selbstgefühl und Stolz erfüllt ist.

Ich maße mir nicht an, für all diese Seltsamkeiten eine befriedigende Erklärung zu bieten. Aber die natürlichste und einfachste Deutung des Konfliktes scheint mir noch immer die zu sein, daß es sich hier um den Kampf jener zwei Denkarten und Organisationsprinzipien handelt, die uns auch sonst in allem menschlichen Gemeinschaftsleben immer wieder begegnen: um den Kampf zwischen Föderation und Zentralisation, zwischen Mannigfaltigkeit und Gleichschaltung, zwischen Freiheit und Ordnung. Titos Außenpolitik geht auf die Bildung eines Balkanbundes aus, der nach dem Muster der in der jugoslawischen Volksrepublik vereinigten Nationen aufgebaut wäre. Moskau will keine mehr oder weniger selbständigen regionalen Gruppierungen innerhalb des von ihm beherrschten Ostraumes dulden und hat darum auch schon Dimitrow, den Staatschef von Bulgarien, zurückgepfiffen, der ähnlicher Neigungen verdächtig war wie sein jugoslawischer Kollege. Die revolutionären Kräfte Jugoslawiens sind in einer Volksfront zusammengefaßt, in der die Kommunistische Partei wohl den maßgebenden Einfluß ausübt, aber doch nicht einfach diktiert. In Moskau kann man sich die soziale Umwälzung nicht anders vorstellen als getragen von einer militärisch organisierten und disziplinierten kommunistischen Partei, die keiner andern politischen Gruppe ein wirkliches Eigenleben und eine freie Mitsprache mehr läßt. Die jugoslawische Revolution nimmt sorgsame Rücksicht auf den Geist des demokratischen Bauerntums und begünstigt insbesondere das Genossenschaftswesen, das auf dem Land eine erstaunlich lebendige Entwicklung genommen hat. Moskau will zwischen Kulaken («kapitalistischen» Bauern) und landwirtschaftlichen Proletariern klassenmäßig schärfer unterschieden wissen und hat als Idealform des Agrarkommunismus die Kolchose, den kollektiven Großbetrieb, vor Augen.

Ich weiß wohl, daß diese Gegenüberstellungen, so wie sie hier stehen, etwas zu schematisch formuliert sind und sich die Gegensätze zwischen Moskau und Belgrad darin nicht restlos unterbringen lassen. Kenner der jugoslawischen Verhältnisse versichern uns namentlich, das Regiment Titos sei tatsächlich, wie Moskau ihm vorwirft (mit welchem eigenen Recht?), überaus despotisch, und die Gleichschaltung habe auch in Jugoslawien bedenklichste Formen angenommen. Anderseits kann Moskau (wie Rom), wenn es darauf ankommt, auch wieder recht geschmeidig, weitherzig und duldsam sein; der Widerstand der *Finnen*, beispielsweise, gegen alle Sowjetisierung, ein Widerstand, der bei den jüngsten Wahlen die volksdemokratische Fraktion fast einen Viertel ihrer Sitze gekostet hat, läßt der russischen Politik gegenwärtig weise Zurückhaltung in ihren Beziehungen mit Finnland geboten erscheinen, zumal jedermann weiß, daß Finnland aus der russischen Einflußzone ja doch nicht heraus kann. Aber grundsätzlich geht, wie

ich die Dinge anschaue, die Auseinandersetzung zwischen Moskau und Belgrad doch auf der skizzierten Linie vor sich, und insofern ist der «Nonkominformismus» der Jugoslawen eine ausgesprochen gesunde, zukunftsvolle Erscheinung, von der man dringend wünschen muß, daß sie sich nicht nur in Jugoslawien selbst durchsetze, sondern auch auf die andern Oststaaten übergreife, die nicht «Satelliten» der Sowjetunion, sondern selbständige Glieder eines großen Ostbundes sein sollen.

Hüten wir uns aber dennoch, Anforderungen an einen solchen Bund und seine innere Struktur zu stellen, für welche die Voraussetzungen noch nicht gegeben sind. «Solange die Bevölkerung der Balkanstaaten nicht ihre Produktion verdoppelt hat und ihre Mehrheit nicht lesen und schreiben gelernt hat», so sagt Henry Wallace einmal, «ist es töricht, eine Demokratie westlichen Stils in diesen Gebieten zu erwarten. Es wird in den meisten dieser Länder während der nächsten zehn oder fünfzehn Jahre weniger Profitmacherei und mehr Leistung geben unter einem System, das den Willen der Bauern und Fabrikarbeiter ausdrückt, auch wenn die Parteipolitik auf eine einzige Koalition beschränkt ist.» Das gilt auch für das Verhältnis der Oststaaten als Ganzes zu dem sie umfassenden Bund. Der europäische Osten — und nicht nur er — ist in einer tiefgreifenden wirtschaftlichen und politischen Umwälzung begriffen. Er ist auf dem Wege von einem rückständigen Feudalismus und rohen Kapitalismus zu einem leistungsfähigen Sozialismus, zu einer modernen Planwirtschaft, die die Lebenshaltung und Gesittung der Völker schon jetzt merklich gehoben hat*. Diese Entwicklung darf nicht gefährdet werden — auch nicht durch einen naiven Nationalismus, wie er jetzt in Jugoslawien im Schwung ist. Sie erfordert die Organisierung eines *übernationalen* Großraumes, der die Landesgrenzen allmählich als ebenso unwesentlich erscheinen läßt, wie das mit den Kantonsgrenzen bei der Schaffung des schweizerischen Bundesstaates im Zeitalter des aufsteigenden Kapitalismus der Fall war und wie es sich in Westeuropa wiederholen wird, sobald es zu einer gewissen wirtschaftlichen Einheit vorgedrungen sein wird.

Hier hat Jugoslawien aber offenbar gesündigt, und hier hat Moskau ein Stück weit recht, noch abgesehen vom Verdacht, dem das jugoslawisch-amerikanische Finanzabkommen die Belgrader Regierung aussetzt, sie wolle sich allmählich überhaupt vom Ostblock ablösen und der amerikanischen Europahilfe teilhaftig werden. Daß solche Vermutungen nicht einfach aus der Luft gegriffen sind, zeigt — um nur

---

* Ein Beispiel: Die «Neue Zürcher Zeitung» berichtet vom Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus: «Es war interessant, zu hören, daß Bulgarien ein staatliches Alkoholmonopol hat und daß die Zahl der Wirtschaften von fünfundzwanzig- auf achttausend herabgesetzt wurde. Alle Alkoholreklame ist streng verboten.» Man versuche so etwas einmal in der Schweiz — es gäbe eine Revolution! Wir sind doch schließlich keine Volksdemokratie!

eine amerikanische Stimme anzuführen — der Kommentar des Washingtoner «Kolumnisten» J. G. Hayden zum russisch-jugoslawischen Zerwürfnis, der mit den Worten beginnt: «Der Bruch zwischen Rußland und Jugoslawien hat zwar an und für sich die Außenwelt überrascht, ist aber gerade das, was die Gestalter der amerikanischen Außenpolitik erstrebt und erhofft und teilweise auch zuversichtlich vorausgesagt haben» und mit dem Satze schließt: «Es herrscht (in Washington) im stillen große Zuversicht, daß der Marshall-Plan jetzt zu arbeiten beginne und daß er dazu bestimmt sei, früher oder später die Solidarität von Rußlands kommunistischem Block zu sprengen.»

Ob und wie ein Ausgleich zwischen den Moskauer und den Belgrader Prinzipien erfolgen wird, davon hängt für den Aufstieg Osteuropas, aber auch für die gesamteuropäische Politik, ungemein viel ab. Kommt es zu keiner Verständigung, dann sind nur wenig Zweifel daran möglich, daß Tito auf die Länge lediglich die Wahl hat, sich den Westmächten zu verschreiben, die dann schon dafür sorgen werden, daß das «freie Unternehmertum» in Jugoslawien wieder zu Ehren kommt, oder aber die begonnene soziale Revolution in wachsender Isolierung und — zur Unterdrückung der Opposition von rechts und links — mit verschärfter Diktatur weiterzuführen.

Italien - Frankreich - England

Im kalten Krieg um Deutschland und in der Spannung zwischen Moskau und Belgrad konzentriert sich gegenwärtig, auf europäischem Boden, der große Kampf unserer Zeit, bei dem es um Kapitalismus und Sozialismus, Freiheit und Frieden, Diktatur und Demokratie geht. Die Vorgänge in den andern Ländern treten dahinter wohl etwas zurück, fügen sich aber in den großen Rahmen dennoch ungezwungen ein, stehen doch im Grunde überall die gleichen Kernfragen zur Entscheidung. Das ist in den letzten Wochen nicht zuletzt auch in *Italien* wieder deutlich geworden, wo Teuerung, Massenarmut und Arbeitslosigkeit — man zählt jetzt wieder 2,3 Millionen offiziell gemeldete Erwerbslose — eine hochexplosive Lage erzeugt haben. Es brauchte nur den Mordanschlag auf Togliatti, den Führer der Kommunisten — die Rechte wird die moralische Verantwortung dafür schwer ablehnen können —, um einen schlagartig losgebrochenen Landesproteststreik auszulösen, der dann an einer Reihe von Orten in eigentlichen Aufruhr ausartete. Die Regierung benützte diese Gewalttätigkeiten sofort zur Ankündigung eines Gesetzes gegen den «politischen» Streik und die katholischen Arbeiterverbände zum Austritt aus dem Allgemeinen Gewerkschaftsbund, aber damit wird weniger als nichts gewonnen sein, solange die *Ursachen* der sozialen Unrast nicht aus der Welt geschafft werden. «Gute» Wahlen zu machen ist leicht, wenn man die Kirche und Amerika im Rücken hat; den Landproletariern Boden und den Industriearbeitern dauernde und anständig

bezahlte Beschäftigung zu geben, wird schon ein schwereres Stück Arbeit für eine Regierung sein, deren beste weltliche Stützen der Großgrundbesitz und das Großkapital sind.

In *Frankreich* haben die Sozialisten die phantastisch aufgeblähten Militärausgaben zum Anlaß genommen, um das Kabinett Schumann zu Fall zu bringen. Daß es gerade die Militärausgaben waren, die zum Konflikt führten, ist zwar kein Zufall; Paul Fraisse hat recht, wenn er im «Esprit» schon längst vor der Krise schrieb, daß die Politik der militärischen Wiederaufrüstung und der gewaltsamen Niederhaltung der Kolonialvölker «eine der wesentlichen Ursachen unserer Finanzschwierigkeiten und des Fortganges der Geldinflation» sei. Diese Politik habe «nicht einmal die Rechtfertigung, daß sie wirksam sei, denn wir sind unfähig, eine, an den Erfordernissen des modernen Krieges gemessen, brauchbare Wehrmacht aufzubauen. Jahrelang alle lebendigen Kräfte eines geschwächten Landes wie des unsrigen auszusaugen, um vier Tage lang am Rhein Widerstand leisten zu können, ist verbrecherische Dummheit. Zudem verhehlt man ja nur mühsam, daß die neue Armee vor allem als Werkzeug gegen die Streikenden und gegen die Kolonialvölker gedacht ist.»

Aber der wirkliche Grund für die Rebellion der Sozialisten war natürlich, daß die Partei die durchaus auf die Interessen des Besitzbürgertums zugeschnittene Wirtschafts- und Finanzpolitik der Regierung Schumann—René Mayer nicht mehr decken konnte, wollte sie nicht, nach all ihren Kapitulationen, bei den Herbstwahlen vollends als verächtliches Anhängsel und Werkzeug des Industrie- und Bankkapitals dastehen. Den Mut zur Konsequenz brachte sie freilich trotzdem nicht auf, hätte doch der Entschluß, eine wirkliche Wendung der französischen Innenpolitik anzustreben, ein Zusammengehen mit den Kommunisten verlangt, und davor fürchtet sich die Sozialistische Partei mehr als vor irgend etwas anderm. Also lieber neuerdings in eine Regierung eintreten, die zwar die besonders anstößigen Pläne René Mayers für eine «Reform» der Sozialversicherung und die «Rationalisierung» der verstaatlichten Industrien — unter der Leitung von Fachleuten der kapitalistischen Schule — zurückstellen, im übrigen aber die allgemeine Wirtschaftspolitik des bisherigen Kabinetts stramm weiterführen wird! Die in der Schweizer Presse erschienene Meldung: «An der Pariser Börse hat die in Bildung begriffene Regierung und namentlich die in Aussicht genommene Berufung Paul Reynauds als Finanzminister eine — man kann wohl ohne Übertreibung sagen — begeisterte Aufnahme gefunden» sagt da wohl alles. Aber der Selbstverleugnung der französischen Sozialisten sind anscheinend keine Grenzen gesteckt. Man wird ja sehen, wieweit ihre Beteiligung am Kabinett André Marie imstande ist, die Verwirklichung des schönen Programms zu sichern, mit dem der neue Ministerpräsident vor die Nationalversammlung getreten ist.

Aus dem großen und im ganzen so vorbildlich ruhig geführten Kampf *Englands* um seine neue Lebensform sei heute nur dreierlei festgehalten.

Etwas Erfreuliches: Das Inkrafttreten der umfassenden Gesetzgebung über Sozialversicherung und Gesundheitsdienst, eines Werkes, vor dem wir uns mit unserer übermäßig gelobten Alters- und Hinterbliebenenversicherung beschämt verstecken dürfen.

Etwas Unerfreuliches: Die Umstoßung des Unterhausbeschlusses über die für fünf Jahre versuchte Abschaffung der Todesstrafe. Es ist indessen zu hoffen, daß der neue Kompromiß in der Praxis dennoch zu einem allmählichen völligen Verzicht auf dieses barbarische Sühne- und Schreckmittel führen werde.

Und eine Warnung: Die bedenkliche Entfremdung zwischen Gewerkschaftsspitzen und Arbeiterschaft, die der wilde Dockerstreik in London erneut sichtbar gemacht hat. Das dieser Erscheinung zugrunde liegende tiefere Problem hat Bruce Odspur in den «Peace News» wohl richtig umschrieben:

«Durch ihre lang geübte Betonung der Rechte — oder der erlittenen Unrechte — des Menschen und ihre Verkennung der nicht weniger wichtigen Pflichten des Menschen hat sich die Labourpartei in den langen Jahren ihrer Oppositionsstellung selber der Vergeltung ausgesetzt. Sie hat es vielleicht fertiggebracht, die Gewerkschaftsbürokratie von der Notwendigkeit einer Milderung von Gruppenbegehren zu überzeugen, die gegen das Allgemeinwohl streiten; sie hat es nicht fertiggebracht, auch die große Mehrheit der Arbeiter selbst mit sich zu ziehen. Die dadurch entstandene Kluft zwischen den gewöhnlichen Arbeitern und ihren Führern kann nicht durch bloße bürokratische Umstellungen geschlossen werden. Sie kann nur durch eine große Anstrengung für die Erziehung zu den Verantwortlichkeiten eines demokratischen Sozialismus geschlossen werden. Solange diese Anstrengung nicht gemacht wird — und es ist zweifelhaft, ob die gegenwärtige Gewerkschaftsführung dazu fähig ist —, werden sich die gewöhnlichen Arbeiter eben andern Führern zuwenden, die unwissend oder unbedenklich genug sind, um einen Druck bis zum Äußersten zugunsten ihrer Forderungen auszuüben.»

Frieden in Palästina? Nach diesen paar Seitenblicken auf die innereuropäischen «Kriegsschauplätze» müssen wir aber das Auge wieder auf größere Weiten einstellen. Zunächst auf die Riesenräume Asiens, in denen sich der Kampf unserer Zeit, von dem wir gesprochen haben, auf besonders bedeutsame Art entfaltet.

Beginnen wir mit *Palästina*. Das hervorstechende Ereignis ist hier, daß der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen nach dem Ablauf des ersten Waffenstillstandes eine zweite Kampfpause befohlen und durchgesetzt hat. Jawohl, befohlen und durchgesetzt! Der Sicherheitsrat hat damit wirklich getan, was er tun *mußte*, wollte er nicht einfach abdanken. Seine Haltung ist um so rühmlicher, als er, um so weit zu kommen, mächtige Widerstände zu überwinden hatte, gegen die er bisher nie ernsthaft aufgetreten war. Denn der «Ende-Feuer»-Befehl,

dem die Juden ohne Zögern, die Araber nur widerstrebend nachgekommen sind, bedeutet ja den Zusammenbruch der ganzen bisherigen Palästinapolitik Großbritanniens. Mit bornierter Zähigkeit hatten Bevin und seine Hintermänner jahrelang die Bildung eines unabhängigen Judenstaates zu hintertreiben gesucht und zuletzt, als die Juden zur Tat geschritten waren, mit skandalösem Zynismus den Krieg der Arabischen Liga gegen Israel unterstützt — in offener Auflehnung gegen einen Beschluß der Vereinten Nationen. Das ging nun doch auch Amerika zu weit, dessen Politik zwischen der araberfreundlichen (und petrolorientierten) Haltung des Außenministeriums und der judenfreundlichen Haltung Trumans bisher kläglich hin und her geschwankt war*. Es muß Bevin hart angekommen sein, auf Marshalls neue Linie einzuschwenken — aber er hat es schließlich doch getan, obgleich er sich damit glücklich vollends den letzten Rest arabischer Sympathien verscherzt hat.

Vielleicht daß Großbritannien aus seinem vorderasiatischen Konkurs noch etwas retten kann, wenn es geschickt operiert und endlich auch seinen Widerstand gegen die Anerkennung Israels aufgibt. Auf jeden Fall wird es mit dem so dilettantisch geführten «Heiligen Krieg» der Araber endgültig vorbei sein. Die amerikanische Drohung, sofort das Waffenausfuhrverbot gegenüber Israel aufzuheben, falls die Araber sich neuerdings militärische Expeditionen einfallen ließen, wird ihre Wirkung schon tun, und von England werden die Araber auch kaum mehr viel zu erwarten haben, so daß die Liga, die ohnehin durch innere Gegensätze zerrissen war, wohl in ihre Teile auseinanderfallen wird. Israel aber wird bleiben. Das ist etwas Großes auch dann, wenn jetzt das Ringen um seinen Weiterbestand auf anderer Ebene fortgeführt werden muß. Die Juden werden sich wohl zunächst mit Abdullah von Transjordanien zu verständigen suchen, der alles Interesse daran hat, Arabisch-Palästina seinem Land anzugliedern. Darüber hinaus werden aber auch die Vereinten Nationen energisch tätig sein müssen, wenn schon die Friedensvorschläge des Grafen Bernadotte, die so einseitig die Araber begünstigten, nach der Niederlage ihrer Inspiratoren wesentliche Änderungen werden erfahren müssen, sollen sie eine wirkliche Diskussionsgrundlage bilden. Große Wachsamkeit ist vonnöten, damit das begonnene Werk nicht aufs neue gefährdet wird!

---

* Was für Vorstellungen die Haltung Amerikas in der Palästinafrage mitbestimmt haben, mag eine Stelle aus einer Rede des Abgeordneten Rankin zeigen, der bei der Säuberung der Vereinigten Staaten von «unamerikanischen» Einflüssen eine hervorragende Rolle spielt: «Die russischen Kommunisten strömen nach Palästina hinein. Ihr Ziel ist, dort einen russischen Brückenkopf zu errichten, und — bitte schön — die russische Regierung, die Macht des russischen Kommunismus über die Lebenslinie Großbritanniens hinaus vorzutragen ... Nötigenfalls können wir ja die Atombombe entwickeln und sie unsern englischsprechenden Verbündeten liefern, um diesen Versuchen, die Weltkultur zu unterhöhlen und zu zerstören, Halt zu gebieten.»

Süd- und Ostasien Und nun die Bewegung der Völkermassen im Süden und Osten des asiatischen Kontinents! Die Umwälzung, die hier vor sich geht, ist wohl das großartigste Schauspiel, das sich unserer Zeit bietet. Wir sollten viel mehr davon wissen, und ich hoffe, wir werden darüber einen sachkundigen Beitrag in einem der nächsten Hefte bringen können. So kann ich mich heute darauf beschränken, wieder auf die eine Seite dieser Revolution hinzuweisen, die in dem uns hier beschäftigenden Zusammenhang besonders wichtig ist: auf ihre Bedeutung für die Auseinandersetzung zwischen den Westmächten und der Sowjetunion. Lassen wir dazu das Wort dem Oxforder Professor G. D. H. *Cole*, der in seinem letzten großen Buch schreibt:

«Trotz dem Unterschied ihrer Grundhaltung in wirtschaftlichen Fragen stehen (in der Kolonialfrage) die britische und die amerikanische Regierung Seite an Seite, getrieben von einer gemeinsamen Furcht vor der Sowjetunion, obwohl diese Furcht verschieden begründet ist. Die amerikanische Regierung lehnt das Wirtschaftssystem der Sowjetunion ab, das sie mit Recht als Bedrohung des Einflusses des Kapitalismus auf das Wirtschaftsleben der rückständigen Länder und damit für deren wirtschaftliche Durchdringung von Amerika her betrachtet. Die britische Regierung anderseits befürchtet, die Politik der Sowjetunion sei geeignet, in diesen Ländern Kräfte aufzuwühlen, die die Reichsverbindungen zerstören, in den britischen Kolonialgebieten Aufruhr begünstigen und die knappen britischen Mittel unerträglich anspannen würden.»

Das ist richtig gesehen. Und so leisten denn die Vereinigten Staaten wie Großbritannien den fortschrittlichen und revolutionären Kräften in Asien, die großenteils unter kommunistischer Flagge marschieren, planmäßigen Widerstand und verbünden sich überall mit den konservativen und reaktionären Elementen zur Niederhaltung der Volksbewegungen. Schon 1945 hat Amerika die Agrarrevolution auf den *Philippinen* erstickt; die Unabhängigkeit dieses Landes ist nur noch Fassade. In *Japan*, wo MacArthur als Prokonsul sitzt, besteht trotz allen Oberflächenreformen die alte feudal-kapitalistische Gesellschaftsordnung ziemlich unverändert weiter. In *Nordkorea* befördern die russischen Besetzungsbehörden die schon vor ihrer Ankunft begonnene Bodenverteilung und andere radikale Reformen, während der amerikanisch verwaltete Südteil des Landes unter einem halbfaschistischen, wirtschaftlich und sozial rückständigen Regime lebt.

Die *Mandschurei* ist jetzt so ziemlich der russischen Einflußzone einverleibt, und im eigentlichen *China* hat alle amerikanische Geld- und Waffenhilfe an Tschiang Kai-Shek nicht zu verhindern vermocht, daß die Kommunisten zurzeit einen Drittel des ganzen Reiches beherrschen und nicht nur den Bauern Land und Lebensraum gegeben, sondern auch eine anständige, tüchtige Verwaltung eingerichtet haben. *Indochina* kämpft ebenfalls unter kommunistischer Führung hartnäckig und nicht ohne Erfolg gegen die französische Herrschaft, so wie *Indonesien*, dessen nationalrevolutionäre Bewegung von Sozialisten geleitet wird, Schritt um Schritt seine Unabhängigkeit vom holländischen Kapitalismus und Kolonialismus gewinnt.

In *Malaya* führen die britischen Unternehmungen einen erbitterten Kampf gegen das eingeborene Plantagen- und Bergwerksproletariat, das sich in den kommunistisch orientierten Gewerkschaften zu sammeln begonnen hat, während sich die Regierung mit der Kommunistischen Partei herumschlägt, die sie neuerdings völlig verboten hat. In die starke chinesische Bevölkerungsgruppe spielt gleichzeitig, wie auch in *Siam*, der Kampf zwischen Kuomintang und Kommunisten hinein.

Burma (Hinterindien) ist, nach Abschüttelung der britischen Vormundschaft, in planmäßigem sozialistischem Aufbau begriffen, unter Abwehr kommunistischer Aufstandsversuche. Ähnliches gilt für *Indien* selbst. «Denn so entschieden auch», läßt sich die «Neue Zürcher Zeitung» aus London berichten, «Männer wie Nehru die nationalpolitischen und sozialreformerischen Strömungen in früheren Jahrzehnten gefördert und auf das große Ziel der Unabhängigkeit gerichtet haben, so stark beginnt sich die retardierende Kraft der Verantwortung des Regierungsamtes auszuwirken. Die Kongreßpartei steht damit in Gefahr, die Unterstützung der ärmeren Bevölkerungsschichten einzubüßen . . . Jedenfalls hat sich die Tätigkeit der Kommunisten in Indien seit der Proklamation des Indischen Staates erheblich verstärkt.» Und ein Sonderkorrespondent des gleichen Blattes beschreibt, wie sich das ausgebeutete und unwissende, fast auf der Stufe der Leibeigenschaft und Sklaverei gehaltene Bauernvolk von *Haidarabad* mehr und mehr den Kommunisten zuwende, «die damit rund einen Viertel des Gesamtgebietes von Haidarabad beherrschen, und zwar ist es gerade der fruchtbarste Teil des Staates, in dem dergestalt eine Art Bauernsowjet eingeführt wurde.» Ähnlich sei es in der Provinz Madras, wo das immer gegenwärtige Gespenst der Hungersnot verschiedentlich zu ausgesprochenen Formen von Landkommunismus geführt habe und die Regierung trotz dem Erlaß eines «Ordnungsgesetzes», das «beinahe einer Aufhebung der auch im Kriege nicht angetasteten Freiheitsrechte der Staatsbürger gleichkomme», der kommunistischen Gefahr nicht Herr werde.

Amerika im Wahljahr Angesichts des weltweiten Aufstandes gegen Kapitalismus und Imperialismus, Feudalwesen und Militärherrschaft würde man gerne annehmen, es werde sich nun doch auch bei der Vormacht des Weltkapitalismus, den *Vereinigten Staaten von Amerika*, ein Umschwung vorbereiten und die Einsicht durchbrechen, daß gegen eine Bewegung, die — nehmt alles nur in allem — das Recht und die Vernunft auf ihrer Seite hat, weder mit Dollars noch mit Atombomben, weder mit Anklagen gegen den russischen Terror noch mit Säuberungsmaßnahmen und Staatsschutzgesetzen etwas auszurichten ist, vielmehr nur die großzügige Förderung der Entwicklung zu einer demokratisch-sozialistischen Weltordnung die Abdrängung jener Bewegung auf falsche Bahnen verhin-

dern kann. In Tat und Wahrheit ist eher das Gegenteil der Fall. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß der Bund von Mars und Mammon, der seit Roosevelts Tod die amerikanische Politik unumschränkter beherrscht als je, in diesem Jahre einen neuen bedeutsamen Sieg erringen wird. Was die Wahlen zur Bundesversammlung im Herbst 1946 begonnen haben, das werden wohl die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen vom kommenden November vollenden: die Zurückführung der Republikanischen Partei zur Alleinherrschaft, von der sie durch sechzehn lange Jahre hinduch ausgeschlossen war. Die Aufstellung von Thomas *Dewey*, des Gouverneurs von Neuyork, als Präsidentschaftskandidaten der Grand Old Party bedeutet zwar nicht den Sieg des zugeknöpften Kleinamerikanertums, Richtung Taft, nicht den Sieg des alten, überlebten Isolationismus, aber dafür etwas viel Schlimmeres: den Sieg eines «Internationalismus», der tatsächlich ein Interventionismus zur Verhinderung der sozialen Umwälzung in der Welt draußen und besonders in Europa ist, den Sieg des brauchbarsten Vertrauensmannes des Großkapitals und eines gefügigen Willensvollstreckers des wirtchaftlich-militärichen Neuimperialismus. Das wird noch unterstrichen durch die Ankündigung, daß der erste Außenminister der Regierung Dewey kein anderer sein werde als jener John Foster Dulles, der schon zur Hitler-Zeit als Teilhaber der Wallstreet-Anwaltfirma Sullivan & Cromwell die Interessen deutscher Industrie- und Finanzkonzerne vertreten hat und seit Kriegsende einer der konsequentesten Befürworter der Rückgabe der westdeutschen Industrie an ihre früheren Besitzer ist im Dienste jener Politik, die ein «wiederaufgebautes» Deutschland als Verbündeten im Kampf gegen die Sowjetunion gebrauchen will. Daß Dulles gleichzeitig auch im Amerikanischen Kirchenbund eine führende Stellung einnimmt, scheint diesen sonderbaren Vertreter der evangelischen Gerechtigkeits- und Friedensbotschaft nicht zu stören, kann aber nicht anders als die Kirchen neuerdings schwer kompromittieren.

Henry *Truman*, den die Demokraten wohl oder übel wieder als ihren offiziellen Kandidaten bezeichnet haben, hat wenig Aussicht, sich gegenüber dem elementaren Ansturm des Republikanertums und der von ihm vertretenen Interessen zu behaupten, auch wenn er jetzt — ein schlauer Schachzug — die Bundesversammlung zu einer Extratagung einberufen hat, um die Republikaner herauszufordern und die Ernsthaftigkeit ihrer Wahlversprechen auf die Probe zu stellen. Seine Partei ist in voller Zersetzung begriffen, und die reaktionären Demokraten der Südstaaten haben sogar einen eigenen Präsidentschaftskandidaten bezeichnet, um dagegen zu protestieren, daß die «Vorherrschaft der weißen Rasse» im demokratischen Programm verleugnet werde. Was in Amerika entschlossen liberal und sozial fortschrittlich ist, was klare Stellung bezieht gegen die Mächte, die zu Weltchaos und Krieg drängen, schart sich um Henry *Wallace* und seine Partei, deren Unter-

stützung die einzige dem amerikanischen Volk gebotene Möglichkeit ist, eine Erneuerung der Vereinigten Staaten an Haupt und Gliedern zu bewirken. Und die förmliche Erklärung von Wallace zum Präsidentschaftskandidaten der Fortschrittspartei erfolgte denn auch an der Tagung von Philadelphia inmitten einer Hochstimmung und ausgesprochen religiös getönten Kampfbegeisterung, die selbst abgebrühten Skeptikern eine Ahnung von dem *andern* Amerika vermittelt hat, das hier aufgebrochen ist. «Heilsarmeeatmosphäre» höhnt die «Neue Zürcher Zeitung»; aber ich muß sagen: mir ist *diese* Atmosphäre tausendmal lieber als die Zirkusatmosphäre, in der Dewey auf den Schild gehoben wurde und in der das Goldene Kalb die Hauptrolle spielte!

In den Vereinigten Staaten stehen sich damit jetzt zwei wesentliche Kräftegruppen gegenüber, zwischen denen man wählen muß: die «Gruppe Dewey—Truman» und die «Gruppe Wallace». Gewiß ist Truman einem Dewey immer noch vorzuziehen; allein die amerikanische Politik wird in sämtlichen *entscheidenden* Fragen so fest von der Zweiparteienkoalition der Republikaner-Demokraten beherrscht, daß die Unterschiede *innerhalb* der historischen Parteien durchaus in einen hintern Rang zurücktreten. Und Truman selbst ist, durch seine Unterlassungen wie durch seine Handlungen, vor dem Volk so sehr belastet, daß er für einen wirklich links anhaltenden Bürger schlechterdings «untragbar» geworden ist. Ihn als das «kleinere Übel» zu erwählen, hieße auf jeden wirklichen Kampf gegen das *große* Übel verzichten, das die auch von Truman und seinen Anhängern zu verantwortende Gesamtrichtung der amerikanischen Politik darstellt. Auf diesen Kampf aber kommt es heute vor allen Dingen an.

Leider haben das lange nicht alle amerikanischen Liberalen und Sozialisten erkannt. Sie haben wohl, wie die «Amerikaner für Demokratische Aktion» (mit Frau Roosevelt und ihren Freunden an der Spitze), erkannt, daß es unmöglich ist, für einen Truman zu stimmen, und darum verzweifelt nach einem andern demokratischen Kandidaten gesucht. Als dieses Suchen aber erfolglos blieb und namentlich General Eisenhower (!) endgültig abgesagt hatte, blieben sie hilf- und ratlos dastehen, unfähig zu wirklich demokratischer Aktion. Ähnlich verwirrt ist die Lage in der Gewerkschaftsbewegung, deren Spitzenorganisationen, der Amerikanische Gewerkschaftsbund (AFL), der Verband der Industriegewerkschaften (CIO) und die Eisenbahnerverbände, offiziell Wallace ablehnen (wenn er auch inoffiziell aus ihren Reihen viel Zuzug hat) und deren Mitglieder sich nun entscheiden müssen, ob sie hinter Truman treten (sofern sie nicht, wie William Green, der Präsident der AFL, und John Lewis, der Führer der Bergarbeiter, zu den Republikanern halten) oder für den Kandidaten der Sozialistischen Partei, Norman Thomas, stimmen wollen, falls sie es nicht vorziehen, überhaupt zu Hause zu bleiben. So geht es eben, wenn die Kommunistenhysterie — denn Wallace ist ja als Prokommunist ab-

gestempelt — die Köpfe verwirrt und damit eine Aktionseinheit *aller Kräfte* der Linken verhindert!

Amerika in Europa Die Folge ist, daß die unheildrohende internationale Auswirkung der Kräfte, die heute Amerika regieren, von den Vereinigten Staaten selber aus durch keine reale Gegenwirkung abgebremst werden kann. Diese Kräfte bewegen sich auf einer doppelten Linie vorwärts: auf der wirtschaftlichen und auf der politisch-militärischen Linie, wobei natürlich unzählige Querverbindungen zwischen beiden hin- und hergehen.

Von der wirtschaftlichen Seite her ist vor allem das *europäische Hilfsprogramm* ins Werk gesetzt worden, das anfangs Juli endgültig unter Dach gekommen ist, zuletzt durch die Verträge, die jedes Empfängerland mit den Vereinigten Staaten abschließen mußte. Als die Bedingungen bekannt wurden, die Amerika darin den sechzehn europäischen Nationen auferlegen wollte: weitgehende Beseitigung der Hindernisse für die Einfuhr amerikanischer Waren, Kontrolle der Vereinigten Staaten über die Währungs-, Finanz- und Budgetpolitik, über die allgemeine Wirtschafts- und Außenhandelspolitik ihrer «Kunden» und ähnliches mehr — da gab es zunächst eine eigentliche Rebellion im Lager der Unterstützungsanwärter, besonders in England. Der Londoner Korrespondent der «Berner Tagwacht» schrieb damals, die Außenpolitik der Vereinigten Staaten sehe

«ihren Feind auch keineswegs nur im Kommunismus und in der Sowjetunion, sondern nicht weniger auch im demokratischen Sozialismus und in den sozialdemokratischen Parlamentsmehrheiten und sozialdemokratischen Regierungen, die in England, in Norwegen und Schweden die Entwicklung ihrer Länder entscheidend beeinflussen. Die immer wiederkehrenden Angriffe amerikanischer Staatsmänner, Politiker und Wirtschaftler auf die englische Arbeiterregierung sind keine Entgleisungen; sie sind Politik. Mehr als den Kommunismus fürchtet Amerikas kapitalistische Klasse die Ausbreitung des demokratischen Sozialismus und die Aussicht, daß die Arbeiter der europäischen Länder dem englischen Beispiel folgen werden. Sollen die neuen Bedingungen Sicherungen vor allem dagegen sein?»

Zum Teil bestimmt. Immerhin lenkte man in Washington angesichts der europäischen Proteste etwas ein und milderte die ursprünglichen Bedingungen, mindestens in den Verträgen mit den größeren Ländern, einigermaßen. Aber zuletzt stellte man in London doch resigniert fest:

«Die schlichte Wahrheit ist, daß Parlament und Regierung das Abkommen über das europäische Wiederaufbauprogramm nur angenommen haben, weil sie die Folgen eines Verzichts auf die Hilfe, die es bringt, nicht verantworten konnten ... Die ernstesten Punkte sind, daß wir weitere Anleihen aufnehmen müssen, auf deren Rückzahlung wir wenig Aussicht haben; daß die Kolonien zwangsläufig zur Beitragsleistung an die strategische Hauptmasse Amerikas herangezogen werden, und daß die amerikanische Regierung, wenn nicht eine positive Herrschaft über unsere Kapitalanlagen-, Handels- und Finanzpolitik, so doch jedenfalls einen sehr mächtigen Einfluß darauf gewinnen.» («New Statesman».)

Wenn sich schon das immer noch stolze Albion derartige Dinge nur mit Bitterkeit gefallen läßt, was für Empfindungen mag man dann

erst in andern Ländern hegen, wo man sich den Luxus nationalen Selbstbewußtseins gegenüber den Wirtschaftskönigen dieser Erde überhaupt nicht mehr leisten kann und seine Minderwertigkeitsgefühle nur noch gegenüber Russen und andern Kommunisten abreagieren darf*?

Auf der politisch-militärischen Linie nähert sich Amerika jetzt mehr und mehr in aller Form dem *Westeuropabund*, den es schon von Anfang an protegiert hatte. Die jüngsten Außenministerbesprechungen im Haag, an denen auch Vertreter der Vereinigten Staaten und Kanadas zugegen waren, scheinen in der Richtung eines amerikanischen Hilfsversprechens für den Fall einer kriegerischen Bedrohung der fünf Unionsländer ziemlich weit gekommen zu sein. Die militärische Zusammenarbeit zwischen Amerika und den Gliedern der britischen Völkergemeinschaft ist ohnehin schon außerordentlich eng.

Was bedeutet das alles? August Siemsen spricht es im «Anderen Deutschland», dem in Buenos Aires erscheinenden tapferen Organ einer Gruppe deutscher Sozialisten und Demokraten, unverhohlen aus:

«Das Militärbündnis zwischen Großbritannien, Frankreich und den drei Beneluxstaaten ist der Kern der geplanten Europaunion. Ein großer Teil der amerikanischen Hilfe wird — wie in China, der Türkei und Griechenland — zur Aufrüstung dieser Staaten und aller derjenigen, die dem Bündnis beitreten werden, Verwendung finden. Weiterhin werden im Westen im Zuge der Kriegsvorbereitung zweifellos beschleunigt mächtige Basen für die gewaltig zu vergrößernde amerikanische Luftwaffe geschaffen werden. Neueste Nachrichten aus Washington sprechen von der Einbeziehung Europas in das lückenlos zu gestaltende Netz der amerikanischen Luftwaffe.

Wir haben kürzlich die Erklärung Lippmanns, des bekanntesten amerikanischen Leitartiklers, zitiert, daß es von vornherein die Absicht der Vereinigten Staaten gewesen sei, die Sowjetunion in ihre alten Grenzen zurückzudrängen und damit den Kommunismus unschädlich zu machen, und daß man, wenn dies auf friedlichem Wege nicht möglich sei, sich auf den Krieg vorbereiten müsse. Nunmehr hat Lippmann geschrieben, das Militärbündnis der fünf Staaten sei zwar auf Betreiben der Vereinigten Staaten geschlossen worden, diene aber zunächst nur der Verteidigung und werde

---

* Das letztere gilt vollends von den Staaten Lateinamerikas, von denen Pater Chaillet, der Leiter des katholischen «Témoignage Chrétien» in Paris, sagt: «Ich bin lange durch Lateinamerika gereist, überall herrschen die gleiche Lüge und die gleiche Angst: der unvermeidliche Krieg. Ich bin für ein Hilfswerk nach Amerika gekommen und mußte in allen meinen Vorträgen das mörderische Schlagwort von den beiden sich unvermeidlich gegenüberstehenden Blocks bekämpfen. Ursache dieser Panikstimmung ist unbestreitbar die Propaganda, die von den Vereinigten Staaten ausgeht. Sie sind so weit gekommen, daß sie die Mehrzahl der südamerikanischen Länder mehr oder minder untergeordnet haben. Der Antikommunismus und der Antisowjetismus haben dabei als Vorwände gedient. Ich sage als Vorwände, denn in diesen Ländern, wo es noch kein oder fast kein Proletariat gibt, sondern nur eine im Zustand des Pauperismus (der Massenarmut) lebende Masse, ist der Kommunismus das Ideal der geistigen Menschen, oft der besten und größten unter ihnen, aber er hat keine eigentliche Basis bei den Massen, ausgenommen vielleicht in Chile. Aber dieser Antikommunismus, entwickelt von einer amtlichen und in diesen Analphabetenländern fast allmächtigen Radiopropaganda, hat dort gestattet, jede wirkliche Demokratie zu unterdrücken. Die Gleichschaltung der Politik dieser Staaten mit den USA ist nahezu verwirklicht. Sie sind auf den Stand von wirtschaftlichen Kolonien zurückgeführt.»

damit nicht den Absichten der Vereinigten Staaten gerecht, die weit darüber hinausgingen. So entstehe eine gefährliche Zeitlücke, bis die Vereinigten Staaten in Europa so weit seien, gegebenenfalls — das heißt, wenn die Sowjetunion nicht klein beigibt — zum vernichtenden Atombombenkrieg überzugehen. Es müsse deshalb so vorgegangen werden, daß die Sowjetunion nicht diese Lücke zur Besetzung Westeuropas ausnütze, in welchem Fall man feststellen müsse, daß die Operation zwar gelungen, der Patient aber dabei gestorben sei. ‚Es ist unklug, Rußland mit der Vernichtung im Jahre 1952 zu bedrohen und bis dahin Europa unverteidigt zu lassen.' Deshalb sei äußerste Eile geboten.

Nun kann man sagen, Lippmann sei nicht ein offizieller Sprecher Amerikas. Aber das, was er sagt, wird durch offizielle Sprecher der Vereinigten Staaten, besonders die militärischen Leiter, in der Tendenz bestätigt und unterstrichen.»

Das ist in der Tat die heutige Situation.

Was sollen wir denn tun?

Ein paar wenige Feststellungen genügen, um die Schlußfolgerungen klarzumachen, die sich aus den dargelegten Sachverhalten ergeben.

Zum ersten: Die sozialen und wirtschaftlichen Nöte, die Armut und Lebensunsicherheit, Krieg und Gewaltrevolution über die Völker bringen, werden nur in dem Maße gemildert werden können, als die herrschende *Wirtschaftsunordnung* durch rasche und tatkräftigste Eingriffe *überwunden* wird. Der Kapitalismus kann sich auf die Länge schon darum nicht mehr halten, weil die vorwiegend landwirtschaftlichen Gebiete der Erde, in die er bisher Waren und Kapital ausführte — Süd- und Ostasien, die britischen Dominien, Lateinamerika, Südosteuropa usw. —, sich in schnellem Tempo selbst industrialisieren. Rohstoffe und Lebensmittel werden so immer knapper und teurer werden, die Produkte der älteren Industrieländer aber immer schwerer absetzbar, ausgenommen Werkzeuge und Maschinen für die jungen Industrieländer. Die Welt muß ein neues Gleichgewicht finden, und diese Ausgleichung und Anpassung darf nicht mehr dem «freien Spiel der Kräfte» überlassen bleiben mit dem brutalen Wettbewerb, den Krisen und andern Erschütterungen, die daraus folgen müßten; sie kann nur durch Errichtung einer wirklichen Weltwirtschafts*ordnung* geschehen, die, ohne den trügerischen Umweg über den Profit des Produzenten und Händlers, direkt auf die planmäßige Versorgung der Verbraucher ausgeht.

Sodann: Das *lebendige Christentum* hat bei dieser weltweiten Revolution eine entscheidende Rolle zu spielen. Ich zitiere *Berdiajews* letztes Werk «An der Schwelle der neuen Weltzeit»:

«Sache des Christentums ist es nicht, die sozialen Bewegungen in der Welt zu fürchten und einen unfruchtbaren Kampf gegen sie zu führen, sondern sie zu inspirieren, sie von den Giftstoffen zu befreien zu suchen, die in sie eindringen, besonders vom Gifte des Hasses. Das ist die einzig wahrhaft christliche Haltung gegenüber dem Kommunismus, der ernstesten Erscheinung der zeitgenössischen Welt. Man muß aufhören, ihn auf bloß äußerliche Art zu bekämpfen; eine solche Haltung hilft nur mit, die Geschäfte des Faschismus zu besorgen, dieser unendlich viel christentumsfeindlicheren

Erscheinung. Man muß auf seine innere Umgestaltung hinarbeiten. Sie ist möglich. Sie geht auch bereits vor sich.»

In ähnlichem Sinne hat unser holländischer Freund Pfarrer *K. Strijd* dieses Frühjahr am Limburger Protestantentag gesagt:

«Die Kommunisten müssen durch dieses Wort der Kirche zu der Erkenntnis kommen: Der geistige Quell, daraus wir schöpfen, der dialektische Materialismus, der den Menschen in seinem Wesen erniedrigt, hat nichts zu tun mit dem Heiligen Geist. Und die Mittel, die wir brauchen, um unser Ziel zu erreichen, haben auch nichts zu tun mit dem Geiste Jesu Christi. Die Vertreter des gewöhnlichen holländischen Antikommunismus aber werden durch dieses Wort der Kirche zu der Erkenntnis kommen müssen: Der Geist, der uns beseelt, hat nun auch bestimmt nicht viel mit dem Heiligen Geiste zu tun. Ist unser Kampf gegen den Kommunismus nicht allzuoft bloß eine verkappte Verteidigung der bestehenden Gesellschaftsform?

... Selbständig und mutig, nüchtern und befreiend — es ist ja Pfingsten gewesen — soll die Kirche, geleitet durch den Heiligen Geist, für radikale Sozialreformen einstehen ... Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Rußland und Amerika muß die Kirche deutlich sagen: ‚Wir werden den russischen Kommunismus nicht mit Atombomben bekämpfen können; wir müssen ihn mit einer Gerechtigkeitsoffenbarung bekämpfen, getrieben und geleitet vom Heiligen Geist.'»

Und zum dritten: Wir müssen einen neuen Anlauf zur *militärischen Abrüstung* nehmen. Gewiß treiben zum Krieg und zur Vorbereitung auf ihn zunächst geistige, wirtschaftliche und politische Kräfte der verschiedensten Art. Aber die Kriegsrüstungen werden mehr und mehr selber eine äußerst gefährliche Kriegskraft, die eigenen Gesetzen folgt, zunächst weil die Kriegsvorbereitung in den Ländern mit kapitalistischer Wirtschaft weithin ein *Geschäft* geworden ist, bei dem riesig verdient wird, und an dem große Teile von Industrie und Handel interessiert sind. Was Amerika betrifft, so sagt Henry Wallace (in «Dem Weltfrieden entgegen») darüber:

«Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges habe ich bereits Beweise dafür gesehen, daß Großindustrielle in Zusammenarbeit mit Armee und Marine bewußt ein gewaltiges Rüstungsprogramm in Angriff genommen haben. Viele von ihnen glauben jetzt, daß ein dritter Weltkrieg unvermeidlich sei, und daß es ihre Pflicht sei, sich dafür bereit zu machen.

Die Beziehungen zwischen dem Militär und unsern führenden Geschäftsleuten sind besonders eng in der Produktion von Stahl, Chemikalien, Petrol, Aluminium, Flugzeugen, elektrischen Maschinen, Werkzeugmaschinen, Radiogeräten, plastischen Stoffen und Automobilen ... Diese Männer, die hinter der Regierung stehen, und die die Regierung hinter sich haben, haben die größte Macht zum Guten und Bösen unter allen menschlichen Wesen, die je auf dieser Erde gelebt haben. Sie kommen mehr und mehr dazu, sich von der Regierung abhängig und sich für die Regierung verantwortlich zu fühlen. Ihre Gewinne sind in mancher Beziehung weithin von umfangreichen Militärkrediten abhängig ... Die Verbindung ist jetzt so eng, daß ich mich ernstlich frage, ob es beim gegenwärtigen Stande der Dinge überhaupt möglich ist, im Flugzeugbau und in den meisten Zweigen unserer Metall-, Brennstoff- und Schwerchemie-Industrie einen guten Geschäftsgang zu haben ohne gewaltige Rüstungsprogramme.»

Zu dieser neueren, von der Rüstungs*industrie* her drohenden Gefahr gesellt sich dann die alte, uns nur zu wohl vertraute, insbesondere aus dem militärischen Denken kommende Gefahr, daß die Kriegs-

bereitschaft dem Krieg nicht entgegenwirkt, sondern ihn begünstigt, dies doppelt im Zeitalter der Atomwaffen und der andern Massenvernichtungsmittel. Der Kampf um Berlin, von dem wir eingangs geredet haben, konnte nur darum so bedenkliche Formen annehmen, weil hinter ihm sofort einsatzbereite, mit den modernsten Waffen ausgerüstete Streitkräfte stehen, deren Führer zum Teil auf das Losschlagen sichtlich brannten. Solange sich die Armeen Rußlands und der Westmächte auf deutschem Boden kriegsfertig gegenüberstehen, ist jedenfalls an keine Lösung der deutschen Frage zu denken. Und solange Westeuropa in Waffen starrt, schwebt es in steter Gefahr, in einen Krieg zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten hineingerissen zu werden.

«Wozu raten wir dann also?» fragen die Londoner «Peace News». Und sie antworten selbst:

«Daß Großbritannien und Westeuropa auf ihre Wehrmacht vollständig verzichten sollen! Nur so können sie hoffen, sich wirtschaftlich zu behaupten, ohne ihre politische Unabhängigkeit zu opfern oder zuletzt im Interesse Amerikas oder Rußlands zerstört zu werden. Aber dann wären wir ja militärisch wehrlos? Militärisch *sind* wir wehrlos und sind es schon fast drei Jahre lang gewesen. Das wäre keine neue Lage. Was neu wäre, wenn es nach den Pazifisten ginge, wäre die Entschlossenheit, unsere Lebensform mit andern Mitteln als mit Gewalt zu verteidigen. Es ist, so glauben wir, die Rolle Englands als des verwundbarsten Landes Europas, den Weg zu solcher Entschlossenheit zu weisen.»

Es ist, so fügen wir hinzu, eines *jeden* Landes Aufgabe, diesen Weg freimachen zu helfen. Nicht zuletzt ist es die Aufgabe der Schweiz, die einen neuen Weltkrieg nicht zu überleben vermöchte, auch wenn es ihr wieder gelänge, sich neutral zu halten. Worauf warten wir also noch, um unsern Beitrag zur Vermeidung einer neuen Katastrophe zu leisten, wie wir sie in diesen Tagen und Wochen so unheimlich nahe vor uns sahen?

27. Juli 1948. *Hugo Kramer.*

Ein menschliches Buch eines Offiziers der Sowjetunion

Michael Koriakoff: *«Ich wollte Mensch sein»*
Verlag Otto Walter AG, Olten

Wer über die russischen Dinge reden will, ist verpflichtet, jede Gelegenheit, hinter den Eisernen Vorhang zu sehen, zu benützen. Das Buch des russischen Schriftstellers, Offiziers und Berichterstatters Koriakoff gibt uns tiefe Einblicke, vermittelt durch einen Menschen, dessen Aufmerksamkeit vor allem auf die menschlichen Dinge gerichtet war. Natürlich stammt das Buch von einem, der mit dem kommunistischen System gebrochen hat, also von einem Renegaten. Mit der in gewissen Kreisen üblichen Gedankenlosigkeit spricht jeder dieses Wort «Renegat» nach, wenn er von Leuten wie Kravchenko oder Koriakoff redet, wie wenn dieses Wort sich ohne weiteres als diffamierendes Schimpfwort eignen würde. Menschen, die unter größter Gefahr und schweren inneren Kämpfen sich befreit haben von dem furchtbaren geistigen Zwang, der sie umgab, sollen also schon deswegen, weil sie den

Bruch vollzogen, weniger vertrauenswürdig sein als die große Masse, die sich duckt. Weiß man denn nicht, daß die Geschichte des Fortschritts der Wahrheit eine Geschichte gerade der Renegaten und Ketzer ist? Oder ist das Buch eines Mannes, der — um nun gerade dieses Beispiel zu wählen — aus dem Jesuitenorden ausgetreten ist und nun seine Erlebnisse schildert, an sich unglaubwürdig? Es mag sein, daß er mit Ressentiment schreibt, aber es muß nicht so sein. Koriakoff ist ein sehr ruhiger Betrachter, dem jede Übertreibung und Leidenschaftlichkeit fernliegt. Er hat sich, nachdem er sich als Soldat ausgezeichnet und den Tapferkeitsorden des «Roten Sterns» erhalten hatte, dann bald den Verdacht «ideologischer Unzuverlässigkeit» zugezogen, und zwar verdankte er diese Qualifizierung seinem Interesse an religiösen und kirchlichen Dingen. Es hat etwas Ergreifendes, wie bei diesem vollständig unreligiös aufgewachsenen und gebildeten Russen auf einmal das religiöse Fragen erwacht, in durchaus russischer und katholischer Form, aber in so großer Echtheit und Innigkeit, daß man — auch als Protestant — nicht die geringste Lust hat, mit ihm über die «Gottesmutter von Tschenstochau» zu streiten, die die orthodoxe russische Bevölkerung ebenso verehrt wie die römisch-katholischen Polen.

Von der Religionspolitik des Kremls vermittelt Koriakoff einen Begriff, indem er berichtet, daß das bekannte Buch des Patriarchen Sergius «Die Wahrheit über die Religion in Rußland», obschon es die Dinge in unzulässigster Weise beschönigt und die in den Schneewüsten von Iakuti gefallenen Märtyrer einfach totschweigt, daß dieses Buch trotzdem nur für den Export bestimmt und innerhalb Rußlands an die Buchhandlungen gar nicht ausgeliefert wurde, also eine für die Alliierten und das Ausland bestimmte Fassade, damit Leute wie Fritz Lieb Belege dafür haben, daß «Rußland unterwegs» zur geistigen Freiheit sei.

Da hat wohl der alte Gelehrte auf der Leninbibliothek in Moskau recht, der dem jungen Dichter Koriakoff zuruft: «Fassade! Die Diplomaten sollen uns bewundern, Berichte über die Religionsfreiheit in Rußland schreiben und, was noch wichtiger ist, von der Evolution des Bolschewismus berichten. Dabei gibt es überhaupt nichts, was einer Evolution ähnlich sähe! Und so wird es bleiben. Schreiben Sie sich's hinter die Ohren! Der Krieg wird zu Ende gehen und gleich auch das Propagandageschrei für die Notwendigkeit einer Überwachung der ideologischen Fronten wieder ertönen.»

Aber Koriakoff sieht klar: «Nicht der Kommunist hat den Sieg davongetragen, sondern der einfache Soldat, der Mann aus dem Volke, der keiner Partei angehört und nicht politisch denkt. Rußland hat den Krieg gewonnen, weil sich das russische Volk, trotzdem der Bolschewismus es seit einem Vierteljahrhundert verfälscht und vergewaltigt, sich treu geblieben ist.» Aber so fragt auch er sich: «Wie war es möglich, daß die Russen — die den Krieg erwarteten, der sie vom Bolschewismus befreien sollte —, als der Krieg ausbrach, sich alle wie ein Mann in die Schlacht stellten und damit den Bolschewismus nicht nur gerettet, sondern ihm die Ausbreitung über beinahe ganz Europa ermöglicht haben? Die Lösung des Rätsels liegt vielleicht in den Worten unseres Schriftstellers Aksakow: ‚Unser Glück können wir nicht deutschen Händen verdanken.' Anders wäre es gewesen, wenn die russischen Soldaten nicht dem Deutschen als Feind gegenübergestanden hätten. Der Bolschewismus wäre dann nicht gerettet worden!» Seine wesentlichste Erkenntnis formuliert Koriakoff aber mit den Worten: «Allein die religiösen Werte sind imstande, die Menschheit vor totalitären Regierungen, vor nationaler Abschließung und vom Haß zwischen Völkern und Menschen zu befreien.»

Wir weisen nachdrücklich auf dieses wahre und gute Buch hin.

Paul Trautvetter.

Religiös-soziale Vereinigung

Wir möchten die Leser der «Neuen Wege» darauf aufmerksam machen, daß der Vortrag von *Paul Trautvetter*: *«Die Kirche und das soziale Problem»*, der in der letzten Nummer der «Neuen Wege» erschienen ist, und der Vortrag von *Otto Hürlimann*: *«Weltanschauung, Religion und Gottesglaube»*, der in den drei letzten Nummern der «Neuen Wege» veröffentlicht wurde, nun separat, beide in der gleichen Broschüre, zu haben sind. Die Broschüre kann zum Preise von 60 Rappen bezogen werden beim *Sekretariat der Religiös-sozialen Vereinigung, Gartenhofstraße 7, Zürich 4.*

Eine Ausstellung

Karl Adolf Laubscher, der den meisten Lesern der «Neuen Wege» bekannt ist durch eine warme Empfehlung einer seiner Ausstellungen im April-Heft 1945 und durch einige seiner Gedichte, und den manche unserer Freunde, zusammen mit seiner Frau, an den Ferienkursen in Weesen und Malans getroffen haben, veranstaltet für die Zeit vom 13. August bis und mit 9. September im ersten Stock des «Kasinos», Bern, eine Ausstellung seiner Werke. Sie ist täglich, auch am Sonntag, durchgehend von 10 bis 19 Uhr geöffnet bei freiem Eintritt. Unser Freund mußte, aus äußeren Gründen, eine für Kunstausstellungen ungünstige Zeit wählen; aber er wird ja ohnehin nicht in erster Linie auf jene Besucher rechnen, die gewohnheitsmäßig und weil es sich gehört, in eine Ausstellung gehen, sondern so, wie wir ihn kennengelernt haben, will er zu Menschen sprechen, die, frei von aller Konvention, verstehen, was er mit seiner eigenartigen Kunst sagen will. Darum hoffen wir, daß auch in diesen Sommerwochen recht viele sich daran erinnern werden, daß sich ihnen hier eine Gelegenheit bietet, die sie sich nicht entgehen lassen sollten. *Chr. R.*

Veröffentlichungen aus dem Nachlasse von Leonhard Ragaz

«Das Reich Gottes in der Bibel», von dem etwas mehr als die Hälfte in den Mai-, Juni- und Juli/Augustnummern der «Neuen Wege», Jahrgang 1948, veröffentlicht wurde, wird diesen Herbst als Broschüre erscheinen. Die drei früheren Artikel von Leonhard Ragaz: «Die Jüngerschaft Christi» («Neue Wege» 1943/45), «Die Gegner Jesu» («Neue Wege» 1946/47) und «Das Kommen Christi («Neue Wege» 1947/48) gehören zusammen und werden später in Form eines kleinen Buches herausgegeben. Wir möchten den Lesern der «Neuen Wege» die Anschaffung dieser beiden Schriften um so mehr ans Herz legen, als infolge eines bedauerlichen Versehens eine Verwechslung zwischen den Manuskripten von «Das Kommen Christi» und «Das Reich Gottes in der Bibel» stattfand. Nähere Auskunft, auch über Erscheinungsdatum und Preis, sobald beides festgelegt ist, erteilt das Sekretariat der Religiös-Sozialen Vereinigung, Gartenhofstraße 7, Zürich 4. *Chr. R.*

„HEIM" NEUKIRCH a. d. THUR
Volksbildungsheim für Mädchen

Herbstferienwoche 9. bis 16. Oktober 1948

Leitung: Fritz Wartenweiler

Thema: *«Hat es gebessert mit der häuslichen Erziehung?»*

Zur Besprechung dieser Frage, zur gegenseitigen Anregung und Stärkung versammeln sich Frauen und Männer zu einem Wochenende (9. bis 11. Oktober 1948) oder zu einer ganzen Woche (9. bis 16. Oktober 1948) im «Heim» Neukirch an der Thur. Leiter von Ausspracheabenden über häusliche Erziehung berichten von ihren Erfahrungen. Bewährte Erzieher und Erzieherinnen (Frau Stapfer, Langwiesen; Familienfürsorger Däniker, Basel; Klara Nef, Herisau) leiten Aussprachen ein über die Fragen: Mutter und Kind, Pestalozzi-Gedanken und die Verwirklichung? Erfahrungen mit Familien, Gedanken über Erziehung der Eltern, Alkoholismus der Frau, eine neue Aufgabe.

Die Aussprachen während der Woche werden geleitet von Fritz Wartenweiler. An den Nachmittagen wird gebastelt, abends wird erzählt, vorgelesen und gespielt. Jeder ist willkommen!

Winterkurse

anfangs November bis Ende März (Alter 17 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeiten in Haus, Küche und Kinderstube. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der Frau, Mutter und Staatsbürgerin. — Besprechung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen. — Soweit möglich auf Wunsch Spinnen und Weben. Besichtigung von Betrieben verschiedener Art. — Ausführliche Programme für die Ferienwoche und Prospekte für den Winterkurs sind erhältlich bei der Heimleitung.

Ein Schlußwort des zurücktretenden Redaktors

Die Zeit, während welcher der Schreibende die Redaktion der «Neuen Wege» geführt hat, ist so kurz gewesen, daß es einen Mangel an Augenmaß bedeuten würde, wenn er seinen Rücktritt zu wichtig nähme. Wichtig ist auf alle Fälle nur die Sache.

Aber ein persönliches Wort des Dankes zu sagen, dazu drängt es mich. Ich danke denen, die mich in diesen zweiundeinhalb Jahren in meiner Arbeit durch ihr Vertrauen gestärkt haben. Es hat mir gerade bei den Auseinandersetzungen, die wir zu führen hatten, an mündlich und schriftlich geäußerten Beweisen des Mitdenkens und Mitgehens nicht gefehlt. Der Unzulänglichkeit meiner Arbeit war ich mir, besonders im Blick auf den, der sie vor mir getan hat, stets bewußt ge-

wesen, besonders auch eines gewissen Dilettantismus in der formalen Redaktionsarbeit. Ich danke dafür, daß man es mit Geduld ertrug oder mit Wohlwollen übersah.

Eine besonders dringende Dankespflicht habe ich zu erfüllen gegenüber der mit mir zurücktretenden Redaktionssekretärin, Fräulein Dr. *Christine Ragaz*. Nicht nur ihre gewissenhafte, kein Opfer an Zeit und Mühe scheuende Arbeit, sondern vor allem auch ihre auf Klarheit des Blickes, Wahrhaftigkeit und Takt gegründete Beratung haben mir eine wesentliche Hilfe bedeutet.

Der Dank an Fräulein *Emma Müller*, die seit so vielen Jahren die Administration betreut hat, wurde ihr jeweilen an den Jahresversammlungen ausgesprochen. Aber nachdem Fräulein Müller nun ebenfalls zurückgetreten ist, und nachdem ich nun selbst Einblick in den Umfang ihrer Arbeit gewonnen habe, soll auch ihr an dieser Stelle noch einmal der wärmste Dank ausgesprochen werden für die Selbstlosigkeit und Treue, mit der sie die Sache der Zeitschrift in stärkster innerer Beteiligung mittrug.

Und das dritte Dankeswort, das ich nicht bloß in meinem Namen, sondern im Namen der Zeitschrift selber mir zu sagen erlaube, geht an den zurückgetretenen Präsidenten der Vereinigung der Freunde der «Neuen Wege», Herrn Pfarrer Dr. *R. Lejeune*. Der zurücktretende Präsident stand nicht nur der Sache der «Neuen Wege», sondern auch der Zeitschrift selbst besonders nahe, hat er doch während einer Reihe von Jahren sich mit Leonhard Ragaz in die Redaktionsarbeit geteilt und durch seine sehr wesentlichen Beiträge mitgeholfen, die Zeitschrift geistig zu tragen. Aber er hat auch die zeitweise nicht geringen äußeren Sorgen und organisatorischen Probleme mit Hingabe auf sich genommen. Gerade weil während der jüngsten Periode diese Aufgabe weder einfach noch dankbar war, soll unserm Freund hier der Dank ausgesprochen werden, wobei wir uns mit vielen der treuesten «Freunde der ‚Neuen Wege'» und der regelmäßigen Besucher der Jahresversammlungen einig wissen. *Paul Trautvetter.*

Ein neuer Tag bricht für das Christentum an. Ihm kann nur der religiöse, der personalistische Sozialismus entsprechen, der das Prinzip der Persönlichkeit mit den Forderungen der Gemeinschaft in Übereinstimmung bringt. Nach der innern Reinigung und Verwandlung des historischen Christentums wird es offenbar werden, daß das Christentum auf der Seite des Menschen und der Menschlichkeit steht, auf der Seite der sozialen Gerechtigkeit, der Verbrüderung der Menschen und Völker, der Erhellung und Verklärung der menschlichen Existenz, auf der Seite der schöpferischen Gestaltung des neuen Lebens, auch wird sich dann erweisen, daß tatsächlich einzig und allein das Christentum auf dieser Seite steht.

Nikolai Berdiajew
(aus: «Das Schicksal des Menschen in unserer Zeit»)

Freiheit und Einheit[1]

Niemand setze seinen Ruhm auf Menschen; denn alles ist euer, es sei Paulus oder Apollos oder Kephas, es sei Welt oder Leben oder Tod, es sei Gegenwärtiges oder Zukünftiges: Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes. (1. Kor. 3, 21—23.)

Niemand setze seinen Ruhm auf Menschen, niemand erwarte das Heil von menschlichen Unternehmungen und Parteien, niemand erhoffe das Absolute von Menschen und Kräften, die — selber in der Relativität alles Irdischen gefangen — niemals das Ganze, immer nur Stückwerk werden verwirklichen können! Mit dieser — so oft und so gern gehörten, und so leicht, so allzu leicht verstandenen — *ersten Hälfte* unserer Verheißung in den Ohren und in den Herzen haben gerade christliche Menschen sich gern von menschlichen Unternehmungen und Parteien ferngehalten, um nicht ihre Hoffnung auf Fragwürdiges zu setzen. Völkerbund und UNO, Friede und Befreiung der arbeitenden Menschen von der Herrschaft des Geldes, Pläne und Programme, den Hunger von der Erde zu bannen, waren und sind sie nicht alle nur solch fragwürdiges Menschenwerk?

Sehr alt ist dieser Glaube, der auf der ersten Hälfte unserer Verheißung sich aufbaut. Sehr alt ist diese Aussage einer halben Wahrheit, die aber, eben als halbe Wahrheit, nicht mehr Wert, nicht mehr Gehalt und Deckung besitzt als eine halbe, entzweigerissene Banknote. Mit nur der halben Note in den Händen — und sei es eine mit einer sehr hohen Zahl bedruckte halbe Note — lebt ihr Besitzer nur das Leben eines Bettlers. Besitzt die Christenheit nur die halbe Wahrheit: «Niemand setze seinen Ruhm auf Menschen», so bleibt ihr nur jen Bettlergeschick, da man — im trügerischen Wahn, über den Parteien zu stehen — sich tief unter ihnen wiederfindet. Wo es in falscher Sicherheit nur ein hochmütiges Hinunterblicken gibt auf Menschen und Kräfte, die in aller menschlichen Schwachheit versuchen, Menschlichkeit und Friede, Freiheit und Brot für die Kinder der Erde zu sichern, findet man sich sehr leicht in Gesellschaft oder gar als Werkzeug der zerstörenden Kräfte wieder. Die Bindung der Altäre an die Throne, der Kirchen an das Geld, der frommen Gemeinschaften an die reaktionären Mächte sind dann das Bettlerlos von Menschen, die einmal nicht nur eine zerrissene Note, sondern eine ganze Wahrheit bekamen.

Von seinem Nachsatz, «alles ist euer», gelöst, könnte das Wort: «Niemand setze seinen Ruhm auf Menschen» wohl die Einleitung zu dem heidnischen griechischen Spruch sein: «Zeus erteilet selber den Menschen, vornehm oder gering, nach seinem Gefallen ihr Schicksal. Dieser beschied dir dein Los, und dir geziemt, es zu erdulden».

Unserer Verheißung anderer Teil ist das Wort: «Alles ist euer, es

[1] Anmerkung: Predigt, am 29. August 1948 im Studio Basel gehalten.

sei Welt oder Leben oder Tod, es sei Gegenwärtiges oder Zukünftiges.» Alles ist euer, ihr habt die Kraft, die Geister zu prüfen. Ihr *erleidet* nicht euer in undurchdringlichem Wolkendunkel verborgenes Schicksal, nein, ihr *seid* euer Schicksal. Ihr seid nicht an ein sinnlos kreisendes Rad der Zeiten gebunden, sondern euch ist ein Weg durch die Geschichte gewiesen. Euer ist die Gegenwart mit ihrer erschlossenen, aber noch nicht nutzbar gemachten Fülle, und euer ist die Zukunft, in die ihr schreitet, wo immer ihr Antwort gebt auf dieser Gegenwart brennende Fragen.

Mit dieser *anderen* Hälfte der Wahrheit, eben der anderen Hälfte der zerrissenen Note auf die Märkte der Zeiten zu gehen, war wohl nicht gerade eine oft wiederkehrende Versuchung christlicher Menschen, es war zu allen Zeiten wohl eher die Versuchung von Menschen, über welche das Bewußtsein ihrer Kraft oder eine Helle glückhafter Zeit wie ein blendendes Licht unvermutet hereinbrach. Doch das Bettlerlos bleibt auch hier nicht verborgen. Daß unser Jahrhundert, das in solcher zukunftsgläubigen Stimmung begann, das Jahrhundert der ungebändigten Krisen, der den wirklichen Möglichkeiten von Wissenschaft und Technik hohnsprechenden Nöte, der die Weltverflochtenheit verneinenden Weltkriege ward, ist jen Bettlerschicksal im großen. Im kleinen spiegelt es sich wohl dann wieder, wenn gerade scheinbar hemmungslos zukunftsgläubige Menschen von einer *tiefen*, durch Hast und Lärm nur mühsam verhüllten Lebensangst gepeinigt sind, die dann zuzeiten in Nervosität, ja in der Hysterie der Masse oder in müder Hoffnungslosigkeit wie gestaute Fluten einen wilden Ausbruch suchen. Von seinem Vordersatz gelöst, könnte das Wort: «Alles ist euer» gar wohl an die Botschaft Nietzsches sich anschließen: «Gott ist tot» ... und *darum* ist alles euer, ihr Rechtsnachfolger, ihr Erben Gottes.

Aber nun hört doch das ganze Wort, die ganze, unzerrissene Wahrheit. Sie verbietet es, in heuchlerischer Demut die Gaben und Aufgaben zu mißachten, die den Menschen gegeben sind. Und sie macht es unmöglich, in oberflächlicher Sicherheit nur in den seichten Grund materialistischer Zukunftsgläubigkeit die Lebenswurzeln zu senken, die doch nur in tieferen Tiefen lebendiges Wasser finden. Die ganze, unzerrissene Wahrheit ist zugleich Gericht über die selbstverschuldete Verzerrung des Christentums, wie über eine nur auf Sand gebaute Kultur und Geistigkeit.

Woher aber kommt die Versuchung über den Menschen, die ganze Wahrheit zu zerreißen? Hinter der weltflüchtigen Gottseligkeit wie hinter der gottflüchtigen Weltseligkeit steht wohl die gleiche Not, die gleiche Versuchergestalt. Sollte es wohl möglich sein, mit der Verheißung, der doppelten Verheißung unseres Textes in den Ohren, eben diese Not, diese Versuchergestalt um uns und in uns zu erkennen?

Niemand setze seinen Ruhm auf Menschen ... ihr seid frei von

Überschätzung menschlicher Meinung und Parteiung, frei vom dämonischen Zwang der Schlagworte und Psychosen, frei auch von jener trügerischen Hoffnung, die von irgendwelchen menschlichen Einrichtungen das Heil der Welt erwartet. Und alles ist euer . . . Die Erde ist euer, die ihr euch untertan machen sollt, damit das Brot, das sie wachsen läßt, zu allen ihren Kindern komme. Die Wirtschaft ist euer, die ihr verwalten sollt, auf daß sie ein von Verantwortung getragenes Werk sei und nicht ein Spielball von Krisen und Marktkämpfen, die Technik ist euer, damit sie Menschen und Völker verbinde, dem Menschen und dem Frieden diene. Euer ist auch diese Freiheit.

Die Wirklichkeit aber des Menschen dieser Zeit sieht anders aus. Da wirkt eine fatale Überschätzung der eigenen Meinung, des eigenen Volkes, der eigenen Klasse ein eigentliches Unvermögen, den Menschen *gegenüber*, den Menschen *jenseits* dieser Grenzen zu erkennen oder gar zu finden.

Da wirkt eine ebenso fatale Überschätzung *gegnerischer* Kräfte jene gehetzte Furcht und Reizbarkeit, die es verhindern, nüchtern zu sehen, zu hören und zu handeln. Daß unsere Zeit den Begriff des Nervenkriegs — und wahrlich nicht nur den Begriff — erfunden hat, ist schwerlich ein Zufall. Diese Erfindung geht doch wohl von der Beobachtung aus, daß eben Nervosität und Gereiztheit dieses Menschen bekannteste Züge sind. Und wahrlich hat der Mensch auf nichts anderes seinen Ruhm, sein Vertrauen zu setzen, als auf Menschenmeinung und Menschenwort, so fällt er der großen Nervosität — einmal vielleicht dem Nervenkrieg — zum Opfer.

Vor Jahrtausenden dichtete ein unbekannter Dichter Israels jenen 8. Psalm, in dem es heißt: «Was ist doch der Mensch, daß du seiner gedenkst? Und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? Du machtest ihn wenig geringer als Engel, mit Ehre und Hoheit kröntest du ihn.» Er könnte wohl nicht so singen, der unbekannte Dichter, wenn er den Menschen unserer Tage im Auge hätte. Er hat allerdings auch damals wohl nur darum so gesungen, weil er mehr vom Menschen wußte, als was das Bild der Menschen seiner Zeit ihm hätte sagen können. Ist nicht dieses der zynische Ruf dieser Zeit: «Nichts vermögt ihr. Es hat immer Armut und Kriege gegeben, und dieses muß immer so sein.» Müssen wir nicht diesen grausamen Klang in den Ohren haben, wenn wir Zeugen der großen Kapitulation sind, da der Mensch die Hoffnung aufgibt, Brot und Friede zu erhalten und zu wirken? Ist das nicht der Grund, warum so vieles unfruchtbar bleibt und wird, was reife Früchte hätte tragen dürfen? Dem in blindem Schicksalsglauben gefangenen Menschen bleibt alle Zeit seines eigenen Lebens unfruchtbar. Da gibt es dann Leid, das nur verhärtet, und Freude, die nur noch sich austobt, es gibt Notzeiten, die den Menschen zum Jammerlappen, und Hochkonjunkturzeiten, die ihn nur zum satten Spießbürger machen.

Gerade diese letzte Gefahr liegt heute wie ein Föhndruck über unserem Volk. Was wächst *uns* in dieser Zeit, was an Geist, was an Reife, was an Schönheit, und nicht zuletzt, was an Güte? Heißt das unüberhörbare Lied unserer Tage nicht: «Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot», oder anders gesagt: «Morgen ist vielleicht Krise, Arbeitslosigkeit, Geldentwertung, Krieg?»

Wer die Botschaft der Bibel in den Ohren und im Herzen hat, wird nicht einfach über die Unfruchtbarkeit dieser Zeit klagen. Er wird noch weniger in jen Heuchlerlied einstimmen, das man heute so oft hören kann, man müsse den Leuten den Brotkorb höher hängen, es gehe ihnen nur zu gut, und sie wüßten mit Geld und Gut ja doch nichts Rechtes anzufangen. Nein, wer die Verheißung recht gehört hat, weiß, daß der Grund jener Unfruchtbarkeit eine schlimme Kapitulation ist, ein Unglaube, der um so schwerer wiegt, je mehr seine Träger Zugang zu den wirklichen Gütern haben und auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Gehen sie in solchem Unglauben voran, so dringt dieses lähmende Gift in die Tiefe und in die Breite.

Die Botschaft unseres Bibelwortes aber geht heute wie ein leiser und doch in sich selber starker, suchender Ruf durch die Welt: Ihr, ihr Menschen, müßt nicht solche Opfer sein, weder die Opfer von Verhetzung und Nervenkrieg in der großen Politik noch die Opfer von Reizbarkeit und Nervosität im Verkehr von Mensch zu Mensch; ihr müßt nicht Opfer der Unfruchtbarkeit sein, weder jammernde noch spießbürgerliche Sklaven blinder Gewalten!

Was ist aber dieser kühnen Hoffnung tragender Grund? «Ihr seid Christi, Christus aber ist Gottes!» Ihr seid aus der Herrenlosigkeit gerissen und wisset, wem ihr gehöret. Ihr seid von der tödlichen Versuchung befreit, entweder euch eurer Fesseln — mag man zuweilen auch ein wenig mit ihnen klirren — zu trösten, oder aber, so die Fesseln doch einmal zerspringen, schleunigst euch neue zu schmieden. Ihr seid Christi, des Christus, der die stärksten Fesseln brach: Schuld und Tod! Das ist das Ende von Nervosität und Unfruchtbarkeit. Das ist *die* Freiheit, welche die alte, aber nicht greisenhafte Heilige Schrift in diese neue, aber oft so greisenhafte Zeit hineinzurufen hat. Es ist die Botschaft einer großen Verwandlung.

Der *Mensch* ist verwandelt, der mit dieser Botschaft im Herzen zu leben wagt, denn er gehört weder der Gier noch der Sorge, weder einer öffentlichen Meinung noch einem sinnlosen, unüberwindlichen Schicksal, er gehört Christus, dem Überwinder.

Und die *Welt* ist verwandelt, in der solche Botschaft eine lebendige Triebkraft ist. Sie ist weder eine chaotische Technik noch ein technisiertes Chaos, weder ein Bereich absoluten Wahnsinns noch ein gerader Weg ins Paradies, sie ist viel mehr: Sie hat Raum für das Wunderbare, für den Geist des Auferstandenen, für sein angebrochenes Reich.

Darum ist die Botschaft: «Ihr seid Christi» die große Verwandlung, weil dieser Christus die Mitte Gottes ist, des großen göttlichen Lebens lebendiges Herz. An diese Botschaft *glauben*, heißt *glauben*, daß wir nicht nur irgendwo, irgendwann und durch irgendwelche Anstrengungen oder Zufälligkeiten gerade noch den Rand des göttlichen Lebens erspähen, erreichen, oder gar in ihn hineinwachsen können, sondern daß Gottes Mitte, Gottes Herz, der Raum ist, der uns birgt. In diesem Herzen, diesem Christus, ist unser Raum. Weder Reden von Gott noch Träumen von Gott, sondern: Heimat in Gott will unser Leben formend durchdringen. In Christus, dieses Gottes Herz hineingenommen, werden wir durch viele Todesschmerzen schreiten, durch viel schmerzhaftes Erkennen und Selbsterkennen, aber auch durch viel neues, hohes Leben, durch viel stärkendes Erleben des Wunders, daß Er sein Reich baut.

Ihr gehört in Gottes Herz hinein, ist darum nicht ein weichlicher Trostspruch, aber es ist ein verwandelndes Wort, denn: Ihr gehört Christus, dem Sterben und Auferstehen, diesem gottgewollten Rhythmus, in dem Sein Reich sich erbaut!

Und dieser Christus ist Gottes, des einen, einzigen, unzerteilten Gottes! Sind Welt und Mensch oft genug in der ständigen Versuchung, aus diesem Einen und Unzerteilten viele Götter und Götzen zu machen, so tut sich dem Menschen, den Gottes Herz umschließt, die große göttliche Einheit auf. Hier, in Christus, hier, in Sterben und Auferstehen, hier, im Rhythmus des göttlichen Reiches ertragen und erkennen wir Gottes Einheit. Und hier weichen die vielen zerrissenen und zerreißenden Götter, die Gewalt- und Geldgötzen, die Gier- und Sorgengötzen. Es bleibt nur einer, einer dazu, den wir nicht nur erahnen, nein, einer, in dessen Herzen unsere Heimat ist.

Und wieder, spüren wir nicht, wie Verwandlung ausgeht von dieser Botschaft, diesem Glauben? Ist das nicht der Weg, auf dem wir selber, wir, die Menschen, wieder Ganze und Unzerteilte werden können? Müssen da nicht auch die vielen Zufalls- und Augenblicksseelen in unserer Brust weichen? Dieser Glaube ist das Ende der großen Zerrissenheit, in der wir heute als Christen, morgen als Bürger, als Vereinsmitglieder, als Geldverdiener denken und handeln, ohne daß diese verschiedenen Leben von der gleichen Kraft durchpulst und dem gleichen Ziele zugeleitet würden!

Damit aber ist dieser Glaube auch das Ende dieses Zeitgeistes, der die zerrissenen Menschen prägt, und das Ende einer Kultur, die den Menschen nicht zu sich selber kommen läßt. Hier hat die Macht jener die Freiheit verfälschenden Versuchergestalt ihr Ende, ihren Überwinder gefunden.

Vor dem Einen Gott stehen heißt: Nicht mehr ein Bündel zerrisse-

ner Seelenkräfte, sondern selber eine Einheit sein, sich selbst finden, so wie es eben nur in Gottes Herz, in Christi Reich geschieht.

Darum kann unser Text soviel von Freiheit verheißen. Denn *die* Menschen werden der Freiheit fähig sein, welche das heilige «Du» ertragen, das Gott zum Menschen spricht. Sie werden darum der Freiheit fähig sein, weil sie nun eben auch selber «Du» sagen können zum anderen Menschen.

Wie anders muß es sein, wenn wir so, zu ungeteilten Menschen geformt, vor die Fragen unseres Lebens und unserer Zeit treten, als wenn wir nur als die Zerrissenen von diesen Fragen gehetzt und getrieben werden!

Nicht, daß der Weg der Menschen, die ihre innere Einheit gefunden haben, ein Weg ohne Schiffbrüche, ohne schmerzhaftes Anstoßen an allerlei Grenzen wäre. Es bleiben vielleicht viele Mauern außen und innen. Es wird vielleicht oft der Ruf uns begegnen, der auch zum Kreuz auf Golgatha hinaufscholl: Zeige, was du kannst, «rette dich selbst, und steige vom Kreuze herab». Aber das ist nun kein Ruf mehr, der uns zur Rechtfertigung unserer Kapitulation, unserer müden Hoffnungslosigkeit, unserer unverantwortlichen Weltflucht werden könnte. Wir haben einen stärkeren Ruf in den Ohren und in den Herzen.

Menschen, die, in Gottes Herz gerufen, Gottes und die eigene Einheit gefunden haben, werden wissen, daß nicht der meßbare, sichtbare Erfolg über die Wahrheit einer Verheißung entscheidet. Ihnen ist auch der gefährliche Götze des Erfolges entthront. Über die Wahrheit einer Verheißung entscheidet nur die Qualität, der Charakter, das Herz dessen, der die Verheißung gibt. Sollte, wer dieses Herz nicht nur jenseits der Welten ahnt, sondern es in Christus kennt, von ihm umschlossen ist, sollte ein solcher Mensch nicht fähig sein, allem Äußeren zum Trotz in der zerrissenen Welt die Einheit der Seele zu erhalten und in der kraftlosen Zeit die Kraft der Freiheit?

Und so geht heute nicht nur ein verheißender Ruf, sondern der suchende Gott selber durch die Welt. Es ist wahrhaft ein revolutionärer Gott, der da inmitten einer Welt voller Götter und festbegründeter Herrschaftsansprüche, in einer Welt unfreier und zerrissener Menschen, dieser Welt und diesen Menschen, uns also, sein Wort zuruft: Ihr seid Christi, und darum ist alles euer.

Gebet.

Heiliger Gott, du unser Herr und unser Vater.

Wir danken dir, daß du die Erlösung, die Verwandlung deiner Menschen willst und wirkst. Wir danken dir, daß du uns nicht einfach allein lässest mit unserem kleinen Geist, mit Menschengeistern und mit Zeitgeistern, sondern daß *dein* Geist uns sucht. Wir danken dir, daß du selber uns das allzu kleine Bild, das wir uns von dir gemacht

haben, immer wieder aus den Händen nimmst und uns in die Größe deines Vaterherzens hineinnimmst.

Herr, wir bitten dich: Hilf uns, stille werden für deinen Ruf, und heile du unsere innere Zerrissenheit.

Vater, du hast dein Reich begonnen auf dieser Erde, laß es zu uns kommen. Laß den Ruf zu deinem Reich wie einen stillen Segen durch unser Volk und durch alle Völker gehen. Amen. *Bruno Balscheit.*

Außerordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der «Freunde der ‚Neuen Wege'»

(Sonntag, 29. August 1948)

Die Versammlung wurde einberufen, um ihr Bericht zu erstatten über die Tätigkeit der an der Jahresversammlung vom 6. Juni bestellten Wahlkommission, die den Auftrag hatte, einen neuen Redaktor zu suchen und Vorschläge für die Ersatzwahlen in den Vorstand zu machen. Ferner lagen zwei Anträge vor, die von Herrn Pfr. Bachmann, Zürich, einige Tage vor der Versammlung den Mitgliedern bekanntgegeben worden waren. Der Präsident der Kommission, Dr. Max Wolff, klärte eingangs seines Berichtes einige Mißverständnisse auf, die ihm hinsichtlich der Entscheidung vom 6. Juni aus mündlichen und schriftlichen Äußerungen und aus der Presse entgegengetreten sind.

1. Die Deutung der Beschlüsse, als wäre Herr Pfr. Paul Trautvetter gewaltsam aus der Redaktion verdrängt worden, entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Die Mehrheit der anwesenden Mitglieder hatte sich für die Fortführung der «Neuen Wege» mit Pfr. Trautvetter *und* Dr. Kramer entschieden, trotz der vorangegangenen Erklärung Trautvetters, daß er zurücktreten werde, wenn die Mehrheit sich für die Beibehaltung der Rundschau entscheide.

2. Der Antrag von Heinz Bannwart bezweckte *nicht* die Ausschaltung Trautvetters, sondern sollte lediglich die Weiterführung der Rundschau unter der Redaktion Dr. Kramers gewährleisten. Der Ausgang des 6. Juni ist allein die Folge der persönlichen Haltung Trautvetters.

3. Es stimmt nicht, wenn die Zeitungen berichteten, der ganze Vorstand sei zurückgetreten. Im Anschluß an die Versammlung traten vier Mitglieder zurück, nachträglich dann noch die Administratorin, Frl. E. Müller, und aus Altersgründen Herr Pfr. L. Stückelberger.

Für die Fortführung der «Neuen Wege» auf der Grundlage der religiös-sozialen Botschaft würden der vorgeschlagene neue Redaktor, Pfr. Dr. *Bruno Balscheit*, Läufelfingen (Baselland), mit einigen ihm

zur Verfügung stehenden Mitarbeitern und auch die in Aussicht genommenen neuen Vorstandsmitglieder Gewähr bieten, desgleichen der als neuer Präsident in Vorschlag gebrachte Willi Lüssi.

Die Anträge von Pfr. Hermann Bachmann lauten:

1. Die Zeitschrift «Neue Wege» stellt mit der Juli/August-Nummer 1948 ihr Erscheinen ein.
2. Eventuell, für den Fall der Ablehnung des Antrages 1: Die Zeitschrift wird unter einem andern Namen herausgegeben.

Pfr. Bachmann knüpft die Begründung seiner Anträge an eine Vortragsreihe an, die er zur Zeit der Tagung vom 6. Juni bei den religiös-sozialen Freunden in Deutschland hielt. Er erzählt, daß er für einen Aufenthalt in Ostdeutschland die Papiere zu spät und in russischer Sprache erhalten hätte und daß er nach seiner politischen Richtung gefragt und ein Lebenslauf von ihm verlangt worden sei. In Berlin sei ihm von den dortigen Freunden erklärt worden, es sei in der heutigen Lage schwer, auf Gewalt zu verzichten. Den deutschen Freunden hätte er erzählt, daß an der am 6. Juni in Zürich stattfindenden Tagung sich eine Spaltung unter den schweizerischen Religiös-Sozialen vollziehen werde wegen ihrer gegensätzlichen Haltung in bezug auf die Beurteilung der Gewaltfrage. Pfr. Bachmann findet, daß unter diesen Umständen die «Neuen Wege» nicht mehr der Ausdruck der *ganzen* Bewegung seien, und somit dürfte die Mehrheit die Zeitschrift nicht mehr weiterführen oder dann nur unter einem andern Namen.

Pfr. Bachmanns Anträge und Argumentation riefen spontan den Äußerungen einer Reihe von Votanten, die ihr großes Befremden über das Vorgehen und strikte Ablehnung der Anträge bekundeten. Es wurden in längeren und kürzeren Ausführungen unter anderem folgende Einwände gemacht:

Den «Neuen Wegen» liegt nach wie vor das gleiche Programm zugrunde; das Vorgehen ist Mißachtung eines demokratischen Entscheides (im Gegensatz zu Ragaz, der je und je bereit war, sich demokratischen Entschlüssen der Vereinigung zu unterziehen); das Aufgeben der «Neuen Wege» in der jetzigen Weltlage wäre Defaitismus; die «Neuen Wege» sind ein Begriff geworden im Kampf für Gerechtigkeit, Wahrheit und im Ringen um geistige Klarheit; sie haben eine Aufgabe gegenüber der sozialistischen Arbeiterschaft, was besonders Ragazens Anliegen war; es darf nicht denen von vornherein die Befähigung zu einer Leistung abgesprochen werden, die den Willen und die Bereitschaft haben, der Sache zu dienen; Ragaz hat *nie* die «Neuen Wege» als *seine* Sache redigiert, sondern als Diener einer Sache.

Herr Pfr. *Lukas Stückelberger*, ein Mitbegründer der «Neuen Wege», äußerte sein Erschrecken über das Wort «Spaltung» und hob den Willen und die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit an der Sache

Christi hervor. Daß ausgerechnet an diesem Tage der in Aussicht stehende Redaktor, Pfr. Balscheit, am Radio seine Stimme erhob, erschien Pfr. Stückelberger providentiell.

Herr Pfr. *Karl von Greyerz* wendet sich angelegentlich an die Familie seines verstorbenen Freundes Leonhard Ragaz. Er bittet sie, sich Rechenschaft zu geben über das, was Ragaz und die «Neuen Wege» für unzählige Menschen bedeutet haben an Hilfe und Wegbereitung, an Einsicht, daß die Sache Gottes größer ist als alle Unterschiede zwischen den Menschen. Für uns gelte das Wort Calvins: «Das Werkzeug ist zerbrochen, aber das Werk geht weiter.» Wir sollten uns freuen, daß die «Neuen Wege» *nicht* begraben werden, denn *das* wäre *Schmach* und *Schande*.

Für die Anträge von Pfr. Bachmann wurde folgendes geltend gemacht:

Die «Neuen Wege» sind in erster Linie eine Angelegenheit von Prof. Ragaz gewesen und hätten mit seinem Hinschied aufgegeben werden müssen; sie sind nicht mehr im Sinne Ragazens weitergeführt worden; es handelt sich bei den Religiös-Sozialen um eine Spaltung, es ist etwas Absolutes, Prinzipielles, in dem es keine Einigung gebe; die Namensänderung für eine Zeitschrift bringe keine besondern Nachteile mit sich.

Frau Clara Ragaz hält es für unmöglich, daß die «Neuen Wege» im gleichen Sinne weitergeführt werden könnten wie früher. Die Spaltung sei vorhanden, da zwei verschiedene Strömungen sich zeigten in der Bewegung und die «Neuen Wege» nun nicht mehr eine Einheit vertreten würden. Sie sollten auf Ende des Jahres aufgehoben werden.

In der Abstimmung wurde der *1. Antrag* mit *66 gegen 27 Stimmen abgelehnt*.

Der *Eventualantrag* wurde mit *63 gegen 29 Stimmen abgelehnt*.

Für die zurückgetretenen Mitglieder werden in den Vorstand der Vereinigung gewählt: Pfr. Hans Böhringer, St. Gallen, Dr. Max Wolff, Zürich, Werner Egli, Zürich, H. R. Jeanneret, St-Imier, Carmen Weingartner-Studer, Basel, Gertrud Spillmann, Zürich, Beatrice Witzig, Zürich.

Zum Präsidenten wird Willi Lüssi, Zürich, gewählt;
zum Redaktor Pfr. Dr. Bruno Balscheit, Läufelfingen.

Beatrice Witzig übernimmt die Administration, Gertrud Spillmann das Aktuariat.

Beide Redaktoren, Pfr. Balscheit und Dr. Kramer, sind gedacht als für ihren Teil verantwortlich.

Zum Schlusse äußert Pfr. Balscheit einige Gedanken über den Weg, den es einzuschlagen gelte.

Es bestehe die Notwendigkeit, aus der Zwangslage herauszukommen, in die man gerate, wenn man falsche Fragen stelle. Eine solche

falsche Fragestellung heiße bei uns: «Amerika oder Rußland?» Vom «größeren Christus», der in seiner Größe nur geahnt, aber nie gesehen und umrissen wurde, müßten wir ausgehen, um eine nüchterne Beurteilung finden zu können. Nicht Entweder - Oder, sondern Weder - Noch sei zu sagen. Wir müssen zu einer Klarstellung dessen kommen, was wir wollen.

Das Entweder-Oder auf der *politischen Linie* würde den Sieg des einen oder andern bedeuten. Es kann aber eine sozialistische Welt geben, die nicht das tun muß, was Rußland getan hat. Es bedarf ein wenig des «guten Blicks», der sieht, was begonnen ist am Werk des Sozialismus. Es sind die Werte, die gleich den biblischen nicht dogmatisch festgesetzt werden sollen. Klärung im Grundsätzlichen wird uns weiter führen als leichtfertige, voreilige Affekturteile. Die Zukunft der religiös-sozialen Bewegung sieht er in der Art, daß es nötig ist, mehr und tiefer in die eigentliche Schicht einzudringen, von der wir die Gestaltung der Zukunft erwarten. Mehr und engere Verbindung mit ihrem politischen Tun sei unser Anliegen. Zum Wege gehört auch der Glaube an die Zukunft. Wir leiden heute an großer Impulslosigkeit. Dieser Not müßten wir begegnen, indem wir den Impuls aus der Tiefe gewinnen. Ein Ausgehen von Christus und seinem Reiche wäre ein Weg, um über das Fatale hinwegzukommen, das heute wieder aufgetaucht ist. Den Mißtrauischen unter uns möchte er sagen, daß sie zu schade sind für den engen Winkel, den Schmollwinkel, der sehr bürgerlich mit Plüschmöbeln ausgestattet ist. Es geht nicht um uns, um die Zeitschrift, es geht um etwas viel Größeres. Wir müssen drinstehen im Sturm, drinstehen als Menschen, die eine Sache haben und auch den Blick niemals von den kleinen Dingen der Welt her gewinnen.

Pfr. Balscheit empfindet die Voten von Pfr. L. Stückelberger und von Pfr. Karl von Greyerz, den ältesten Gliedern der Bewegung, als besonders wertvoll, er sieht sie als ein Zeugnis dafür an, daß eine gewisse Kontinuität gewahrt sei. Er habe diese Arbeit nicht gesucht, möchte aber, daß wir einen Weg suchen, der auch wieder ein neuer Weg ist. Pfr. Balscheit dankt für das Zeugnis des Lebens, für das Ja nach vorwärts, das die heutige Entscheidung abgelegt hat. Aus Zersetzung und Auflösung könne wie ein Wunder der Schöpfung Neues erstehen. — Diese Zuversicht müsse der Fortführung der «Neuen Wege» das Geleite geben.

Otto Herrmann dankt von Herzen allen denjenigen, die aus dem Amte ausscheiden, vor allem Pfr. Trautvetter für seine Redaktionsarbeit, Pfr. Dr. Lejeune für seine Präsidialtätigkeit sowie Frl. Dr. Ragaz und Frl. Müller für ihr hingebendes Wirken im Dienste der «Neuen Wege».

Der Präsident der Wahlkommission:
Dr. Max Wolff
Die Tagesaktuarin: *Sofie Zoller*

Rufen und Fragen

(Etwas über unsere zukünftige Arbeit)

Es gibt zwei Urfunktionen des menschlichen Wortes. Kleine Kinder und wache Menschen gebrauchen sie. Große Kinder und schlafende Menschen verlernen sie leicht. Diese ersten Bedeutungen des Wortes sind Anruf und Frage. Niemand kann ein Werk verrichten, der nicht des Handwerks Elemente kennt; niemand auch das Feld des geistigen Lebens durchschreiten, gar, wenn dieses zur Wüste geworden ist, darauf nach «neuen Wegen» suchen, der nicht des Wortes, seines einzigen Werkzeugs Grundbedeutungen kennt. Im allgemeinen Teil unserer Zeitschrift haben wir es in erster Linie mit Anrufen und Fragen zu tun. Mit solchen, die von der Zeit her erhoben sind, und mit solchen, die wir selber zu erheben haben. Das Feld, auf dem wir nach neuen Wegen auszuspähen haben, das weite Feld des religiösen, kulturellen, geistigen Lebens erhält durch das menschliche Wort sein Gepräge — und damit auch durch die echten oder unechten Anrufe und Fragen, die das Wort in sich birgt.

Anrufe und Fragen aber sind heute in Fülle und billig zu haben. Anrufe und Ansprüche, aufgeworfene Fragen aller Art füllen den Raum. Wir atmen sie ein und atmen sie aus, geben sie weiter, als wenn es unsere eigenen Rufe und Fragen wären. Eine ganze Maschine von Ansprüchen und Fragen wälzt sich über die Erde. Die Schule stellt Ansprüche an das Kind, Beruf und Staat solche an den erwachsenen Menschen. Presse und Radio werfen Fragen auf. Das «Echo der Zeit» belehrt uns über die Fragen der zentralamerikanischen Bienenzucht und solche der Restaurierung mittelalterlicher Bilder in einem Atemzug. Der Reader's Digest — als dernier cri der Bildung nun auch in deutscher Übersetzung erhältlich und von Minister Burckhardt, Professor Brunner und anderen lebhaft begrüßt — füttert fünfzig Millionen Leser monatlich mit dem gleichen Einheitsbildungsmenu. Eine uniforme öffentliche Meinung belehrt mindestens so autoritativ und suggestiv über Werte und Unwerte wie vor Jahrhunderten die Kirche über Himmel und Hölle. Lauter Ansprüche und Fragen!

Zuzeiten steht böser Wille hinter diesen unechten Ansprüchen und Fragen. So war es 1933, als schlotternde Kapitalisten durch Stahlruten schwingende Frontenjünglinge im Vertrauen auf die Stumpfheit der Masse die Frage stellen ließen: Bolschewismus oder Hitler? Wer sich diese Frage eintrichtern ließ, war verloren.

Zuzeiten ist es auch nur die Unfähigkeit zu echtem Rufen und Fragen, die den Menschen zum Opfer der falschen macht. Darum können wohl so leicht auf Freiheitskriege eigentliche reaktionäre Restaurationsepochen folgen, weil nach einem Übermaß moralischer Kraftentfaltung auch die leidenschaftlichsten Freiheitskämpfer müde werden.

Der müde Wanderer aber sieht nicht weit, sieht nur, was gerade vor Augen ist, hört nur, was ihm gerade noch ins Ohr gesagt wird. Gerade noch vor Augen und gerade noch in den Ohren aber sind die gegebenen Tatsachen, so wie der Müde sie erkennt. Ein Stück weiter entfernt, oft vom Nebel verdeckt, aber liegen die Ziele.

Die Art der Rufe und der Fragestellung innerhalb dieser unserer Zeit dient somit wohl eindeutig der Sicherung des Großbürgertums. Damit diese Sicherung möglich werde, wird eine Flut von Verkleinbürgerlichung ausgelöst. Gerade ihre Merkmale sind die nachgebeteten Rufe und Fragen, die Unfähigkeit, echten Rufen und Fragen standzuhalten, die Bereitschaft, sich in geistige Abhängigkeit zu begeben, wenn als Preis dafür die Hoffnung eines sozialen Aufstiegs winkt. Diese kleinbürgerliche Flut wälzt sich auch durch die Reihen der Arbeiterschaft. War sie schon gestern und vorgestern die Hauptgefahr unserer Christenheit, so ist sie heute auch die große Gefahr, die den Sozialismus bedroht. Die Verkleinbürgerlichung will Hilfe und Wehr sein gegen den Totalitarismus des Ostens. Sie ebnet aber gerade ihm den Weg, da sie die Kraft der Geister lähmt und — unfähig, die wirklichen Fragen zu lösen — gerade die Vermassung der Menschen erzeugt, gegen welche die Hofprediger der gleichen Verkleinbürgerlichung ihre billigen Predigten halten.

Wer aber ist denn heute noch echter Anrufe und echter Fragen fähig? Ist das am Ende — Gott allein?

Gewiß ist es Gott. Sein Ruf schuf die Welt. Seine echten Fragen «Adam, wo bist du?» und «Kain, wo ist dein Bruder Abel?» schufen das Sich-selber-Finden des Menschen außerhalb des Paradieses. Der Gottesruf Christi endlich: «Das Reich der Himmel ist genaht» ist Ruf und Frage zugleich: Ruf, weil er herausruft aus Müdigkeit und Fatalismus, Frage, weil angesichts dieser Verheißung alle anderen Reiche in Frage gestellt sind! Gewiß ist Gott auch heute der einzige Rufer und Fragende, den keine Müdigkeit beirrt.

Heißt das aber, daß wir Menschen darauf verzichten müßten, echte Rufe und Fragen zu erheben und zu hören? Heißt das, daß wir uns damit abfinden müßten, daß in der Welt des geistigen Lebens das Verbindliche, der echte Anruf, keinen Platz mehr hat, sondern nur noch Genuß, Nützlichkeit und l'art pour l'art? Aber dann verbrenne man doch alle Bilder van Goghs und alle Dramen Shakespeares! Und heißt das, daß es in dieser geistigen Welt nur *die* Fragen gebe, zu denen der böse Wille weniger und die Stumpfheit vieler den Menschen erziehen? Warum aber geben wir dann noch soviel Geld für Schulen und Universitäten aus? Die Filmwochenschau, die Wochenblättli täten es auch!

Unser Glaube, daß Gott der einzige echte Rufer und Fragende sei, bedeutet aber vielmehr, daß es *dann* echtes Rufen und Fragen unter Menschen gibt, wenn diese Menschen eben von diesem Gottesruf und

dieser Gottesfrage her zu leben beginnen. Sind die unechten, die vorläufigen Ansprüche und Fragen, die kleinbürgerlichen Geisteserzeugnisse unserer Zeit von Furcht oder Interesse erzeugt, so die echten Rufe und Fragen von der Frage Gottes «Adam, wo bist du» und vom Rufe Christi «Das Reich der Himmel ist genaht»! Machen Furcht und Interesse blind für echte Ziele und das Gebot der Stunde — so vor 1789, wie vor 1939 und später —, so wecken die Gottesfrage und der Gottesruf zum Hören auf die oft leisen, zuzeiten auch sehr lauten Hammerschläge, mit denen dieser Rufer sein Reich baut. Stürzen Furcht und Interesse den Menschen in irgendeine fassadenhafte Doktrin, so enthüllt die Frage: «Adam, wo bist du?», «Kain, wo ist dein Bruder Abel?» das Leben eines Adam, der auch heute noch sein möchte wie Gott, und das Leben eines Kain, der auch heute wieder Sand über unschuldig vergossenes Blut scharrt. Die so von Gott gerufenen und gefragten Menschen müssen *die* Nöte und Dämonien sehen, die sie selbst am nächsten bedrängen.

Und sie müssen wohl überhaupt nicht zuerst Nöte und Dämonien sehen, sondern dürfen vor allem die Verheißung des angebrochenen Gottesreiches vernehmen. Zu diesem gehört uns der echte Sozialismus, ein Sozialismus freilich, der nicht bei einigen sozialen Formen stehenbleibt, sondern dessen Hauptanliegen die Menschwerdung des Menschen ist. Der im Gottesruf und in der Gottesfrage begründete Sozialismus hat heute eine Aufgabe, die Doppelaufgabe des echten Rufs und der echten Frage. Als Christen haben wir dem geistigen Leben gegenüber nicht die Forderung nach christlicher Religion, christlicher Kultur und christlicher Geistigkeit zu stellen; und als Sozialisten ebensowenig das Programm einer sozialistischen Religion, sozialistischen Kultur, sozialistischen Geistigkeit zu proklamieren. Beides wäre Unsinn, wäre, da doktrinär, gerade unchristlich und Merkmal der Bourgeoisie. Der Anspruch, den wir zu erheben haben, ist der: Im religiösen, kulturellen und geistigen Leben echte Anrufe, echte Fragen ertragen und erheben! Das ist identisch mit christlicher und sozialistischer Haltung im Raum der Kultur.

Diese Doppelaufgabe ist zugleich auch die Aufgabe des allgemeinen Teils unserer Zeitschrift. Wir wollen versuchen, zu rufen, was uns selber zugerufen ist und was unseren christlichen Sozialismus begründet. Inhalt dieses Rufes ist die biblische Botschaft. Und wir wollen versuchen, die rechten Fragen zu stellen. Denn falschgestellte Fragen führen, und mag man noch so viel Scharfsinn an sie verwenden, zu falschen Antworten. Von Gott her erhalten falschgestellte Fragen überhaupt keine Antwort. Vor dem Opportunisten Pilatus und dem sensationslüsternen Herodes verstummte Jesus, zu dem Schächer am Kreuz redete er!

Liegt vielleicht darum so viel lastendes Gottesschweigen, so viel Unsegen über den opportunistischen und sensationslüsternen Frage-

stellungen dieser Zeit? Und geht nicht darum die Kraft, die die Welt nicht nur erklärt, sondern mithilft, sie zu verändern, gerade von Menschen aus, denen die Sehnsucht nach Seinem Reich in den Herzen brennt? Gerade hier liegt wohl die Aufgabe unserer Bewegung und unserer Zeitschrift. Wenn wir versuchen, zu rufen als die selber Gerufenen, und Fragen zu stellen als die selber Gefragten, so sind wir aus dem grauen Meer des reinen Negativen gerettet. Es ist uns aufgetragen, positiv die Begründung unserer Haltung zu erkennen und ebenso positiv Wege zu suchen, auf denen ein freiheitlicher und doch die Klassenherrschaft brechender Sozialismus zu verwirklichen ist.

In diesem Bewußtsein heute eine Arbeit übernehmen, die ein Leben lang von einem Manne wie Leonhard Ragaz getan worden ist, birgt keine leichte Verpflichtung in sich. Man kann es wohl nur im Glauben tun, daß die Kraft des Geistes, durch welchen der große Begründer unserer Zeitschrift Tausenden von Menschen den Glauben an den Sinn von Welt und Leben geben konnte, weiterlebt. Dafür ist dem neuen Redaktor die Gewißheit, wie viele alte und neue Freunde das Werk mittragen, eine Bestätigung. Und die Bereitschaft zahlreicher Mitarbeiter — deren Kreis noch wachsen möge — gibt uns zugleich die Hoffnung, daß wir als eine Arbeitsgemeinschaft an die uns gestellten Aufgaben herangehen können, wie es ja im Geiste des christlichen Sozialismus liegt. *Bruno Balscheit.*

Gott, Mensch, Mitmensch

Einige Gedanken

Gott und der Mensch gehören zusammen. Ohne Gott wäre der Mensch nicht da, und ohne den Menschen könnte Gott nicht auf die Erde kommen; er bliebe einsam, und dies wäre schrecklicher und weniger als «nicht da sein».

Gott und *ein* einziger Mensch — diese Beziehung hätte jene gerechte und echte Spannung nicht erzeugen können, aus welcher eine von beiden erstrebte Einheit sich einmal vollziehen könnte; sie wäre auch nicht fähig, das Gottesreich auf Erden zu schaffen. Gott und dieser einzelne Mensch wären zu negativem Ablauf ihrer Existenz verurteilt gewesen, da der Mensch als ein Einzelner Gottes Liebesreichtum in seiner Ganzheit gar nicht fassen und Gottes Willen, daß sein Reich auf die Erde komme, allein gar nicht erfüllen könnte, während Gott seinen Liebesreichtum und seinen Willen weder an der Fassungskraft eines einzelnen Menschen messen noch beides ins Leere hinaus senden wollte.

Gott in seiner Schöpferkraft strahlte, und jeder der ungezählten

Strahlen soll einmal in einem Menschen sein Ziel finden — es mußten und müssen also ungezählte Menschen die Erde bevölkern. Gott braucht Heerscharen von Menschen, die an seinem Reich bauen und an dessen Kommen glauben. Gott braucht Zeugen dafür, daß er ist, denn ein allein existierender Mensch fände nirgends ein Echo, wollte er Gott bezeugen. Gott braucht auch Zeugen dafür, daß er den Menschen schuf, denn ein einziger Mensch, der ohne Mitmensch lebte, würde weder Anlaß noch Freude haben, sich selbst zu bezeugen. Gott wußte, daß der Mensch den Mitmenschen braucht, weil er Anlaß und Freude, sich selbst und Gott zu bezeugen, braucht.

Um Einklang zu erreichen, muß zuerst Vielklang sein; um den Menschen für Gott und seinen Willen tauglich zu machen, bedarf es vieler Menschen. In diesem Sinne — um Gott unendlichfältig zu bestätigen, um Gott wirksam zu dienen und dem Kommen seines Reiches in unendlichfältigem Jubel entgegenzuharren, wird jene Masse, auf die immer noch verächtlich oder herablassend hinuntergesehen wird, notwendig und geheiligt. Wieder und wieder sucht und findet Gott im einzelnen Menschen der Masse den Menschen an sich, und immer wieder muß der einzelne Mensch, als Mensch an sich, für die vielen, für die Massen zeugen, beten und wirken.

Vereinzelung des Menschen gegenüber Gott und gegenüber dem Mitmenschen ist unfruchtbar und dem Willen Gottes entgegengesetzt. Das Reich Gottes kommt nicht für den einzelnen Menschen, sondern für alle Menschen, und das Gebet eines Einzelnen muß dem Kommen des Gottesreiches, also dem Wohle aller Mitmenschen gelten. So kann die Masse aufgelöst und damit erlöst werden zu Einzelmenschen, die ihrerseits nun dazu frei gemacht worden sind, sich zu einer Gemeinde zusammenzuschließen, zu einer Gemeinde, in welcher jedes Mitglied individuell und doch dem Ganzen verbunden Gott dient. Durch jede selbstherrliche (selbst der Herr sein!) Vereinzelung des Menschen entsteht als Gegensatz in irgendeiner Art die Masse (Ich und die andern!). Und zu einer Masse kann der sich vereinzelnde Mensch nie reine Beziehungen haben, nie solche, die vor Gott bestehen können. So wird selbst der Begriff «Volk», dieser legitimste Begriff für eine Menge von Menschen in ihrer Beziehung zu Gott, nur zu oft zum Begriff für etwas Verächtliches, Minderwertiges. Die Wechselwirkung ist augenscheinlich: Wird die Masse nicht richtig, das heißt nicht an Gott gemessen und gewertet, so gilt auch der Einzelmensch nichts oder wird unrechtmäßig in Höhen heraufgeschraubt, wo Gott nicht ist; wird aber der Einzelmensch nicht richtig gewertet, dann wird auch die Masse nur als Masse und nicht als Vielheit von Einzelmenschen gewertet. Gott kann an einer Masse keine Freude haben, er kann sich nur freuen an ungezählt vielen Menschen, die alle seine Kinder sind.

Wie nun die Beziehung zu Gott Bedingung ist zur Beziehung zum

Mitmenschen, so ist die Beziehung zum Mitmenschen Bedingung für die Beziehung zu Gott. Wie geartet die Beziehung des Menschen zu Gott ist, so geartet ist sie zum Mitmenschen. *Diese* Beziehung aber von Mensch zu Mensch: im andern Menschen das *Kind* Gottes, also im Mitmenschen sein Geschwister zu sehen, diese Beziehung harrt noch ihrer eindeutigen Verwirklichung. Die Beziehungen zwischen Gatten, Eltern, Geschwistern, Kollegen, Kameraden, Freunden, Vorgesetzten und Untergebenen — sie bleiben meistens Beziehungen der Menschen untereinander, auf der menschlichen Ebene, jedem Zusammenstoß ausgesetzt. Zu wenig deutlich, zu wenig den Menschen bewußt ist noch die Linie, die direkt von jedem Menschen zu Gott, dem *gemeinsamen* Vater führt. Auf dieser direkten Linie, die für jeden einzelnen Menschen eine für sich gesonderte ist, kann kein Zusammenstoß von Mensch zu Mensch erfolgen. Stoßen die Menschen aber in Gott zusammen, so verwandelt sich dieser Zusammenstoß in den erlösenden Zusammenklang.

Nützlichkeit, Gewohnheit, Neugier oder Affekt, welche die vorherrschenden Momente der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch sind, bewegen sich auf der Menschenebene, bewirken Reibungen, Verfälschungen, Verwirrungen, Abnutzungen, Katastrophen. Bringt der Mensch den Mitmenschen nicht erst zu Gott und dann erst zu sich in Beziehung, so arten die gegenseitigen Beziehungen auf irgendeine Weise und nach irgendeiner Richtung hin aus — sie zersetzen sich in einzelne Reaktionen, die wiederum die einzelne Persönlichkeit zersetzen. Man reagiert — und kennt sich selbst nicht mehr; man berechnet und erwartet — und ist vom Mitmenschen enttäuscht; man handelt und wartet eine Reaktion ab — und wird aus der eigenen Bahn geworfen, wenn diese Reaktion nicht die vorausgesetzte ist; man tanzt wie die Katze um den heißen Brei umeinander herum; man über- oder unterschätzt sich; man wägt sich ab, verrennt sich, verbirgt sich voreinander. Man braucht einander in falscher Art, und die Beziehung wird häufig zum Mißbrauch; man braucht einander nicht oder nicht mehr — die Beziehung wird nicht selten zu einem Abgrund.

Der Gnade aber, eines Vaters Kind zu sein, jedes verschieden in seiner Art, doch jedes dem einen Gott zugehörig und ihm allein verantwortlich — dieser Gnade brauchen wir uns nur zu öffnen, dann empfangen wir die weitere Gnade: wirkliche Persönlichkeit werden und bleiben zu können und im Mitmenschen den gleichgesinnten Mitarbeiter Gottes, also eine neue Persönlichkeit, die weder beneidet noch befehdet, weder umschmeichelt noch gemieden werden muß, zu erkennen. Zwischen solchen Persönlichkeiten, deren innerstes Wesen dem Mitmenschen sich geben kann, wie es ist, da es sich Gott gibt, kann das Menschentum sich völlig und rein entfalten, weil die gemeinsame Beziehung zu Gott den Menschen untereinander das Gemein-

same und nicht das Trennende offenbart, und weil auf diese Weise jeder Mensch aus dem dämonischen Reagierenmüssen sich loslösen kann und seinem Mitmenschen das Höchste zu schenken vermag, was er zu verschenken hat: *Sein* zu dürfen.

Carmen Weingartner-Studer.

Überwinden

Überwinden, überwinden —
Ist die Stunde noch nicht nah,
die der Träume Glocken künden,
wenn die Fäuste, die jetzt zittern,
Wunden schlagend, schmerzbereit,
sich befrein in Weltgewittern
— und mit sich die neue Zeit?

Überwinden, überwinden —
Und dann war die Stunde da,
brachte ein Sich-selber-finden!
Und ein Ahnen jenes Zarten,
dem das Selbst zutiefst entquillt,
hat das schmerzbereite Warten
und das Fieber sanft gestillt.

Samuel Staub

Trost und Trug der Poesie

Ein Essay über Carl Spittelers Dichtung

Sieht man sich heute um, was außer den niederen Leidenschaften der Genuß- und Gewinn- und Sportsucht, die freilich fast fesselos sich auswirken und sozusagen symptomatisch sind für ein Geschlecht, dem die Elemente der Selbstauflösung Köpfe und Herzen zerfressen und sie aushöhlen — was außerdem noch an höheren und edleren Kräften und Bestrebungen sich regt, die Menschen erfüllt, ihnen wertvoll dünkt als ein begehrenswertes Gut, so wird man manches nennen, aber unter dem Mannigfaltigen kaum etwas Einheitliches und Verbindendes entdecken können. Die höheren Daseinswerte, diejenigen, die abseits liegen vom rastlosen Mechanismus unseres technisierten Zeitalters, in dem alles aufgelöst, verflüssigt, verbrannt wird, bis es ganz übergeht in pure Kraft und Dynamik, sie sind zwar noch irgendwie da, weil

sich das Geistige von der Materie nie völlig verschlucken läßt, aber sie entbehren einer zusammenfassenden Macht, so daß sie in keinem gemeinsamen Stil, wie etwa zur Zeit der Gotik, kenntlich werden, sondern nur im Inkognito individueller Lebensgestaltung auffindbar sind. Nirgends zeigt sich das deutlicher als auf dem Gebiete der Kunst. Ton, Farbe und Wort haben es an sich, in Musik, Bild und Dichtung ein harmonisches Ganzes zu werden, das die Synthese herstellt zwischen Geist und Stoff; aber die Kunst der Gegenwart ist in ihrem Wesen disharmonisch und um so zeitgemäßer, je mehr sie das im Schöpferlicht geborgene Wunder und Geheimnis leibseelischer Einheit zerreißt.

Wie mit der Kunst selbst, so verhält es sich mit ihren Freunden und Gönnern. Es gibt heute unter ihnen keine stillschweigende Übereinkunft der Gesinnung, des Geschmacks, der Begeisterung mehr. Richtungslos sind die Künste und richtungslos ihre Liebhaber. Einst gab es diesbezügliche Ideale, heute fehlen sie nicht nur, sondern sind unerlaubt. Man darf nicht mehr seinen Dichter haben, den man liest, den man kennt, den man liebt. Das ist verdächtig. So bedeutet es ein Wagnis, sich dem Stimmungszauber irgendeiner Poesie hinzugeben, und dieses Wagnis wird gerade auch im Bereiche christlicher Denkart noch bedrohlicher, wenn es sich um Dichtung handelt, die nach Form und Inhalt mit dem gemeindemäßigen Gesangbuchston ganz und gar nicht übereinstimmt. Ist solche Hingabe nicht verlorene Liebesmüh, ja böswilliger Zeitverlust, der bittere Reue im Gefolge haben wird? Sind wir denn zum Dichten aufgerufen? Sind wir nicht vielmehr seitens der Bibel gewarnt davor, weil unser Dichten und Trachten böse ist von Jugend an? «Viel lügen die Sänger!», hat schon Plato erklärt, und es ist also auch heidnischer Weisheit nicht verborgen, daß die Locktöne der Poesie gar oft jenen sagenhaften Sirenen gleichen, die dem meergewohnten Odysseus zum Verhängnis geworden wären, wenn er seinen rudernden Gefährten nicht die Ohren verstopft hätte. Kirchlicherseits werden uns auch die Ohren verstopft und wird uns Weisung gegeben, nicht auf Dichtungen und Mythen, nicht auf Sänger und Poeten, nicht auf ihre Fabeln und Eingebungen zu hören, da sie uns von dem Einen, was not tut, ablenken und uns zu unnüchternen Spekulationen verleiten könnten. Die Reformatoren besonders, unter ihnen am eindeutigsten Calvin, haben sich dieses Verbot zu Herzen genommen, so daß sie Front machten gegen jene Fabulierlust, wie sie dann ein Goethe so verschwenderisch mit in die Wiege bekommen hat, und wie sie jeder Dichter in mehr oder weniger reichen Dosen als geistige Erbschaft erhält. Die Dichter haben es darum besonders schwer, sich am christlichen Glauben genügen zu lassen, nicht nur im Blick auf die einschläfernde Wesensart des domestizierten Christentums, sondern hinsichtlich seines zentralen Wahrheitsgehaltes. Wiederum ein Goethe hat sich vorsichtigerweise lieber zu den Heiden gezählt, weil er dort noch Möglichkeiten sah, die sich im Lichte einer

Offenbarungsreligion verflüchtigten. Dort, im Heidentum, konnte und kann man noch im Schmerz und im Scherz sich mit Tragödien oder Komödien über die oft so fatale Lage des menschlichen Daseins hinwegtäuschen, dort wurden und werden noch Mythen und Illusionen geträumt, und dort kann der Mensch noch im Leiden und Sterben als Heros zu triumphieren meinen. Wo aber Sinn und Geist des Evangeliums verstanden werden, da tritt Ernüchterung ein, und aus vermeintlichem Schauen wird ein zunächst dürftig erscheinendes Glauben. So viele Dichter und Dichterlein, deren Namen längst erloschen, haben darum frank erklärt: «Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.» Ausnahmen wie Novalis, Claudius und andere, bestätigen die Regel. Denn wir haben es hier mit einer inneren Gesetzmäßigkeit zu tun, die dem poetischen Geiste eigen ist oder sich in ihm exemplarisch ausdrückt. Es ist die Gesetzmäßigkeit des dem Menschengeist als solchem innewohnenden Widerspruches gegen das Absolutum göttlicher Offenbarung, das uns in der eigensten Ich-Wurzel trifft und entthront, nicht um uns zu töten, sondern um uns neu zu schaffen in der Dienststellung eines uns überlegenen Meisters. Dagegen rebelliert der menschliche Geist im allgemeinen und der poetische im besondern. Denn die Poesie, die, wie Johann Georg Hamann gut gesagt hat, «die Muttersprache des menschlichen Geschlechts» ist, sie hat es an sich, das spezifisch Menschliche echt mütterlich-egoistisch gegen alle Angriffe, und kämen sie von Gott selbst, zu schützen und nötigenfalls zu verteidigen, ja zu rechtfertigen. Sie hat die beharrliche Tendenz, den immer wieder scheiternden Versuch, sich ein willkürliches und eigenmächtiges Gottesbild zu machen, aufs neue zu unternehmen. Der dichterische Geist ist und will original sein, auch und gerade in religiösen Dingen — man denke an Rilke —, und so kommt es, daß der Dichter auch gerne seine eigene Religion hat, eine Religion, die sich der Krisis durch den Anspruch einer wirklichen Offenbarung entwindet, und die statt einer fremden Urkunde eine eigene Mythologie und mitunter sogar eine eigene Dogmatik ins Werk setzt. Das kann wohl am besten an Spittelers Bekenntnisdichtungen dargetan werden.

I. Der Weg des Prometheus

In dem Aufsatz «Meine poetischen Lehrjahre» spricht Spitteler von dem Weg, den er in seiner Jugend geführt worden sei: «Da gelangt man», heißt es hier, «auf jene wundersame Bergstraße, wo die zwei vornehmen Schwestern, die Zwillingskinder des Weltengeistes: Die Religion und die Poesie noch denselben Weg wandeln, Hand in Hand, stolzen Schrittes und ernsten Ganges.» Das ist der Weg des jugendlichen Prometheus, in welchen der Dichter seine eigene Religion hineinprojiziert. Wohin führt dieser Weg? Das wollen wir nun sehen.

«Übermutes voll», forderte Prometheus seinen Bruder Epimetheus

auf, mit ihm zusammen anders zu werden als «die Vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen». Er erstrebt einen völligen Bruch mit allem, was dem Volk gemäß seinem Brauchtum als selbstverständliches Recht und unantastbare Sitte erscheint. Im Sturm und Drang seiner Jugend fühlt er die Exklusivität seines auf Unbedingtheit drängenden Wesens gegenüber der Umwelt und ihrer geltenden Begriffe. Jedem Kompromiß ist er abhold. Er kann nicht anders, er muß wider den Strom schwimmen. Mächtig strebt sein Geist aus den Niederungen der religiös-weltanschaulichen und moralisch-bürgerlichen Zeitmode. Unmöglich ist es ihm, den Göttern zu huldigen, denen alle Welt ihre Opfer darbringt, unmöglich, sich die «richtigen Begriffe» anzueignen, die auf dem Markte wohlfeil zu haben sind, unmöglich, sich dem Gesetze zu unterziehen, das in Form autoritativer Machtsprüche die menschliche Gesellschaft ordnet und in Schranken hält, unmöglich, sich respektvoll der Sitte zu fügen, die in stillschweigender Übereinstimmung die öffentliche Meinung prägt und bestimmt, was anständig ist und was nicht; ja, nicht nur die Denkweise, sondern auch die Sprache der andern ist ihm zuwider, dergestalt, daß er sie eigenwillig umformt und sich gleichsam seine eigene Grammatik zurechtlegt. «Fluch und Schmach der kahlen Prosa zuvor, denn sie entweiht!» Mit dieser Verwünschung beginnt in «Imago» Viktors Brief an Frau Martha Steinbach, worin er von dem «ewigen Poesiewerte» jener Stunde berichtet, die ihm die Begegnung, die Parusie des ihm bräutlich anverlobten Seelenurbildes gebracht hat. Was aber auf Viktor zutrifft, gilt erst recht für Prometheus: er kann sein Innerstes nur in einem gehobenen, hieratischen Stil zum Ausdruck bringen, in musikalischen Wortgefügen, die ihren Sinn mehr im Singen und Klingen haben, weniger in ihrem gedanklichen Gehalt. So steht Prometheus von Anfang an in äußerster Opposition zu allem und jedem, was für die Allgemeinheit bezeichnend ist und ihr als maßgeblich erscheint. Als Folge dieser Haltung können die mannigfaltigen Konfliktsmöglichkeiten nicht ausbleiben. Das Mißverhältnis zur Umgebung ist von vornherein gegeben. Prometheus paßt nirgends hin. Er fühlt sich und er ist tatsächlich überall deplaciert. Der Anstoß, das Skandalon seiner Art wird wirksam.

Dennoch handelt es sich bei ihm nicht um die monotone Einseitigkeit eines Wesens, das nur sich selber will und behauptet. Der Spittelersche Prometheus ist nicht wie Dostojewskijs Kellerlochmensch ein anarchistisches und sogar nihilistisches Vernunftwesen, das aus Trieb und Instinkt heraus leidenschaftlich gegen die sogenannten Vernunfttatsachen anrennt, um seine eigene Vernunft zu begründen. Es geht ihm nicht darum, zu beweisen, daß es ein allerliebstes Sächelchen ist, zur Ausnahme einmal gelten zu lassen, daß zweimal zwei nicht vier, sondern fünf ist. Auch ist ihm nicht sonderlich daran gelegen, die menschliche Existenz durch radikale Fragestellungen zu problematisieren, um ihre ganze Fragwürdigkeit möglichst grell und schonungslos

zu beleuchten. Prometheus ist kein Solipsist, der in schneidender Kritik die Logik des gesunden Menschenverstandes angreift und zersetzt. Er sucht vielmehr aufbauende Wahrheit. Er sucht die Sinngebung seiner Existenz, an die er noch glaubt. So ist er ein Hingegebener und sich selber Hingebender, ein auf Eingebungen Wartender, und über allem steht ihm das Gebot, zu horchen auf «der eignen Seele Flüstern». Der Seele traut er originale und geradezu prophetische Kundgebungen zu, schöpferische Impulse, ohne die ihm das Leben nicht lebenswert wäre.

Wie wenig Prometheus in kleinlichem Egoismus um sich selber kreist, kommt schon darin zum Ausdruck, daß er nicht allein, sondern mit seinem «Freund und Bruder» den Höhenweg seiner Bestimmung gehen will. Er möchte Epimetheus durchaus mit sich emporführen aus allem Gemeinen und Gewöhnlichen, damit dieser auch spüre «adeliges Glück und seelenvolle Schmerzen». Nur gerade das Beste gönnt er seinem Bruder, ohne ihm aber das Schwerste ersparen zu können, nämlich den Verzicht auf Ehre, Ansehen und Verständnis bei den Menschen und auf die vielen Annehmlichkeiten geselligen Verkehrs mit dem Volke. Aber Epimetheus versagt. Ihn lockt der Ruhm auf den Weg der vielen, «die nach gemeinem Beispiel richten ihren Brauch», und die darum auch gemeinen Lohnes sind. So muß denn Prometheus allein seinen Weg gehen, den Weg, den der Dichter selber gegangen ist, als es ihn von der Heimat weg in die Ferne trieb nach Rußland, wo er sich mit seiner unerhörten Erlebnisfähigkeit dem ewigen Versuche hingab, die Ganzheit des Lebenssinnes zu erfahren um jeden Preis und unter allen Umständen. Denn es ist eben die tantalische Qual des Menschen, daß ihm unausrottbar dieses metaphysische Bedürfnis eingepflanzt ist, ohne daß er es zu stillen vermag, und je umfassender menschlicher Erkennerzwang Sein und Werden durchdringt, um so schmerzhafter kommt uns die Rätselhaftigkeit der Welt zum Bewußtsein. Wie oder wodurch lösen sich ihm aber die Rätsel? Was hält und tröstet ihn in der Sinnverwirrtheit des menschlichen Daseins? Wir berühren mit diesen Fragen das religiöse Moment des Spittelerschen Prometheus.

II. Offenbarung oder Illusion?

Gewiß in Erinnerung an die heimatlichen Gefilde mit ihren stillen Höhen und weiten Ausblicken, in Erinnerung auch vor allem an das blendende Glück seiner ersten Liebe unten im Tale, hat Spitteler die Szene geschildert, an die wir nun denken. Prometheus stiehlt sich grollend aus lautem Festlärm in die Stille. Auf einsamer, schneeumflockter Bergeshöhe widerfährt ihm bei eindunkelnder Nacht die geradezu Furcht und Entsetzen einflößende Vision eines Weibes von so betörender und berückender Schönheit, daß er in dieser «überirdischen» Gestalt der «Gottheit Glanz» wahrzunehmen glaubt und ihr in «schran-

kenloser, sinnverlassener Liebe» untertan wird. Die Übermacht der königlichen Erscheinung versetzt ihn in tobende und rasende Zustände, daß sein Geist hilflos dieser Todesangst gegenübersteht und kaum mehr die Herrschaft über sich findet. Er kommt sich vor wie der Vogel, der vor der Schlange Blick erstarrt und gelähmt dem feindlichen Willen zum Opfer fällt. In diesem «Feuerkreis» hat jegliches Gebet seine Macht verloren, seinen Trost eingebüßt, und alle frommen Sprüche fallen wesenlos in sich zusammen. Die Autorität dieser Gestalt ist eine totale, und ob ihrem Schauen stirbt und auferstehe das Leben des Prometheus. Nicht ohne Belang ist es, daß es sich dabei um die Wiederaufnahme einer schon früher geschehenen Begegnung handelt. Die «Göttin» erklärt ihm, sie habe ihn gewarnt, da er sie grüßte «auf dem Wiesengrund, am Bache, bei der Blumen Leuchten», und sie habe ihm gesagt: «ein Gott des Frevels bin ich, der dich abseits führet auf den ungebahnten Pfaden». Er aber habe nicht darauf gehört, und so sei es ihm nach ihren Worten geschehen: seines Namens Ruhm und seines Lebens Glück entbehre er um ihretwillen. Es geht aber aus dem Text deutlich hervor, daß Prometheus erst jetzt in dieser Erscheinung ganz bewußt ihr unerbittliches Wesen erkennt und seine unausweichliche Berufung, seine Erwählung durch sie vernimmt. Dem «Trunknen» gleich stürzt er vor ihr zur Erde und segnet diese seine «Göttin», seine «Herrin», feierlich ihr gelobend, fortan ihr Knecht zu bleiben und ihr zu dienen, was immer sie befehle. Zum Dank für dieses Gelöbnis nimmt sie den Ring von ihrer Hand und streift ihn über seine Finger, damit er ihr «Bräutigam» bleibe, ihr verlobt bis zum fernen Hochzeitstag, da sie «mit Wucher» ihm erstatte, was um ihretwillen sie ihm entwendet. Der «Segen», der dem Prometheus zum Angebinde dieses mystischen Ehebündnisses wird, besteht merkwürdigerweise nicht etwa in einer Heils-, sondern in einer düsteren Unheilsverkündigung, nicht in einer Seligpreisung, sondern in einer strafenden Verfluchung dessen, was er fortan tun, fühlen und hoffen wird, in einer Überhäufung mit Leiden ohne Zahl. Nur eines aber darf und soll ihm Gewißheit bleiben: selbst die schrecklichsten Qualen werden um jener einen Stunde willen, in der sich die selige Wiederholung der gegenwärtigen Erscheinung ereignen wird, überreich belohnt werden. Dieser Trost ist es, den Prometheus als wirksamen Verheißungsbesitz mitten in der Leidensnacht seines Lebens stets bei sich haben darf und soll. Zwischen Erinnerung und Erwartung, zwischen Vergangenheit und Zukunft wird ihm die Gegenwart, wie bedrückend sie auch auf ihm lasten möge, doch immer erträglich sein; denn

> «Vom Berg zum Berge ist's ein naher Blick, und was verschlägt das Tal? Und also wird dir nahe sein mein Wiedersehen.»

Das ist der Gruß, mit dem die himmlische Gestalt von ihrem Knechte Abschied nimmt, und woran er sich jederzeit aufrichten kann

und wird, wenn im «gemeinen Dasein» nur noch «der Welten Hefe» zurückbleibt, und er «der Erdenrinde bitteren Geschmack» zu spüren bekommt.

«Und was verschlägt das Tal?» Das ist nicht nur schön gesagt, sondern darin liegt auch eine tröstliche Wahrheit, falls es seine Richtigkeit damit hat, was dort oben auf dem Berge geschehen ist und wiederum auf dem Berge geschehen wird, wessen das Herz des Prometheus übervoll ist: Offenbarung der göttlichen Sinnwirklichkeit seiner absonderlichen Existenz. Spitteler hat auf seinem Manuskript in der Tat bei dieser Szene auf den Textrand das Wort «Offenbarung» geschrieben. Es ist nicht an dem, daß wir es dem Dichter nicht glaubten, wenn er an dieser Stelle von Offenbarung meint reden zu müssen, weil er vom ewigen Erlebnisgehalt der ihm widerfahrenen Vision sicher voll und ganz überzeugt war. Wir treffen überall in seinem Werke Spuren dieser einen und stets derselben Vision an. In ihr handelt es sich nicht um eine prophetische, sondern um seine poetische Berufung und also um seine ihm einst zur kristallklaren Gewißheit gewordene Bestimmung, allen Widerständen zum Trotz Dichter sein zu müssen und sich als solcher zu behaupten. Dazu kommt ein Zweites: die hinter der Vision stehende Wirklichkeit ist, wie aus dem Zusammenhange unzweideutig hervorgeht, die Wiederspiegelung einer Schönheit, und zwar einer Frauenschönheit, der er bereits begegnet war «auf dem Wiesengrund, am Bache, bei der Blumen Leuchten». Die Identifikation mit Anna Widmann, der Schwester seines Jugendfreundes, ist dabei für unsere Betrachtung ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist vielmehr, daß es sich bei der genannten Vision deutlich genug um den Glanz einer durch den Eros verklärten irdischen Wirklichkeit handelt, um eine letztlich eben sichtbare Schönheit, deren Poesiewert dem Dichter zu einer verbindlichen Religion wird, dergestalt, daß er dieser Schönheit dienen und ihr sein ganzes Leben zum Opfer bringen muß. So nimmt er das Risiko auf sich, daß diese eine Autorität auch illusorisch sein könnte, und eben von dieser Problematik zwischen wirklicher Offenbarung und unwirklicher Illusion, zwischen Faktum und Phantasie handelt Spittelers Imago-Roman. Nun gilt es aber, noch ein Drittes und das Entscheidende zu bedenken: echte Offenbarung ist immer Selbstmitteilung einer von der Welt unterschiedenen Wirklichkeit, im biblischen Verstande, Enthüllung und Selbstbehauptung Gottes im Gegenüber zu der ihm im Grunde ohnmächtig widerstrebenden Geschöpf- und namentlich Menschenwelt. Laut neutestamentlichem Zeugnis ist solche Offenbarung ein für allemal geschehen in der von Gott selbst vollzogenen Versöhnung durch sein Fleisch gewordenes Wort: Jesus Christus. Wo dieses Zeugnis angenommen, wo es geglaubt und weiter verkündigt wird, wo also Kirche ist, da weiß man, daß es sich dabei um ein historisches Faktum, keineswegs aber um einen Mythus handelt. Was ist nun aber Spittelers angebliche Offen-

barung gemessen an dieser wirklichen und echten Offenbarung? Bei ihr handelt es sich ja nicht, wie wir bereits dargetan haben, um die Kundgabe einer von der Welt unterschiedenen Wirklichkeit, sondern im Gegenteil um die Verklärung, ja Vergötzung einer sogar sehr greifbaren Erscheinung der irdischen Gestaltswelt. Es handelt sich um eine lyrische Apotheose. Damit fällt aber die Verbindlichkeit der Spittelerschen «Offenbarung» dahin. Sie wird sichtbar als das, was sie ist: optische Täuschung, Zauber, Magie, Mirakel, ohne daß sie dadurch ihren Poesiewert einbüßte und ihre Bedeutung für die Religion Spittelers verlöre, mit der er sein ewiges Heil riskierte. Auch solches Wagnis hat etwas Großes. Es hebt sich kühl und klar über alle muffige Scheinreligiosität empor. Nur im trotzigen Protest zu ihr hat die prometheische Überlegung ihren korrektiven Sinn: die mir widerfahrene Offenbarung ist vielleicht Illusion. Wohlan, so ist sie doch eine echte Illusion, und um ihrer Schönheit willen nehme ich alle sich daraus ergebenden Konsequenzen, auch Fluch und Schande, auf mich. Um diesen zur Religion erkorenen Aesthetizismus reinsten Wassers zu rechtfertigen, hat Spitteler in Epimetheus eine Gestalt geschaffen, die sowohl ethisch als religiös auf der ganzen Linie versagt.

III. Der Weg des Epimetheus

Epimetheus ist der Typus des Normalmenschen, der vollkommenste in seiner Art. Er ist allem Außerordentlichen und Abenteuerlichen abhold. Er will sicheren Boden unter den Füßen haben. Sein Weg führt darum in die Allgemeinheit, sinkt ab ins Tal. Dort weiß man um das Gottesreich und seine ihm entsprechenden Gebote. Dort hat man ein Gewissen, das da lehret «Heit» und «Keit». Dort weiß man um die Wohltat der Ordnung und braucht man den König von Gottes Gnaden. Epimetheus wird dieser König. Er ist ausersehen, zu regieren an Jehovas Statt und die Gotteskinder zu behüten: Mythos, den Erstgeborenen, Hiero, den Schönen, und Messias, die letzte Hoffnung. Aber Epimetheus, dessen Ich sich in der aufreibenden Sorge um das Wohl der Menschheit verflüchtigt, wird schwach, und ohne daß er es merkt, kommt es unter seiner Herrschaft zur Usurpation des Gottesreiches durch das Reich der Finsternis, so daß Mythos und Hiero dem mörderischen Behemoth verfallen und auch Messias verraten worden wäre, wenn ihn nicht in letzter Stunde Prometheus gerettet hätte, Prometheus, der sich erst jetzt als ein wahrer Heiland erweist. So führt der Weg des Epimetheus letztlich in die Verlegenheit, ja in die Katastrophe. Schließlich muß Epimetheus bitterlich bereuen, des Bruders Rat einst ausgeschlagen zu haben, und nur dank dem versöhnlichen Großmut von Prometheus kann er sich wieder zurückfinden zur besinnlichen Weltschau im heimatlichen Grunde.

Indem uns der Dichter diesen Weg des Epimetheus verfolgen läßt,

begnügt er sich nicht mit der möglichst dramatischen Abwicklung der Haupthandlung. Der gemächlich dahinfließende Strom des epischen Stils erlaubt es ihm, Betrachtungen darüber anzustellen, warum der epimetheische Weg und also der Weg der Allgemeinheit ein Irrweg ist, sein prometheischer Weg indessen der einzig sinnvolle. «Aus Gründen ihrer gar gewalt'gen Schönheit» bleibt Prometheus seiner Seele treu, womit sich der Dichter zum Poesiewert des Daseins bekennt und insofern auch sein eigenes Leben als ein sinnvolles bejaht. Darum zollt er auch im «Olympischen Frühling» der Lichtgestalt Apoll sein innigstes Lob. Er hat sich entschieden für den, der die Welt verschönt, gegen den, der sie beherrscht. Wer anders sich entscheidet, wählt falsch. Das ist es, was er in Epimetheus und dann in so vielen Göttergestalten des Olympischen Frühlings zum Ausdruck bringen möchte. Sie verkennen alle das Wesen dieser Welt als einer «sonnenscheingeschminkten Hölle», ja sie sind selber getrieben von der erbarmungslosen Gewalt Anankes, des «gezwungnen Zwangs», dem sie, ohne daß sie es wollen, dienen müssen. Denn Freiheit gibt es für ihn nur im Bereich der Phantasie, weshalb er in der ästhetischen Lebenssphäre beharrt, wo Schönheit mit Güte gepaart ab und an die Schleusen der Lust öffnet und mitunter eine erquickende Oase in der Wüste des Kosmos spendet. Das Schöne ist das Seltene, das Erlesene. Wer nur in ihm froh werden kann, dem stellt sich alles übrige als etwas Klägliches dar, und der Menschheit Jammer faßt ihn an. So bricht denn auch aus Spittelers Werken immer wieder ein abgrundtiefer Pessimismus hervor.

IV. Das Weltenklagebuch

Bevor wir im «Olympischen Frühling» das Weltenklagebuch aufschlagen, worin geschrieben steht, «was seit Beginn der Welt im wechselvollen Leben sich alles hat auf Erden und Olymp begeben», können wir in den früheren Dichtungen Spittelers die schwermütigen Visionen des Bösen reifen sehen. Die Erzählung vom toten Tal in «Prometheus und Epimetheus» wird uns heute im Blick auf die vielen Leichenfelder Europas besonders nahegehen, «es wird geschehen, wer immer dieses Tal betritt, so fasset Wahnsinn seinen Geist und nimmer wird er Freude finden alle Tage seines Lebens». Das leiddurchschüttelte Dasein hat den Dichter die Frage nach dem Ursprung aller Übel stellen lassen und ihn zu einem Mythus verleitet, der mit dem christlichen Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer, in schroffstem Widerspruche steht. Die heillosen Gebresten der Geschöpfwelt, die seufzt und stirbt, haben nach ihm ihre Ursache nicht in einem Sündenfall des Menschen, sondern in einem solchen Gottes. Aus einem schuldhaften Versehen Gottes läßt er unsere «Bastardwelt» entstanden sein, dergestalt, daß der Mensch geradezu aufgerufen ist, seinen Schöpfer zu seiner eigenen Rechtfertigung herauszufordern und ihn anzuklagen.

Prometheus ist gegenüber Gott im Recht. Denn das metaphysische Prinzip seiner Seele ist im Bereich eines Geheimnisses verankert, dafür es keine Namen gibt. «Was sie ist», so könnte man in schwacher Abwandlung eines bekannten Verses von C. F. Meyer sagen, «wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen, doch will sie treu sich allezeit mit uns verbünden.» Ihre Kundgebungen sind Offenbarung. Gott aber offenbart sich nicht. Er hat sich bloß am Pfuschwerk dieser Welt erprobt, die die schlagendste Manifestation seiner Ohnmacht ist. So steht Spitteler mit seiner Kosmologie in der Nähe Marcions, jenes Gnostikers, den die Frühkirche als Ketzer verdammte, weil er vom Weltschöpfer, dem Demiurgen, als von einem finsteren und zornigen Gott sprach. Die diesem Gott dienende Menschheit hält darum der Dichter für verloren und verkauft. Sie erliegt aussichtslos, wie Epimetheus und sein Volk, den listigen Anläufen des Teufels: Behemoths und seines noch schlangenglätteren Dieners Leviathan. Es lohnt sich, diesen Erzdämon etwas näher anzusehen; denn ihn hat Spitteler verwendet, um eine misanthropische Satire auf unsere oft so stupide Politik zu schreiben.

Leviathan also heißt bei Spitteler der Propagandaminister des Teufels. Das hebräische Wort stammt ab von einem Verbum «lavah», das winden, binden bedeutet, und bezeichnet eigentlich einen «Gewundenen». In der Bibel kommt es in der Bedeutung «Schlange» vor (Hiob 3, 8 und Jes. 27, 1), einmal bezeichnet es eine Krokodilart (Hiob 40, 25 ff.), und mitunter dient es einfach als Bild gefährlicher Feinde (Ps. 104, 26). Demnach hat Spitteler den Ausdruck trefflich gewählt. Der Name selbst bürgt für die mephistophelische Psychologie seines Trägers. Spittelers Leviathan ist allerdings noch um etliche Grade gemeiner als Goethes Mephistopheles, nicht perfider, aber boshafter, nicht so luzid, so geistreich-brillant, sondern öliger, pfäffischer, stinkender und vor allem überaus moralisch. Er kommt sich «grad und tugendhaft» vor, und seine Philosophie gleicht ein wenig derjenigen von Chateaubriand, in der alle Grundtriebe des Menschen und auch die edelsten Handlungen auf die alles verseuchende amour-propre zurückgeführt werden. Dementsprechend ist es kein schönes Bild, das er dem etwas verdutzten Behemoth, diesem «großen Tier» im Reich der Finsternis, von der Menschenwelt entwirft. Es ist Scheinwerferlicht von unten her, grüngelbes Gaslicht, das den giftigen Dunst misanthropischer Gerüche um sich her verbreitet. Wovor er am allerwenigsten Respekt hat, das ist die Intelligenz der Menschen, vielleicht gerade weil sie ihrerseits darauf so stolz sind und mit Titeln und Orden nur so auftrumpfen. Darum kommen bei ihm die «Kolonisten der Athener», worunter ohne Zweifel die damals noch zerstreuteren Exemplare der Gelehrtengilde zu Stadt und Land zu verstehen sind, am schlechtesten weg. Er ironisiert sie mit ihren «Zauberlichtern», die zwar rückwärts auf längst entschwundene Geschlechter zu strahlen vermögen,

für die Gegenwart aber reichlich unergiebig und für die Zukunft sozusagen nutzlos sind, als die blinden Blindenleiter des ebenso blinden Volkes und als das fein gebildete Geschlecht, das gerade auf die plumpsten Lügen hereinfällt.

Die erste These der Leviathanschen Moralphilosophie lautet: Mit Speck fängt man die Mäuse. Weil aber der Mensch ein «Tugendtier» sei, müsse man ihn mit Tugend ködern. Natürlich Tugend verstanden nicht als die altrömische «virtus», sondern als die käufliche, moralinsaure Tugend, die einem Nietzsche so bis zum Ekel verhaßt war, eine Tugend, die «nicht fragt nach eines jeden inneren Gehalt und nach dem edlen oder niedrigen Charakter seines Wesens», sondern die Tugend, die sich nach den gesellschaftlichen Umständen, nach Herkunft und Heimatschein richtet, nach dem sogenannten guten Haus, aus dem einer herkommt. Die zweite These Leviathans lautet: Gleich und gleich gesellt sich gern. Denn der Mensch sei eitel, und wie es Tiere gebe, deren Köder man mit ihrer eigenen Losung bestreichen müsse, damit sie anbeißen, so müsse man es auch mit dem Menschenvolke halten; «denn Unvernunft und Torheit sieht sich immer herzlich gern, und stets gestaltet sich vom Widersinn zum Unsinn eine schöne schlanke anmutvolle Brücke». Die dritte These endlich: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. Das heißt: der Mensch lernt in der Schule der Erfahrung nichts. Es bleibt beim alten Lied. Darum könne das Menschenvolk mit denselben Mitteln unter ähnlichen Umständen stets aufs neue wieder betrogen werden. Ein Tier nahe sich zwar ungern ein zweites Mal derselben Schlinge, der es entronnen; der Mensch hingegen sei immer wieder aufs Glatteis zu führen, wenn man ihm dabei nur aus seinem eigenen Gesangbuch singe. — In «Prometheus der Dulder» dehnt Spitteler diese Satire auf die Völkerbundspolitik aus, jene Politik, die allzu harmlos den Geist der Macht, der an sich böse ist, unterschätzt. Und zwar ist es hier Behemoth selbst, der den Pazifismus des Völkerfreundschaftsbundes predigt und diese Idee begründet mit einer natürlichen Theologie, voll schwärmerischen Kreaturgefühls:

> «Blick hier-, blick dorthin: die gesamte Kreatur
> Freut harmlos sich der Gottesgaben der Natur.
> Einzig der Mensch, o Schmach, an geilem Dünkel krank,
> Schändet die Friedlichkeit mit seinem neidigen Zank.»

Darob gerührt, fühlt sich Epimetheus, der Vertreter des Menschenvolkes, überwunden, so daß der von Gottes Gnaden Erwählte sich mit der Macht der Finsternis verbrüdert:

> «Und saßen Knie an Knie und jodelten fortan
> Den Weltraum mit vereinten Geisteskräften an.»

Zu Unrecht, meint der Dichter. Denn wer den Weltraum anjodelt, weiß bestimmt nicht, was er tut. Spittelers Dichtung gilt nicht dem Weltraum, sondern der Seele, die ja auch nach Pestalozzi das ganze Weltall aufwiegen soll. Gerade der Kosmos stellt sich dem Dichter als eines «Ungotts Machtbereich» dar, als «Anankes todumwachte Höhle», darin das «Weltenklagebuch» mit den rätselhaften Hieroglyphen der Natur- und Menschheitsgeschichte (vgl. Hölderlins «Die Bücher der Zeiten») aufgeschlagen liegt. Wie ein fühl- und sinnlos waltender Automat gebiert und zermalmt der Kosmos das Leben ohne Aufhören, und eben diese düstere Weltschau ist es, die den Dichter seinen Heilsweg in der Innerlichkeit der eigenen Seelengröße suchen läßt.

V. Des Dichters Trost

Wenn es das gibt, was der christliche Glaube bekennt, einen Trost im Leben und im Sterben, eine letzte Geborgenheit in Gottes guter Vaterhand, so muß man sagen: Spitteler hat es sich schwer, unendlich schwer gemacht, demütig diese Hand zu ergreifen. Wie scheute er sich vor Heuchelei und Selbstbetrug einerseits, und wie ließ es ihm anderseits die Aristokratie seines Wesens nicht zu, einzustimmen in das Gewöhnliche: «Nun danket alle Gott!» Fritz Buri hat in seinem Buch («Prometheus und Christus, Größe und Grenzen von Carl Spittelers religiöser Weltanschauung») einen dreifachen Erlösungsweg des Dichters zu zeigen versucht. Er spricht zuerst von der Erlösung als Selbstbehauptung des innerlich freien Geistes in der Welt Anankes, dann von der Erlösung des Menschenherzens, das der leidenden Kreatur Erbarmen und Liebe entgegenbringen darf und in den menschlichen Beziehungen versöhnend zu vermitteln berufen ist, und drittens von der Erlösung als Aufschwung in das frohe Reich des Schönen, in welchem der Dichter sein Schöpferglück findet. Aber in Wahrheit verhält es sich nicht ganz so. Buri preßt leider die Dinge zugunsten seiner eigenen Doktrin, und Spitteler ist bei ihm oftmals mehr Mittel zum Zweck als wirkliches Forschungsobjekt. Bekennt denn der Dichter selbst, den Trost der Erlösung wirklich gefunden zu haben im Schöpferglück des Schönen? Mitnichten! Er bezeugt vielmehr in «Prometheus der Dulder»:

> «In tiefer Demut bin ich schmerzlich mir bewußt:
> Das meiste, was ich mochte, ging mir in Verlust.
> Ist's meine, ist's des Schicksals Schuld? Unnötig Grübeln.
> 's ist Menschenlos, 's ist eines von den Erdenübeln.»

Was bleibt also zuletzt,

> «Am Tage des Gerichts, am Allerseelentag,
> Wenn durch den Schöpfungsgraus der Schrei ‚Erlösung' läutet,
> Die Pest des Daseins heilt, die kranke Welt sich häutet?»

Gott wird dann, nach des Dichters Meinung, nicht den Prometheus, sondern dessen Seele wird Gott nochmals für alle ihr geschlagenen Wunden zur Rechenschaft ziehen und, um ihre eigene Göttlichkeit zu beweisen, dem Schöpfer — verzeihen. Ihr Knecht aber wird heimwärts ziehen und im «Freundschaftstränensturm» seinen lang vermißten Bruder, Epimetheus, umarmen. «Es reget sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun.» Das ist des Dichters Trost, prometheischer Humanismus — seine Religion. In der Tat, eine gefährliche Sache! Es wird nicht empfehlenswert sein, sie sich anzueignen. Denn da entpuppt sich die Religion wieder einmal als das, was sie in ihren eigenmächtigen Versuchen immer schon gewesen ist: als die Selbstrechtfertigung des Menschen vor Gott und damit als Sünde. Da ist Gott der Angeklagte, der Mensch aber der Kläger und zugleich der Grand Seigneur, der vergibt. Da wird das alte Theodizeeproblem, das heißt die Frage der Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel in der von ihm geschaffenen Welt, gerade nicht überwunden, da wird sie erst in ihrer ganzen Dringlichkeit gestellt. Spitteler leistet uns aber den Dienst, uns diese Frage mit einem letzten Ernst schwer zu machen; er führt uns an die getroste Verzweiflung heran, ohne noch von dem Ereignis der Gnade zeugen zu können. Er weiß sich mit uns allen einig in der Solidarität der Leiden und Mühen, die uns drücken; aber er hat uns auf unserer Wanderschaft nichts Besseres anzubieten als sich selbst mit der Fülle seines schöpferischen Reichtums und Seelenadels. Schon die Tatsache, daß hier ein Mensch allen Widerständen zum Trotz sich selber treu blieb, wirkt ermutigend, es ihm — in allerdings viel bescheidenerer Weise — gleichzutun und seinem Weckruf zu folgen: «Mein Herz heißt dennoch.» *Herbert Hug.*

Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus

Die Kirche angesichts der Diktatur des Proletariats [1]

1. Problemstellung

Um die hier vorgelegte Frage nach dem Verhältnis von evangelischer Verkündigung und Marxismus richtig zu stellen und zugleich verständlich zu machen, seien einige Vorbemerkungen gestattet. Es steht zur Debatte das Verhältnis von Christentum und marxistischem Sozialismus oder Kommunismus. Die Beantwortung dieses Problems, das ich als ein echtes und zugleich aktuelles betrachte, das uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts etwas angeht, weil unser eigenes

[1] Erweiterte Fassung eines im Juli 1948 in Berlin und in Halle/S. gehaltenen Vortrages.

Mensch-Sein und zugleich Christ-Sein dabei «im Spiele ist», um nicht zu sagen «auf dem Spiele», hängt wesentlich davon ab, ob man erkennt, wo der Ort ist, wo Marxismus — und dabei meine ich zu allererst und bis zuletzt Karl Marxens eigene Erkenntnis — und christlicher Glaube derart miteinander in Berührung geraten, daß wirklich Funken zu sprühen beginnen. Es könnte ja sein, daß beide von vornherein derart aneinander vorbeigingen, daß sie sich gegenseitig schlechterdings nichts angingen und also hoffnungslos von vornherein aneinander vorbeireden müßten, oder aber, daß sie wie zwei sogenannte feindliche Religionen nur einander gegenseitig verzehren müßten.

Beides ist aber nun gerade nicht der Fall. Es gibt einen Ort im Dasein und im Fragen des Menschen, wo beide, auf dem Evangelium von Jesus Christus beruhender Glaube und marxistisches Geschichts- und Menschenverständnis, derart in Berührung geraten, daß eines für das andere zur Frage werden muß — derart zur Frage, daß beide zu einer Entscheidung aufgerufen werden oder zum mindesten genötigt werden, sich selber zu prüfen und vor der Wirklichkeit zu bewähren. Der hier gemeinte Berührungspunkt beider soll vom christlichen Glauben her zunächst festgestellt werden. Und es soll geschehen in der Beantwortung der Frage, inwiefern das besondere Verständnis des Marxismus der Geschichte und der Existenz des Menschen in der Welt, zu einer echten Frage für den Christen, ja zu einer Infragestellung gerade seiner Christlichkeit wird.

Es wäre schwer, zu einer solchen Fragestellung und zu einer durch sie hervorgerufenen solchen Begegnung überhaupt zu gelangen, wenn Marx und Engels selber Recht behielten mit ihrem eigenen pietistischen und zugleich idealistischen Verständnis des Christentums als einer «Ideologie», die in der Behauptung einer «aparten», das heißt abstrakt-idealen Reich-Gottes-Wirklichkeit sich von den Dingen dieser Welt absondere, um dann um so unbeschwerter sich deren praktischer Nutznießung natürlich im Sinne eines hemmungslosen kapitalistischen Geschäftsgeistes in der Art etwa der frommen Bandfabrikanten von Elberfeld um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hingeben zu können.

Im Gegensatz zu diesem vom deutschen Christentum des neunzehnten Jahrhunderts selber provozierten Mißverständnis des christlichen Glaubens möchten wir von vornherein folgendes feststellen: Es ist außerordentlich wichtig und von entscheidender Bedeutung, daß die beiden Grundlagen menschlichen Daseins, die die christliche Kirche auf Jesus Christus als ihrem Eckstein sich erheben läßt, nämlich die Freiheit der Kinder Gottes, des zu einem neuen Leben im Glauben an Jesus Christus neugeschaffenen Menschen und die durch den Heiligen Geist bewirkte Brüderlichkeit, nicht in einen luftleeren, abstrakten, besonderen weltabgewandten Raum hineingestellt worden sind, auch

nicht in einen besonderen kirchlichen Raum, der abgetrennt wäre vom gesellschaftlichen Dasein des Menschen in dieser Welt, sondern ganz im Gegenteil, daß diese neue Freiheit der Gotteskinder und diese neue Gemeinschaft im Heiligen Geist, da wo das Evangelium unter den Menschen mächtig wird, hineinwachsen in die wirkliche «weltliche» Welt des gesellschaftlichen Daseins der Menschen in seiner konkreten geschichtlichen Wirklichkeit, dahin, wo der Mensch arbeitet, sein Brot verdient, wo er materiell bedürftig ist und sich sorgt um das tägliche Brot. Hier in dieser Wirklichkeit des bedürftigen Menschen und nicht in einem fernen Jenseits soll einer des andern Last tragen helfen. Das ist das, was wir zunächst als Christen vom Evangelium her über der Menschen Dasein in der Welt zu hören bekommen.

Und nun stellt uns an dieselbe Stelle, wo der Mensch wahrhaft «bedürftig ist», Karl Marx, der theoretische Begründer der Lehre, die die Grundlage der heutigen Sowjetunion bildet, und die durch Lenin und Stalin zu einer neuen mächtigen Wirklichkeit in der Welt in der sozialistischen Union der Sowjetrepubliken zu werden beginnt. Hier, wo das geschieht, hat der Christ, wenn er sich selber, wenn er das Evangelium ernst nimmt, aufzuhorchen, hat sich die Kirche selber hinzustellen und sich zu entscheiden. Karl Marx ist es gewesen, der gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nicht auf der Suche nach dem «wahren Menschen» schlechthin in der abstrakten Art eines Feuerbach, sondern im Streben nach der wahren, das heißt konkreten Menschwerdung des Menschen, in dem von diesem selbst gestalteten und erlittenen Prozeß der Geschichte, den Proletarier, die proletarische Not nackter, ohnmächtiger, ausgebeuteter Menschen nicht nur in ihrer wahren Wirklichkeit entdeckt, sondern als das eigentliche Hindernis der Verwirklichung des Menschen in einer menschenwürdigen Ordnung menschlichen Zusammenlebens zu erfassen gelernt hat. In der proletarischen Not hat er so die Not und zugleich den Frevel der ganzen menschlichen kapitalistisch organisierten Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts aufgedeckt, um dann schließlich gerade in der Befreiung des Proletariers von seinen Fesseln und in seiner Menschwerdung den Weg zu finden zur Verwirklichung eines wahrhaft allmenschlichen Humanismus in einer neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Hier erhebt sich nun die Frage, was geht die marxistische Aufdeckung der konkreten Wirklichkeit des Menschen gerade in seiner «Unwirklichkeit», seiner totalen «Selbstentfremdung» im Proletarier, wie wir Marx noch weiterhin werden sagen hören, und sein Streben nach Verwirklichung des wahren Menschen in einer neuen Gemeinsamkeit der gemeinsamen, freien, schöpferischen Tat aller Menschen ohne Ausbeutung die christliche Kirche oder ganz einfach den Christenmenschen gerade als *Christen* an?

Man ist allerdings auf sogenannter christlicher Seite, wie schon zu

den Zeiten Marxens — und er und sein Freund Engels haben nie ein anderes «Christentum» gekannt — geneigt, dem eindringlichen und trotzigen Hinweis auf die Wirklichkeit des proletarischen Daseins und seiner allgemeinen Bedeutung gegenüber, das «Christentum» als eine sogenannte individuelle oder persönliche Angelegenheit, als eine Sache des «Herzens» aufzufassen und damit dem von Marx gestellten Problem auszuweichen, ohne zu erkennen, daß ja gerade Marx mit all seiner Nationalökonomie und all seinem Klassenkampf letztlich gerade auf nichts anderes hinweist und hinzielt als gerade auf das menschliche Herz — und so, wie er es versteht, auf das Heil des einzelnen Menschen.

Diesen zudringlichen Fragen sucht man trotzdem von sogenannter «christlicher» Seite zu entgehen durch die Flucht in die «Innerlichkeit» in allen möglichen Formen des kirchlichen und frommen «Betriebes», der Theologie, des Liturgismus usw. Darin gerade sehe ich die eigentliche und besondere Gefahr für die deutschen evangelischen Kirchen der Nachkriegszeit in ihrer Fluchtbewegung angesichts der Verwandlung des gesamten deutschen Volkes in ein riesiges Lumpenproletariat. Man beschränkt dann jeweilen bei dieser Fluchtbewegung vor der Wirklichkeit, vor dem wirklichen Menschen, vor der echten Verantwortlichkeit und schließlich und zu allererst vor dem lebendigen Gott das Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit Gottes auf einen von aller sogenannten äußerlichen, öffentlichen, politischen und sozialen Tätigkeit und Verantwortlichkeit abgelösten besonderen Raum eben jener Innerlichkeit, in der Pflege der frommen Beziehung des abstrakten Ichs zu Gott und zu der von aller realen, das Leben wirklich bestimmenden Wirklichkeit abgelösten abstrakten Wirklichkeit des privaten Mitmenschen, während es doch gerade in der christlichen Urgemeinde einen solchen imaginären *Privatmenschen*, wie wir noch sehen werden, gar nicht gegeben hat. Dieser abstrakte, private Mitmensch soll dann mein «Nächster» sein und als solcher dann auch unter Umständen das Objekt christlicher Wohltätigkeit, Objekt zur Rettung der eigenen, höchst privaten Seele.

Diese ebenso gott- wie bruderlose Irrlehre wird durch die Tatsache ständig immer wieder genährt, daß der Pfarrer auf der Kanzel und die Gemeinde unter der Kanzel, beide im abgeschlossenen, gleichsam privaten Raume der steinernen Kirche, sich allzu gerne einbilden, dieser Raum selber und das in ihm sich vollziehende, von der Umwelt abstrahierende, und das eigene fromme Ich von sich selber und der eigenen realen Existenz des Alltags gleichsam künstlich ablösende Zusammensein der Menschen sei *die* Wirklichkeit, die Gott meint, wenn er die Menschen anspricht und für sich in Anspruch nimmt.

Damit, durch eine künstliche Abschnürung der Kirche in einen von der Wirklichkeit des Menschen in der Welt isolierten Raum, wird

nicht nur der Mensch selber, der da predigt und der da hört, ein unwirkliches, gespensterhaftes Wesen, es wird zugleich auch die Verkündigung Christi, das heißt das Wort Gottes, zu einer abstrakten, nicht mehr den lebendigen Gott und nicht mehr sein Wort und nicht mehr die frohe Botschaft dem wirklichen Menschen, dieser wirklichen Welt von Fleisch und Blut verkündigenden abstrakten Angelegenheit, die Gott selber zu einem toten Götzen und die Kirche zu einem Götzentempel degradiert.

Wenn Christus selbst auch in der Synagoge gepredigt hat, aus der er von den frommen Juden hinausgesteinigt worden ist, so hat er das Evangelium, das er verkündigte und das er selber war, doch eben zugleich und vor allem auf die Gasse und die Marktplätze getragen und hinein in die Häuser der armen Leute und in die verrufenen und verkommenen Winkel der von der frommen und gerechten Gesellschaft Ausgestoßenen — bis hin zu den damals Ärmsten der Armen, den damaligen KZ-Insassen, den Aussätzigen. Das heißt aber eben, das Evangelium, das in der Kirche als das Evangelium des lebendigen Gottes verkündigt wird, ist nur dann dieses Evangelium Christi, wenn es aus dem Kirchenraum herausbricht in die Welt und diese zu erfassen sucht, weil nur dort und dort allein gerade auch *der* Mensch wirklich lebt und sein Brot verdient, der dann etwa auch am Sonntagmorgen andächtig im Kirchenraum sitzt — von all denen nicht zu reden, die das nicht tun, und an die erst recht sich die Heilsbotschaft von Jesus Christus richtet, weil ja gerade er, Jesus Christus, der wahre Herr *dieser seiner* Welt, in diese seine Welt gekommen ist, obgleich und gerade weil sie ihn, den Logos, nicht akzeptiert hat, um gerade Verlorene zu suchen und Sünder selig zu machen.

Diese «Welt» aber, das ist die, die je im Laufe der Geschichte in wechselnder Weise ihre Arbeit, ihre Wirtschaft, ihr Zusammenleben, ihr Regieren und Regiert-Werden schlecht und recht organisiert. Durch das Drinnen-Stehen in dieser Welt ist auch das Leben des Christen als ein reales Dasein in der Welt und zugleich vor dem Antlitz Gottes bestimmt. In der Arbeit dieser Welt, mitten in ihrem wirtschaftlichen und politischen Getriebe — hier und nicht nur in einer kirchlichen Isolationszelle — wird das Wort Gottes wahrhaft verkündigt, wird es wahrhaft gehört und wird es gelebt. Hier und gerade hier, auf dem Marktplatze und beim Schlangenstehen und im Büro und in der Fabrik und in der Werkstatt oder auf dem Acker, wo der Mensch im Schweiße seines Angesichts Unkraut ausjätet und Kartoffeln pflanzt und das Korn schneidet und Kühe melkt, da und nur da — und dann da, wo er in der Familie lebt, als Vater, als Mutter, als Kind, als Ehemann und Ehefrau — und da, wo die Menschen untereinander zu Tische sitzen und ihr täglich Brot teilen — da und *nur* da ereignet sich das, daß Gott Sünder selig macht, daß es eine Rechtfertigung im Glauben und eine Heiligung gibt. Nur da hinein, mitten in die Niederungen

menschlichen Daseins, da hinein kommt der Heilige Geist zu denen, die nach ihm schreien, nur da *in* diesen Niederungen, da wo geschwitzt und geschuftet wird und ums tägliche Brot gekämpft, geschieht durch ihn das Werk der Heiligung, weil nur da, ums tägliche Brot versammelt, der Bruder zu finden ist, nicht als eine fromme imaginäre Erscheinung oder gar als ein Objekt meiner frommen Wohltätigkeit, sondern als der reale Gefährte meines Lebens, der dieses Leben mit mir lebenswert machen möchte und der darum nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit in der Gestaltung der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch strebt. Nur hier in dieser Wirklichkeit, in dieser anrüchigen, immer wieder Gottes Willen widerstrebenden, sich ihm versagenden Wirklichkeit dieser Welt — und gerade nicht im isolierten Raum der Kirche —, da gibt es gerechtfertigte Sünder, — simul iusti et peccatores —, während dort in der kirchlichen Isolierungszelle durch alle gemalten und ungemalten Fensterscheiben hindurch mit Wohlbehagen die Teufel hineinguggen, wenn sie sehen, daß dort im Namen Gottes der lebendige Gott verleugnet wird.

Die Abstraktheit der *Privatreligion*, die sich in einem abgesonderten Kirchenraum privaten Übungen hingibt und in einem abstrakten Gegenüber von «Seele und Gott» und «Gott und die Seele» schwelgt, ist nun aber, wie wir noch zeigen werden, nichts anderes als das reale Widerspiel der bürgerlichen Existenz des ihm genau entsprechenden, ja mit ihm weithin identischen *Privatmenschen*, der sein privates Dasein eben als ein «privates» abgelöst hat von der öffentlichen Wirklichkeit einer politischen und zugleich sozialen Gemeinschaftlichkeit (Sobernost, wie die Russen sagen) der menschlichen Sozietät. Dieses von der Gesellschaft und ihrer Verantwortlichkeit künstlich abgelöste bürgerliche Dasein findet seinen realen Ausdruck im *Privatbesitz*, und zwar in einem an den Produktionsmitteln der Gesellschaft Anteil habenden, also die Allgemeinheit beraubenden Privatbesitz, dessen Allmacht den Menschen unvermeidlicherweise fremden, gottfeindlichen Mächten ausliefert. Auf diesem Raube, mit dem sich der Bürger gleichsam in die Büsche schlägt, um mit dem der Gesellschaft entzogenen Gut sich eine *private* «gesicherte Existenz» aufzubauen, beruht seine bürgerliche, seine private, seine abgesonderte und abstrakte, seine fromme und zugleich gottlose Existenz, das heißt also gerade diejenige Lebensgestaltung, die kein anderer als Marx seiner unerbittlichen Kritik unterzogen und zu deren Überwindung durch die Schaffung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung er die Völker und in Sonderheit das Proletariat aufgerufen hat. Bevor wir in unserer christlichen Selbstbesinnung weiterschreiten, werden wir gut tun, Karl Marx das Wort zu geben.

Fritz Lieb.

Fortsetzung folgt.

Afrika: Wohin?

An dem im Oktober 1945 in Manchester abgehaltenen panafrikanischen Kongreß gaben die Vertreter Westafrikas für ihr Mißtrauen gegenüber den Europäern folgende Gründe:

«Seit der Ankunft der Europäer in Westafrika ist, infolge der systematischen Ausbeutung durch die fremden imperialistischen Mächte, kein Fortschritt zu verzeichnen, sondern ein Rückschritt. Die Fremdherrschaft duldet Massenanalphabetentum, Krankheit, Unterernährung, Prostitution und viele andere soziale Übel.»

Wir, die wir gewohnt sind, das Positive an der aufopfernden Arbeit der Missionare zu sehen, dürften überrascht sein, daß die Afrikaner auf dem erwähnten Kongreß die Auffassung vertraten, «das organisierte Christentum in Westafrika identifiziere sich mit der politischen und wirtschaftlichen Ausbeutung der westafrikanischen Völker durch fremde Mächte».

Solche Stimmen erreichen uns sehr selten. Wenn die weiße Rasse sich weiter in ihrer Unwissenheit gefällt, so steht ihr in nicht allzu langer Zeit ein rüdes Erwachen bevor, in der Forderung der 139 Millionen Afrikaner auf Lebensbedingungen, die jenen Europas und Amerikas entsprechen.

Ein Korrespondent der «NZZ» bestätigt diese soziale Revolution für Ostafrika und bemerkt dazu, das Tragikomische sei, daß die meisten Europäer in Afrika diese Revolution entweder nicht merken oder sie nicht wahrhaben wollen. Die soziale Unruhe hat in den letzten zehn Jahren, in Asien wie in Afrika, fortwährend zugenommen. Es ist aber bezeichnend, daß wir erst jetzt erfahren, daß in Kenya zum Beispiel schon vor zehn Jahren Massenversammlungen zustandekamen, in deren Verlauf 10 000 Afrikaner einen Protestmarsch nach Nairobi unternahmen, um beim Gouverneur Protest zu erheben («NZZ» Nr. 1471).

Wohl hatten schon immer Einzelne an die Bildungsmöglichkeit der afrikanischen Völker geglaubt und für ihre Befreiung gearbeitet, doch wurde es erst durch die Gründung des Fabian Colonial Bureau im Jahre 1938 möglich, die Kolonialprobleme in den Broschüren des Fabian Colonial Bureau wirklich kennenzulernen und an ihrer Lösung zu arbeiten, um so mehr als hier auch die Meinung der Afrikaner zur Geltung kam.

Vor zwei Jahren veranstaltete das Fabian Colonial Bureau einen Kongreß in Clacton-on-Sea, der von sechzig Angehörigen von Kolonialvölkern und ebensovielen Engländern besucht wurde. Die Ergebnisse dieser Tagung wurden in der Fabier Broschüre «Domination or Cooperation?» (Herrschaft oder Zusammenarbeit?) zusammengefaßt. Sie ist erhältlich beim Fabian Colonial Bureau, 11 Dartmouth Street, London S. W. 1.

Ein paar Beispiele mögen zeigen, wie ungeschminkt die Vertreter der Kolonialvölker sich äußerten. Ein Westinder sagte: «Die Kolonialvölker lesen, daß britische Truppen auf die Farbigen Indonesiens schießen, und hören zugleich, daß Bevin erklärt, Rußland bedrohe das Britische Reich. Dieses Britische Reich ist beim gewöhnlichen Kolonialen verhaßt. Morrison spricht vom «guten alten Reich» und behauptet, England habe auf Grund seiner reichen Erfahrung in Kolonialfragen eine besondere Mission zu erfüllen. Dabei sind es aber gerade diese Erfahrungen der Vergangenheit, die zeigen, daß Großbritannien sich nicht als Treuhänder eignet. Jedes Land, das ein Kolonialreich besitzt, muß bis zu einem gewissen Grade die Herrenrasse-Theorie vertreten.»

Ein anderer Farbiger erklärte: «Wir müssen der neuen englischen Regierung Zeit geben und abwarten, was sie leistet. Diese Regierung hat die Möglichkeit, neue Wege zu gehen. Wenn sie dies tut, müssen wir mit ihr zusammenarbeiten. Tut sie es nicht, so bin ich mit meinen Vorrednern der Auffassung, daß wir die Briten hinauswerfen, und, so gut es geht, selbst zum Rechten sehen.»

Wie schwer die Aufgabe der Labourregierung ist, wissen wir. Wir anerkennen auch, daß sie in diesen ersten Jahren vieles geleistet hat. Doch angesichts der noch ungelösten Schwierigkeiten und der Tatsache zum Beispiel, daß kürzlich die RAF wieder gegen die Eingeborenen der Malaienhalbinsel eingesetzt wurde, muß man sich fragen, ob die Regierung mit der Entwicklung bei den erwachenden Völkern Asiens und Afrikas Schritt hält, und vor allem, ob ihre Methoden immer richtig sind.

In Afrika haben sich die Schwierigkeiten noch verschärft durch die neue Regierung Malan in Südafrika, wo die Farbigen numerisch dreimal stärker sind als die Weißen. Wie die «Tribune» schreibt, wird also heute in Südafrika eine Rassentheorie, die der Hitlerschen an Brutalität nicht nachsteht, von der Regierung eines britischen Dominions vertreten.

In Südrhodesien mit einer schwarzen Bevölkerung von 1,6 Millionen und 100 000 Weißen besteht die Gefahr, daß das Beispiel von Südafrika Schule macht. Die Innenpolitik dieser Kolonie ist fast vollkommen in den Händen der Weißen, dazu verlangen diese jetzt Dominionstatus. Würde er gewährt, so sähe sich die britische Regierung vollends jeder Möglichkeit beraubt, im Interesse der schwarzen Bevölkerung zu intervenieren. Nordrhodesien mit seinen 1,6 Millionen Schwarzen neben 20 000 Weißen mag versucht sein, den gleichen Weg einzuschlagen.

Rita Hinden, die Sekretärin des Fabian Colonial Bureau, ist der Überzeugung (New Statesman, 31. Juli 1948), daß in Nordrhodesien gegenwärtig über das künftige Schicksal Afrikas gerungen wird. Es spielt sich dort ein entscheidender Kampf zweier Ideologien ab. In den

britischen Kolonien, die London unterstehen, bemüht sich die Labourregierung, ihr Programm durchzuführen, das, bei all seinen Unvollkommenheiten doch den Grundsatz der Rassengleichheit und des mit der Zeit allen Völkern zu gewährenden Selbstbestimmungsrechtes hochhält. Von Südafrika her infiltriert sich anderseits die Lehre von der Überlegenheit der weißen Herrenrasse. In Südrhodesien hat sich die winzige Minderheit der Weißen als bevorrechtigte, herrschende Klasse etabliert, nach dem Vorbild der Südafrikanischen Union. Es ist anzunehmen, daß Südrhodesien früher oder später Dominionstatus erhält. Nordrhodesien ist aber heute noch dem Ansturm der sich bekämpfenden Ideologien aus Norden und Süden ausgesetzt. Unter Führung von London werden schleunigst politische Einrichtungen für die Schwarzen geschaffen. Ein Gewerkschaftsführer aus England ist an Ort und Stelle, um die Eingeborenen zu beraten, und die erste afrikanische Gewerkschaft ist bereits gegründet worden. Gleichzeitig aber haben die Europäer Nordrhodesiens eine Delegation nach England abgeordnet, um die Möglichkeiten einer Föderation mit Südrhodesien zu besprechen. Das britische Kolonialamt bestand darauf, daß auch eine Delegation des afrikanischen Rates der Republik den Diskussionen beiwohne.

Diese Verhandlungen werden natürlich von den weißen Siedlern Kenyas und Tanganyikas, deren Sympathien auf seiten der Europäer in Nordrhodesien sein dürften, aufs genaueste verfolgt. Nicht minder aufmerksam sind anderseits die farbigen Völkerschaften des erwachenden Kontinents, die alle den Weißen gegenüber mißtrauisch, ja feindlich eingestellt sind. Es ist schon so, wie Rita Hinden sagt: «Die guten Beziehungen unserer Kolonialregierung zu den Schwarzen hängen an einem Faden. Wenn wir heute in Nordrhodesien nachgeben, so wird er dem Reißen nahekommen, und sollten wir morgen in Kenya nachgeben müssen, was unausbleiblich wäre, so ist der Bruch da. Die neulichen Revolten an der Goldküste sind eine Warnung vor dem Sturm.»

Überdies schließt das Britische Reich heute drei asiatische Dominions in sich. Noch diesen September bringt Indien das Problem der Behandlung der farbigen Völker in Südafrika vor das Plenum der UNO. «Wenn die Schwarzen Afrikas rebellieren, wenn ihre Demonstranten der Ruhe und Ordnung wegen niedergeschossen werden müssen, wird nicht Indien», fragt Rita Hinden, «mit seinen noch frischen Erinnerungen kolonialer Unterdrückung sich gezwungen sehen, dem Britischen Reich den Rücken zu kehren? Und Ceylon, und Westindien?»

«Südafrika haben wir nichts vorzuschreiben, in Südrhodesien gaben wir alle unsere Trümpfe vor Jahren preis. Aber in Nordrhodesien halten wir noch das Heft in den Händen. Wenn wir glauben, das Gebilde der Britischen Völkergemeinschaft sei erhaltenswert, dürfen wir nicht schwanken in unserer Politik.»

Die «Tribune» drückt sich ebenso eindeutig aus. «Entweder verschwindet die Farbenschranke vollständig, oder die britische Gemeinschaft der Nationen gehört der Vergangenheit an.»

Hier ein Beispiel, das einen Begriff geben mag, wie sich die erwachenden Schwarzen für ihre Rechte wehren. Letzten April wurde in Bulawayo der Generalstreik ausgerufen. Alle farbigen Arbeiter in den Hauptorten Südrhodesiens, Fabrikarbeiter, Ladenangestellte, Dienstboten legten geschlossen die Arbeit nieder. Ihre Forderungen waren: ein aus Schwarzen rekrutiertes Arbeitsschiedsgericht und gewisse Garantien einer Besserung ihrer Existenzbedingungen (bis dahin 25 Shillinge Monatslohn, 20 Personen in einen Raum zusammengepfercht, keine Möglichkeit für die Schwarzen, ein Familienleben zu führen). Der Streik wurde offenbar gut und diszipliniert geführt. Die Europäer mußten sich selbst ihre Milch, ihr Brot und die übrigen Nahrungsmittel holen und ihr Frühstück zubereiten, die Betten machen und das Geschirr abwaschen. Der Streik ging in wenigen Tagen zu Ende, sobald das Schiedsgericht zugesichert war.

An der Goldküste, die oft als die blühendste aller afrikanischen Kolonien bezeichnet wird, ereigneten sich letzten Februar schwere Unruhen. Läden wurden geplündert, 26 Personen wurden getötet, 242 verwundet und Schaden im Umfange von zwei Millionen Franken angerichtet, auch nicht gerade ein Beweis politischen und wirtschaftlichen Friedens.

Von all den Plänen für die Verbesserung des Loses der Schwarzen ist das Erdnußprojekt der kühnste. Um dem Fett- und Ölmangel in England abzuhelfen und zugleich 32 000 Schwarzen Arbeit zu verschaffen, sollen in Ostafrika etwa drei Millionen acres (Jucharten) mit Erdnüssen angepflanzt werden, als erstes, zukunftweisendes Unternehmen kooperativer Bodenbewirtschaftung. «Empire», eine Monatsschrift des Fabian Colonial Bureau, gab einigen führenden Leuten unter den Schwarzen Ostafrikas Gelegenheit, sich zu diesem Projekt zu äußern. Sie fanden, «man habe den Schwarzen keinen Ansporn geboten, diese Aufgabe sich zu eigen zu machen. Das Unternehmen sei der United African Company ausgeliefert worden, dem verhaßtesten Oktopus von ganz Tropisch-Afrika («Empire» stellt dies in Abrede), man habe sich nicht um die Wünsche und Ansichten der Schwarzen gekümmert, sie seien am ganzen Unternehmen nicht Teilhaber, sondern nur Zuschauer oder Arbeiter.»

Die Schwarzen scheinen übrigens recht zu haben, wenn sie von einem wirtschaftlichen Oktopus sprechen. Die United African Company ist ein Reich innerhalb des Britischen Reiches, ihre Macht ist größer als die irgendeiner Regierung. Zwei Drittel ihrer Geschäfte werden an der Goldküste und in Nigerien getätigt, das letztere ist heute das größte dem Kolonialamt unterstehende Gebiet, es bedeckt eine Fläche,

die derjenigen von Deutschland, Frankreich und Italien zusammen gleichkommt. Die UAC kauft 60 Prozent der Produkte ihres Einzugsgebietes und verkauft die Hälfte aller abzusetzenden Waren. In den Rest des Geschäftes teilen sich acht andere europäische Firmen, die darauf bedacht sind, sich zu der UAC gut zu stellen. Kein Wunder, daß die Schwarzen sagen, «UAC heißt Regierung». Die «Tribune», die sich in einem ausgezeichneten Leitartikel mit den Verhältnissen befaßt, weist darauf hin, daß die UAC in Nigerien und anderen Gebieten des afrikanischen Kontinents über eine Macht verfügt, wie sie in England noch 1945 die Bergwerkbesitzer, die Stahlmagnaten, die Eisenbahn- und Transportmächtigen und die Bankiers in ihrer Gesamtheit kaum besaßen. Wenn man bedenkt, daß die ganze Zukunft der britischen Völkergemeinschaft davon abhängt, wie diese Macht genützt wird, so ist es nicht verwunderlich, daß die «Tribune» vorschlägt, Labour solle in seiner zweiten Regierungsperiode die UAC verstaatlichen. Was dies bedeuten würde, ergibt sich aus der Tatsache, daß die UAC eine Tochtergesellschaft der Unilever ist, eines Trustes, der fast überall auf der Welt anzutreffen ist. (Lux, Vim, Pepsodent usw.)

Natürlich ist es noch ein weiter Schritt von einem solchen Vorschlag bis zu seiner Verwirklichung, um so mehr als sich die englische Bevölkerung, wie die anderer Länder, weit weniger interessiert für das, was jenseits der Landesgrenzen geschieht, als für Vorgänge, die sich ihr jeden Tag aufdrängen. Immerhin zeigt sich, daß wenigstens einige Arbeiterführer begriffen haben, daß fortschrittliche Maßnahmen weit schneller durchgeführt werden müssen als in der Vergangenheit. Die Europäer in Afrika natürlich finden das Tempo der Fabians viel zu stürmisch und können, wie sich ein Korrespondent der «NZZ» ausdrückt, in einem schwarzen Volksführer nur einen «bloody communist» sehen.

George Padmore, ein solcher Führer aus Trinidad, schrieb ein Buch unter dem Titel: «How Russia Transformed her Colonial Empire» (1946), «Wie Rußland sein Weltreich umwandelte», das er allen Untertanenvölkern, Gelben, Braunen und Schwarzen widmete, die für ihre nationale Freiheit und soziale Befreiung vom imperialistischen System kämpfen. Padmore vergleicht die Lage der Afrikaner heute mit derjenigen der asiatischen Kolonien Rußlands unter dem Zaren. Damals gab es Volksstämme, die kein Alphabet besaßen, kein Wort für Arzt oder Spital. Nun ist das Analphabetentum fast verschwunden, und diese asiatischen Völker haben die gleichen Rechte wie die andern. Die Eingeborenen der Goldküste anderseits werden erst in 700 Jahren lesen und schreiben können, wenn der Entwicklungsprozeß so langsam vor sich geht wie in der Vergangenheit. «Für die Farbigen», sagt Padmore, «ist ethnische Demokratie das Wichtigste. In der Sowjetunion finden sich keine Maueranschläge ‚Für Neger und Hunde kein Zutritt'. Zivile und politische Unfreiheiten bestehen tatsächlich

in der Sowjetunion, aber sie bestehen für alle. Stalin nimmt nicht die Hautfarbe eines Volkes oder Stammes zum Vorwand, um ihm politische Rechte vorzuenthalten. Nun ist es aber gerade dieser Punkt, der, trotz aller Kritik an Rußland, die farbigen Rassen Asiens und Afrikas im Sowjetsystem etwas Besseres sehen läßt als in der angelsächsischen Demokratie.»

Es bedarf übrigens nicht der Bücher eines George Padmore, um den Farbigen begreiflich zu machen, daß bessere Lebensbedingungen für sie möglich sind. Viele von ihnen haben an der Seite europäischer Truppen gekämpft, sie haben am eigenen Leibe erfahren, was richtige Nahrung für die Gesundheit eines Menschen bedeutet. Kein Wunder darum, daß die Forderung nach besseren Lebensbedingungen, Schulen und allgemeinen Menschenrechten nicht mehr verstummen will.

Es geht hier nicht nur um das britische oder das französische oder belgische Kolonialreich, es geht auch nicht um die Frage der Kolonien überhaupt. Die Frage lautet: Wie können wir den Lebensstandard der unterprivilegierten Rassen der Welt heben? Werden wir, die «rauflustigen und blutdürstigen Stämme Europas», wie uns die Farbigen nennen, die Aufgabe in Angriff nehmen, bevor es zu spät ist?

Millicent Furrer-Proud.

Weltrundschau

Todesmarsch der Kultur? «Gottes Heilsplan und der Welt Unordnung» — das war das Zentralthema, das der nun zu Ende gehenden Weltkirchenkonferenz in Amsterdam zur Behandlung gestellt war. Und mit wieviel Recht! Denn um die Frage, wie von den Ordnungen des Gottesreiches her und mit seinen überlegenen Kräften das Weltchaos gebändigt und die Herrschaft der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit auf unserer Erde aufgerichtet werden könne, müßte sich ja alles Planen und Mühen der Menschen drehen, auf dem nicht von vornherein der Fluch des «Vergeblich!» liegen soll. Und wenn von der Amsterdamer Tagung überhaupt irgendeine fruchtbare Wirkung ausgehen soll, dann kann sie nur darin bestehen, daß sie das Kommen jener «Revolution Christi» beschleunigt, ohne deren Anhub die Welt verloren gehen müßte.

Wir denken dabei nicht nur an die Drohung eines neuen Krieges, die über der Menschheit hängt; wir denken ebensosehr an das, was man den «Todesmarsch der Kultur» genannt hat, an die fortschreitende Verengerung des Lebensspielraums der Menschheit und die daraus hervorgehende, immer näher rückende Gefahr einer chronischen *Welthungersnot*, wie sie denen, die sehen und hören wollten, kürzlich von Sir John Boyd Orr, dem früheren Leiter der Ernährungs- und Land-

wirtschaftsorganisation der UNO, wieder so eindrücklich-ernst deutlich gemacht wurde. Die Tatsachen sind ebenso einfach wie unheimlich. Die Erdbevölkerung hat sich in den letzten zehn Jahren um acht Prozent, nämlich um mindestens 150 Millionen Menschen, vermehrt (diejenige Europas allein trotz Krieg um 12 Millionen) und dürfte künftighin in ähnlichem Tempo weiter zunehmen. Gleichzeitig hat sich die Nahrungsmittelerzeugung der Erde um sieben Prozent vermindert und droht sich durch Raubbau, Bodenauswaschung und eine Eigentumsordnung, die in vielen Ländern eine dünne Bodenbesitzerschicht über einen tiefen Untergrund elenden Proletariertums legt — der biblischen Losung von der Erde mit allem, was darauf ist, als Eigentum des Herrn wie zum Hohn —, immer weiter zu verringern. In Nord- wie in Südamerika, in Vorderasien wie in China, in Afrika wie in Australien — überall ist *die Wüste im Vormarsch*. Aber wenn bisher zwei Drittel der Weltbevölkerung, die an ständiger Unterernährung litten, ihr Elendsdasein mit mehr oder weniger Geduld ertragen haben, so sind nun diese Völkermassen in drohende Bewegung gekommen und, meistens geführt von den Kommunisten, im Daueraufstand gegen eine «Ordnung» begriffen, die sie auf ewig zu Hunger, vorzeitigem Tod und grauer Armut verurteilen möchte und ihr Menschenrecht schamlos mit Füßen tritt.

Das sind die «größeren Wirklichkeiten», die hinter den Fassadenkämpfen um Berlin und Nanking, hinter der Landaufteilung in Süditalien, hinter der französischen Herrschaft in Indochina und hinter so vielen anderen Fragen stehen, über die sich die Völker und Regierungen jetzt ereifern. Und wäre nicht unsere Staatskunst so völlig bankerott, so könnte von einem neuen Weltkrieg unter uns überhaupt nicht die Rede sein, würde vielmehr die Aufrichtung einer *Weltplanwirtschaft* im Geiste brüderlicher Zusammenarbeit als lebenswichtige Aufgabe von unserem Geschlecht erfaßt werden. «Die Welt», so warnt Orr, «kann keinen dritten Weltkrieg haben und zugleich die sich nähernde Katastrophe abwenden. Das ganze Menschengeschlecht schliddert der Vernichtung entgegen. Die Chance ist nur 50:50, daß wir mit dem Nahrungsmittelproblem fertig werden. Die Völker sind geisteskrank . . . Nur die Abzweigung von Maschinerie für die Nahrungsmittelproduktion kann verhindern, daß in den nächsten 40 bis 50 Jahren das Chaos hereinbricht.»

Europahilfe — wie? Aber ist eine solche Wendung, die zum mindesten den *Anfang* einer gewollten Abkehr von Kapitalismus und Imperialismus samt dem ganzen ihn nährenden gottlosen Materialismus unserer Zeit in sich schließen müßte, in nützlicher Frist überhaupt zu erwarten? Was jetzt in *Europa* vor sich geht, ist nicht geeignet, uns besonders zuversichtlich zu stim-

men. Man hat uns zwar die amerikanische Europahilfe — den Marshall-Plan — als eine über dem Gegensatz der Gesellschaftssysteme stehende, sozusagen neutrale Wiederaufrichtungsaktion mundgerecht zu machen versucht, ja in ihr sogar den Ansatz zu einer sozialistisch orientierten Planwirtschaft sehen wollen. Aber nun zeigt sich eben doch (was von Anfang an hätte klar sein sollen), daß ohne die grundsätzliche Entscheidung: Kapitalismus oder Sozialismus? kein Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft auch nur versucht werden kann. Hinter der Frage, um die jetzt innerhalb der europäisch-amerikanischen Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit erbittert gerungen wird, ob nämlich diese Organisation durch Mehrheitsbeschluß wirkliche Souveränitätsrechte gegenüber den 16 Empfängerstaaten solle ausüben dürfen, steht tatsächlich die andere, größere Frage: Nach welchen wirtschaftspolitischen *Grundsätzen* und mit welchem *Ziel* soll der Wiederaufbau Europas vorgenommen werden — im Sinne der Sicherung des «freien Unternehmertums» oder in der Richtung einer sozialistischen Planwirtschaft? Und hier scheiden sich nun wirklich die Geister und die Nationen.

Am folgerichtigsten ist *Italien*, von de Gasperis Washingtoner Reise und der anschließenden Ausbootung der Kommunisten aus der Regierung an über Einaudis Deflationspolitik bis zu den «amerikanisch-vatikanischen» Wahlen dieses Frühjahrs hin, den Weg zurück zur «freien Marktwirtschaft» gegangen. (Ergebnis: Drei Millionen Arbeitslose. Aber das ist Nebensache.) *Frankreich* folgt, gegen innere Widerstände zwar, aber eben doch, Schritt um Schritt nach. *Belgien* wird uns als Muster eines Staates gerühmt, der seine Wiederaufrichtung der getreuen Anwendung der «bewährten» liberalistischen Grundsätze verdanke. In *Holland* schwenken die linksbürgerlichen Gruppen, die nach der Befreiung Anschluß an die Sozialdemokratie gesucht hatten, mehr und mehr wieder nach rechts ab, bei gleichzeitiger Abwanderung aus dem kommunistischen ins sozialdemokratische Lager, so daß sich das Schwergewicht der Regierung nach den jüngsten Wahlen nach rechts verschoben hat. Und vollends in *Westdeutschland* geht der Kurs reißend schnell nach ganz rechts, zu einem reaktionären Neukapitalismus hin, der sich bewußt in das amerikanische Weltsystem eingliedert.

Einzig *England* wahrt noch eine gewisse Sonderstellung, indem es den Versuch macht, in eine grundsätzlich kapitalistische Wirtschaft sozialistische Bestandteile einzubauen und dieses gemischte System nicht nur im Kampf gegen die konservative Opposition im Innern, sondern auch gegen die Feindseligkeit einer übermächtigen Außenwelt zu behaupten. Aber wenn sich das Labourregime, dank seinen großen positiven Leistungen, in Großbritannien selbst auch halten mag: nach außen hin, in der europäischen Kontinentalpolitik, wird es sich vorerst

nicht durchsetzen [1]. Westeuropa wird nach kapitalistischen Grundsätzen «saniert» werden, und das heißt, daß es mehr und mehr, politisch wie wirtschaftlich, unter amerikanischen Einfluß gerät. Dies um so mehr, als Amerika die Europahilfe dazu benützt, um seine eigenen Interessen recht ungeniert zu wahren. Seit dem 1. April 1948 haben die Vereinigten Staaten beispielsweise fast nur Rohstoffe und Lebensmittel nach Europa geliefert, während sie für die Wiederherstellung des europäischen Produktionsapparates wenig Interesse zeigen, ja besonders die europäische Stahlindustrie durch massive Anforderung deutschen Altstahls schwer schädigen. Auch die streng eingehaltene Bedingung, daß 50 Prozent der Marshall-Plan-Lieferungen auf amerikanischen Schiffen verfrachtet werden müssen, wobei die Amerikaner zudem noch übersetzte Preise fordern, trägt nicht dazu bei, die Wiederingangsetzung des europäischen Wirtschafts- und Verkehrsapparates zu fördern.

Wenn das so weitergeht, wird Europa nie wieder auf eigene Füße zu stehen kommen. Sollte aber Westeuropas Produktionskraft bis 1952 wirklich wiederhergestellt werden, so fragt man sich, wohin dann der neu entfesselte Warenstrom abfließen kann. Amerika wird ihm wahrscheinlich versperrt bleiben, und auf dem Weltmarkt, ja in Europa selbst, wird er sich gegen die amerikanische Konkurrenz nur schwer durchzusetzen vermögen.

Kurz, wenn Europa zwischen Ost und West ein *eigenes Leben* führen und aufs neue eine selbständige Geschichtskraft werden will, so wird es sich, wie von russischer, so auch von amerikanischer Beherrschung freimachen müssen. Es hilft nichts, den Kopf in den Sand hineinzustecken und sich ein abstraktes Einheitseuropa auszudenken, ohne Rücksicht auf die harte Tatsache, daß wir jetzt mitten in dem Versuche drin stehen, Westeuropa *kapitalistisch* neu zu ordnen und es, mit Deutschland als stärkstem Glied und klarer Front gegen die Sowjetunion, zum Anhängsel des amerikanischen Imperiums zu machen. Was unter diesen Umständen von dem neuesten französischen Plan zu halten ist, sozusagen als Überbau über dem Marshall-Plan, in dessen Mittelpunkt gerade das «neue» Deutschland stehen soll, einen Westeuropabund zu schaffen, der eine Sicherung *gegen* ein ge-

[1] Sofern es das überhaupt ernstlich versucht hat! Was Bevin betrifft, so ist für seine Haltung jedenfalls die folgende Meldung der Associated Preß kennzeichnend: «Ein Labourabgeordneter regte heute an, die Flugschrift ‚Strategie und Taktik des Weltkommunismus' sollte von den Mitgliedern des Unterhauses gelesen werden, weil sie ‚eine Menge klassisch-marxistischer Stellen enthalte, die sie bilden könnten'. Außenminister Ernest Bevin erwiderte: ‚Ich wüßte nicht, daß Marx irgend jemanden gebildet hätte. Mich hat er nur verwirrt.'» — Dagegen ist freilich nicht aufzukommen. Schopenhauer, der Grobian, sagte einmal: Wenn man einem Menschen mit einem Buch auf den Kopf schlägt und es tönt hohl, so ist nicht gesagt, daß das Buch hohl sei ...

fährlich wiedererstarkendes Deutschland bieten solle, braucht ebenfalls nicht erst gesagt zu werden. Daß alle konservativen Kräfte in Europa und Amerika diese Idee mit Freude begrüßt haben, war sicher ganz in der Ordnung.

Drohendes Deutschland Fassen wir von dem Standort aus, den wir so gewonnen haben, die Lage in den einzelnen Ländern noch etwas genauer ins Auge, so fesselt unseren Blick zunächst besonders *Deutschland*. Wie wir in unserer letzten Rundschau dartaten, verfolgten die Westmächte mit der Währungsreform vor allem die Absicht, Westdeutschland zur «Privatinitiative» zurückzuführen. Und das scheint ja auch soweit ganz gut gelingen zu wollen. Westdeutschland ist tatsächlich zum Paradies der Schieber und Spekulanten, der Hamsterer und Wucherer geworden, die — eingeschlossen eine geschäftstüchtige Bauernschaft — von der katastrophalen Güterknappheit und den unbegrenzten Möglichkeiten der «freien Preisbildung» hemmungslos profitieren. Und die Parteien der Rechten, die allen «Kollektivismus» (sofern er nicht gerade nationalmilitaristischen Zwecken dient) so gründlich verabscheuen, haben denn auch wirklich keinen Anlaß mehr, der Bildung eines westdeutschen Staates, in dem sie (und die Amerikaner) Meister sein werden, zu widerstreben; die in Bonn zusammengetretene Verfassunggebende Versammlung — da Weimar, die Goethe-Schiller-Stadt, augenblicklich nicht verfügbar ist, mußte man diesmal eben mit Beethovens Vaterstadt als Geburtsort der neuen Verfassung vorlieb nehmen — wird dem westmächtlichen Entwurf sicher keine ernsten Schwierigkeiten bereiten [1]. In der Arbeiter- und Angestelltenschaft anderseits, ja bis tief ins Bürgertum hinein, erhebt sich bedenkliches Grollen über die neue Wirtschaftspolitik. Lohnstopp bei rasch steigenden Preisen, wachsende Arbeitslosigkeit bei drückendem Mangel an Zahlungsmitteln — das ist eben auch für den gehorsamen Deutschen doch etwas zuviel des Unheils. Die erste soziale Folge der Währungsreform ist in der Tat eine erneute Proletarisierung weiter Bevölkerungskreise. Wie die Geldreform auf den bisher leidlich gut durchgekommenen Mittelstand wirkt, dafür sei hier nur *ein* Beispiel angeführt. Ein ehemaliger Industriebeamter in Süddeutschland, der jetzt als Bombenkriegsverletzter in seinem Landhaus lebt und bisher eine kleine Rente bezog, schreibt mir, diese seine Rente sei ihm mit der Inkrafttretung der neuen Währung auf die Hälfte herabgesetzt worden. Dann fährt er fort:

[1] Mit seinem Veto gegen diejenigen Bestimmungen des neuen hessischen Arbeitsrätegesetzes, die eine Beteiligung der Arbeitsräte an der Führung der Industrie vorsehen, hat General Clay, der amerikanische Militärgouverneur, den deutschen Parteien erneut zu verstehen gegeben, daß irgendwelche Schritte auf dem Wege zur Sozialisierung der Wirtschaft «oben» durchaus unerwünscht seien.

«Im Ausland werden ganz falsche Nachrichten über diese uns befohlene Geldvernichtung verbreitet. So sagte gestern abend Dr. Scharnagl im Sender Beromünster, daß jedermann über 10 Prozent seiner Sparguthaben verfügen könne. Nein, alles ist gesperrt bis auf 500 DM (einschließlich Kopfgeld) für eine Familie. Hätte ich nicht Mietzinsen aus meinem Haus in X., könnte ich verhungern; und das müssen jetzt viele.»

Aufs Ganze gesehen hat die Wiederherstellung der «freien Wirtschaft» in Deutschland eine gefährliche Verschärfung der Klassengegensätze und des Klassenkampfes gebracht. Die Nutznießer sind die «Radikalen» aller Färbungen, zunächst die Kommunisten, deren Aussichten auf den Winter und das Frühjahr hin täglich besser werden, dann aber namentlich auch die Rechtsextremisten, die sich in der Nationaldemokratischen Partei nach der Feststellung des Berliner Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung» «eingestandenermaßen ein Sammelbecken der früheren Anhänger Hitlers und der Ultranationalisten» geschaffen haben. Vielleicht denkt man in Frankreich gerade über diese Wirkung der westmächtlichen Deutschlandpolitik etwas nach, bevor man den Plan eines Westbundes, so wie man ihn in Paris (und um Churchill herum) versteht, weiterverfolgt.

Die französische Dauerkrise Frankreich selbst taumelt inzwischen von einer Krise in die andere. Die neueste Kabinettskrise — es soll die 32. sein seit Kriegsende — ist zwar mit den üblichen parlamentarischen Auskunftsmitteln wieder «gelöst» worden; dem von den Sozialisten gestürzten Kabinett Marie-Reynaud ist ein neues Kabinett Schuman gefolgt, in dem die Sozialdemokraten sogar das Finanz- und Wirtschaftsministerium anvertraut bekommen haben[1]. Aber von einer wirklichen Befestigung der Lage kann natürlich trotzdem keine Rede sein. Die kapitalistische Klasse, eng verbündet mit der klerikalen Reaktion, wird ihre «Sanierungspolitik» solange nicht geradlinig, und das heißt mit Aussicht auf ein wenigstens technisches Gelingen der Operation, durchzuführen vermögen, als sie auf die Heranziehung der Sozialisten zur Regierungsverantwortung nicht verzichten will, sei es, weil sie dadurch den wahren Charakter ihrer Maßnahmen verschleiern zu können hofft, sei es, weil sonst eine Parlamentsauflösung unvermeidlich würde, vor der die gemäßigte Rechte mit einigem Grund Angst hat. Eine aktionsfähige Mehrheit der Linken aber wird solange nicht zustandekommen, als die Sozialisten, trotz der schiefen Lage, in der sie sich heute befinden, jede andere Kombination und Konstellation einer Zusammenarbeit mit den

[1] Inzwischen hat es noch eine allerneueste Kabinettskrise gegeben. Die mit dem «übermäßigen» sozialistischen Einfluß unzufriedene Rechte hat die Regierung Schuman sofort wieder gestürzt, so daß der «Radikale» Queuille eine neue Kombination zusammenstellen mußte, die den Sozialisten die *Illusion* der Beteiligung an der Macht nicht nimmt und die *wirklichen* Machtstellungen doch fest in den Händen der kapitalistischen Klasse läßt. (12. Sept.)

Kommunisten vorziehen und so tatsächlich de Gaulle vor dem Volk immer mehr als einzig möglichen Retter vor dem Chaos erscheinen lassen.

Und doch kann der gegenwärtige Schwebezustand, bei dem die Bourgeoisie herrscht, aber die Sozialisten mitregieren (wie in der Weimarer Republik!), nicht auf unbestimmte Zeit hinaus andauern; die saubere Entscheidung darüber, ob Frankreich den kapitalistischen oder den sozialistischen Weg gehen will, wird einmal ja doch getroffen werden müssen. Denn die ewigen Kabinettskrisen, die unser westliches Nachbarland durchzumachen hat, sind ja doch nur äußere Anzeichen der tiefen *Regimekrise*, in der es längst steht, und die nur eine *grundsätzliche*, eine organische Lösung finden kann. Die Unbeständigkeit der französischen Regierungen und Parlamentsmehrheiten ist nur ein Ausdruck der Unhaltbarkeit der wirtschaftlich-sozialen Ordnungen selbst, auf welche die Vierte Republik gegründet worden ist. Noch sucht sich das Besitzbürgertum an der Macht zu halten, indem es die parlamentarisch-demokratischen Formen, die aus seiner «guten» Zeit stammen, aufrechterhält. Aber die Vollmachtenpolitik des Kabinetts Marie-Reynaud, die vom bürgerlichen Standpunkt aus ganz logisch gedacht war, hat ja klar genug gezeigt, daß die französische Bourgeoisie neuerdings auf dem gleichen Weg ist, den unter dem Schutze der deutschen Bajonette Pétain, Laval und ihre Gefährten bis zum Ende gegangen sind. Das tragische Versagen der Widerstandsbewegung hat dann die politische und soziale Revolution, die nach der Befreiung fällig war und so verheißungsvoll begonnen hatte, vorderhand verunmöglicht und der Gegenrevolution eine neue Chance gegeben, die sie über kurz oder lang gründlich ausnützen wird. Aber wenn das politische Regime, das sich Frankreich gegeben hat — die liberale Demokratie —, nicht auf unabsehbare Zeit der jetzt vorherrschenden Wirtschaftsverfassung — der kapitalistischen Diktatur — geopfert werden soll, dann muß eben entschlossenen Geistes umgekehrt die Wirtschaftsverfassung nach dem gleichen Grundsatz gestaltet werden, auf dem, der Form und der Theorie nach, die Staatsverfassung immer noch beruht. Und das wird bedeuten, daß sich dann die Revolution auch die ihr eigentümlichen *politischen* Organe wird schaffen müssen: demokratische Selbstverwaltungskörper, die, an Stelle eines durch und durch verderbten Parlamentarismus und Bürokratismus tretend, die Umformung des ganzen Gesellschaftsbaus planvoll durchzuführen haben werden. «Utopie vielleicht», meint Paul Fraisse im «Esprit», von diesen Aufgaben redend, «aber die Zurückdrängung der revolutionären Aussichten durch die Widersprüche, die das Einblocksystem der Kommunistischen Partei, die Verdunstung der Sozialdemokratie und die übertriebene Politisierung der Gewerkschaftstätigkeit erzeugen, verlangen eine neue aufbauende Anstrengung derer, die mehr Gerechtigkeit und mehr menschliches Leben für alle erhoffen.»

Englische Entscheidungen Das besondere Problem *Englands* angesichts der internationalen Gegenrevolution ist, wie schon oben angedeutet, kurz dieses: Wie kann das große soziale Experiment, in dessen Durchführung die Labourregierung begriffen ist, weitergetrieben und gesichert werden gegen den wachsenden Druck von innen und von außen, dem es ausgesetzt ist? Die Antwort auf diese Frage schließt ebenfalls Entscheidungen von großer Tragweite in sich. Wie Georges *Seldes*, der Redaktor des amerikanischen Wochenblattes «In Fact», von London aus schreibt:

«Der Hauptprüfstein wird die Nationalisierung der Stahlindustrie sein, und er dürfte noch vor der Gesamterneuerungswahl von 1950 gelegt werden. Wenn die Stahlsozialisierung verschoben wird, wenn es nur zu einer Gebärde kommt, die das Gesicht wahren soll, dann werden die großen Geld- und Reaktionsinteressen und besonders die weltweite reaktionäre Politik Amerikas gewonnen haben. Wenn England die Stahlindustrie bis 1950 sozialisiert, so wird das bedeuten, daß trotz den Wünschen der Vereinigten Staaten ein großer Schritt zum Sozialismus hin getan ist. Die Kritiker der Labourregierung von rechts und links sind sich darin einig, daß die Nationalisierung der Bank von England, der öffentlichen Dienste, der Eisenbahnen und anderen Verkehrsmittel, ja sogar der Bergwerke nicht entscheidend oder bedeutsam war. Es handelte sich hier um bankerotte oder ungeordnete Wirtschaftszweige, und außerdem bezahlte der Staat zuviel dafür; die Sache war weder ein gutes Geschäft noch ein Beweis von Mut. Aber die Stahlindustrie gehört zum Großbankensystem, genau wie in den Vereinigten Staaten auch; sie hängt mit der großkapitalistischen Wirtschaft überhaupt zusammen, mit der Idee des freien Unternehmertums und des ungezügelten Kapitalismus und wird darum der Prüfstein für das ganze Programm der Labourregierung sein.» Wobei nicht vergessen werden dürfe, daß, auch wenn die Stahlindustrie sozialisiert sei, noch 80 Prozent der britischen Industrieunternehmungen mit 16 Millionen Arbeitern dem kapitalistischen Regime unterständen.

Das ist die eine Seite des britischen Gegenwartsproblems. Die andere Seite wird von Seldes, in Übereinstimmung mit dem, was wir an dieser Stelle schon wiederholt gesagt haben, so gekennzeichnet:

«Die Kritiker innerhalb der regierenden Partei greifen diese an, weil sie zu langsam vorgehe ... Die außerhalb der Partei stehenden Kritiker haben etwas Ernsteres vorzubringen: Sie sehen, wie die Gruppe Attlee-Bevin-Morrison die Labourbewegung auf internationalem Boden ins Lager der Vereinigten Staaten führt, und sie behaupten, es sei für eine Regierung unmöglich, in der Außenpolitik nach rechts und in der Innenpolitik nach links zu steuern — das Staatsschiff werde zerschellen oder sich wahrscheinlicher nach der mächtigeren Seite hin kehren. Die beiden politischen Haltungen sind sich diametral entgegengesetzt; eine Krisis muß kommen. Wenn die Nation in der Weltpolitik nach rechts geht, so fürchten sie, das Linksprogramm in der Innenpolitik werde schließlich zusammenbrechen. Das, und nicht das gegenwärtige Reformprogramm zur Abschaffung der Armut, ist die Zukunftsfrage Englands.»

Der Kampf in Amerika Die eigentliche Entscheidung in dem weltweiten Ringen um Frieden und Freiheit wird aber voraussichtlich in Amerika fallen. Hier sind die gewaltigsten Kräfte des reaktionären Spätkapitalismus zusammengeballt;

hier werden darum auch die — vorerst freilich noch viel zu schwachen und schlecht organisierten — Gegenkräfte sieghaft durchbrechen müssen. Eine Genugtuung, daß sich schon jetzt die Fronten immer klarer abzeichnen und die Masken mehr und mehr fallen! Lassen wir dazu Kenneth *Leslie* sprechen, den leitenden Mann des Neuyorker «Protestant», der in der Juni/Juli-Nummer dieser tapferen Zeitschrift feststellt:

«Forrestal, Dulles und Lovett sind eine neue Reihe von Namen am Schaufenster eines sehr alten Geschäftes. Man kann heute auch den Namen Krupp hinzufügen und ihn jetzt sogar an die Spitze stellen; das wird uns später Zeit ersparen. Das Geschäft besteht darin, weite Landstriche und Volksmassen zu beherrschen, sie auszubeuten und in Unterwerfung zu halten ... Eine der meistaufgeblähten, zum Platzen reifen Seifenblasen dieser Amateurimperialisten ist *Dulles* selbst und seine ‚Operation X', eine Gegenspionage-Schmierenoper, arrangiert für die Bühne des kalten Krieges, die unser Außenminister in Europa hergerichtet hat[1]. Dulles, der unentwegte ‚Christ', möchte ‚den Feind' mit kunstgerechten Schlägen — mit lauter Verkündigung der vier Freiheiten — zuhanden des sichtbaren Publikums und mit unzulässigen Hieben — Bestechung, Anschicksmännern, Herausforderung usw. — zuhanden des unsichtbaren Publikums bekämpfen. Die Methode ist zum Teil schon in Italien erprobt worden, wo der Vatikan, die Nährmutter dieser Methoden, eine schätzenswerte Hilfe war. Der ‚Boston Herald' erzählte, wie ‚hochgestellte Männer beider politischen Parteien und der Kirche auf die Idee kamen, das Geld der amerikanischen Steuerzahler zur Bestechung der italienischen Wählerschaft zu verwenden'. ‚Die Geldaufwendung in ganz Italien zur Beeinflußung der Stimmabgabe stellt diejenige Betätigungsart dar, mit der Dulles seine Geheimagenten in Friedenszeiten betrauen möchte', meint der ‚Herald' und beschreibt dann den Plan für die Aussendung eines Korps amerikanischer Überseeagenten. ‚Einige davon sollen offen auftreten und die demokratische Lehre durch Presse, Radio, Kino und vom Vortragspult aus predigen. Andere sollen insgeheim Gelder verteilen, antikommunistische Gewerkschaften und Vereinigungen gründen, unterirdische Spionage in den besetzten Ländern treiben, Widerstandsbewegungen in ganz Osteuropa aufziehen und ganz allgemein das schwelende Feuer der antikommunistischen Stimmung überall in der Welt wachhalten.' Die ‚Operation X' ist nicht nur abgründig dumm. Sie ist antichristlich und verbrecherisch. Der Rat des (amerikanischen) Kirchenbundes wird sicher gezwungen sein, einen solch machiavellistischen Führer abzuschütteln.»

Da hat sich Leslie allerdings geirrt. Dulles wird nicht nur der erste Außenminister einer kommenden republikanischen Regierung sein; er durfte auch in Amsterdam als Herold einer «christlichen Politik» auftreten, deren letzte und unausweichliche Konsequenz nichts anderes als die Atombombe gegen Rußland sein kann[2]. Gleichzeitig bekämpfen Dulles und seinesgleichen mit allen Mitteln einen Mann wie Henry *Wallace*, der *in Wahrheit* einer der großen Bürgen für die Zukunft des

[1] Es ist auf den Plan angespielt, den Kommunismus durch eine die ganze Welt umfassende amerikanische Monsterpropaganda zu bekämpfen.

[2] Wie bedenklich weit dieses «Atombombenchristentum» um sich gegriffen hat, dafür hier nur zwei weitere Belege. Nach einem Vortrag, den der Schreibende letzten Winter in einer großen Schweizerstadt gehalten hat, meinte in der Diskussion ein sonst sehr aufbauend und lebendig wirkender religiös-sozialer Pfarrer, vielleicht sei die Atombombe eben doch ein Werkzeug Gottes, um die Sowjetunion zu züchtigen. Anderseits sucht in «Crockfords Clerical Directory», dem kirchlichen Adreßbuch für

Christentums in Amerika ist, und in dem wir einen der machtvollsten Verkündiger der religiös-sozialen Botschaft in unserer Zeit sehen. Was schadet es, daß er jetzt als «Werkzeug Moskaus» durch den Schmutz geschleift und mit Tomaten und faulen Eiern beworfen, wenn nicht an Leib und Leben bedroht wird? «Ich gehe nicht einig mit den Kommunisten», darf er mit gutem Gewissen schreiben. «Ich glaube zum Beispiel, daß die Lehre von der Bruderschaft der Menschen, der Vaterschaft Gottes und der Heiligkeit der menschlichen Einzelseele das Wesen der Demokratie und des neuzeitlichen Fortschrittsglaubens ist. Die Religion ist eine große Kraft, auch wenn böse oder irregeleitete Menschen diese Kraft immer wieder gegen die Menschheit verwendet haben. Ich glaube, daß die Lehre von der menschlichen Bruderschaft den Begriff einer Weltbürgerschaft, die schließlich kommen wird, rechtfertigt, und daß sich die vielerlei Arbeiter der Welt zuletzt als Einheit betrachten werden, ohne Rücksicht auf die Nationalität.»

Diesem Geist wird der Endsieg in Amerika beschieden sein, einerlei wieviele Niederlagen seine Träger in den politischen Tageskämpfen auch noch erleiden mögen.

Rußland und Osteuropa Kehren wir aber noch einmal nach Europa zurück und wenden wir uns besonders der Lage im Osten zu. Die Entwicklung ist hier in der Berichtszeit ausgesprochen durch das Streben der *Sowjetunion* gekennzeichnet, ihre Vormachtstellung zu befestigen und die Durchorganisierung des osteuropäischen Raumes nach kommunistischen Grundsätzen sicherzustellen. Das gilt nicht nur von *Berlin*, um das — es wird darüber noch ein Wort zu sagen sein — seit Monaten so zäh und verbissen gekämpft wird. Es gilt auch von *Finnland*, wo die Kommunistische Partei ihren Einflußbereich mit offenbarer russischer Unterstützung neuerdings zu erweitern sucht, um ihren Wahlrückschlag wettzumachen; es gilt von *Polen*, der *Tschechoslowakei* und *Bulgarien*, deren Innen- und Außenpolitik mit der russischen mehr und mehr in Gleichtakt gebracht wird, nicht weniger als von *Ungarn*, dessen Landwirtschaft nach Sowjetmuster radikal sozialisiert werden soll, und von *Rumänien*, über das eine Zeitlang sogar Gerüchte von einer baldigen Vereinigung mit der Sowjetunion herumgeboten wurden. Man sah die russische «Vorortpolitik» am Werk bei der Belgrader *Donaukonferenz*,

---

England, ein, wie es heißt, hoher kirchlicher Würdenträger die Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki mit der (übrigens falschen) Behauptung zu rechtfertigen, die Atombomben hätten eben abgeworfen werden *müssen*, weil die Japaner gedroht hätten, die in ihren Händen befindlichen Kriegsgefangenen zu ermorden. «Das Dilemma war vielleicht das furchtbarste, vor das sich Christenmenschen jemals gestellt sahen. Die Entscheidung wurde getroffen, und das Ergebnis erwies sich als erfolgreich.» Das «erfolgreiche Ergebnis» war bekanntlich die Hinschlachtung von 120 000 Männern, Frauen und Kindern.

die völlig von der Sowjetabordnung beherrscht war und — vorerst wenigstens — zum Ausschluß der Westmächte von der Regelung der Donauschiffahrt führte. Und man erkennt sie besonders deutlich hinter dem planmäßig organisierten Kampf Moskaus gegen *Tito* und das von ihm geführte *Jugoslawien*, der Osteuropa und die Kommunistischen Parteien dauernd in Atem hält [1].

Die Hintergründe dieses Kampfes sind inzwischen etwas klarer geworden, als es bei seiner überraschenden Eröffnung Ende Juni der Fall war. Dabei zeigt sich, daß namentlich auf innerpolitischem Gebiete die Sache Titos tatsächlich schwächer ist, als man zuerst anzunehmen geneigt war. Wie ein auf unmittelbare Sach- und Personenkenntnis gestützter Bericht von Doreen Warriner im «New Statesman», der mit anderen Zeugnissen übereinstimmt, recht einleuchtend darlegt, vollzieht sich nämlich die Umgestaltung der jugoslawischen Wirtschaft in der Richtung auf eine sozialistische Gesamtordnung hin viel zu gefühlsmäßig und stegreifartig, ohne gediegene Planungsgrundlagen und mit einer ungeheuren Verschwendung von Arbeit und Kapital. Gleichzeitig werden die Bauern, besonders die größeren, durch eine grobe Boden- und Preispolitik auf Kosten der Arbeiter und der städtischen Verbraucher offenbar ganz ungebührlich bevorzugt, was seinerseits wieder damit zusammenhängt, daß etwa die Hälfte der Mitglieder der Kommunistischen Partei aus Bauern besteht und die Kommunistische Partei überhaupt kein wirkliches Eigenleben führt, vielmehr fast ganz in einer «Volksfront» aufgegangen ist, in der ziemlich nebelhafte Ansichten über Kapitalismus und Sozialismus durcheinander brodeln, hingegen ein üppiger Nationalismus aufgeblüht ist. Die planwirtschaftlich-sozialistische Erschließung Jugoslawiens und seine Eingliederung in einen entsprechenden übernationalen Ostraum scheint ernstlich in Frage gestellt, wenn in diesen Dingen, und das heißt wohl auch in der jugoslawischen Staatsführung, nicht eingreifende Änderungen erfolgen.

Aber nun bleibt eben doch die Tatsache bestehen, daß die innerpolitischen Fehler des Regimes Tito von Moskau demagogisch aufgebauscht und ausgebeutet werden zu dem Zweck, Jugoslawiens bedingungslose Unterwerfung unter die russische Außenpolitik zu erzwingen. Der Widerstand gegen *dieses* Unterfangen ist die große Stärke Titos und seiner Anhänger, die ihrer Sache keinen besseren Dienst leisten könnten, als wenn sie den *berechtigten* Klagepunkten der Kominform Rechnung trügen. Sonst riskieren sie nur, daß die Opposition gegen ihren Kurs, die zahlreichen Beobachtungen nach gefährlich anwachsen soll, im Bunde mit dem äußeren Druck gegen Jugoslawien

[1] Außerhalb der sowjetischen Einflußzone steht in Südosteuropa nur *Griechenland*, wo aber alle amerikanischen Siege die Widerstandsbewegung nicht zu zerschlagen vermögen und allein die Beseitigung der faschistischen Schreckensherrschaft dem furchtbar erschöpften Volke Frieden und wirtschaftliche Erholung bringen kann.

eines Tages zu einer Entladung führt, die schweres Unheil anrichten müßte.

Daß man in Moskau, trotz dem Tode Schdanows, des Einpeitschers der Kominform und orthodoxen stalinistischen Zionswächters, auf jeden Fall entschlossen ist, den Griff um die Satelliten nicht zu lockern und auch außerhalb Jugoslawiens keinerlei «Titoismus» aufkommen zu lassen, lehrt die schroffe Maßregelung *Gomulkas*, der bisher als starker Mann der polnischen Kommunisten galt und an der Exkommunizierung Titos teilgenommen hatte, aber dennoch «rechter Abweichungen» schuldig befunden und seiner hohen Ämter entsetzt worden ist. Gomulka hat sich zwar sofort löblich unterworfen und damit jene typisch kommunistische Gleichschaltungsbereitschaft bekundet, die unsereins nun einfach nicht versteht [1]. Aber daß mit Methoden, wie sie Moskau anwendet, um die Willens- und Richtungseinheit innerhalb des Ostblocks zu gewährleisten, auf die Länge nicht einmal in der Sowjetsphäre etwas auszurichten ist, dürfte sich gleichwohl immer deutlicher erweisen. Wir hoffen es jedenfalls.

Gärendes Asien Die Völker der gewaltigen Landmasse, die sich von der Elbe an ostwärts, quer durch Rußland und Sowjetasien hindurch, bis zum Stillen Ozean hin und von der Ostsee südwärts bis zur Adria und zum Schwarzen Meer hin erstreckt, sind unwiderruflich auf dem Wege zum Sozialismus begriffen. Noch ist es eben ein östlicher, primitiver Sozialismus, dem sie huldigen; noch sind sie von dem drückenden Panzer eines Diktatursystems umschlossen, in das sie sich zwängen ließen, um ihre neuen Lebens- und Gemeinschaftsformen gegen die Angriffe einer feindseligen Umwelt verteidigen zu können. Aber ein hohes, verheißungsvolles Ziel ist es eben doch, dem sie zustreben, und in dem Maße, wie sich die Feindseligkeit der alten Gesellschaft gegen die junge Welt des Sozialismus mildert, wird sich auch der harte Griff des Totalstaates, der sie zusammenhält, lockern.

[1] Man findet sie beispielsweise auch in einem Sonderheft von «Weg und Ziel», der Monatsschrift der österreichischen Kommunisten, das dem Konflikt um Tito gewidmet ist, und in dem Franz Marek jeden Zweifel an der geistigen Überlegenheit der Kommunistischen Partei der Sowjetunion als *die* große, unvergebbare Sünde aller echten Revolutionäre brandmarkt. «Sind doch die Führer der russischen Kommunisten die besten, erfahrensten und erprobtesten Marxisten an der Spitze der besten, erfahrensten und erprobtesten Kommunistischen Partei ... Jede Rede Stalins, jede Erklärung Stalins klärt und erklärt, hilft uns bei der Orientierung — ebenso wie die Worte und Erkenntnisse eines großen Wissenschaftlers klärend und erklärend sind für die ganze Wissenschaft. Für wen sollen sich die revolutionären Arbeiter denn begeistern, wen sollen sie denn als den Führer des internationalen Proletariats anerkennen, wen sonst als Wegweiser des Sozialismus empfinden? Vielleicht den dekadenten Salonliteraten Léon Blum oder den farblosen Wallstreet-Kommis Major Attlee oder sonst irgendeinen Marshall-Korporal der rechten Sozialdemokratie?» Das reinste kommunistische Unfehlbarkeitsdogma!

Die Völker *West- und Südasiens*, von der Ägäis bis zum Gelben Meer, befinden sich in einem *noch* früheren Abschnitt ihrer nationalen und sozialen Entwicklung als die europäischen Ostvölker. Und die Gegenkräfte, auf die sie stoßen, sind darum auch noch unvergleichlich viel mächtiger, als sie es insbesondere innerhalb des europäischen Ostraumes sind. Man sieht sie nur zu deutlich am Werk im Vorderen Orient und namentlich in *Palästina*, wo die arabischen Feudalmächte hoffen, mit Hilfe Englands und Amerikas an der bevorstehenden Generalversammlung der Vereinten Nationen dem Staat Israel Friedensbedingungen aufzwingen zu können, die sie ihrem Ziel, den jüdischen Staat zu ersticken, trotz ihrem militärischen Mißerfolg doch nahebringen würden. Die Juden gehen darum immer offenkundiger darauf aus, mit Hilfe eines neuen kriegerischen Vorstoßes eine fertige Tatsache zu schaffen, die auch die UNO nicht mehr umstoßen könne, und, mit Jerusalem als Hauptstadt, den Staat Israel auf eine von außen her nicht mehr angreifbare, feste Grundlage zu stellen. Wie sehr die arabische Oberschicht Grund hat, die Befestigung eines sozialfortschrittlichen Judenstaates und seinen moralischen Einfluß auf ganz Vorderasien zu fürchten, geht auch aus einer Untersuchung hervor, die das Internationale Arbeitsamt vor einiger Zeit über die sozialen Verhältnisse im Orient durchgeführt hat. In dem darüber veröffentlichten Bericht liest man unter anderem:

«In Ägypten, das eine führende Rolle in den arabischen Ländern spielt, sind die Lebensbedingungen der Fellachen, die drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, die elendesten der ganzen Welt ... In 50 Jahren ist die Zahl der Familien, die noch nicht einmal das Existenzminimum besitzen, von 611 074 auf 2 392 515 angestiegen. Am anderen Ende der sozialen Stufenleiter steht gleichzeitig eine kleine Großgrundbesitzerschicht, der 40 Prozent allen nutzbaren ägyptischen Bodens gehören, die selbst aber nur ein halbes Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht ... Der Lebensstandard der irakischen Bevölkerung ist viel mehr demjenigen der ägyptischen Fellachen angenähert als demjenigen der in Palästina lebenden Araber. Die Wirkung dieses Lebensstandards des irakischen Fellachen ist derart, daß der irakische Wirtschaftswissenschafter Haskin Joward die mittlere Lebensdauer der irakischen Bevölkerung auf 26 bis 27 Jahre beziffert (60 Jahre in Amerika und England, 65 Jahre in der Schweiz.)»

Viel besser ist die Lage der breiten Volksmassen auch in *Indien* nicht. Und zwar nicht nur in dem feudal-reaktionären Pakistan, sondern großenteils auch in Hindostan, dessen Regierung nach unverdächtigen Zeugnissen mehr und mehr unter den Einfluß des Finanz- und Industriekapitals gerät und eine kurzsichtige Scharfmacherpolitik gegen links betreibt, bei gleichzeitiger großer Duldsamkeit gegenüber den Rechtsextremisten, aus deren Reihen der Mörder Gandhis hervorgegangen ist. Wohin das führen kann, deutet ein britischer Kenner Indiens in einem Brief an den «New Statesman» an, in dem es heißt:

«Ich und andere sind mehr und mehr durch die Ähnlichkeit zwischen dem heutigen Indien und dem vorrevolutionären Rußland betroffen, wie man von diesem

bei den großen russischen Romanschriftstellern liest. Wir haben hier die gleiche allgemeine Atmosphäre von vergeblicher Lebensmühsal, das gleiche endlose Gerede, das gleiche anrüchige Profitmachertum, die gleiche ewige Bürokratie, die gleiche Lage des kleinen Mannes, der um eine sichere Anstellung bei irgendeiner Behörde kämpft. Und wir haben auch die gleiche Kommunistische Partei, die trotz Verboten und Unterdrückung zweifellos an Stärke gewinnt. Die Regierungsunterstützung für den von den Unternehmern begönnerten und von der Kongreßpartei organisierten Nationalindischen Gewerkschaftsverband, der im Gegensatz zu dem in kommunistischem Sinne geleiteten Allindischen Gewerkschaftsbund steht, hat zwar Erbitterung und Zynismus erzeugt, ist aber ohne Einfluß auf die Mitgliedschaft des Allindischen Gewerkschaftsbundes, der die einzige wirkliche Arbeiterbewegung im Land ist.»

Hinter den Problemen, die sich drohend *hier* erheben, treten Indiens Konflikte mit Pakistan (wegen Kaschmir, das trotz seiner mohammedanischen Mehrheit politisch stark zu Indien neigt) und mit Haiderabad (dessen mohammedanischer Fürst nichts von einem Anschluß seines hinduistischen Volkes an Indien wissen will) weit zurück, auch wenn sie die beiden Dominien bereits bis an den Rand des Krieges geführt haben. Die Vereinigten Nationen werden sich an ihrer Pariser Tagung übrigens auch mit diesen Konflikten zu befassen haben.

In *Burma* ist die sozialistische Regierung Thakin Nu den Kommunisten weit entgegengekommen, muß sich aber gleichwohl immer noch gegen den Versuch eines bewaffneten Umsturzes wehren, der unter kommunistischer Führung seit Wochen im Gang ist. Den Hintergrund dazu bildet eben die Zusammenarbeit der Regierung mit den britischen Kapitalgesellschaften, deren Hauptinteressen in der Zinn-, Zink- und Gummiindustrie liegen, und die gewaltsame Unterdrückung einer Reihe von Streikbewegungen und Bauernkundgebungen durch Polizei und Militär.

Noch ausgeprägter ist die Herrschaft des ausländischen Kapitals — es betätigt sich vornehmlich in Gummiplantagen, Bergwerken, Bank- und Versicherungsgesellschaften sowie in großen Handelsunternehmungen — in *British Malaya*, wo die Regierung alle Hände voll zu tun hat, um die weißen Geschäftsleute und ihre Familien gegen die Angriffe der vom Dschungel aus operierenden Banden zu schützen. Mit militärischen Aktionen gegen die «roten Terroristen» wird aber Großbritannien hier zuletzt so wenig ausrichten wie Frankreich in *Indochina*, wo der Kleinkrieg der Anhänger Ho Chi Minhs erfolgreich weitergeht, und Holland in *Indonesien*, das jetzt auf dem Weg über die Vereinten Nationen zu einer «unabhängigen» Scheinföderation zusammengefaßt werden soll, die tatsächlich nur eine neue Form für die Aufrechterhaltung des alten holländischen Kolonialkapitalismus wäre. Nur eine gründliche wirtschaftliche Umwälzung in der Richtung auf mehr Menschlichkeit, mehr Freiheit, mehr Gerechtigkeit wird den asiatischen Riesenkontinent zur Ruhe kommen lassen und verhindern, daß sich die notwendige gesellschaftliche Revolution in den Formen einer kommunistischen Diktatur vollzieht.

Besinnungspause? Und das ist immer wieder unser letztes Wort gegenüber dem banalen Antikommunismus, der jetzt die große Mode in Westeuropa und Amerika ist. Diese Geistesverfassung ist ja an und für sich durchaus keine neue Erscheinung. Sehr zeitgemäß erinnert Serge *Radine* in der «Suisse Contemporaine» an die Reaktionsperiode, die vor hundert Jahren in Frankreich (und anderwärts) dem Verzweiflungsausbruch verelendender Arbeiter folgte, den man die Revolution von 1848 zu nennen pflegt. Vergessen war die Bereitschaft zu sozialer und politischer Erneuerung, die das Bürgertum vorher so großsprecherisch an den Tag gelegt hatte; verflogen die Fortschrittsbegeisterung, welche die oberen Klassen, ja sogar die römische Kirche, eine Zeitlang erfaßt zu haben schien. «Jetzt verwirft man mit Abscheu auch die schüchternsten Reformen, und so kann denn insbesondere die ‚Revue des Deux Mondes' bei der Besprechung einer Vorlage über den Rückkauf der Eisenbahnen durch den Staat ausrufen: ‚Wir wollen hier mit der ganzen Glut einer redlichen Seele und eines überzeugten Geistes gegen diese ungeheuerliche Lehre protestieren, die aus dem Kommunismus stammt und einen eigentlichen Anschlag auf das Eigentum darstellt.'»

Der gleiche gegenrevolutionäre Geist, nur entsprechend gehässiger, leidenschaftlicher, «großzügiger» auftretend, ist in der Gegenwart am Werk, um die im Gang befindliche soziale Umwälzung zu ersticken. «Wir sehen», so schreibt Radine, «Frankreich die gleiche Rolle spielen und die gleichen Helfershelfer finden wie einstens Mussolini. Die Daladier, Reynaud und Flandin sind wieder regierungsfähig geworden, wo man doch diese Namen noch vor ein paar Jahren nicht einmal mehr zu nennen wagte. Gleichzeitig kennen dieselben Kreise, ganz wie vor dem Krieg, nur mehr einen einzigen und alleinigen Feind: den Kommunismus. Denn die Angriffe, die man auf dieser Seite noch auf den Faschismus richtet, sind ja kaum mehr etwas anderes als stilistische Floskeln. Wie letzthin in der ‚Weltwoche' Herr von Schuhmacher schrieb: Die Feinde unserer Feinde sind unsere Freunde, und in dem unausweichlichen Kampf gegen den Kommunismus sind das nur unvollständig entnazifizierte Deutschland und das Spanien Francos wertvolle Bundesgenossen, deren man sich nicht ungestraft berauben kann.»

Ob sich dieses ganze gegenrevolutionäre Klima in absehbarer Zeit grundlegend ändert? Wir müssen zufrieden sein, wenn der «unausweichliche Kampf gegen den Kommunismus», so wie Herr von Schumacher ihn versteht, nicht in einer kriegerischen Explosion endigt. Und die Tatsache, daß, während ich diese Rundschau abschließe, in *Berlin* die Aufhebung der russischen Sperre und die Einführung der Ostmark auch im Westabschnitt der ehemaligen deutschen Hauptstadt vorbereitet wird, nachdem anscheinend in Moskau eine grundsätzliche Verständigung zwischen den Westmächten und der Sowjetunion über diese dringlichsten Fragen erreicht worden ist, läßt ja wirklich allenthalben

neue Hoffnungen wach werden[1]. Auch wenn man sich keinerlei Illusionen über den Geist macht, der jetzt hüben und drüben waltet, so sieht man doch die Möglichkeit vor sich, daß die Kampfpause im kalten Krieg, die sich ankündigt, eine *Selbstbesinnung* der Völker auslöst, die ihrerseits eine entscheidende Rückbildung der Kriegsvorbereitungen erlaubte. Aber wie dem auch sei: die dauerhafte Befriedung der Völkerwelt erwarten wir — und damit sei zu dem Punkte zurückgeleitet, von dem diese ganze Betrachtung ausgegangen ist — eben doch immer nur von einem machtvollen Einströmen der Kräfte der oberen Welt in unsere zeitlichen Ordnungen, das sich menschlichem Machen und menschlicher Berechnung entzieht, aber gerade darum nur um so überraschender und unwiderstehlicher kommt, wenn die Zeit dafür erfüllt ist.

6. September. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Jubilierstimmung Der schweizerische Festesommer war heuer großenteils dem Jubiläum der Bundesverfassung von 1848 gewidmet. Es sei nichts gegen diese Gedenkfeiern an und für sich gesagt; die Schaffung des Bundesstaates *war* eine große Tat zu ihrer Zeit, daran lassen auch wir nicht rütteln. Und der Segen, der von ihr ausging, wirkt spürbar bis in unsere Tage hinein weiter. Aber die offiziellen Feiern, die wir über uns haben ergehen lassen müssen, trugen doch zumeist einen derart ausgesprochen beharrenden und rückwärtsgerichte-

[1] Seitdem dies geschrieben wurde, hat sich freilich die Aussicht auf einen anständigen Modus vivendi neuerdings verdüstert, offenkundig infolge der russisch inspirierten Pöbeleien in Berlin. Aber ich muß schon sagen: es fiele mir wesentlich leichter, in die westlichen Empörungskundgebungen gegen die Russen einzustimmen, stünde dahinter nicht gar so viel ärgerliche Tendenzmache. Über die Schandtaten der Russen und Kommunisten in Berlin liest man täglich spaltenlange, sensationelle Berichte; die ungleich abscheulicheren Taten beispielsweise der griechischen Regierung aber, die unter den Augen der Briten und Amerikaner sozusagen täglich Dutzende von Oppositionellen (die keineswegs alles Kommunisten und erst recht nicht alles gemeine Verbrecher sind) massakrieren läßt, werden von unseren Zeitungen meistens mit drei bis fünf Linien kühl abgetan. Und was hat man in unserer Presse von der furchtbaren Unterdrückung des Aufstandes der ausgebeuteten Eingeborenen von Madagaskar gegen die französische Herrschaft gelesen, jener Sklavenrevolte, der kaum hundert Franzosen zum Opfer gefallen sind, die aber mit der Niedermetzelung von allermindestens 10 000 Eingeborenen «gesühnt» wurde? Der Prozeß deswegen ist gerade jetzt im Gang, ohne daß in unserer Presse über seinen Hintergrund Wesentliches zu lesen wäre, in derselben Presse, die kommentarlos berichtet, wie die französischen Offiziere in Berlin die Russen anklagen, sie benähmen sich in einer Art und Weise, die «einer zivilisierten Nation unwürdig» sei! Wahrlich, wenn einmal das Wort vom Splitter und vom Balken zutrifft, so hier. Und ich werde meinerseits nicht aufhören, meine Stimme gegen eine Beurteilungsweise zu erheben, die Recht und Unrecht so herausfordernd einseitig verteilt und mit dieser, ach so furchtbar billigen Kommunisten- und Russenhetze eine Weltatmosphäre schaffen hilft, deren Weiterentwicklung man nur mit größter Sorge verfolgen kann. (12. Sept.)

ten oder auf die Idealisierung einer gar nicht idealen Gegenwart abzielenden Charakter, daß einen immer wieder stärkstes Mißbehagen anwandelte ob soviel selbstgerechter Erstarrung und Verblendung, die überhaupt nicht daran denkt, aus eben dem Geist heraus, den man an dem Werke von 1848 verherrlichte, nun auch die Gegenwart und Zukunft der Eidgenossenschaft lebendig neuzugestalten.

Die konservative Selbtsgerechtigkeit der meisten Festredner, Bücherschreiber und Leitartikler, die uns so abstieß, scheint freilich einen recht soliden Boden unter den Füßen zu haben. Ist nicht in einer Welt, die die demokratische Staatsform in offener Krise und von rechts wie von links her aufs schwerste bedroht sieht, das Überleben der liberalen Demokratie in dem kleinen Lande, das ins Herz Europas hineingepflanzt ist, recht eigentlich ein Wunder und eine Ursache stolzer Genugtuung? Hören wir nicht vom Ausland her beständig das Lob der Schweiz, dieser «wahren Demokratie», dieses «Hortes der Menschlichkeit», dieser «musterhaften Föderation friedlich zusammenlebender Nationalitäten, Bekenntnisse und Klassen», in hohen Tönen singen? Hat uns nicht die Wahrung grundsätzlicher Neutralität und die Entschlossenheit, sie unter allen Umständen mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, glücklich durch zwei Weltkriege hindurchgetragen? Und hat sich nicht die Wirtschaftsverfassung, auf die der schweizerische Bundesstaat gegründet wurde, die «freie Marktwirtschaft», getragen von der verantwortungsfrohen Privatinitiative eines gediegenen Unternehmertums (von Kapitalismus redet man in den besseren Zeitungen nur in schamhaft-ironischen Gänsefüßchen), glänzend bewährt, so daß die Schweiz heute einen Wohlstand, ja Reichtum aufweist, der den Neid und die Sehnsucht der anderen Völker erweckt?

Wir sind gewarnt Auch an dem allem ist viel Wahres, das wir nicht in Frage stellen möchten. Und doch ist uns der selbstsichere Optimismus, der das schweizerische Lebensgefühl der Gegenwart nach außen hin kennzeichnet, tief unbehaglich, ja unheimlich, wie sich denn auch, vom Unterbewußten her, schon recht vernehmlich jenes «schweizerische Malaise» kundtut, von dem eine Zeitlang so viel die Rede war, meist ohne daß man sein Wesen recht zu deuten wußte. Es liegt tatsächlich so etwas wie eine Ahnung nahenden Gerichtes, eine Art Vor-Katastrophenstimmung in der Luft, überdeutlich fühlbar all denjenigen, die nicht einfach froh genießend in den Tag hineinleben wie die Leute in den Tagen vor der Sintflut, da sie «aßen, tranken, freiten und sich freien ließen . . .»

Unsere vielgepriesene Demokratie! Ihre Grundlagen sind ja in Wahrheit aufs schwerste erschüttert: ihre geistige Grundlage, die zuletzt der Glaube an die Absolutheit des Geistes und an das Recht und die Bruderschaft des Menschen ist, aber der Flut des zeitgenössischen Geld-, Macht- und Genußstrebens nicht mehr standzuhalten scheint; und ihre materielle Grundlage, die eine gewisse Ausgeglichenheit der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse voraussetzt, aber durch den modernen Kapitalismus mit seinen scharfen Klassengegensätzen und seiner Zusammenballung der wirtschaftlichen und politischen Macht in den Händen einer schmalen Besitzer- und Direktorenschicht rettungslos zerstört wird. Die Demokratie ist — gestehen wir uns das nur redlich ein — auch unter uns weithin nur noch Fassade, gerade gut genug, um das Unrecht und die Unordnung der bürgerlichen Klassengesellschaft zu decken und zu stützen, und wenn der Bestand dieser Gesellschaft einmal wirklich von der Tiefe her bedroht werden sollte, so wie das in anderen Ländern bereits der Fall ist, dann wollen wir gern sehen, wieviel von den demokratischen Formen, in denen sich unser politisches Leben gewohnheitsmäßig abspielt, noch übrig bleibt! Die vergangenen Umbruchs- und Kriegszeiten haben uns da ja schon allerhand erbauliche Erfahrungen geliefert.

Unsere bewaffnete Neutralität! Daß *sie* es vorzüglich gewesen sei, die uns in den beiden Weltkriegen gerettet habe, ist eine patriotische Legende, mit der wir uns von den an ihrer Verbreitung Interessierten immer noch beruhigen lassen, deren töd-

licher Trug sich aber in einer nächsten Prüfung fürchterlich enthüllen müßte, und die uns jetzt nur daran hindert, das zu tun, was wir tun sollen und können, um einer solchen Katastrophe vorbeugen zu helfen.

Unsere erfolgreiche Wirtschaft! Ja, das kapitalistische System hat die Schweiz zum — relativ — reichsten Lande der Welt gemacht, und die gegenwärtige Nachkriegskonjunktur hat ihr einen Goldregen beschert, von dessen Naß einiges auch in die unteren Volksschichten hinabgesickert ist. Aber ein wahrhafter Segen ist daraus nicht erwachsen, eher das Gegenteil. Und auf jeden Fall ist die Schweiz eng mit dem Gesamtschicksal des abendländischen Kapitalismus verknüpft, einem Schicksal, das für uns nur zu gewiß ist und bei allem Auf und Ab der Wirtschaftskurve im ganzen doch unaufhaltsamen Niedergang, Zerfall und Ruin bedeutet, verbunden insbesondere mit neuen, immer verheerenderen Krisen, aus denen Faschismus, Gewaltrevolution und Krieg in apokalyptischen Formen aufzusteigen drohen.

Eine gewaltige Warnung für unsere ganze Zivilisation, aber auch für unsere Schweiz! Wollen wir sie mutwillig in den Wind schlagen? Wollen wir mit unserem verblendeten Vertrauen auf die Einzigartigkeit unserer sakrosankten Demokratie dem Volke gleichen, dem der Prophet zurief: «Verlaßt Euch nicht auf täuschende Worte wie diese: ‚Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist hier!', sondern bessert euren Wandel, bessert eure Taten! Wenn ihr wirklich Recht schafft zwischen den Leuten, wenn ihr Fremdling, Waise und Witwe nicht bedrückt und nicht unschuldiges Blut vergießt an dieser Stätte und nicht andern Göttern nachlauft, euch selbst zum Unheil, so will ich euch an diesem Orte wohnen lassen»? (Jeremia 7, 4—7.) Gilt für unseren Glauben an Maschinengewehre und Flugzeuge nicht, was derselbe Warner über die Götzen *seiner* Zeit höhnte: «Der Scheuche im Gurkenfeld gleichen sie und können nicht reden; tragen muß man sie, denn sie können nicht gehen. Fürchtet euch nicht vor ihnen, denn sie tun nichts Böses; aber auch Gutes zu tun vermögen sie nicht»? (Jeremia 10, 5.) [1]

Das Entweder — Oder Für uns selber kann die Entscheidung, vor die auch die Schweiz gestellt ist, nicht zweifelhaft sein. Wir wollen sie, diese Rundschau über die schweizerische Lage abschließend, mit den Worten formulieren, in die Paul *Schmid-Ammann* sein wertvolles, durch das Bundesjubiläum angeregtes Buch «Der Freiheitskampf der neuen Zeit» ausklingen läßt:

«Entweder geht die Menschheit an ihrem eigenen Unvermögen zugrunde, oder sie rafft sich endlich auf, verwirft den Kriegsglauben endgültig und entschließt sich zum Aufbau einer Gesellschaftsordnung, die nicht mehr an den falschen Götzen des Imperialismus und Mammonismus, sondern an der echten Absolutheit des lebendigen Gottes orientiert ist, der mit uns und durch uns ein Reich der Gerechtigkeit auf Erden schaffen will . . .

Es gibt auch für die Schweiz keine größere Realität als dieses Entweder-Oder; und kein Volk der Erde hätte mehr Grund als das unsrige, voller Glauben und Vertrauen an der Verwirklichung des großen Gedankens eines Weltbundes, an der Errichtung eines auf sozialer Gerechtigkeit und politischer Freiheit aufgebauten Dauerfriedens mitzuarbeiten . . . Eine verwüstete und zerstörte Welt ruft nicht nach einem neuen, diesmal kommunistischen Diktatursystem. Sie ruft aber auch nicht nach amerikanischen Atombomben, Flammenwerfern und Kriegsschiffen, sondern sie

[1] Es sei nicht versäumt, in diesem Zusammenhang auf den ergreifenden Vortrag unseres Freundes Pfarrer Karl *von Greyerz* «Vom Schwert zur Pflugschar» hinzuweisen, der als Flugschrift bei der Pazifistischen Bücherstube, Gartenhofstraße 7, in Zürich, in beziehen ist. Er verdient weiteste Verbreitung. (Preis 60 Rp., von zwölf Exemplaren an 50 Rp. und Porto.)

will die politische Freiheit, mit ihr aber auch die Freiheit von wirtschaftlicher Not; sie will Pflüge und Maschinen, um den versprochenen Frieden endlich aufzubauen. Die Menschen der gegenwärtigen Nachkriegszeit fordern die höchste Form der Freiheit, die ihnen bis jetzt auch die großen Demokratien des Westens nicht voll zu gewähren verstunden: nämlich das Recht und die Freiheit zum Leben, statt des Fluches, alle paar Jahrzehnte auf den Schlachtfeldern und in den bombardierten Wohnstätten zugrundezugehen.»

7. September. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Mitmachen oder liquidiert werden?

Vor mir liegt der erste Band der Schriftenreihe «Spiegel der Gegenwart». Die über zweihundert Seiten umfassende Broschüre trägt den Titel: «Mitmachen oder liquidiert werden.» Sie enthält oder soll enthalten: «Dokumente und Tatsachenberichte über die Einmischung der Sowjetunion in die Verhältnisse südosteuropäischer Staaten und über den kommunistischen Massenterror.» Sie schließt mit einer Betrachtung von Ernst Jucker: «Was hätte die Schweiz vom Kommunismus zu erwarten?»

Das Buch ist jüngst erschienen im Veritas-Verlag, Zürich. Veritas heißt Wahrheit. Wahrheit ist etwas Seltenes, und ein Verlag, der entschlossen nur ihr dient, etwas noch Selteneres. Bedenkt man, daß es sich um die Veritas im Bereich der heutigen Politik handelt, so wird man zugeben: das ist etwas ganz Seltenes! Als Herausgeber zeichnet Emil Wiederkehr. Nomen est omen. Alles kehrt wieder. Was einst schlimm und gefürchtet war, kehrt wieder. Rechtlosigkeit kehrt wieder, Parteidiktatur und Gestaposchreck kehren wieder. Konzentrationslager wie die von Buchenwald und Mauthausen, Liquidierungsmethoden, Deportationen, geheime Bespitzelungen und Folterungen kehren wieder. Die Vision Bernanos von der Sonne Satans war nur ein Kinderschreck gegenüber dem Sadismus der Hitlerei; aber nach der Meinung Wiederkehrs und seiner Mitarbeiter verblaßt selbst diese Schande des Jahrhunderts vor der Heraufkunft der östlichen Höllenglut; denn wenn es irgend etwas Schlimmes gibt, dann ist es der Kommunismus in seiner östlichen Gestalt. Wer noch in Erinnerung hat, was einst Fritz Lieb in seinem Buch «Rußland unterwegs» geschrieben hat, wer sich noch dessen entsinnt, daß dort der Versuch gewagt wurde, Christentum und Kommunismus in Vergleich zu setzen, wer noch weiß, daß man sich bereits schon von einem Sowjethumanismus zu reden getraute, der wird durch dieses Buch aufgefordert, sich schleunigst zu entschließen, über alle solche verharmlosenden Meinungen und Mutmaßungen ein sie Lügen strafendes Hohngelächter anzustimmen.

Ernst Pollatschek, ein Mitarbeiter dieses Bandes, sammelt leidenschaftlich «Tatsachenberichte» zum Beweis des Massenterrors in Osteuropa. Ernst Pollatschek war einst Feind des Hitlerregimes, darum Konzentrationslagerhäftling und Flüchtling. Der Schock vor dem einst Erlittenen vibriert noch in seinen Nerven. Er will keine Gewalt, keinen Zynismus, keinen Totalitarismus mehr. Allen Respekt vor ihm! Aber — woher haben er und seine Mitarbeiter ihre Dokumente und Tatsachenberichte? Woher beziehen sie ihre Weisheit? Ernst Pollatschek lebt schon lange eine Viertelstunde von mir entfernt auf einem idyllischen Höhensattel des lieben Appenzellerlandes. Er ist

mein Freund. Aber darin verstehe ich ihn nicht, daß er aus dem bekannten Buche Kravchenkos und aus amerikanischen sogenannten Dokumentensammlungen, aus Zeitungen und Zeitschriften des Westens kritik- und vorbehaltlos die bösesten Auslassungen über die Sowjetunion mit einer gewissen leidenschaftlichen Freude des Sammlers zusammenstellt und über das alles schreibt: «Tatsachenberichte.» Manchmal bekommt man beim Lesen dieser Berichte den Eindruck, den ich am besten so wiedergeben kann: Schade, daß Goebbels' Dossier über die antikommunistische Propaganda verlorengegangen ist; da wären doch wahrscheinlich noch viel brauchbare Tatsachenberichte dringestanden! Nein, Freund Pollatschek: der nach allen Seiten ausschlagende und rumorende Bär des Ostens (russischer Imperialismus) stimmt mich zu anderen Gedanken als Dich. Ich sehe diese unmögliche Gestalt mit einer gewissen Traurigkeit an, mit einer Traurigkeit, in der ich ihn in seiner Tobsucht verstehe. Er tut mir leid. Ich glaube zu wissen, daß er nicht so wäre, wie er ist, wenn ihn nicht die Dompteure des Westens zum Rasen gebracht hätten. Ich bleibe in diesem Falle neutral. Auch das kann wiederkehren, verehrter Herr Wiederkehr, auch eine von Herzen kommende Neutralität kann wiederkehren, und ich kann Ihnen sagen, daß mir der Spruch recht nahe kam, den ich letzthin im Hause eines Büetzers las: «Ost oder West — daheim das Best!» Und darum kann ich nicht mitmachen, nicht mitmachen nämlich mit der Tendenz dieses Buches, auf die Gefahr hin, von dem stets wachsenden Totalitarismus der schweizerischen Bürgerlichkeit liquidiert und schließlich vor ein antikommunistisches Säuberungsgericht gestellt zu werden. Es berührt einen auch kummervoll, daß sich Herr Pfarrer Berger in Zürich herbeigelassen hat, in diesem Zuge die Klagebriefe, die er von gewissen Volksdeutschen aus dem heutigen Jugoslawien erhalten hat, zu veröffentlichen, und daß er das tut, ohne auch nur mit einem Wort die Untaten in Erinnerung zu rufen, die einst diese Volksdeutschen in Jugoslawien verübten. Aber das ist ja das Wesen der journalistischen Geschichtsschreibung. Sie hat ein kurzes Gedächtnis; denn sie lebt nicht von der Wahrheit, sondern von der Sensation der jeweiligen Tatsachen. Ernst Pollatschek schreibt: «Wer heute noch eine Entschuldigung für Terror irgend welcher Art findet, der dieses Mal aus Moskau kommt, beweist damit eindeutig und unwiderleglich, daß er genau dasselbe Unrecht begeht wie die Menschen, die in der Blütezeit des Faschismus und Nationalsozialismus auch alles an diesen beiden Terrorregimen entschuldigen oder erklären wollten. Sollte es unter den Mitläufern Moskaus Menschen geben — und es gibt sie fraglos — die Hitler und Mussolini bekämpft haben, angeblich aus Gegnerschaft gegen Unrecht und Gewalt, so sei ihnen unmißverständlich gesagt, daß sie in diesen beiden Diktaturen niemals den Terror und die Ungerechtigkeit bekämpft haben, sondern nur die Konkurrenten ihrer eigenen — kommunistischen — Terrorpolitik» (S. 57). Nein, Freund Pollatschek, so einfach liegen die Dinge hier wiederum nicht. Was für einen Mut braucht es denn, um gegen den Kommunismus zu sein? Gar keinen. Soweit ich sehe, ist alles um mich her gegen ihn. Noch in keiner der gebräuchlichen Zeitungen habe ich über Rußland ein freundliches Wort gelesen, höchstens in ganz extravaganten, von denen man annehmen muß, daß wir ihretwegen in der freien Schweiz bald wieder mit einer Pressezensur gesegnet sein werden. Unser helvetischer Nationalheiliger wird ja schon noch dafür sorgen, daß wir samt und sonders schiedlich-friedlich in die amerikanisch-kapitalistisch-katholische Einheitsfront hineinmanövriert werden, und das Buch aus dem Veritas-Verlag, das eben besprochene, wird für unsere gesamte bürgerliche Presse — kurz gesagt — ein Fressen sein. Ob damit der Wahrheit gedient ist? Oder ob damit die bürgerliche Allianz des Westens gegen den Osten, nur wieder eine Waffe mehr ins Arsenal erhalten hat? Ein Schritt zu tapferer, versöhnender Tat, wie sie die aufgewühlte Welt von heute mehr denn je nötig hat, ist damit jedenfalls nicht getan, sondern nur ein Schritt weiter ins Chaos der Zeit hinein. Insofern hat es seine Richtigkeit mit diesem Buch: es ist selbst ein «Spiegel der Gegenwart.» *Herbert Hug.*

Zum Rußlandproblem

Wer sich über die weltpolitischen Vorgänge der Nachkriegsjahre klar zu werden sucht, sollte nicht versäumen, zwei Werke angelsächsischer Herkunft zum Thema «Rußland» durchzugehen. Es sind dies: «Die große Verschwörung gegen Rußland», von Michael Sayers und Albert E. Kahn (Boni & Gaer, Neuyork, 1946), und «Rußland, Rot oder Weiß», von M. Philips Price (Sampson Low, Marston & Co., London, 1946).

Das erstgenannte Buch sucht, wie der amerikanische Senator Claude Pepper im Vorwort erklärt, «die Welt zu zeigen, wie sie — auf Grund ihrer Erfahrungen — den Russen erscheint». Die beiden Verfasser, Albert E. Kahn, Sekretär des amerikanischen Ausschusses zur Bekämpfung der Nazipropaganda, und Michael Sayers, bekannt durch seine Veröffentlichungen gegen die Naziumtriebe in Frankreich, England und Irland, beleuchten die Hintergründe der Entwicklung vom Ausbruch der russischen Revolution bis zur Gründung der UNO. Die unglaublich reiche Dokumentation (viele amtliche Quellen), sowohl pro-sowjetischer wie anti-sowjetischer Herkunft, rechtfertigt allein schon das Studium dieses Buches und weist überzeugend nach, welche Kreise am Kampf gegen das heutige Rußland und an der Vorbereitung eines dritten Weltkrieges interessiert sind.

Außerordentlich interessant ist unter anderem die Vorbereitung der alliierten Interventionskriege, die Einstellung der verschiedenen diplomatischen Missionen in Rußland, von der interventionsgegnerischen Haltung des Wilson-Vertreters, Colonel Robins, bis zur Forderung der Intervention à tout prix des französischen Botschafters Noulens, wenn man sich vergegenwärtigt, daß anglo-französische Interessen 72 Prozent der russischen Stahl- und Kohlenindustrie und 50 Prozent des russischen Öls kontrollierten. Wenig bekannt dürfte sein, daß Clemenceau, in der richtigen Erkenntnis, daß das nationalistische Deutschland den Bolschewismus als Schreckgespenst benütze, zunächst gegen den Interventionskrieg eingestellt war und sich erst später umstimmen ließ. Nachdenklich stimmt auch der Hinweis, daß Herbert Hoover, der seit 1910 an elf russischen Ölgesellschaften interessiert war und «Bolschewismus schlimmer als Krieg» fand, seine amerikanische Nothilfe nach Möglichkeit in den Dienst der Konterrevolution stellte.

Weitere Kapitel des Buches befassen sich mit den Intrigen, die eine Anleihe an die Sowjetunion verunmöglichten, mit Henry Fords antisemitischer Propaganda und Finanzierung Hitlers, mit der Unterstützung der Nazibewegung durch die «Daily Mail» und die vielen Organe der Amerikadeutschen. Etwa ein Viertel des Buches ist Rußlands Fünfter Kolonne und ihrer Eliminierung durch die bekannten großen Prozesse gewidmet. Als Positivum wird ihr der zähe Kampf Litwinows um kollektive Sicherheit gegenübergestellt, der andauerte, bis die anglo-französische Befriedungspolitik, die in München gipfelte, ihn unmöglich machte. Natürlich werden auch die verschiedenen Phasen der Churchillschen Politik registriert, von seiner höchst aktiven Rolle in den Interventionskriegen bis zu seiner Rede von Fulton, in der er sechs Monate nach Ende des Krieges neuerdings warnt vor «der wachsenden Herausforderung und der Gefahr, die der christlichen Zivilisation im russischen Kommunismus droht», und sich damit zu einem der Anführer im anti-sowjetischen Kreuzzuge macht.

Zwei Wochen später warnte Senator Claude Pepper den amerikanischen Senat vor der Gefahr eines dritten Weltkrieges. «Die UNO muß zugrunde gehen, wenn zwei von den Großen Drei unter dem Deckmantel der UNO einen neuen cordon sanitaire um den dritten der Großen Drei bauen. Der einzige Weg zum Frieden ist die Durchführung der Idee Franklin Roosevelts, der mehr als irgend jemand für die UNO getan hat, und die Wiederherstellung der Einheit von Großbritannien, Rußland und den USA.

Wenn Donald Nelson, der Vorsitzende des amerikanischen Produktionsausschusses, noch 1943 glaubte, nach Erreichung des Sieges über die faschistischen Staaten bestehe nur noch die Gefahr des gegenseitigen Mißtrauens, so kommt der vorliegenden Publikation mindestens das Verdienst zu, das Mißtrauen Rußlands begründet und damit Klarheit geschafft zu haben.

*

«Rußland, Rot oder Weiß», hat einen früheren Korrespondenten des «Manchester Guardian» zum Verfasser, der das zaristische Reich und die Revolution erlebte und Ende 1945, nach 27 Jahren, zurückkehrte. Nicht als Marxist; er hält heute dafür, «daß Marxismus nur einen Teil der Wahrheit umfaßt». Diese Einstellung hindert ihn aber nicht, anzuerkennen, was er an Fortschritten wahrnimmt.

Die Sowjetbürokratie zunächst findet er, mindestens in den unteren Rängen, wenig beweglich; wie unter dem Zarismus haben die unteren Beamten keine Kompetenzen und sind nach angelsächsischen Begriffen wenig «efficient». Ungleich den meisten fremden Journalisten ist Price aber nicht an die Hauptstadt gebunden und kann im Umkreis von etwa 120 Kilometern besuchen, was und wen er will, ohne auch nur seinen Paß zu zeigen. Im weiteren durchquert er die Ukraine, sieht Leningrad, den Kaukasus, inspiziert Kollektivwirtschaften, Spitäler, Schulen ohne Begleitung. Er ist Zeuge der unglaublichen Zerstörung «durch die Nazi, nicht die Deutschen», wie ihm von den Russen bezeichnenderweise erklärt wird, fährt er doch fünf Tage durch verwüstetes Land, wo auch nach drei Jahren noch 15 Prozent der Bevölkerung in Erdlöchern und in Trümmern leben. Er ist aber auch Zeuge des zähen Aufbauwillens der Bauernbevölkerung und der Unterstützung, die ihr durch die Regierung und durch die Genossenschaften der verschonten Gebiete gewährt wird. Die Lücken, die der Krieg in der Bevölkerung gerissen hat, sind furchtbar. Kaum eine Familie, die nicht ein oder mehrere Glieder verloren hätte. In Kiew zum Beispiel wurden innerhalb von drei Tagen 140 000 Personen kalten Blutes ermordet.

Der Krieg brachte es mit sich, daß ein großer Teil der Bevölkerung Westrußlands unter schwersten Umständen nach den östlichen Industriezentren umgesiedelt werden mußte. Nach dem Kriege setzte die rückläufige Wanderung ein, gegen den Willen der Regierung, die auch jetzt aus Furcht vor neuen Überfällen ihren industriellen Rückhalt im Osten sichern will. Philips Price glaubt, feststellen zu können, daß solche Verschiebungen, die in Westeuropa außer im Kriegsfall nicht hingenommen würden, von den Russen mit einem gewissen Fatalismus ertragen werden, da sie nie etwas anderes gekannt haben. Die Idee persönlicher Freiheit, die im Westen mit der Reformation sich entwickelte, hat in Rußland nie Fuß gefaßt. Daß Rußland ein Polizeistaat ist, bestreitet auch Philips Price nicht; er behauptet auch keineswegs, daß hier politische Demokratie im westlichen Sinne verwirklicht sei. Doch hat, nach seinen Wahrnehmungen, jeder die Möglichkeit, eine gute Schulbildung und einen gerechten Anteil des nationalen Einkommens zu erhalten, also wirtschaftliche Demokratie. Wenn der Lebensstandard niedriger ist als in England und weitaus tiefer als in den USA, so ist dies zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß Rußland innerhalb von dreißig Jahren drei Kriege auf seinem eigenen Gebiet zu führen hatte.

Von einer neuen Privilegiertenklasse hat Philips Price nichts wahrgenommen. Besonders hohe Löhne, findet er, seien Anerkennung hervorragender persönlicher Leistung und ermöglichen niemals die Ausbeutung anderer. Die Kirche, die unter dem Zarismus eine privilegierte Macht darstellte, hat heute ihren Besitz eingebüßt, ihr Verhältnis zum Staat, glaubt Price, sei aber heute gesünder als seit Jahrhunderten. Er schätzt, daß ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung die Kirche regelmäßig besucht, ungefähr wie im Westen.

Den eindeutigsten Fortschritt gegenüber dem Zarismus sieht Philips Price in der Art, wie die Sowjets das Rassenproblem behandeln — indem sie nämlich von

der Rasse keine Notiz nehmen. Jede Regung von Antisemitismus zum Beispiel wird streng bestraft. Das kulturelle Eigenleben der asiatischen Minderheiten, ihre Literatur und Kunst werden gefördert. Philips Price bewundert auch die kluge Behandlung der nomadischen Grenzstämme im Kaukasus und Aserbeidschan, die von der Regierung dazu angehalten werden, einen Teil des Jahres seßhaft zu werden und das Land zu bebauen. Während die Regierungen von Persien und Irak in den Maßnahmen gegenüber den Kurden nur ein militärisches Problem sehen und sie materiell verkommen lassen, bemühen sich die Russen, diese Nomaden wirtschaftlich besser zu stellen. Kurz — Philips Price ist tief beeindruckt von der Fähigkeit der Russen, mit asiatischen Völkern zusammenzuarbeiten, ohne sie zu absorbieren. *P. F.*

Zwei kirchliche Äußerungen zum Problem Rußland

Hermann Diem: Die Kirche zwischen Rußland und Amerika.
Rudolf Weckerling: Die evangelische Kirche zwischen Ost und West. (Evangelischer Verlag AG Zollikon.)

Diese Vorträge stammen von zwei deutschen Pfarrern, die, der eine in der Ostzone, der andere in der Westzone, zu dem in der Tat den Völkern Europas auf den Leib gerückten Rußlandproblem Stellung zu beziehen suchen. Beide Verfasser unterstreichen, daß für die Deutschen die Gewinnung einer rechten Erkenntnis und Stellungnahme *unausweichlich* sei. (Was ja von allen andern Völkern auch gilt!) Sie warnen dabei die Kirche in Deutschland vor drei Gefahren: 1. dem Versuche einer *Restauration*, die zu nichts als einem neuen Nationalismus führte, der so oder so Deutschlands endgültige Katastrophe bedeuten würde; 2. dem fleischlichen Rühmen etwa über den Kirchenkampf und was mit ihm zusammenhängt. Eine sehr notwendige Warnung! Die dritte Warnung gilt dem Versuch, «daß die Kirche sich nach dem Westen absetzt». Diese Gefahr scheint nach dem, was Weckerling aus der Ostzone berichtet, freilich schon weithin eingetreten, ist doch die Leitung der evangelischen Kirche Deutschlands wie ein nicht kleiner Teil der Pfarrer aus der Ostzone diesen Weg nach dem Westen gegangen.

In beiden Vorträgen geht es um die Erfassung der Situation und der sich in ihr stellenden Aufgaben. Dabei steht die Auseinandersetzung mit dem Osten naturgemäß im Vordergrund. Rußland, der Bolschewismus und der Kommunismus, die, alle drei miteinander verflochten, ein fast unlösbares Problem, ein unheimliches und bedrohliches darstellen, werden ins Auge gefaßt: Ihre Mahnung und ihre Gefahr! Ihre Mahnung liegt nach wie vor (auch wenn in Rußland noch so wenig und noch so Falsches davon verwirklicht wurde!) in dem, was man heute *das soziale Problem* der gesamten Völkerwelt nennen muß, in der Frage nach *dem Neuaufbau der menschlichen Gemeinschaft als Gemeinschaft in echter Menschlichkeit in Volk und Gesellschaft und Völkerwelt* und daher in der Überwindung des Imperialismus und Kapitalismus, des Nationalismus und Rassismus in seinen verschiedenen Ausprägungen. Weckerling weist stark in diese Richtung, während Diem, in völligem Mißverstehen des religiösen Sozialismus und um seinen Alternativen zu entgehen, zwar die Mahnung des sozialen Problems und des Kommunismus unterstreicht, aber vor einer *sozialistischen Entscheidung* ausweicht, die doch heute sich unbedingter als je stellt. Oder geht die soziale Frage und Revolution nicht weiter? Und gibt es keine Lösung? Wir sagen, doch, die sozialistische. Was für ein Sozialismus? Der der Sozialdemokratie, der Kommunisten? Ja, soweit er Wahrheit enthält, darüber hinaus aber *ein neuer Sozialismus, ein Volks- und Völkersozialismus*, von der Gemeinde Christi verkündet und vertreten als Sozialismus, ja als Kommunismus Christi unter dem Volk und für das Volk und als Sturz der Klassenherrschaft und Klassengesellschaft, als geschichtliche Entscheidung und Lösung der wirklichen Weltnot in der

sozialen Frage. Der Sozialismus ist und bleibt, nach unserem Glauben, eine Gottesfrage, der man sich auf keine Weise theologisch entziehen kann.

Und die Drohung des Ostens — sein Totalitarismus und alles, was damit zusammenhängt, vor allem sein Gewaltsystem und seine Unmenschlichkeit? Sie werden deutlich aufgezeigt. Abgelehnt aber wird die Kreuzzugsparole in ihren verschiedenen politischen, sozialen und religiösen Schattierungen. «Die evangelische Christenheit muß dem, was vom Osten kommt, mit dem Wort Gottes und dem furchtlosen Glauben im Herzen begegnen und nicht mit ein bißchen Gottvertrauen, das dann wirklich Opium fürs Volk ist, und der heimlichen Hoffnung im Herzen, daß die östlichen Probleme durch Atombomben für uns menschlich und gar christlich günstig gelöst werden könnten.» (Weckerling.) Hier ist die Erkenntnis, daß die Dämonen der Welt immer wieder der Ausdruck für das Versagen der Christenheit in der Bezeugung und im Dienst des Reiches Gottes sind. «Die Welt verfällt doch auch darum den Dämonen und den totalitären Systemen, weil der Totalitätsanspruch Christi so schwach verkündigt wird von einer Kirche, deren Vergangenheit wahrlich eine schwere Last von Versäumnis und Schuld bedeutet, deren Gegenwart davon bedroht ist, daß viele das westliche Fleisch für ihren Arm halten, deren Zukunft aber allein bei dem Aufblick auf den Herrn liegt, der über alle Völker und Kulturen und «. . . ismen» Herr ist und eine gehorsame Christenheit für sein Werk auf Erden braucht. Wenn eine neue Bewährungsprobe kommen soll, dann ist es entscheidend, daß die neue Totalität nicht auf eine verbürgerlichte, verwestlichte, sentimentale, anspruchsvolle und sich selbst bemitleidende Christenheit bei uns trifft, sondern auf eine Kirche, die in Gottes Wort allein gefangen ist. Dazu gehört, daß sie sich nicht nach dem Westen absetzt, sondern in der Spannung zwischen Ost und West lebt und mit dem Evangelium den Menschen und Mächten begegnet.» Für uns stellen sich noch einige Fragen. Die «Kirche» sollte nach dieser Auffassung den «Christus-Weg» gehen. Kann sie das aber in der Form der bestehenden Kirchen, für die das Nichtgehen des Christus-Weges ja das Überwiegende ist? Ist der «Westen» nur «Fleisch»? Vertritt er nicht doch auch echten Geist Christi, Werte Gottes, die es gegen den Abfall des Westens und des Ostens davon zu vertreten gilt? Und welches ist das «Evangelium», das den Kampf aufnehmen soll mit den dämonischen, ja satanischen Mächten? Als echtes Zeugnis und als «Kraft» wirkt heute sicher nur das Evangelium vom Reiche Gottes und seinem lebendigen Christus, welches allein auch das ganze Evangelium und das Evangelium für die ganze Welt ist. Ist diese Welt aber nicht in Ost und West zu einer völligen Umkehr gerufen, damit sie nicht in einer völligen Katastrophe versinke, sondern die rettende Kraft des Gottes erfahre, der in Christus sein Reich will, dessen rettende Hand sich auftun will zur Barmherzigkeit über allen Völkern? Und sollte das Organ hierfür nicht die zu einer neuen Gemeinde (der ursprünglichen!) Christi erneuerte Christenheit sein, die dem Reiche Gottes auf Erden dient, zu dem sie Christus berufen und frei gemacht hat? *Albert Böhler.*

AN DIE FREUNDE VON BAD BOLL!

Der Gotthelf-Verlag, Zürich, Badenerstraße 69, teilt uns mit:
Für den dritten Band der dreibändigen Auswahlausgabe der Werke von

Joh. Chr. Blumhardt

sind dem Herausgeber vom Archiv in Bad Boll sämtliche dort in Handschrift befindlichen Briefe zur Verfügung gestellt worden, die alle bisher noch nicht veröffentlicht waren, so daß der dritte Band, der außerdem Glaubensfragen, Seelsorge, Gebete und Lieder enthalten wird, dadurch eine große Bereicherung erfährt.

Nun vermuten wir, daß in der Schweiz in Blumhardt nahestehenden Kreisen noch mancher Brief von Blumhardt Vater aufbewahrt wird und möchten sehr darum bitten, daß uns zur Vervollständigung der Blumhardt-Ausgabe solche Briefe zu treuen Handen zugänglich gemacht werden, wobei der Verlag sorgfältige Behandlung und unversehrte Rückgabe innerhalb Jahresfrist zusichert.

AUFRUF

Ihr, die nicht besser seid
Als alle andern,
Die es betraf
Und immer weiter trifft,
Die ihr wie jene alle
Voller Herzensgift
Und doch verschont
Geblieben seid
Von all dem Leid:
Hütet euch
Vor Übermut
Und Herzenshärte;
Grausam kommt auf euch
Zurück sonst Gottes Flut.

Karl Adolf Laubscher

Zu sich selber kommen

Wer nicht «bei sich selber» ist, ist ohnmächtig oder gestört im Geiste. Er reagiert auf einwirkende Kräfte gar nicht oder nur von Wahn- und Zwangsvorstellungen geleitet. Zu sich selber kommen und damit zu einer rechten Reaktion auf die Einwirkungen von außen, das muß doch wohl heißen: Zu seinem eigentlichen Leben, zu seiner eigenen Seele kommen [1]. Wie das ist, wenn das eigentliche Leben, die eigene Seele erdrückt wird, ist leicht wahrzunehmen. Wo Ohnmacht und Zwangsvorstellungen irgendwelcher Art zur vorherrschenden Lebensform werden, da geschieht solche Erdrückung. Weil das Gefühl der Ohnmacht — gegenüber dem geschichtlichen Ablauf der Zeit, gegenüber persönlichem Schicksal und Tod — und die Herrschaft von Zwangsvorstellungen — hervorgerufen durch berufliche, politische, klassenmäßige Deformation des Denkens — unausweichliche Wirklichkeiten sind, darum gibt es wohl so viel eingestandene oder uneingestandene Sehnsucht, zu sich selber zu kommen.

Aber macht der Mensch in solcher Sehnsucht nicht nur zu gern eine Voraussetzung, die sich leicht als falsch erweist? Wird nicht allzu leicht das Zu-sich-selber-Kommen mit dem heilenden Gang hin zu Berg, Wald und Tier gleichgesetzt? Wer zu Berg, Wald und Tier geht, um sie zu erkennen und ihre Stimmen zu hören, tritt einem geprägten und fest umrissenen Leben gegenüber, sieht, hört, ja atmet neues Leben. Geht aber solch erneuernde Wirkung ohne weiteres auch vom Gang des Menschen zu sich selber aus? Es könnte gerade eine ganz große Illusion sein, so an eine unter allerlei Schichten versteckte herbe und gute, nicht mehr ohnmächtige und nicht mehr verbogene eigene Seele zu glauben.

Solange die Geschichte noch nicht als wirkende Macht und brennende Frage ins menschliche Blickfeld getreten war, gab es wohl eine Möglichkeit, sich selber, losgelöst von allen Wirkungen der Zeit und Geschichte, eben zeitlos, zu finden. Es gab etwa den indischen Weg der Erlösung. Von der Verstrickung in die Netze einer trügerischen Wirklichkeit befreit dort der Glaube, das eigenste, innerste Selbst sei mit der Gottheit identisch. Rein und lichtvoll ist dieser Weg, der viele der Besten aller Zeiten und Kulturen stets aufs neue gelockt hat. Seit aber im geistigen Leben der Welt von Israel her der Begriff der Geschichte geprägt ward, kann niemand mehr mit noch so kühnem Sprung über die Mächtigkeit der Zeit hinwegspringen. Seither kann auch niemand mehr sich selber finden, ohne der Frage der Geschichte standzuhalten und ihr zu begegnen. Wenn der Verlust von eigentlichem Leben und

[1] Daß es im recht verstandenen Sozialismus vor allem hierum geht, was Gegner und auch Anhänger oft zu leicht übersehen, zeigt der Aufsatz von Fritz Lieb in dieser unserer Oktobernummer.

eigener Seele etwa das Ergebnis geschichtlicher Entwicklungen ist, findet niemand Leben und Seele, der sie nur sucht — ohne die verhängnisvolle Geschichtsmächtigkeit selber anzugreifen.

Ein Christuswort sagt:

«Wer sein Leben (seine Seele), retten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben (seine Seele) verliert um meinetwillen und um der frohen Botschaft willen, der wird es retten, finden.» (Mark. 8, 35, Matth. 16, 25.)

Die alten Christen, die dieses Wort in dieser Form überliefert haben, wollen also sagen, daß es für den Menschen nur die Möglichkeit gibt, entweder Leben und Seele zu verlieren oder sie zu finden. Die andere Möglichkeit, sie einfach zu haben, gibt es nicht. Wer meint, Seele und Leben schlechthin zu besitzen, erlebt gerade den Verlust. Das ist im Hinblick auf alle geistigen Güter des Menschen eine schauerliche Wahrheit. Sie gilt nicht nur für die Seele, sie gilt auch für Menschlichkeit und Freiheit und all die besten Formen des menschlichen Geistes. Darum folgen auf Zeiten, da sich die Menschen des sicheren Besitzes ihrer Humanität, ihrer harmonischen, am Ende gar christlichen Seelen getrösten, so schnell andere Zeiten, da alle diese Werte zerbröckeln.

Da die Vorstellung vom eigensten Wesen des Menschen zu allen Zeiten ihren sichtbarsten Ausdruck in der Kunst findet, dürfte auch die vom Menschen handelnde, den Menschen darstellende Kunst unserer Zeit hier aufschlußreich sein. Man sehe doch einmal die Menschengesichter an, wie etwa Picasso sie malt. Da sind verschobene Gesichtshälften, Antlitze, die aus den Fugen fallen, Teile, die sich selbständig machen. Da ist ein Menschenbild, das weder durch eine Schau schöner Menschlichkeit noch durch eine solche tierischer Unmenschlichkeit bestimmt ist, nein, ein Menschenbild nur, dessen Merkmale Verzerrung, Verschiebung, Auflösung sind. Man kann das bedauern und bekämpfen. Man kann versuchen, dem irgendein erdachtes Menschenideal entgegenzustellen. Aber damit werden die wirklichen Gesichter der Menschen, die wirklichen lebendigen Seelen nicht echter oder menschlicher. Es gab ja in der für tausend Jahre berechneten Kulturpolitik Goebbels' schon einmal einen Kampf gegen «entartete Kunst», gegen alles «zersetzende Moderne», und einen Versuch, Gestalten des Neuklassizismus dem entgegenzustellen. Als ob die scheinbar heroischen Gipsgestalten neuklassizistischer Bürger wahrer wären als die schaurigen, aber eben doch wenigstens wahr dargestellten Menschengesichter, wie die «Entarteten» sie sahen. Es ist doch weder Willkür noch Zufall, daß diese Schau vom Menschen gerade auf jene so scheinbar geschlossene und harmonische der bürgerlichen Epoche gefolgt ist. Die Zersetzung der Seelen ist eben gerade die Frucht des gesicherten Seelenbesitzes einer bürgerlich-christlichen Kultur.

Vor der Zerstörung der Menschenseele stehenbleiben, sie vielleicht

gar bejahen, hieße allerdings, zu der trostlosesten aller Möglichkeiten ja sagen, zu der Möglichkeit nämlich, daß man nie mehr zu sich selber kommen, nie mehr Atem holen, nie mehr gesunden könne. Es hieße, nicht nur an die Hölle glauben, sondern die Hölle bejahen. Wie es aber einen sicheren Weg zum Verlust, zur Zerstörung der Seelen gibt — eben den Besitz der Seelen — so gibt es auch einen, um Seele und Leben zu finden, ihnen zum Leben verhelfen. Die ihr Leben, ihre Seele dahingeben, werden nicht den Besitz derselben, wohl aber deren stets neue Schöpfung erleben.

Daß der Mensch nicht dann Mensch ist, wenn er sich seiner Menschlichkeit rühmt und getröstet, sondern gerade, wenn er sein Menschsein als einen Übergang empfindet, hat in unserer Zeit vielleicht keiner so deutlich gesehen, wie der antichristliche Nietzsche: «O meine Brüder, was ich lieben kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang ist und ein Untergang. Und auch an euch ist vieles, das mich lieben und hoffen macht.» Da bricht wohl etwas vom Verständnis der Hingabe auf, da scheint sich eine Seele zu formen aus der Haltung eines Nichtbesitzenden. In der Tat, hier gab einer Leben und Seele dahin, aber an einen Traum, der nur aus dem heftigen Nein gegen das vorgefundene Menschenbild erwachsen war. Hier wollte einer ein freudiger Jasager sein und fand, weil er den Gegenstand wahrer Hingabe nicht fand, auch so bitterwenig, zu dem er wirklich Ja sagen konnte. Er fand nicht den Übergang, nur den Untergang.

Die Urchristenheit hat das Jesuswort von der Hingabe auf Christus und seine frohe Botschaft bezogen. Nicht aus irgendeinem Sichverlieren, sondern aus dem Sichverlieren an Christus und die frohe Botschaft soll das eigentliche Leben erwachsen. Als dieses Wort zuerst geprägt ward, war die christliche Botschaft noch nicht durch jenen Prozeß der Hellenisierung, jene Angleichung an europäisch griechisches Denken entstellt, sondern noch ursprünglich orientalisch, jüdisch, alttestamentlich geformt. Das ist wichtig, zu beachten, will man «Hingabe an Christus und die frohe Botschaft» nicht ganz falsch verstehen. Der durch europäisch griechisches Denken bestimmte Mensch kennt Hingabe an Ideen und Einrichtungen. Der Missionar, der Agitator, der Inquisitor — seien es nun christliche oder säkularisierte, politische — sind von solcher Hingabe geprägt. Aber haben sie, sofern sie ihren Typus einigermaßen echt verwirklichen, wirklich noch das, was Seele, Leben genannt wird? Ersetzt nicht allzuoft die Idee die eigene Seele? An Christus und die frohe Botschaft sich hingeben, orientalisch, urchristlich verstanden, heißt, sich hingeben an den Welterlöser und an die frohe Botschaft, daß unter den Menschen der Welt Sein Reich sich erbaue. Das ist nicht einfach die Hingabe an die Idee des Christentums, auch nicht einfach die innerliche Hingabe an einen persönlichen Seelentröster. Es ist ein wirkliches Sich-hinüber-Schwingen, eine Hingabe an die Zukunft, da des lebendigen Gottes Gesetz in den Herzen der Menschen

wohnt und unmittelbar an ihnen handelt. Es ist zutiefst eine Hingabe an den Gott, der diese Verheißung gegeben hat.

Der Welterlöser ist der allezeit Wirkende und diese frohe Botschaft die allezeit gültige. An beides sich hingeben heißt: Die Seele, das eigentliche Leben finden.

Merkmal des die Seele besitzenden und sie gerade so verlierenden Menschen ist, daß er die Welt entweder gleichgültig beiseite läßt oder sie allenfalls zu erklären versucht. Merkmal des sich an den Welterlöser und den wahren Übergang des Menschen hingebenden und so sich selber findenden Menschen ist, daß er nicht anders kann, als von der erlebten Verwandlung her die Welt zu verwandeln.

Darum gibt es auch für die Darstellung der seelischen Wirklichkeit des Menschen neue Perspektiven. Die verzerrte und verschobene Menschenseele ist nicht das letzte Werk der Geschichte. Die Bilder der Zersetzung vom Menschen als Frucht trügerischen Seelenbesitzes weisen über sich hinaus. Das Gesicht des Menschen muß weder das Gesicht der hoffnungslosen Zersetzung noch das eines trügerischen Idealbildes sein. Sein eigentliches Gesicht wird im Charakter liegen, in jener Prägung, die durch den Zusammenprall von eigenstem Auftrag und fremder Wirklichkeit entsteht.

Die Stunden kommen, für Menschen und Völker, da man zu sich selber kommen muß, um nicht zu ersticken, sich sammeln muß, um nicht rettungslos zerstreut zu werden; nach der Seele hält man Ausschau, um nicht der seelenlosen Technik, dem lärmenden Leerlauf, dem seelentötenden Organisationsrausch zum Opfer zu fallen. Nach der Menschlichkeit, dem eigenen wirklichen Leben späht man aus, auf dessen Stimme lauscht man, um nicht von der zynischen Bestialität zerrieben zu werden. Den Menschen, die Seele und Menschlichkeit schlechthin zu besitzen meinen, verrinnen solche Stimmen fruchtlos. Den ihrer Armut Bewußten, an den Welterlöser sich Hingebenden, dürfen sie zu Schöpfungsstunden werden, da die Seele ihr eigenes Gesicht und ihre eigene Sprache findet, berührt und genährt von heilenden Quellen der großen Tiefe. *Bruno Balscheit*

Heilige Teufel?

Mit diesem Titel pflegt man zuweilen widerspruchsvolle Gestalten der Weltgeschichte zu bezeichnen. So wurde bekanntlich schon der bedeutende Papst Gregor VII. (Hildebrand) von seinem Zeitgenossen Petrus Damianus so genannt; in unserer Zeit dagegen wurde mit diesem Titel der merkwürdige russische Mönch Rasputin von seinem Gegner Iliodor bedacht. Schon der Umstand, daß zwei so ganz gegensätzlichen Gestalten und Charakteren dieser gleiche Name gegeben wurde, macht diese Bezeichnung fragwürdig. Heilige Teufel? Kann es

dies überhaupt geben? Entweder ist einer ein Heiliger, oder er ist ein Teufel, entweder ist einer gut, oder er ist schlecht. Muß man einem die Bezeichnung «teuflisch» geben, so kann er kein Heiliger sein und umgekehrt.

Nun muß man selbstverständlich zugeben, daß diese Bezeichnung eine gewisse Sprachübertreibung darstellt, wie wir sie im lebendigen Wort, in der eindrucksvollen Schilderung oft finden (vgl. zum Beispiel die Formulierung «O felix culpa», [O glückliche Schuld]), die in der Osterliturgie vorkommt. Wenn solche Formulierungen auch nicht buchstäblich zu nehmen sind, so haben sie doch einen tiefen Sinn. Sie wollen nicht eine Unmöglichkeit ausdrücken, wie etwa der Ausdruck: «hölzernes Eisen» oder «freudige Trauer», sondern eine *Paradoxie*, wie sie jeder tieferen Wahrheit innewohnt, oder eine *Gegensätzlichkeit*, wie sie gerade bei großen Persönlichkeiten nicht selten sich findet. Das Paradoxon «Heiliger Teufel» könnte man auch als etwas scharfe Formulierung der *Synthese* Gut und Böse verstehen, wie sie vor allem in der deutschen Literatur gewagt wurde. Nach Blumhardt gibt es den «ungläubigen Gläubigen», nach Goethe eine «übersinnliche Sinnlichkeit». Karl Pflege nennt Peguy den «guten Sünder». Nach dem alten Faustbuch stirbt der Doktor Faust mit dem großartigen Bekenntnis: «Ich sterbe als ein böser und guter Christ.» 200 Jahre später nannte sich der junge Goethe «gut und böse, wie die Natur». Und Luther hat in sein Testament geschrieben: «Bekannt im Himmel, auf Erden und in der Hölle!» «Diese großartige Synthese hat die südliche Renaissance nicht eingeräumt. In der Kühnheit aber, sich zum Doppelsinn des Daseins ehrlich und leidenschaftlich zu bekennen, liegen Genie und Tragödie der Deutschen begründet.» (Emil Ludwig.) Gewisse Biographen pflegen – was auch nicht außer acht gelassen werden darf – der literarischen Wirkung zulieb, um die betreffende Gestalt möglichst interessant zu schildern, die Kontraste in diesen Charakteren oft allzu scharf zu zeichnen, wie sie vielleicht der Wirklichkeit doch nicht ganz entsprechen. Aber auch wenn man in der Biographie solcher Gestalten ganz wahrheitsgetreu verfährt, bleibt oft die Gestalt uns doch rätselhaft in ihrer Widersprüchlichkeit.

In solchen Fällen stellt sich unseres Erachtens die Frage so: War der Betreffende trotz seiner Fehler und Laster ein Gottesmann, oder aber: war er trotz seiner Frömmigkeit und seiner Tugenden ein Bösewicht? Muß man den Betreffenden letztlich ablehnen trotz seiner guten Seiten, oder muß man ihn annehmen trotz seiner schlechten Seiten? Denn das wirkliche Leben ist nicht so klar, daß auf der einen Seite nur Weißes, auf der andern Seite nur Schwarzes sich findet, sondern Weiß und Schwarz, Gut und Bös sind allenthalben miteinander vermengt, manchmal sogar so, daß es sehr schwer ist, zu erkennen, ob wir nun wirklich einen guten oder aber einen schlechten Menschen vor uns haben. Und doch drängt etwas in uns zu diesem Wissen des Entweder-

Oder. Denn das einfache Nebeneinanderstellen von Gut und Bös, von Licht und Schatten in der Beschreibung eines Charakters vermag zwar den Künstler zu befriedigen, nicht aber den Ethiker, vor allem aber nicht den einfachen Menschen, denn wenn, wie bereits gesagt, der Mensch immer mehr oder weniger ein Gemisch von Gut und Böse ist und wir dies ein- für allemal in Kauf nehmen müssen, so haben wir doch das Bedürfnis, ihn in letzter Linie als gut oder bös zu klassifizieren. Als gut, trotz dem ihm anhaftenden Bösen, oder als schlecht, trotz dem ihm anhaftenden Guten. Dies gilt nicht nur von Einzelpersonen, das gilt auch von Kollektiverscheinungen, das heißt in der Beurteilung von Völkern, von Regierungen, von Gemeinschaften, Kirchen usw. Da kann es oft sehr wichtig sein, zu wissen: Muß das betreffende Kollektivum trotz des Guten, das in ihm steckt, abgelehnt werden, oder muß es, trotz den ihm anhaftenden Mängeln, bejaht werden? Dies zu erkennen setzt meist einen prophetischen Blick voraus. Es liegt auch eben hierin die eigentliche Aufgabe des Propheten, daß er hierüber Licht verbreitet. Aber auch wo es sich um einzelne Menschen und Charaktere handelt, braucht es zu einem richtigen Urteil nicht nur viel Lebenserfahrung, sondern auch tiefe Kenntnis des Wortes Gottes. Denn da ist es nicht möglich, nur rechnerisch-quantitativ das Gute und das Böse gegeneinander abzuwägen, es geht auch da um die Schau des Ganzen, und vor allem: die guten und die bösen Eigenschaften müssen nicht nur gezählt, sondern gewogen werden.

Es offenbart sich uns hier jene wichtige Wahrheit, die uns Jesus im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen dartun wollte. «Lasset beides (das Gute und das Böse) zusammen wachsen bis zur Ernte, damit ihr nicht mit dem Unkraut auch den Weizen ausreutet.» Das Gute und das Böse kommen in der Welt, im wirklichen Leben nicht so vor, wie wir es gerne möchten und wie eine schematische Schwarz-Weiß-Zeichnung, eine theoretische Darstellung, es uns vorzutäuschen sucht: nämlich deutlich und klar voneinander geschieden und getrennt, so daß auf der einen Seite nur das Gute und die Guten, auf der andern nur das Böse und die Bösen sich finden. Es findet sich vielmehr im Leben Böses mit Gutem, Irriges mit Wahrem vermengt, so daß es in Wirklichkeit immer um die Alternative und die Entscheidung geht: Böses trotz dem mit ihm verbundenen Guten abzulehnen oder Gutes trotz dem mit ihm verbundenen Bösen und Irrigen anzunehmen. Wo jeweils in einem bestimmten Fall das eine oder andere faktisch der Fall ist, das muß uns jeweils in der lebendigen Gegenwart der gesunde Instinkt oder der prophetische Geist sagen. Darüber gibt es kein lehrhaftes Wissen. Es wird auch stets seine Zeit und Geduld brauchen, bis eine geschichtliche Erscheinung ins Reifestadium gekommen, so daß man sie endgültig als Weizen oder als Unkraut, als gut oder als böse taxieren kann — als gut trotz dem ihm anhaftenden Bösen und als böse trotz dem ihm anhaftenden Guten.

Warum aber ist das so? Wäre es nicht einfacher und besser und vor allem bequemer, wenn das Gute und das Böse von vornherein klar unterschieden und deutlich erkennbar wären?

Die Alten haben vom «Geheimnis des Bösen» geredet: vom *Geheimnis* des Bösen; das heißt, sie hatten noch etwas gewußt vom Geheimnischarakter des Bösen und des Irrigen. Sie haben nicht vorschnell über diese Dinge geurteilt; das Böse und Irrige im Leben fordert in der Tat eine gewisse scheue Zurückhaltung. Man täuscht und vergreift sich sehr leicht, wenn man glaubt, gegen das Böse oder Falsche so ohne weiteres ankämpfen zu können und zu müssen. Das Geheimnisvolle und Unheimliche liegt einmal in dieser Unklarheit und Vermischung miteinander, in der das Gute und das Böse auftreten. Darin liegt tatsächlich etwas Dämonisches, Diabolisches. Denn der Teufel liebt das Trübe und Unklare, um im Trüben zu fischen, das heißt, die Menschen um so leichter zu verführen. Darum mischt und wirft er Böses und Gutes, Falsches und Wahres durcheinander. Damit wir dem Guten nicht folgen, hängt er ihm Böses an, und damit wir dem Bösen nachlaufen, vermischt er es mit Gutem und Wahrem.

Warum läßt Gott das zu? Das läßt Gott — der ja schließlich und endlich auch über dem Teufel steht — nur zu, weil auch dieses Übel etwas Gutes im Gefolge hat. Die Prüfung der Gerechten wird so größer und verdienstlicher; es wäre sonst zu leicht gemacht, den rechten Weg zu gehen. Von den letzten Zeiten sagt ja Christus selbst voraus, daß dann diese satanische Verwirrung von Gut und Böse so groß sei, daß, wenn es möglich wäre, sogar die Auserwählten irregeführt würden.

Das «Geheimnis des Bösen» liegt aber noch in etwas anderem. Etwas Paradoxes und Geheimnisvolles an dem Phänomen des Bösen liegt nämlich auch darin, daß es eng mit dem Guten zusammenzuhängen pflegt. Das Übel, das Irrige und Böse hat nämlich nicht nur eine negative, sondern auch eine positive Bedeutung in unserem Leben. *Das Gute und Wahre ist nämlich merkwürdigerweise in seinem Wachstum stark bedingt durch das Böse und Falsche.* Es kann nämlich auch Gutes aus dem Bösen erwachsen. Wir wissen oft viel zu wenig um dies paradoxe Geheimnis des Bösen, wie etwas Böses oft nötig ist um des Guten willen, wie man Licht nicht ohne Schatten haben kann auf dieser Welt, wie man mit etwas Gutem auch immer etwas Böses mit in Kauf nehmen muß, und zwar gilt das für das einzelne Menschenleben wie für die Gesamtheit.

Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß man das Böse nicht mehr zu meiden und zu bekämpfen brauche, weil es irgendwie dem Guten diene. Nur keine Angst! Es kommen noch genug Fehler und Entgleisungen vor, mögen wir sie auch noch so sehr zu meiden suchen!

Wir haben nun aber doch ein Kriterium, einen untrüglichen Maßstab, um einen Menschen zu beurteilen. Es ist das Wort Christi: «An ihren *Früchten* werdet ihr sie erkennen», das heißt, werdet ihr die

wahren von den falschen Propheten, die guten von den schlechten Menschen unterscheiden können. Aber auch da darf man nicht nach engen Schablonen, nach einem pedantischen, moralistischen Schema und Maßstab urteilen, sondern nach den großen Richtlinien, Grundsätzen und Wertmaßstäben des Evangeliums (denn es gibt eine «Hierarchie der Werte» [siehe 1. Korr. 13]. Danach hat zum Beispiel die Liebe den Primat über alle andern Tugenden. «Barmherzigkeit will ich, und nicht Opfer.») Danach sind ferner Demut und Wahrhaftigkeit besser als eine stolze, selbstgerechte Tugend. Ehrliche Fehler sind besser als muckerische Tugend und Scheinheiligkeit. Die Sünden des Geistes wiegen schwerer als die Sünden des Fleisches usw. Gute Früchte sind: Friede und Freude. Was das Gegenteil bewirkt: Trennung und Spaltung, Mißmut und Streit ist schlecht.

Mag daher ein Mensch ein sogenannter «heiliger Teufel» sein: an seinen Früchten vermag man schließlich zu erkennen, ob er im Grunde ein Heiliger oder ein Teufel ist.

Drum laß dich irremachen nicht,
Durch Fehler deiner Helden,
Und laß dich irreführen nicht,
Durch Tugenden der Schelmen.

Gar oft, wie die Erfahrung lehrt,
Sind schlimmer die Gerechten
Als jene, die, o wie verkehrt,
Man rechnet zu den Schlechten.

Eremita. H.

Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus

(Die Kirche angesichts der Diktatur des Proletariats)
Fortsetzung

2. *Marxens Kritik des bürgerlichen Staates*

Wenn wir nun bereits vorläufig feststellen mußten, daß, vom Evangelium her gesehen und angesichts der durch dieses vollzogenen Beanspruchung des *ganzen* Menschen in seiner totalen Existenz und zugleich in seinem totalen Zusammensein mit den andern Menschen als seinen Nächsten, der individualistische Religionsbetrieb nichts anderes darstellt als ein separatistisches, den Menschen in einer Privatsphäre frommen Selbstgenusses von seinen Brüdern und zugleich gerade damit auch vom lebendigen Gott loslösendes, wahrhaft Gott-loses Unternehmen und einen Ausdruck menschlicher Selbstzersetzung und Des-

integration bildet, so hat nun Karl Marx dieses menschliche Unwesen von einer ganz andern Seite, von der «materialistischen» Selbsterkenntnis des Menschen her, einer unerbittlichen Durchleuchtung unterzogen und zugleich damit seinerseits und auf seine Weise gezeigt, wie *jede* Desintegrierung menschlichen Daseins *alle* menschlichen Lebenssphären ergreift und vergiftet und auch nicht und am allerwenigsten gerade vor der «*Religion*» des Menschen halt macht.

Die Desintegration des Menschen in seiner bürgerlichen Existenz hat nun vor allem der junge Marx mit besonderer Eindrücklichkeit und Klarheit in ständiger Auseinandersetzung mit der idealistischen Philosophie Hegels nach zwei Seiten hin aufgedeckt und seiner Kritik unterzogen. Er tat dies, gleichsam von außen nach innen fortschreitend, einmal in seiner Durchleuchtung der politischen Fassade des auf der Herrschaft des kapitalistischen Privatbesitzes an Produktionsmitteln beruhenden bürgerlichen Staates und dann in der Kritik des kapitalistischen Wirtschaftssystems selber. Der bürgerlich-kapitalistische, als liberale Demokratie etablierte Staat stellt selbst nichts anderes dar als eine zeitweilige, im Verlaufe der Geschichte der Menschheit aus der mittelalterlichen feudalen Gesellschaft hervorgegangene, also geschichtlich bedingte, besondere politische Form der Ausbeutung von Menschen durch den Menschen. Diese vollzieht sich durch die seit den großen englischen und französischen Revolutionen zur Macht gelangte politische Herrschaft und wirtschaftlich-gesellschaftliche *Diktatur* des Bürgertums, das heißt der nun über die wichtigsten Produktionsmittel verfügenden Klasse. Diese neue bürgerliche Ordnung setzte sich also seinerzeit und an ihrem Ort im Verlaufe der Geschichte als eine fortschrittliche Macht durch die Verwirklichung der kapitalistischen «Freiheit der Produktion» an die Stelle der bisher «gebundenen» Wirtschaft des Mittelalters und ersetzte die dieser entsprechende feudale staatliche Ordnung durch die moderne liberale Demokratie.

Deren ausbeuterischer und damit zugleich klassengebundener Charakter steht mit all seinen üblen Begleiterscheinungen im Hinblick auf die Gestaltung der menschlichen Wirklichkeit in einem schroffen Widerspruch zu seinem universalen, allgemein menschlichen Anspruch, die Verwirklichung der Menschenrechte schlechthin darzustellen. In diesem ideologischen Anspruch wird immerhin ein wichtiger Fortschritt der bürgerlichen Demokratie gegenüber früheren Staats- und Gesellschaftsformen sichtbar, gleichzeitig aber auch der innere Widerspruch, die Zweideutigkeit des bürgerlich-demokratischen Staatswesens mit seiner Freiheitsideologie auf der einen Seite (gleiche politische und juristische «Freiheiten» für alle) und der gegenüber früheren Zeiten sogar verschärften wirtschaftlichen Ausbeutung der Schwachen, nämlich des durch die kapitalistische Produktionsweise hervorgebrachten «vierten Standes» des Proletariats auf der andern Seite. Die Duplizität und die damit verbundene «Verlogenheit» des

bürgerlichen Staates wird nun nach Marx dadurch gekennzeichnet, daß die liberale Demokratie in einer nur abstrakten «Allgemeinheit», nämlich in der politischen Sphäre des Daseins allen Bürgern formal dieselben Rechte gibt, gleichzeitig aber außerhalb der politischen Sphäre in der gesellschaftlichen Sphäre, in der sich das tatsächliche Leben des Menschen als eines Bürgers abspielt, alle Voraussetzungen eines egoistischen, einseitig durch den Privatbesitz bestimmten Lebens, nun als «Eigenschaften der bürgerlichen Gesellschaft» und nicht mehr des Staates, des «Bourgeois» und nicht mehr des «Citoyens», gelten läßt[1]. So zerfällt der bürgerliche Staat in zwei scharf getrennte Bezirke: in den des politischen Lebens oder besser Betriebes, wo alle Bürger als Citoyens die gleichen formalen Rechte besitzen und in den die faktische Lebenswirklichkeit des Menschen bestimmenden Bezirk einer dem Egoismus des Einzelnen, des Bourgeois, völlige «Freiheit» gewährenden Ungleichheit des gesellschaftlichen Daseins, das heißt der Ungleichheit des dieses unmittelbar bestimmenden Besitzes an Produktionsmitteln aller Art, die als solche faktisch zu einem Monopol der besitzenden Klasse geworden sind.

Wo der Staat seine volle Ausbildung als die politische Repräsentation der bürgerlichen Gesellschaft erreicht hat, «führt der Mensch», wie Marx sagt, «nicht nur im Gedanken, im Bewußtsein, sondern in der *Wirklichkeit*, im *Leben*, ein doppeltes, ein himmlisches und ein irdisches Leben, das Leben im *politischen* Gemeinwesen, worin er sich als *Gemeinwesen* gibt, und das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft, worin er als *Privatmensch* tätig ist, die andern Menschen als Mittel betrachtet (das heißt als Mittel seines Geldverdienens oder heute des Schwarzhandels – und alles Geldverdienen ist Schwarzhandel, auf Kosten der Allgemeinheit), sich selbst zum Mittel herabwürdigt und zum *Spielball fremder Mächte* wird». Derselbe Mensch, der als Staatsbürger in der formalen Allgemeinheit demokratischer Rechte «als Gattungswesen gilt» und «das imaginäre Glied einer eingebildeten Souveränität», das heißt einer politischen Herrschaft, die faktisch ja nicht von ihm und seinem «allgemeinen Stimmzettel» ausgeübt wird, sondern durch die anonymen Gewalten kapitalistischen Besitzes, das heißt des Geldes, dieser selbe Mensch ist nicht nur mit einer «unwirklichen Allgemeinheit (gleicher politischer Rechte für alle) erfüllt und in diesem öffentlichen Bereich politischen Handelns seines wirklichen individuellen Lebens beraubt» – als eine seine «Rechte» ausübende Marionette, sondern ist zugleich, in seiner *nächsten* Wirklichkeit, das heißt aber christlich geredet in der Wirklichkeit des Zusammenseins mit dem Nächsten, in der Wirklichkeit,

[1] Karl Marx: Zur Judenfrage in Karl Marx: Der historische Materialismus, die Frühschriften, herausgegeben von S. Landshut und J. P. Mayer, Bd. I, S. 237, Kröner, Leipzig 1932. Alle weiteren Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe nach Band- und Seitenzahl.

in der er als Ich dem Du gegenübersteht, eine «unwahre Erscheinung». Er wird zu einem «unwirklichen», zu einem um seine wahre Menschlichkeit gebrachten Menschen degradiert. Denn hier, in seinem gesellschaftlichen Dasein, da wo er im Arbeitsprozeß sein wirkliches Leben gestaltet, gerade da, in seiner von der staatlichen Allgemeinheit abgelösten privaten Existenz, wird er zu einem Mittel des Gelderwerbes anderer, oder aber würdigt er sich gerade als Geldverdiener und kapitalistischer Besitzer selbst «zum Mittel» herab, indem er sich in den Dienst «fremder Mächte», nämlich des Mammons, stellt und damit seine eigene Person dem Teufel verschreibt. In beiden Fällen wird die Würde der menschlichen Person geopfert. Der auf der kapitalistischen Produktion aufgebaute formal-demokratische Staat wird so, gerade mit seinen formalen allgemeinen Rechten und Pflichten der Staatsbürger – aber eben nicht des wirklichen Menschen im Arbeitsprozeß –, in doppelter Weise ein Ausdruck der Unwahrheit, Unechtheit und Verderbtheit der in Klassen zerteilten, auf dem Privatbesitz an Produktionsmitteln beruhenden menschlichen Gesellschaft. Er nimmt dem Menschen gerade, indem er ihm gleichmäßig nur formale bürgerliche Rechte eines «Citoyen» gibt, seine wahre Würde dadurch, daß er ihn um den Wert und die Würde seiner Arbeit bringt. Diese wird da zum Ausdruck der Entleerung des Menschen von allem wahrhaft menschlichen Inhalt, wo sie jede echte Beziehung zum menschlichen Dasein und zum Nächsten verliert, wird zum Ausdruck seiner Impotenz und seiner faktischen Gehalt- und Gewichtlosigkeit. Gerade die nur formale *politische* Gleichheit der Rechte aller Bürger dient zur Verdeckung der faktischen Ungleichheit und Unmenschlichkeit der im Kapitalismus das menschliche Dasein wahrhaft bestimmenden *sozialen* gegenseitigen Beziehungen der Menschen. Auch die formalen Freiheiten des bürgerlichen, auf der Garantierung des Privateigentums beruhenden Staates, offenbaren nur den «Fremdcharakter», die Unmenschlichkeit des bürgerlichen Staates, denn «das von der bügerlichen Revolution proklamierte Menschenrecht der Freiheit basiert nicht auf der Verbindung des Menschen mit dem Menschen» (a. a. O. S. 248). Das «Positive» der bürgerlichen Menschenrechte ist das Recht des einzelnen Individuums, «gerade *ohne* Beziehung *auf andere Menschen*, unabhängig von der Gesellschaft, sein (privates!) Vermögen zu genießen und über dasselbe zu disponieren; es ist das Recht des Eigennutzes». Die individuelle Freiheit des bürgerlichen Staates «läßt jeden Menschen im andern Menschen nicht die Verwirklichung, sondern vielmehr die Schranke seiner Freiheit finden» (a. a. O. S. 249).

Marx enthüllt schonungslos die Leerheit und Unwahrheit der bürgerlich-kapitalistisch beschränkten und trotzdem zu «ewigen Wahrheiten» erhobenen «Menschen-» und «Freiheitsrechte». Die durch die Polizei garantierte Sicherheit des bürgerlichen Staates ist nach Marx nichts anderes als die «Versicherung des Egoismus». Die im bürger-

lichen Klasseninteresse proklamierten und darum verfälschten Menschenrechte beziehen sich ausschließlich auf das «auf sein Privatinteresse und seine Privatwillkür zurückgezogene und vom Gemeinwesen abgesonderte Individuum». Sie dienen zur Konservierung gerade der Privatinteressen der «egoistischen Person». Der wahre Mensch wird hier degradiert; er wird als «Bourgeois für den eigentlichen und wahren Menschen genommen» (S. 251), während «der wahre Mensch» in unwahrer Weise nur «in der Gestalt des abstrakten Citoyen» anerkannt wird (S. 254). Die «Menschenrechte» der bürgerlichen Gesellschaft sind nach Marx *noch nicht* die wahren Rechte des wirklichen Menschen. Marx kommt in seiner Staatskritik zu folgendem bedeutungsvollem Schluß (Bd. II, S. 255): «Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen Gattungswesen geworden ist, erst wenn der Mensch seine «forces propres» als gesellschaftliche Kräfte anerkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der politischen Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht», das heißt, erst durch Aufhebung des unwahrhaftigen Dualismus von Staat und Gesellschaft, von politischer und privat-bürgerlicher Existenz können die Menschenrechte zu Rechten der wahren, auf der Arbeit des Menschen beruhenden Freiheit des Menschen werden. Der ganze Streit um das Verständnis der «Freiheit» des Menschen, wie er heute zwischen «Osten» und «Westen» tobt, wird von diesen Marxschen Ausführungen her überhaupt erst verständlich[1].

In konkreto bedeutet angesichts der herrschenden Ungleichheit der Besitzverteilung bei Ungleichheit der Arbeitslasten die Staatsmacht die Garantierung der Macht einer besonderen Klasse über die andern Klassen, das heißt die politische Form der wirtschaftlichen Ausbeutung der wirtschaftlich Schwächeren durch die Stärkeren.

3. *Der Kapitalismus als Selbstentfremdung des Menschen*

Den in der bürgerlichen Gesellschaft herrschenden Zustand menschlicher Existenz hat Marx sehr fein als eine extreme Form dessen bezeichnet, was er im Anschluß an Hegel, aber in Überwindung des Hegelschen Idealismus als *«Selbstentfremdung»* des Menschen bezeichnet. Damit will er sagen, daß unter der Herrschaft des Kapitalismus, des kapitalistisch funktionierenden Geldes, der Mensch derart unter die Gewalt des Mammons, das heißt aber, wie Marx in der Sprache der Bibel sagt, einer «fremden Macht», gerät, daß er sowohl als Besitzender wie als Ausgebeuteter seine eigene wahre Menschlich-

[1] Ich verweise auf meine Ausführungen im «Nachwort» von «Rußland unterwegs». A. Francke, Bern.

keit, gleichsam sein wahres menschliches Antlitz, verliert, und daß alle ursprünglichen menschlichen Beziehungen unmittelbarer Art, in denen ich mich auf den andern Menschen als auf meinen «Nächsten» beziehe, pervertiert werden. Die politische Selbstentfremdung des Menschen im bürgerlich-kapitalistischen Staate findet ihren ideologischen Ausdruck in der geistigen Selbstentfremdung des Menschen, in den Rechtsanschauungen, in der Philosophie und nicht zuletzt auch in der Religion des Bürgertums. Sie alle sind als Ideologien des Kapitalismus und des ihm entsprechenden bürgerlichen Staates nichts anderes als ein Widerspiel und eine Folge der Selbstentfremdung des Menschen in der und durch die kapitalistische Wirtschaft. Dabei sind die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft und der ihr entsprechende Staat nur die letzte Phase einer langen geschichtlichen Entwicklung, die sich vollzog durch die ständige Differenzierung der Gesellschaft in immer neuen Formen, Spannungen und Gegensätzen, und die letztlich auf die Teilung der Arbeit zurückgeht. Auf ihr beruhen die Trennung von Stadt und Land, von Ackerbau und Industrie, die Trennung von kommerzieller und industrieller Arbeit, die Entstehung von Ständen und Klassen, das Privateigentum (vgl. Bd. II, S. 77 ff.) und schließlich der Staat als Ausdruck des gewaltsam hergestellten Gleichgewichts der Gesellschaft in der Herrschaft einer besonderen Klasse. Die Geschichte selber wird infolge der Differenzierung der Gesellschaft immer mehr durch Klassengegensätze und Klassenkämpfe bestimmt. Eine letzte und höchste Zuspitzung erreichte diese im Kapitalismus, dessen eigentlicher Träger die Bourgeoisie ist, der aber zugleich deren Klassengegner und endlichen Überwinder aus sich erzeugt: *das Proletariat*.

Im Kapitalismus hat der Prozeß der Selbstentfremdung und Entwürdigung des Menschen seinen Höhepunkt erreicht, denn durch jenen wird der Mensch einfach zu einem bezahlbaren Sachwert oder zur Ware. Der Wert aller Dinge wird nun das abstrakteste und zugleich mächtigste Ding: *das Geld*. Es hat daher die ganze Welt, die der Menschen wie die der Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt und zuallererst den Menschen selber als menschliches Wesen enteignet, am furchtbarsten aber den proletarisierten Menschen. «Das Geld ist das dem Menschen entfremdete Wesen seiner Arbeit und seines Daseins, und das fremde Wesen beherrscht ihn, und er betet es an.» (Bd. 1, S. 260.) In geradezu prophetischen Worten hat uns Karl Marx, der in ihnen am wenigsten seine jüdisch-christliche Herkunft verleugnen kann, die seelenzerstörende Macht des Geldes vor Augen gestellt:

«Es gehört zum Wesen des Kapitalismus, alle Werte umzukehren, anstatt, wie das der Sozialismus tut, das menschliche Wesen zu bereichern durch die kollektive gesellschaftliche Bejahung der ‚Reichheit der menschlichen Bedürfnisse'; dort spekuliert jeder Mensch darauf, dem andern ein neues Bedürfnis zu schaffen, um ihn zu einem

neuen Opfer zu zwingen, um ihn in eine neue Abhängigkeit zu versetzen und ihn zu einer neuen Weise des Genusses und damit des ökonomischen Ruins zu verleiten. Jeder sucht eine fremde Wesenskraft über dem andern zu schaffen, um darin die Befriedigung seines eigenen eigennützigen Bedürfnisses zu finden. Mit der Masse der Gegenstände wächst daher das Reich der fremden Wesen, denen der Mensch unterjocht ist, und jedes neue Produkt ist eine neue Potenz des wechselseitigen Betrugs und der wechselseitigen Ausplünderung. Der Mensch wird um so ärmer als Mensch, er bedarf um so mehr des Geldes, um sich des feindlichen Wesens zu bemächtigen, und die Macht seines Geldes fällt gerade im umgekehrten Verhältnis, als die Masse der Produktion, das heißt sein Bedürfnis wächst, wie die Macht des Geldes zunimmt. Das Bedürfnis des Geldes ist daher das wahre, von der Nationalökonomie produzierte Bedürfnis, das sie produziert. Die Quantität des Geldes wird immer mehr seine einzige mächtige Eigenschaft; wie es alles Wesen auf seine Abstraktion reduziert, so reduziert es sich in seiner eigenen Bewegung als quantitatives Wesen. Die Maßlosigkeit und Unmäßigkeit wird sein wahres Maß . . . Jedes Produkt ist ein Köder, womit man das Wesen des andern, sein Geld, an sich locken will, jedes wirkliche und mögliche Bedürfnis ist eine Schwachheit, die die Fliege an die Leimstange heranführen wird («Nationalökonomie und Philosophie», Bd. I, S. 314).

Selbst das Bedürfnis der freien Luft hört für den Arbeiter auf, ein Bedürfnis zu sein, der Mensch kehrt in die Höhlenwohnung zurück, die aber nun von dem unphysischen Pesthauch der Zivilisation vergiftet ist und die er nur mehr prekär als eine fremde Macht, die sich ihm täglich entzieht, aus der er täglich, wenn er nicht zahlt, herausgeworfen werden kann, bewohnt. Dies Totenhaus muß er bezahlen. Die Lichtwohnung, welche Prometheus bei Äschylus als eines der großen Geschenke, wodurch er den Wilden zum Menschen gemacht, bezeichnet, hört auf, für den Arbeiter zu sein. Licht, Luft usw., die einfachste tierische Reinlichkeit hört auf, ein Bedürfnis für den Menschen zu sein. Der Schmutz, diese Versumpfung, Verfaulung des Menschen, der Gassenablauf (ist wörtlich zu verstehen) der Zivilisation wird ihm ein Lebenselement. Die völlige unnatürliche Verwahrlosung, die verfaulte Natur wird zu seinem Lebenselement. Keiner seiner Sinne existiert mehr, nicht nur nicht in seiner menschlichen Weise, sondern in einer unmenschlichen, darum selbst nicht einmal tierischen Weise . . . Das Bedürfnis des Arbeiters ist auf den notwendigsten und jämmerlichsten Unterhalt des physischen Lebens und seine Tätigkeit auf die abstrakteste mechanische Bewegung reduziert . . . Der Arbeiter darf nur so viel haben, daß er leben will, und darf nur leben wollen, um zu haben . . . Die Maschine bequemt sich der Schwäche des Menschen, um den schwachen Menschen zur Maschine zu machen.» (Bd. I, Seite 313 ff.)

Der Herr über das gesamte Leben des Menschen, ob Proletarier oder Bourgeois, ist das Geld – es kann alles, für es gibt es keine Hindernisse, es reißt alles in den wirbelnden Kreis seiner tödlichen Atmosphäre, es «ist das wahre Vermögen». Im kapitalistischen Geld wird restlos das, was ursprünglich Mittel sein sollte, zum Selbstzweck, der Mensch zum Mittel. Es – der abstrakte Besitz als solcher – leitet und bestimmt die Bedürfnisse des Menschen und verleitet ihn zu wesenlosen und sinnwidrigen Unternehmungen und Ausgaben. Nicht nur entwertet es den Besitz, es vernichtet auch jede Beziehung zum andern Menschen. «Das Geld ist der Kuppler zwischen dem Bedürfnis und dem Gegenstand, zwischen dem Leben und dem Lebensmittel des Menschen. Was mir aber mein Leben vermittelt, das vermittelt mir auch das Dasein des andern Menschen für mich. Das ist für mich der andere Mensch.» (Bd. I, S. 356.) Ich bin und gelte so viel, als ich besitze – der Besitz wird zum Ausdruck meiner Kraft, meiner Geltung, meines Wertes und meiner «Würde». Das ist die Prostituierung des Menschen.

«Das, was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt. Ich bin häßlich, aber ich kann mir die schönste Frau kaufen. Also bin ich nicht häßlich, denn die Wirkung der Häßlichkeit, ihre abschreckende Kraft ist durch Geld vernichtet ... Wenn das Geld das Band ist, das mich an das menschliche Leben, das mich mit der Gesellschaft, das mich mit der Natur und mit den Menschen verbindet, ist das Geld dann nicht das Band aller Bande? Kann es nicht alle Bande lösen und binden? Ist es darum nicht auch das allgemeine Scheidungsmittel? Es ist die wahre Scheidungsmünze, wie das wahre Linderungsmittel, die ... chemische Kraft der Gesellschaft.

Es ist die sichtbare Gottheit, die Verwandlung aller menschlichen und natürlichen Eigenschaften in ihr Gegenteil, die allgemeine Verwechslung und Verkehrung der Dinge; es verbrüdert Unmöglichkeiten. Es ist die allgemeine Hure, der allgemeine Kuppler der Menschen und Völker.

Die Verkehrung und Verwechslung aller menschlichen und natürlichen Qualitäten, die Verbrüderung der Unmöglichkeiten – die göttliche Kraft des Geldes – liegt in seinem Wesen als dem entfremdeten, entäußernden und sich veräußernden Gattungswesen der Menschen. Es ist das entäußerte Vermögen der Menschheit.

Was ich als Mensch nicht vermag, was also alle meine individuellen Wesenskräfte nicht vermögen, das vermag ich durch das Geld. Das Geld macht also jede dieser Wesenskräfte zu etwas, was sie an sich nicht ist, das heißt zu ihrem Gegenteil ...

Als diese verkehrende Macht erscheint es dann auch gegen das Individuum und gegen die gesellschaftlichen usw. Bande, die für sich Wesen zu sein behaupten. Es verwandelt Treue in Untreue, die Liebe in Haß, den Haß in Liebe, die Tugend in Laster, die Laster in Tugend,

den Knecht in den Herrn, den Herrn in den Knecht, den Blödsinn in Verstand, den Verstand in Blödsinn.

Da das Geld, als der existierende und sich betätigende Begriff des Wertes, alle Dinge verwechselt, vertauscht, so ist es die allgemeine Verwechslung und Vertauschung aller Dinge, also die verkehrte Welt, die Verwechslung und Vertauschung aller natürlichen und menschlichen Qualitäten.

Wer sich die Tapferkeit kaufen kann, der ist tapfer, wenn er auch feig ist ... Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe umtauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen usw. Wenn du die Kunst genießen willst, mußt du ein künstlerisch gebildeter Mensch sein; wenn du Einfluß auf andere Menschen ausüben willst, mußt du ein wirklich anregend und fördernd auf andere Menschen wirkender Mensch sein. Jedes dieser Verhältnisse zum Menschen und zur Natur muß eine bestimmte dem Gegenstand deines Willens entsprechende Äußerung deines wirklichen individuellen Lebens sein. Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück.» (Bd. 1, S. 357 f., 359 f.)

Es gehört mit zu der Verkehrung aller wahren Werte und zu ihrer unsachlichen Verwertung im Kapitalismus, daß schließlich die höchsten Regungen menschlichen Geistes und die wertvollsten Mittel und Methoden der Arbeit sich in Mittel der Destruktion des Menschen verwandeln. Ist nicht die sicherste Kapitalanlage die mittelbare und unmittelbare Kriegsindustrie, und dienen nicht die größten Erfindungen dem Menschenmord, um einem von Raubaussichten besoffenen Imperialismus Henkerdienste zu leisten? War nicht letztlich die ganze faschistische Ideologie nur ein Mittel, um dem imperialistischen Größenwahn zu dienen?

Doch Marx geißelt nicht nur die menschenmordende Macht des Geldes; diese hat für ihn auch kosmische Bedeutung, sie verheert, durch den Menschen mißbraucht, auch die unvernünftige kreatürliche Welt, und sie zerstört die zwischen Mensch und Natur bestehenden Bande. «Das Geld», so sagt er, hat als «der allgemeine, für sich selbst konstruierte *Wert* aller Dinge die ganze Welt, die Menschenwelt wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt ... Die Anschauung, welche unter der Herrschaft des Privateigentums und des Geldes von der Natur gewonnen wird, ist die wirkliche Verachtung, die praktische Herabwürdigung der Natur.» Es ist besonders bemerkenswert, daß Marx im Anschluß an diese Ausführungen den ganz von biblischen Gedanken ausgehenden Thomas Münzer, den Wahrheitszeugen eines biblischen Verständnisses der innigen Solidarität, die zwischen aller kreatürlichen Welt besteht und sich gerade auch in ihrem Verfallen an das Böse geltend macht, also zu Worte kommen läßt: «In diesem Sinne erklärt es Thomas Münzer für unerträglich, daß alle Kreatur

zum (Privat-) Eigentum gemacht worden sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden – und auch die Kreatur müsse frei werden.» (Bd. I, S. 260.)

Unverkennbar steht hinter der ganzen tief menschlichen, für die Freiheit der menschlichen *Person* eintretenden Kritik der in seiner ganzen dämonischen Vernichtungsmacht enthüllten Herrschaft des Geldes über den Menschen – ob dies nun Marx selber gesehen hat oder nicht, ist hier nicht von entscheidender Bedeutung – die biblisch-evangelische Erkenntnis von der dämonischen Macht des *Mammons*. Wenn für Marx die Herrschaft des Geldes zum eigentlichen Ausdruck *«der Mächte»* wird, die den Menschen um seine Freiheit und Würde bringen, dann kann man nicht übersehen, daß für Jesus Christus der Mammon *die* Macht unter allen Mächten des Bösen darstellt, die er darum auch feierlich zum Gegner des lebendigen Gottes schlechthin deklariert: «Niemand kann zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon.» Im Mammon hat so Jesus selber in diesen Worten *den* Feind Gottes und damit auch und gerade *den* Feind des Menschen gekennzeichnet. Die eindringliche, mit geradezu prophetischer Kraft vorgebrachte Denunzierung der Macht dieses selben Mammons durch Marx zeigt uns, wie stark er trotz seinem zur Schau getragenen Atheismus eben doch gerade auf den Höhepunkten seines Denkens von Erkenntnissen des Evangeliums ausgeht. Ihre Säkularisierung bedeutet höchstens eine Abschwächung ihres ursprünglichen Gewichts. Es ist tatsächlich nichts anderes als fromme Gottlosigkeit, wenn man von christlicher Seite die Schwere seiner Anklagen herabmindert, weil sie nicht «christlich» begründet seien, statt sich klar darüber zu werden, daß vom Evangelium her gesehen hinter all diesen Anklagen ja faktisch der lebendige Gott als der wahre Widerpartner und Ankläger des Mammons steht und mit ihm die Androhung des Gerichts für eine Welt, die sich dem Mammon verschreibt. Durch das Evangelium vom lebendigen Gott werden alle Anklagen Marxens wider den Kapitalismus nur radikaler, sie werden um so dringlicher und um so unausweichlicher. Ist der von Marx so konkret und darum so wahrheitsgetreu und zugleich auch so unangenehm und peinlich für die menschlichen Ohren gekennzeichnete Mammon, von Jesu eigenen Worten her verstanden, etwas anderes als *die* Macht der «Mächte und Gewalten», von denen auch ein Paulus immer wieder redet und von denen er sagt, sie könnten uns nicht trennen von der Liebe Gottes in unserm Herrn Jesus Christus? *Christus oder Mammon*, entweder dieser oder jener *Herr* über uns, so lautet eindeutig und unausweichlich die Alternative des Evangeliums.

Wird nicht aus all dem Gesagten die eminente theologische Bedeutung der Marxschen Kritik des Kapitalismus ganz offensichtlich? Keiner hat die hier angedeuteten Zusammenhänge bis hin zu einer letzten «christologischen» Konsequenz so durchschaut und durchleuch-

tet wie der große katholische Schriftsteller Léon Bloy, der offen den Namen dessen ausspricht, der selber durch die Unterwerfung unter den Mammon geplündert, beraubt und geschändet wird, weil *Ihm* in Wirklichkeit all das zugehört und ihn all das schmücken müßte, was der Mensch in seinem Götzendienst Mammon in den Rachen wirft. Léon Bloy sagt im Eingang zu seinem Buch «Sang du Pauvre»: «Le Sang du Pauvre c'est l'argent. On en vit et on en meurt depuis des siècles. Il résume expressivement toute souffrance. Il est la Gloire, il est la Puissance. Il est la Justice et l'Injustice. Il est la Torture et la Volupté. Il est exécrable et adorable, symbole flagrant et ruisselant du Christ Sauveur, in quo omnia constant.

Le sang du riche est un plus fétide entravasé par les ulcères de Cain. Le riche est un mauvais pauvre, un guenilleux très puant dont les étoiles ont peur.

La Révélation nous enseigne que Dieu seul est pauvre et que son Fils Unique est l'unique mendiant. ‚Solus tantummodo Christus est qui in omnium pauperum universitate mendicat', disait Salvien. Son sang est celui du Pauvre par qui les hommes sont achetés à grand prix! Son Sang *précieux*, infiniment rouge et pur, qui peut tout payer!

Il fallait donc bien que l'argent le représentât: l'argent qu'on donne, qu'on prête, qu'on vend, qu'on gagne ou qu'on vole; l'argent qui tue et qui vivifie comme la Parole, l'argent qu'on adore, l'eucharistique argent qu'on *boît* et qu'on *mange*. Viatique de la curiosité vagabonde et viatique de la mort. Tous les aspects de l'argent sont les aspects du Fils de Dieu suant le Sang par qui tout est assumé[1].»

Man ziehe sich nicht aus der Affäre mit der Erklärung, der von den Evangelien gemeinte Mammon sei «nur» eine «psychologische» Größe, der Geist des Geizes und der Habsucht, der jeweilen von den einzelnen Individuen Besitz ergreife. Gewiß, auch das tut er; aber das

[1] «Das Blut der Armen, das ist das Geld. Man lebt von ihm, und man stirbt an ihm. Es umfaßt ausdrücklich alles Leiden. Es ist der Ruhm, es ist die Macht. Es ist die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit. Es ist die Qual und die Wollust. Es ist abscheulich und verehrungswürdig, es ist das offenbare, rinnende Blut des Heilandes Christus, ‚in dem alles seinen Bestand hat'.

Das Blut des Reichen ist ein überaus stinkender Ausfluß aus den Geschwüren Kains. Der Reiche ist ein schlechter Armer, ein hochgradig stinkender Lumpen, vor dem die Sterne Angst haben.

Die Offenbarung lehrt uns, daß Gott allein arm und daß sein einziger Sohn der einzige Bettler ist. ‚Einzig und allein Christus bettelt innerhalb der Gesamtheit aller Armen', sagte Salvian. Sein Blut ist das der Armen, durch das die Menschen um einen hohen Preis losgekauft sind. Sein *kostbares* Blut, unendlich rot und rein, das alles bezahlen kann.

Es ist also schon so, daß das Geld Ihn darstellt: das Geld, das man gibt, das man leiht, das man verkauft, das man gewinnt oder das man stiehlt, das Geld, das tötet und das lebendig macht wie das *Wort*, das Geld, das man anbetet, das eucharistische Geld, das man trinkt und das man ißt. Zehrpfennig der herumschweifenden Neugierde und Zehrpfennig des Todes. Alle Erscheinungen des Geldes sind Erscheinungen des Gottes-Sohnes, der das Blut schwitzt, das alles auf sich nimmt.»

gerade wird alles nur um so furchtbarer, als, was gerade Marx nachgewiesen hat, durch den Sieg des Kapitalismus das gesamte Leben des Menschen, die ganze menschliche Gesellschaft Schritt um Schritt und bis in ihre letzten Poren in diesem Geist derart *organisiert* worden ist, daß es vor ihm kein Entrinnen mehr geben *kann*, es sei denn, man vernichte die ganze auf ihm beruhende Wirtschaftsordnung. Gegenüber keiner Frage, die das Menschengeschlecht als Ganzes angeht, gilt das Wort Dostojewskijs so sehr, daß «alle gegenüber allen schuldig seien». Der Mammonismus ist also nicht nur, wenn schon auch ein individuelles Problem, das nur den Einzelnen als Einzelnen etwas anginge. Angesichts der durch ihn sich vollziehenden Allverschuldung gibt es nur eine Antwort: die gemeinsame Tat der Menschen zu ihrer gemeinsamen Befreiung von der sie am tiefsten erniedrigenden Erniedrigung.

Fritz Lieb.

(Fortsetzung folgt.)

[1]Amerika und seine Neger

Im Jahre 1937 beauftragte das Carnegie-Institut in Washington den schwedischen Volkswirtschafter Dr. Gunnar Myrdal, die Stellung des Negers in Amerika vom Beginn bis zur neuesten Zeit als objektiver Ausländer zu erforschen. Während nahezu fünf Jahren führte Dr. Myrdal zusammen mit amerikanischen Fachleuten an Ort und Stelle Untersuchungen durch, die 1944 in zwei umfangreichen Bänden unter dem Titel: «Das amerikanische Dilemma» der Öffentlichkeit unterbreitet wurden. Dr. Myrdals Arbeit wird als grundlegend angesehen.

Die Zahl der Bücher über das gleiche Thema ist Legion. Es bedarf eines langen Studiums, um das vielfältige Geschehen von dreieinhalb Jahrhunderten überblicken zu können. Die vorliegende Arbeit ist ein bescheidener Versuch, durch Mitteilung von eigenen Beobachtungen, von Gelesenem und Gehörtem dem europäischen Leser einen Begriff von dem, was Dr. Myrdal ein Dilemma nennt, zu geben.

Ein gedrängter Rückblick auf die Geschichte des Negers in der Neuen Welt ist unerläßlich.

Im Oktober 1492 landete Columbus auf den dem amerikanischen Festland vorgelagerten Bermuda-Inseln, sowie auf Kuba und Haiti. Eine spätere Reise führte ihn zum süd- und mittelamerikanischen Festland. Das Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten soll er nie betreten haben.

Dort landeten mehr als hundert Jahre später, im Jahre 1607, kühne englische Abenteurer, und zwar an der Chesapeake-Bucht, wo heute

[1] Unter Amerika ist das Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika verstanden.

die Stadt Baltimore liegt. Sie waren entzückt, ein Land von üppiger Fruchtbarkeit und freundliche Einwohner vorzufinden, die ihnen Maisbrot zum Willkommen darreichten.

Doch bald merkten sie, daß die Ansiedlung in einem unkultivierten Erdteil kein Kinderspiel ist. Sie hatten grimmig-hart und furchtlos zu arbeiten, um die weglosen Urwälder zu durchdringen, bösartigen Tieren, tödlichen Seuchen, glühender Hitze und eisiger Kälte zu trotzen und mit den Einwohnern zu kriegen, die ihre Unbefangenheit bald verloren hatten. Doch sie ließen sich nicht abschrecken. In der Erkenntnis der unbegrenzten Lebensmöglichkeiten in diesem von Strömen durchzogenen, an Nahrung, Holz und Erzen märchenhaft reichen Lande richteten sie sich auf die Dauer ein und bauten Dörfer und Städte. Ihre erste Kolonie zählte 2000 kräftige Männer, als im Jahre 1609 ein englisches Schiff 90 junge Dirnen landete und an solche Siedler verteilte, die mit 130 Pfund Tabak die Kosten ihrer Überfahrt bezahlen konnten. Zehn Jahre später legte ein holländisches Schiff ebenfalls mit Menschenware an. Es hatte 20 stämmige Neger aus Afrika an Bord und verkaufte sie den Siedlern als Sklaven.

Im Jahre 1620 betrat eine ganz andere Art von Einwanderern den Boden der Neuen Welt. 102 wegen ihres Glaubens verfolgte englische Puritaner, Männer, Frauen und Kinder, suchten ein Land der Freiheit. Sie hatten sich im englischen Hafen Plymouth auf einem mit Vorräten, Hausrat und lebendem Vieh beladenen Zweimaster, der «Mayflower» (Maiblume), eingeschifft und landeten im Dezember 1620 an der Küste von Massachusetts, dem Ort des heutigen Boston. Hier gründeten sie die Kolonie Plymouth. Diesen «Pilgervätern» folgten bald andere Pilger aus dem von Religionswirren und Aufruhr geschüttelten England, sittlich und kulturell hochstehende Menschen: Puritaner, Baptisten, Quäker.

Im heutigen Amerika trifft man nicht selten Leute, die sich nicht ohne Stolz als Nachkommen der ersten Pilger bezeichnen, deren fromme Rechtlichkeit und Freiheitsliebe zum «American Creed» (dem «amerikanischen Glauben»), zum nationalen Ethos geworden ist. Ihre Auffassungen von Menschenwürde hatten sie aus dem England der «Magna Charta» mitgebracht.

Das nationale Ethos, der «American Creed», lebt noch heute, trotzdem er im Laufe der Zeiten entstellt, verleugnet, heuchlerisch verfälscht wurde. Er ist es, der dieses Land, in dem die Mammonstempel zum Himmel ragen, noch immer ein Land der Hoffnung sein läßt, der, trotz allen Sünden und Irrtümern, aus dem amerikanischen Volk Männer des Geistes erweckte und noch erweckt, wenn immer es in Gefahr schwebt, in seinen Sünden und Unterlassungen zu ersticken.

Mit dem ersten Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung:

«Wir betrachten es als unabweisbare Wahrheit, daß alle Menschen gleich geschaffen sind, und daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet wurden, unter diesen das Recht auf Leben und Freiheit und den Anspruch auf Glück»

wurde im Jahre 1776 ein Feuerbrand in die Welt geschleudert, der bald überall zündete und auch heute noch nicht erloschen ist.

Wie ist es möglich, daß in dem Lande, von dem dieses Feuer ausging, noch heute 14 Millionen unter seinen 140 Millionen Einwohnern minderen Rechtes sind?

Wir hörten, daß schon im Jahre 1619 Negersklaven an die ersten Kolonisten verkauft wurden. Der Sklavenhandel war damals ein einträgliches Gewerbe der seefahrenden Länder Westeuropas. Die christlichen Handelsherren spürten keinen Gewissenskonflikt, durch den Ein- und Verkauf von wehrlosen Einwohnern Afrikas gute Geschäfte zu machen.

Der zeitgenössische amerikanische Historiker Benjamin Brawley berichtet vom englischen Kapitän John Hawkins im 16. Jahrhundert, der sich nach und nach vier große, bewaffnete Schiffe angeschafft hatte, mit denen er viele Male die englische Kolonie Guinea an der afrikanischen Westküste besuchte. Gegen bunte Stoffe, Glasperlen und Whisky tauschte er junge Eingeborene beiderlei Geschlechts ein oder raubte sie, wenn nötig, um sie der spanischen Kolonie auf San Domingo zu verkaufen. Als frommer Mann hielt er morgens und abends Andacht ab auf seinem größten Schiff, das er «Jesus» getauft hatte. Königin Elisabeth belohnte seine Tüchtigkeit mit dem Ritterschlag.

Im Jahre 1618 wurde der englischen Handelsgesellschaft «The Royal African Company» das Monopol für den Sklavenhandel zwischen der afrikanischen Goldküste und den britischen Kolonien in Amerika erteilt. Der Herzog von York, Leiter der Company von 1672 an, versorgte allein die Westindischen Inseln jährlich mit 3000 Sklaven.

Zum Entsetzlichsten bei diesem Geschäft gehörte der Transport in den Sklavenschiffen. (Sie scheinen Hitler als Inspiration für seine Transporte nach Auschwitz usw. gedient zu haben, wenn er solcher Inspiration bedurfte.) In ihren Bauch wurden die Unglücklichen, paarweise aneinandergekettet, so eng eingepfercht, so schlecht genährt, daß oft die Hälfte in Dreck und Enge auf der Überfahrt umkam. Im Kontobuch der Company wurden diese Verluste als Transportspesen gebucht.

Die nordamerikanischen Kolonisten wollten zuerst nichts vom Sklavenhandel wissen. Virginia, Massachusetts und später Georgia verboten gesetzlich die Einführung von Sklaven. Das beunruhigte die englischen Interessenten. Das «Britische Komitee für Übersee-Plantagen» schickte Agenten aus, die den Kolonisten klar zu machen hatten, daß sie ohne eine gewisse Zahl von Sklaven nicht existieren

könnten. Als das nicht half, sprang die englische Krone ein und verfügte als Gebieterin über ihre Kolonien die Aufhebung aller gegen die Sklaverei erlassenen Gesetze. Zwar erließen einige Staaten Verfügungen, die die Willkür der Sklavenhalter einschränkten, und der Gründer der Quäkerkolonie, William Penn, gebot, daß in seiner Kolonie jedem Sklaven nach 14 Jahren Dienst die Freiheit gegeben werde. Doch das verhinderte nicht, daß im Lande der Freiheit Tausende, Hunderttausende und endlich vier Millionen menschlicher Wesen keine Menschenrechte hatten, daß sie zu erbarmungsloser Fronarbeit unter elendesten Lebensbedingungen, ohne Unterricht, ohne Aufstiegsmöglichkeit verdammt waren, daß ihre Herren sie nach Belieben pfleglich oder nachlässig behandeln, behalten oder verkaufen konnten.

Durch den Einwanderungszustrom wurde das Kolonisationsgebiet ständig weiter nach Süden und Westen ausgedehnt. Die sechs ersten nördlichen Kolonien schlossen sich im Jahre 1643 unter dem Namen «New England» zu einem Bund zusammen. Ihre Landwirtschaft und Fischerei, ihr Handel (auch Export) und Handwerk blühten. Ihre Dörfer und Städte wuchsen. Sklavenarbeit spielte für ihre gemischte Wirtschaft nur eine Nebenrolle. Dagegen wurde im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts auf den weiten Ebenen des Südens mit seinen Zucker-, Reis-, Tabak- und Baumwollpflanzungen die wohlfeile Arbeit der Sklaven unentbehrlich. Ihr Tagewerk begann mit Sonnenaufgang und endete mit Sonnenuntergang, oft in glühender Hitze. Wurden sie müde, dann trieb die Peitsche der Aufseher sie zur Arbeit an. Nicht selten düngte ihr Blut den Boden, den sie bearbeiteten. Hin und wieder gab es weniger rohe Aufseher und menschlich fühlende Sklavenbesitzer, die ihren Sklaven auf dem Totenbette, oder früher, die Freiheit gaben. Die sogenannten «Haussklaven», die in den aristokratischen Herrenhäusern Dienste leisteten, hatten es durchweg besser als die «Feldsklaven». Die dicke Neger-«Mammie» mit den blanken, mütterlichen Augen, an der die Kinder des Herrn hingen und die so vorzüglich kochen und backen konnte, wurde oft wie ein wertvoller Familienbesitz gehütet, den man aus sentimentalen und Nützlichkeitsgründen nicht veräußert.

Die Freude der Pflanzer am Sklavenhalten war nie eine ungetrübte gewesen. Der menschliche Freiheitsdrang, der auch im Herzen unter dunkler Haut sich regt, machte sich immer wieder in Fluchtversuchen Luft. Auf den einsam gelegenen Pflanzungen hatten Herren und Aufseher Zusammenrottungen und Revolten der Sklavenmassen zu fürchten. Sie suchten dem zu begegnen, indem sie vor allem die Massen unwissend hielten, ihnen geselliges Zusammenkommen verboten, nie Glieder des gleichen Stammes und der gleichen Sprache zusammen arbeiten ließen und die Aufsässigen barbarisch bestraften.

Trotzdem nahmen die Fluchtversuche nach dem negerfreundlicheren Norden ständig zu. Je mehr sich die Erkenntnis der Unmensch-

lichkeit des Sklavenwesens durcharbeitete, desto mehr bekamen die Flüchtigen auch Hilfe von Weißen. Es waren Quäker, die die sogenannte «underground railway» begannen, ein Hilfswerk ähnlich dem, das sich während des zweiten Weltkrieges in Belgien und Frankreich zugunsten der Hitler-Verfolgten entwickelte. Den flüchtigen Sklaven wurde von Ort zu Ort durch dazu bereitstehende Personen weitergeholfen. Waren sie bis zum Ohio-Fluß gelangt, dann fanden sie Boote vor, um über den Strom zu kommen. Von da an ging es in Etappen weiter bis nach Kanada. Dort waren sie gerettet und standen außer Reichweite der Gesetze, die die Rücklieferung Flüchtiger an ihre Besitzer verlangten.

Im Jahre 1776 rissen sich die damaligen 13 Kolonien vom englischen Mutterlande los. Die Helden des Freiheitskampfes und Organisatoren des neuen Staatenbundes, Washington und Jefferson, waren sich der Ruchlosigkeit des Sklavenwesens und seiner Unvereinbarkeit mit den Grundsätzen der Union bewußt. Jefferson legte der Bundesversammlung im Jahre 1784 einen Gesetzentwurf vor, der die Sklaverei im ganzen Lande mit Ausnahme eines südöstlichen Küstenstriches verbot. Die Vorlage wurde abgelehnt. «Fürwahr, ich zittere für mein Land, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist», sagte Jefferson. Ein mörderischer Bürgerkrieg, 80 Jahre später, der die Vereinigten Staaten dem Zerbrechen und dem Ruin nahebrachte, dessen Folgen, moralisch und materiell, noch heute nicht überwunden sind, war die Züchtigung, die Jefferson bangend voraussah.

Es muß zur Ehre des Menschengeschlechts gesagt werden, daß es niemals seit der Zeit der ersten Siedler an Einzelnen und an Gruppen gefehlt hat, die mit Wort und Tat gegen den «schwarzen Punkt» im amerikanischen Leben aufgetreten sind. Sie fanden bei den offiziellen Kirchen — von Ausnahmen abgesehen — keine Unterstützung. Die Kirchen hielten wie immer und überall zur bestehenden Ordnung und zum reichen Pflanzer. Die Theologen zeigten auf die Bibel, wenn sie die Gottgewolltheit der Absonderung des Schwarzen vom Weißen beweisen wollten. «Was Gott vereint hat, das soll der Mensch nicht scheiden; und was Gott geschieden hat (durch die verschiedene Hautfarbe), das soll der Mensch nicht einen», so argumentierten sie. Die Lehre, daß der Neger eine Art Zwischenstufe zwischen Mensch und Tier mit beschränkter Bildungsfähigkeit sei, läßt sich auf Wunsch auch theologisch beweisen. Sie ist auch heute noch nicht tot, sondern dient dem Rückschritt gegen den Fortschritt, dem Gott Mammon gegen den Gott der Gerechtigkeit als erprobte Waffe.

Am frühesten und beharrlichsten sind die amerikanischen Quäker gegen das Sklavenwesen aufgetreten. Auch unter ihnen gab es Sklavenhalter. Das ließ dem Quäker John Woolman keine Ruhe. Vom Jahre 1743 bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1772 reiste der zartgebaute Mann, ein Schneider von Beruf, zu Pferde und zu Fuß durch

Nord und Süd, um seinen Glaubensbrüdern die Unvereinbarkeit ihres Tuns mit ihren Grundsätzen klarzumachen. Es kam vor, daß er unwirsch der Tür verwiesen wurde. Doch sein Wirken und sein «Tagebuch» trugen mächtig dazu bei, den Boden aufzulockern.

Im Jahre 1808 verbot England offiziell den Handel mit Sklaven (der jedoch illegal noch bis zur Mitte des Jahrhunderts weiter betrieben wurde). In Amerika wuchs die Zahl der freigegebenen Sklaven zu einer wirtschaftlichen Kalamität. Was sollten diese bildungslosen, der Freiheit ungewohnten Menschen anfangen? Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam der Gedanke auf, sie in Westafrika anzusiedeln, ein Gedanke, der 1847 in der Gründung der Negerrepublik Liberia Gestalt gewann, ein den Negern unerwünschtes, opferreiches Experiment.

Anfangs der dreißiger Jahre wuchs die sogenannte Abolitionistenbewegung, die Gewissen aufrüttelnd. William Lloyd Garrison, ein leidenschaftlicher Kämpfer *für* Negerbefreiung und Frauenrechte, *gegen* Prostitution und Trunksucht, gründete 1833 die Antisklavereigesellschaft und das Blatt «The Liberator». Er reichte dem Neger rückhaltlos die Bruderhand und trotzte unerschrocken wüsten Pöbelangriffen. Im Juni 1831 sprach er zu einer Versammlung von freigegebenen Sklaven in Philadelphia. «Ich weiß», sagte er, «daß meine Gegner die Schroffheit meiner Sprache beanstanden. Aber habe ich nicht recht, schroff zu sein? Mögen sie es sich merken: ich werde nicht aufhören, hart zu sein wie die Wahrheit und kompromißlos wie die Gerechtigkeit. Nein! Ich werde nicht einen Zoll zurückweichen. *Und man wird mich hören!*»

Mit ihm kämpften die besten Geister seiner Zeit: Elijah Lovejoy (der 35jährig vom Pöbel getötet wurde), Wendell Philipps, der Quäkerdichter Whittier u. a. Und als im europäischen Freiheitsjahr 1848 die Frauen Elisabeth Stanton, Susan B. Anthony, Lucretia Mott in Seneca Falls im Staate New York die erste Frauenrechtsversammlung einberiefen, da schlossen sie die Rechte der Neger in ihre Forderungen ein. Bekämpfte man doch damals (und in einigen Teilen Europas noch heute) die Rechte der Frauen mit den gleichen Gründen wie die Rechte der Neger. Die Frauen wie die Neger hätten ein leichteres Gehirn und daher geringere Intelligenz. Ihnen beiden sei am wohlsten, wenn man sie «an ihrem Platze» beließe, die Frau in Küche und Kinderstube, den Neger unter der Obhut seines Herrn. In beiden Fällen waren Angst vor Macht- und Gewinneinbuße und Konkurrenzfurcht die durch sentimentale Einwände verdeckten eigentlichen Gründe der Opposition.

Auf dem zweiten Kongreß für Frauenrechte im Jahre 1852 gesellte sich eine Negerin zu den weißen Kämpferinnen, die ehemalige Sklavin Sojourner Truth. Sie war ihrem Herrn entlaufen und mit der Hilfe von Quäkern und Methodisten eine geistesgewaltige Wanderrednerin

für das Recht der Neger geworden. Als auf jenem zweiten Frauenkongreß die in der Debatte ungeübten Frauen durch die sie verhöhnenden Männer in die Enge getrieben waren und eine peinliche Pause entstand, erhob sich plötzlich aus einer Ecke eine hohe Gestalt, schritt langsam zum Podium und richtete ihre großen schwarzen Augen schweigend auf die Versammlung. Alles blickte mit Erstaunen auf die Amazonengestalt der Negerin. Mit tiefer, nicht lauter, aber überall vernehmlicher Stimme sprach sie zu einem Mann, der die Hilflosigkeit der Frauen lächerlich gemacht hatte. Überall brauchten sie die Hilfe des Mannes, selbst beim Einsteigen in die Equipage, und stets verlangten sie den weichsten Sitz, hatte er gesagt.

«Niemand half mir in die Equipage oder gar beim Waten durch Sümpfe, noch gab mir je einer den weichsten Sitz. Doch bin ich nicht eine Frau? Seht her!» rief sie, und ihre Gestalt reckte sich empor. «Seht meinen Arm!» und dabei streifte sie den Ärmel zurück und wies auf ihre mächtigen Muskeln. «Ich habe gepflügt, ich habe gepflanzt, ich habe das Korn in die Scheune getragen, und kein Mann konnte es mir gleichtun. Und bin ich nicht eine Frau? Ich konnte so viel arbeiten wie ein Mann und so viel essen — wenn ich es bekam — wie ein Mann. Und bin ich nicht eine Frau? Ich habe fünf Kinder geboren. Man hat sie mir weggerissen und als Sklaven verkauft. Und wenn mein Mutterschmerz aufschrie, dann hörte mich niemand als Jesus. Bin ich nicht eine Frau? Und ihr sprecht von etwas, was man im Kopf hat. Wie heißt es doch?» — «Intellekt!» rief ihr einer zu. — «Ja, Intellekt. Was hat der mit dem Recht der Frau zu tun und mit dem Recht vom Nigger?» Und dann zeigte sie auf einen Pfarrer in der Versammlung. «Dieser kleine Mann im schwarzen Rock hat gesagt, daß Frauen nicht die gleichen Rechte haben könnten wie Männer, weil Christus ein Mann war. Woher kam denn Christus? Von Gott und einer Frau. Ein Mann hatte nichts zu tun mit ihm. Und wenn die erste Frau, die Gott machte, es fertigbrachte, die Welt in Unordnung zu setzen, weshalb sollten Frauen nicht fähig sein, sie wieder zurechtzurücken?» «Unter brausendem Beifall — auch der Männer —», so berichtet die Frauenrechtlerin Frances Gage, «schritt Sojouner Truth in ihre Ecke zurück, und viele von uns hatten Tränen im Auge und Dank im Herzen.»

Die Sklaven waren aufgewacht. Ihre Sache war die aller Niedergehaltenen geworden. Es wühlte und gärte überall. Im Jahre 1851 erschien das Buch «Onkel Toms Hütte» von Harriet Beecher-Stowe und schlug wie ein Blitz ein. Immer mehr Gegner der Sklaverei wagten sich hervor, aller Schmähung und Verfolgung zum Trotz. Eine junge Quäkerlehrerin, Prudence Crandall, hatte das Unerhörte getan, ein Negerkind in ihre Schule aufzunehmen. Ihr Haus wurde mit faulen Eiern beworfen (eine noch heute geübte Praxis!) und hernach zerstört. Sie mußte ihr Verbrechen im Gefängnis büßen. — Und auch aus

der Masse der Geknechteten wuchs der offene Protest. Ein entlaufener Sklave, Frederick Douglas, gründete die ersten beiden Negerzeitschriften und arbeitete mit Wort und Schrift für die Bildung seiner Leidensgenossen. Zu prophetischer Größe wuchs er im Jahre 1852 in seiner furchtlosen Ansprache am 4. Juli (Geburtstag der Union und Nationalfeiertag). «Was ist», rief er aus, «für den amerikanischen Sklaven der 4. Juli? Der Tag, an dem ihm mehr denn sonst die ganze Grausamkeit und Ungerechtigkeit, unter der er seufzt, bewußt wird... Ihr Weißen rühmt euch eurer Freiheitsliebe, eures reinen Christentums .. Ihr schleudert eure Anathemas gegen die gekrönten Tyrannen von Rußland und Österreich ... Ihr vergießt Tränen über das vergewaltigte Ungarn ... und prahlt mit euren demokratischen Errungenschaften, während eure ganze Staatsmacht sich feierlich verpflichtet fühlt, die Versklavung von drei Millionen eurer Landsleute aufrecht zu erhalten ... Seht ihr nicht, welch lästerlicher Hohn es ist, gefesselte Menschen in den hellen Tempel der Freiheit zu zerren und sie zu ermuntern, in eure Freiheitshymnen einzustimmen? Euer 4. Juli ist uns ein Greuel!»

Die Annexion der Territorien von Kalifornien, Neu-Mexiko und Texas steigerte die Spannung zwischen Nord und Süd über die Sklavenfrage. Die zwei damals bestehenden politischen Parteien, die Demokratische und die Whig-Partei, die sich bitter zu befehden pflegten, waren sich einig, die Ausdehnung der Sklaverei auf die neuen Gebiete zu fordern. Das rief eine Oppositionspartei hervor, die sich «Republikanische Partei» nannte. Hinter ihr standen die Jungen des Landes, die Aufgeschlossenen, für Wahrheit und Recht Begeisterten. Aus ihrem «Kampflied der Republik» brach das amerikanische Ethos, der alte «American Creed» mit religiöser Inbrunst hervor, ähnlich wie heute in der jugendlichen Wallace-Partei der alte Glaube zusammen mit dem Willen zur Völkerverständigung in Liedern seinen Ausdruck sucht.

Als Ende 1860 Abraham Lincoln zum Präsidenten gewählt wurde, erklärten die Südstaaten ihren Austritt aus der Union und eröffneten am 12. April 1861 das Feuer. Der Bürgerkrieg endete im April 1865 mit der Niederlage des Südens. Fünf Tage nach der Übergabe der Südarmee wurde Lincoln ermordet. Und ein trauerndes Volk, das fühlte, einen Vater verloren zu haben, vergoß Tränen an seinem Sarge, um sich bald darauf achtlos der Erbschaft seines Geistes berauben zu lassen. Gerade 80 Jahre später weinte das Volk am Sarge eines andern großen Führers und vergaß ebenso schnell, was er es gelehrt hatte.

Vier Millionen Sklaven waren frei geworden. Drei Zusatzparagraphen zur Bundesverfassung legten ihre völlige Gleichberechtigung fest. Abraham Lincoln hatte einen weisen Plan für die «Reconstruction» entworfen. Durch eine milde Versöhnungspolitik wollte er die in giftigem Haß entzweiten Bruderstaaten wieder zusammenbringen. Und

die freigewordenen Neger sollten durch Erziehung und Leitung nach und nach in die neue Lebensform eingeführt werden. Seine Nachfolger mißachteten seine Pläne. Größeres Chaos als während des Krieges war die Folge, und bald konnten die Herren des Südens frohlocken: «Und dennoch haben wir gesiegt!» Sie verstanden es, durch eine Reihe von Staatsgesetzen, der Bundesverfassung zum Hohn, unter Duldung des Nordens, in ihren Gebieten das sogenannte «Jim Crow-System» aufzustellen, ein System, das durch völlige Absonderung des Lebens der Schwarzen vom Leben der Weißen die «weiße Vorherrschaft» aufrecht erhalten sollte.

Wie ist die Lage heute?

Das Jim-Crow-System besteht noch heute mehr oder weniger total in den Südstaaten. Die Neger wohnen getrennt von den Weißen, haben Schulen, Kirchen, Krankenhäuser für sich. Die Hotels, Restaurants, Vergnügungsstätten der Weißen sind ihnen verschlossen. Öffentliche Gebäude und Bahnhöfe haben getrennte Eingänge, die Eisenbahnen und Straßenbahnen haben getrennte Abteile. Nur untergeordnete Stellungen in den Unternehmungen der Weißen sind dem Neger zugänglich. Er hat im Gespräch mit dem Weißen, einerlei wer es sei, den Verkehrston eines Untergebenen zu seinem Herrn einzuhalten, sich mit dem Vornamen anreden zu lassen. Dadurch soll, trotzdem die Sklavenfesseln fallen mußten, der Charakter des Negervolkes als einer Sklavenkaste gewahrt werden. Selbstverständlich sind Mischehen aufs strengste verpönt. Das Polltaxsystem, das die Ausübung des durch die Verfassung gewährten Stimmrechts von einer Steuer oder der richtigen Beantwortung einer Anzahl von Fragen abhängig macht, schließt den Einfluß des Negers auf die Staatsgeschäfte aus. Der sogleich nach dem Bürgerkrieg entstandene Geheimbund «Ku Klux Klan» will die «weiße Vorherrschaft» schützen, indem er den Neger durch Terror-Demonstrationen und gelegentliche Gewalttaten in Schrecken und Unterwürfigkeit hält. Das fluchwürdige Lynchen (vorgeblich ein System der Selbsthilfe), der Mord des Negers durch Weiße, bei denen der Weiße, falls die Sache überhaupt vor Gericht kommt, fast ausnahmslos freigesprochen wird, ist auch eine Frucht des Bürgerkrieges. Ganz vor kurzem wurde wieder ein Neger von einem Weißen ermordet, weil er sein Stimmrecht ausgeübt hatte. Noch immer wohnen an den Ufern des Mississippi und in den weiten Ebenen des Baumwollreiches Millionen von Negern in elenden Hütten, teilen dieses Schicksal mit den «armen Weißen». Schwarz und Weiß, noch nicht in Gewerkschaften organisiert, haben zu fronden für die Trusts des Nordens, die heute die Eigentümer der meisten Plantagen des Südens sind.

«Trotz allem, große Fortschritte wurden in den letzten 50 Jahren auch im Süden gemacht», sagte mir eine feine alte Dame aus dem Staate Georgia. Ihre Großmutter und Mutter waren noch Sklavinnen

gewesen, ungebildete Analphabetinnen. Heute sollen 85 Prozent der Neger des Lesens kundig sein. Der Mann meiner Bekannten ist Direktor des Neger-Musikkonservatoriums in Atlanta. Günstige Umstände gestatteten dem Paar, als jüngere Eheleute nach Berlin zu reisen und im Stern'schen Konservatorium ihre Musikausbildung zu vervollkommnen. Der Kriegsausbruch 1914 trieb sie nach Paris, von wo aus sie nach Geburt einer Tochter nach Amerika zurückkehrten. Diese Tochter ist heute eine geschätzte Konzertpianistin in Detroit und Frau eines Arztes. Auch sie vervollkommnete ihre Musikbildung in Europa, in München, Berlin und Salzburg. Das Besondere an diesen Negern ist, daß sie nicht wie Neger aussehen. Ihre Hautfarbe ist vollkommen weiß, und ihre Gesichter zeigen keine negroiden Züge. Das ist keine Ausnahme, sondern eine nicht seltene Erscheinung. Von Tiefschwarz über Braun bis zu Schneeweiß gibt es alle Schattierungen, denn die angebliche «biologische Rassenabneigung» war niemals so stark, um weiße Sklavenhalter abzuhalten, mit Hilfe ihrer schwarzen Hörigen ihren Sklavenreichtum zu vergrößern. Auch der Bürgerkrieg hatte den Süden mit einem Überfluß an kleinen Mulatten versorgt. In Südamerika gilt der Mischling jeden Grades als Weißer, dagegen in den Vereinigten Staaten gilt einer als Neger, der auch nur einen Tropfen Negerblut in seinen Adern hat. Das führt zu grotesken Situationen. Eine weiße Frau, mit der ich seit drei Jahren in der Frauenliga für Frieden und Freiheit zusammenarbeite, erzählte mir kürzlich von all den lästigen Beschränkungen, denen sie als Negerin (!) unterworfen sei. Ihre Wohnung im Negerviertel wurde ihr gekündigt. Sie weiß von einer passenden freiwerdenden Wohnung, die sie aber nicht mieten kann, weil sie in einem Viertel liegt, das Neger ausschließt. Ich hatte bis dahin nicht mit einem Gedanken vermutet, daß meine Mitarbeiterin Negerin sei!

Interessant ist es, daß mit stillschweigender Duldung der Öffentlichkeit die absurde Definition dadurch umgangen wird, daß alljährlich Tausende von weißen Negern des Nordens «passieren». Das geht so vor sich. Eine Mischlingsfamilie oder Glieder derselben ziehen an einen andern Ort, wo sie unbekannt sind und leben dort als Weiße. Sie haben sich ganz von der Negerkaste zu trennen und sich zu hüten, ihre gemischte Abstammung zu verraten. Sie dürfen dann unbehelligt die Privilegien der Herrenrasse genießen.

Während des ersten und noch mehr während des zweiten Weltkrieges strömten Hunderttausende von südlichen Negern in die nördlichen Industriestädte, wo sie ständige Arbeit bei gehobenen Löhnen fanden. Detroit, die Metropole der Auto- und Kriegsmaschinenindustrie, zählt heute 300 500 Neger. Hier haben sie das Stimmrecht ungeschmälert, ihre Kinder besuchen dieselben Schulen und Universitäten wie die Weißen. Neger arbeiten als Beamte in Stadtverwaltungen und Anstalten des öffentlichen Wohls zu gleichen Löhnen wie die

Weißen, aber mit beschränkten Aufstiegsmöglichkeiten. Dagegen sind ihnen die «niederen» Beschäftigungen des Müllabfahrens und der Straßenreinigung allein vorbehalten. Die Farbigen leben in reinen Negervierteln oder in gemischten Bezirken mit proletarischem Einschlag. Die wohlhabenderen Wohnbezirke sind ihnen verschlossen. Da herrscht «Jim Crow», auch im Norden. In den Slumvierteln ist das Negerproletariat in der Mehrheit. Die wohlhabenden Neger dagegen bewohnen Straßen und Häuser, die an Gepflegtheit und edlem Geschmack nicht hinter den Wohnstätten der reichen Weißen zurückstehen. Feine und weniger feine Gaststätten bedienen keine «colored», und nur eine beschränkte Zahl von Hotels und Vergnügungsstätten ist ihnen zugänglich.

Das ist niederdrückend. Doch man spürt immer mehr die Hohlheit und Brüchigkeit dieses Systems. Es ist durch und durch unzeitgemäß, und weiße und schwarze Menschen arbeiten unablässig daran, es einzustoßen. Ein großes Werk tat und tut die 1910 von Weißen und Negern gegründete «Nationale Vereinigung für den Fortschritt des farbigen Volkes». Mit Unterstützung des Detroiter Kirchenrates wurde eine Kirche gegründet, in der abwechselnd ein schwarzer und ein weißer Pfarrer predigt. Die Kirchen der Weißen schließen die Neger nicht aus. Aber in Erinnerung an frühere Zurücksetzung fühlen sich die Neger wohler unter sich. Sie geben viel für ihre Kirchen her, die oft künstlerisch schön, ja manchmal prunkvoll sind. Aber in den Elendsvierteln der Großstadt müssen oft ein Kreuz und eine Bibel auf einem wackligen Tisch herhalten, um einen verfallenen Raum zur Kirche zu stempeln.

Ein trauriges Kapitel ist es, daß noch bis vor kurzem auch im Norden Arbeitergewerkschaften die Neger ausschlossen und sich weigerten, in den Betrieben mit Negern zusammenzuarbeiten unter dem Vorwand, die Neger seien Streikbrecher und Lohndrücker. Hier wie unter den weißen Proletariern des Südens hat die Agitation von Interessenten die böse Frucht gezeitigt, die Arbeiterklasse zu spalten. Daß es besser geworden ist, ist zum Teil dem «Komitee für faires Verfahren bei Arbeitereinstellung» zu danken, das Präsident Roosevelt während des Krieges gründete. Es gehörte zu den ersten Handlungen der Bundesregierung nach seinem Tode, dieses segensreiche Komitee aufzulösen. Einzelne Einzelstaaten behielten es als Staatseinrichtung bei.

In Detroit, wie überall im Norden, ist der Unterschied zwischen eingesessenen Negern und Zugezogenen aus dem Süden sehr groß. Unter den letzteren suchen viele als selbständige kleine Handwerker und Handelsleute ihren Kindern ein besseres Los zu schaffen. Unter den ersteren findet man Großkaufleute, Industrielle, Künstler, Vertreter aller gelehrten Berufe und auch bereits die Neigung, sich nach Gesellschaftsklassen gegen die eigenen Rassengenossen abzusondern. Doch ist diese Neigung vorläufig noch gedämpft, «weil», wie mir eine

Negerfreundin sagte, «wir uns noch zu sehr *alle in einem Boot* fühlen». Es ist keine Frage, daß bei völliger Gleichstellung der Neger die gleichen sozialen Sünden begehen wird wie der Weiße.

Denn der Neger ist ein Mensch wie der Weiße, ein Engel oder ein Teufel, ein hochfliegender Genius oder ein Dummkopf, kleinbürgerlich eng oder herzensweit gütig, oft ein von urwüchsiger Kraft sprudelndes Naturkind. Während der kurzen Zeit seiner relativen Freiheit hat er das Kulturleben durch schöpferische Leistungen in Kunst und Wissenschaft, als Schriftsteller, Dichter und Musiker bereichert und beglückt. Der geniale George Washington Carver, als Sklave geboren, hat als Botaniker, Chemiker und Landwirt neue Zweige für Landwirtschaft und Industrie geschaffen und Wohlstand in verarmte Gegenden gebracht. Der Negerarzt Charles Richard Drew von der Harvard-Universität hat die Methode zur Herstellung von Blutplasma gefunden, das während des Krieges so vielen das Leben erhielt, und der schwarze Chirurg Daniel Hale Williams war der erste, dem erfolgreiche Operationen am menschlichen Herzen gelangen. Der Baritonsänger und Schauspieler Paul Robeson durchzog während der dreißiger Jahre Europa im Triumphzug und hat sich die Herzen überall — und ein Vermögen — durch seine geniale Darstellung von Shakespeares Othello erobert. Er hat darauf verzichtet, weitere Millionen durch seine Kunst zu verdienen, um sich ganz dem Kampf für die Menschenrechte seiner schwarzen Brüder zu widmen. «Die Beifallsstürme, die ich ernte», hörte ich ihn einst sagen, «bedeuten mir nichts, solange noch ein einziger unter meinem Volke minderen Rechts ist.» Hin und wieder singt er öffentlich die Lieder unterdrückter Völker in acht Sprachen und die ergreifenden «Spirituals», Lieder, in denen sich der Sklave seine Qualen vom Herzen sang oder sie seinem Freund Jesus klagte. Wenn irgendetwas Charakteristisches am Negervolk festzustellen ist, dann ist es seine durch Leiden verinnerlichte, kindliche Bindung an seinen Vater im Himmel und seinen Leidensbruder Jesus, der ihn versteht und ihn bejaht. In einer Negerkirche sah ich ein Bild: der sitzende weiße Christus segnet eine Schar Negerkinder, die vertrauensvoll zu ihm aufblicken. Und noch eine Liebe ist dem Neger eigen und kommt in seinen Liedern zum Ausdruck: seine tiefe Liebe zu Amerika, dem Land seiner Leiden, seiner Heimat, die er mit seinem Schweiß und Blut gedüngt hat, aus der er sich nicht wieder verjagen läßt.

Wie ist es zu verstehen, daß noch immer ein großer Teil des Volkes von Amerika sich mit solcher Hartnäckigkeit weigert, die moralisch, politisch und wirtschaftlich unhaltbar gewordene Zurücksetzung des Negers abzuschreiben? «Tief sind die Wurzeln» (des Vorurteils) lautet der Titel eines vielgelesenen Buches. Es ist nicht wahr, daß die Wurzeln tief sind. Das Vorurteil ist keine perennierende Pflanze, sondern muß in jede Menschenseele neu gesät werden. Ich habe ohne

Ausnahme die Beobachtung gemacht, daß weiße Kinder mit schwarzen spielen, ohne den verschiedenen Hautfarben eine größere Beachtung zu schenken wie der verschiedenen Kleiderfarbe. Erst wenn die Mutter dem Kind sagt: «Laß das Spielen mit dem schmutzigen Negerbuben!» dann entdeckt es, daß die Hände seines Gespielen schwarz sind, und Widerwillen zieht in sein Herz ein.

Es gibt zwei Gruppen unter den Verfechtern der Negerrechte:

1. die Geduldigen, die predigen, daß sich die Bekehrung der Herzen nicht erzwingen läßt, daß man sie «wachsen» lassen müsse, und daß Draufgängertum die Sache nur schlimmer mache;

2. die Ungeduldigen. Sie sagen: «Wir müssen ein Ende machen mit diesem Schandfleck an unserer Kultur, der uns in der ganzen Welt zu Heuchlern stempelt! Unsere schwarzen Brüder haben mit uns gegen Hitlers Rassenwahn gestritten und gelitten. Und nun sollen wir dulden, daß sie unter unserem Rassenwahn weiter leiden? Nein! Uns ist der Glaube an das ‚Wachsenlassen' vergangen!» Wie ihre Vorgänger, die Abolitionisten vor hundert Jahren, stürmen diese Unentwegten vor, die morschen Ketten der Dummheit und Bosheit zu sprengen, «der Freiheit eine Gasse» zu brechen, nicht ihr Leben schonend, noch die Sauberkeit ihrer Kleider, die heute wie damals mit dem stinkenden Inhalt fauler Vorurteile beworfen werden. Und wenn es auch wahr sein mag, daß es Fälle gibt, wo Geduld und Zuwarten nützlich sind, so sind es doch allein die nach Gerechtigkeit Dürstenden, *die nicht warten können*, die je und je die Menschheit einen kleinen Schritt vorwärts stoßen hin zu dem Ziel eines Reiches der Gerechtigkeit auf dieser Erde.

Alice Herz.

Folgende Werke wurden als Quellen benutzt: The History of the United States by Allen Nevins, A Social History of the American Negro by Benjamin Brawley, A Nation of Nations by Louis Adamic, The American Dilemma by Gunnar Myrdal.

Südostasien

An der letzten Versammlung der Wirtschaftskommission für Asien und den Fernen Osten in Genf sagte der australische Außenminister, Dr. Evatt: «Die Tiefen von Armut und Leiden, die das gewohnte Los der Männer, Frauen und Kinder Asiens sind, kann man sich schwer vorstellen. Die Vereinigten Nationen können das Fortbestehen eines solch tiefen Lebensstandards nicht dulden, denn die Charta macht ihnen den Kampf gegen Hunger, Armut und Krankheit zur Pflicht».

Dr. Evatt appellierte an die Vereinigten Nationen, weil ihm klar ist, daß die Existenzbedingungen in Südostasien — in Asien überhaupt — nicht auf ihrem heutigen tiefen Niveau bleiben dürfen. Sein neuseeländischer Kollege unterstützte ihn mit den Worten: «Solange die

durchschnittliche Lebensdauer in Asien 27 Jahre beträgt, gegenüber mehr als 60 Jahren in Neuseeland und Australien, solange ist der Friede in Gefahr.»

Solche Feststellungen müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir lesen, was unsere Zeitungen heute an Nachrichten aus Südostasien veröffentlichen. Obwohl die Vorgänge in Indien, China und Indonesien Teile eines und desselben Unabhängigkeitskampfes sind, sollen hier die beiden Länder näher betrachtet werden, die vor dem Kriege dem britischen Reich als Kolonien angehörten. Eines von ihnen, Burma, hat heute seine Unabhängigkeit errungen, während sich die Einwohner Malayas fragen mögen, warum sie wohl im Wettlauf um die Freiheit so weit hinter Burma und Ceylon zurückgeblieben sind.

In Burma sowohl wie auf der Malayischen Halbinsel hinterließ der Fall von Singapur einen nachhaltigen Eindruck. Die Europäer waren also nicht die unbesiegbare Rasse, für die sie gehalten worden waren. Die Burmesen und Malayen hatten zwar dem Kampf größtenteils als Zuschauer beigewohnt, sie fanden aber die japanische Herrschaft nicht leichter zu ertragen als die britische. Als die Briten nach dem Krieg die beiden Länder wieder eroberten, waren die eingeborenen Führer fester als je entschlossen, ihre politische Unabhängigkeit zu erkämpfen. Um das so ungleiche Ergebnis in Burma und Malaya zu verstehen, müssen wir uns die Unterschiede in den beiden Ländern und ihre Geschichte vergegenwärtigen.

Burma

Burma war von den Briten in drei Vorstößen, die auf die Jahre 1824, 1852 und 1866 fielen, erobert worden. Fünfzig Jahre lang wurde es als ein Teil von Indien verwaltet, obwohl es seiner Überlieferung und Kultur nach nicht zu Indien gehört und vor der Eroberung durch die Briten über tausend Jahre keinen Kontakt mit jenem Land gehabt hatte. Erst 1937 erfolgte die verwaltungstechnische Trennung Burmas von Indien. Am Anfang des Krieges begab sich einer der Führer der Burmesen, der damalige Premierminister U. Saw, nach England, um von der konservativen Regierung als Entgelt für die Zusammenarbeit mit Großbritannien das Versprechen des Dominionstatuts für Burma zu erlangen. Sein Vorschlag wurde verächtlich abgewiesen. Als der Krieg und die japanische Herrschaft zu Ende waren, wünschten die Briten, daß der antifaschistische burmesische Volksbund für Unabhängigkeit sich in der provisorischen Regierung Burmas (unter britischer Kontrolle) vertreten lasse. Die burmesischen Führer weigerten sich, dies zu tun, sie verlangten, selbst über die Geschicke ihres Landes zu bestimmen. Besprechungen mit der Londoner Regierung ergaben im Januar 1947 ein Übereinkommen, wonach die Briten sich bereit fanden, die provisorische Regierung Burmas als Dominionregierung anzuerkennen, was in sich schloß, daß Burma — wie jedes andere Dominion — das Recht hatte, sich völlig vom Britischen Reich zu trennen.

So erklärte sich Burma als unabhängige souveräne Republik und ging unter dem Namen «Union von Burma» seinen eigenen Weg. Von der Gesamtbevölkerung von 17 Millionen sind 12 Millionen Burmesen; bedeutende Minderheitsgruppen sind die Karens, Shans, Chins, Kachins, neben mehr als einer Million Indern und etwa einer Viertelmillion Chinesen.

Noch vor dem Unabhängigkeitstag war jedoch der junge und beliebte Premierminister General Aung San ermordet worden, und Thakin Nu, ein tiefreligiöser Buddhist, der sich mehr für Literatur als für das Regieren interessierte, war an seine Stelle getreten. Er hat seither erklärt, er sei entschlossen, das Nationalisierungs- und Sozialisierungsprogramm der Regierung durchzuführen. (Die Bergwerke sind nationalisiert, auch aller Grund und Boden soll an den Staat übergehen.) Thakin Nu erklärt, der wirtschaftliche Aufbau Burmas sei von ausländischen Kapitalinvestitionen abhängig. Seine kommunistischen Kritiker werfen ihm vor, er arbeite zu eng mit britischen Kapitalisten zusammen. Doch erklärt der Außenminister Burmas, sein Land denke keineswegs daran, «sich dem Kommunismus zuzuwenden». Er gab immerhin zu, daß der sozialistische Staat, dessen Aufbau sich der Premierminister zum Ziel gesetzt habe, kaum sehr verschieden sein dürfte vom marxistischen Ideal einer klassenlosen Gesellschaft.

Die Regierung von Burma muß sich demnach mit der Opposition der britischen Kapitalisten befassen, die für ihren nationalisierten Besitz phantastische Forderungen geltend machen, anderseits führt sie den Kampf gegen die einheimischen Kommunisten, die nicht dulden wollen, daß ausländisches Kapital und ausländische Spezialisten für die Entwicklung der Wirtschaft zugezogen werden. Nach der «Tribune» verweist die kommunistische Propaganda auf das russische «Beispiel» als Beweis, daß die Industrialisierung und wirtschaftliche Entwicklung ohne Fremdkapital möglich ist. «Von den grauenhaften Opfern an Menschenleben, die das russische Experiment erheischte, ist allerdings in Asien noch weniger bekannt als in Europa, doch ist denkbar, daß auch solche Opfer in einem Land, wo Tyrannei, äußerste Armut und demütigende Rassenherrschaft immer an der Tagesordnung waren, nicht viel Eindruck machen.»

Seit Anfang dieses Jahres führt die Regierung einen energischen Kampf gegen den Kommunismus, aber die Massenverhaftungen scheinen die Zahl der Sympathisanten nur zu vermehren. Die Kommunisten halten eine starke Position in Zentralburma. Inwieweit die Regierung in ihren militärischen Operationen von Ausländern unterstützt wird, ist nicht festzustellen. Nach dem «New Statesman» (25. Oktober 1947) ist immerhin die Ausbildung der burmesischen Land-, See- und Luftstreitkräfte in den Händen der Briten, wie denn die Regierung auch nicht zu wünschen scheint, eine Lücke im Verteidigungssystem des britischen Commonwealth entstehen zu lassen.

Wie man sieht, befindet sich die burmesische Regierung in einer schlimmen Zwangslage. Sie möchte sowohl mit Rußland wie mit den Westmächten zusammenarbeiten, sie würde gerne «russische Ideen verwirklichen», wie Thakin Nu sich ausdrückte, zugleich aber vom Westen Kapital, technische Spezialisten und Verwaltungsleute heranziehen. Wie die «Tribune» voraussagte (Juni 1948), hat sich diese Politik des Fünfer und Weggli als nicht durchführbar erwiesen, die Regierung hat sich nun offenbar doch für die Hilfe aus dem Westen entschlossen. Wie weit es möglich sein wird, das Land unter Wahrung der Interessen ausländischer Aktionäre aus seiner jetzigen Rückständigkeit herauszuführen, bleibt abzuwarten. Die Kommunisten jedenfalls bezeichnen die gegenwärtige Lage Burmas als «Schein-Unabhängigkeit» und Thakin Nu als «Vertreter der Großgrundbesitzer und Kapitalisten».

Malaya

Die Halbinsel Malaya wird in den politischen, wirtschaftlichen und rassischen Rivalitäten der Mächte aller Wahrscheinlichkeit nach eine bedeutende Rolle spielen, ist sie doch eines der profitabelsten Gebiete für das anlagesuchende Kapital.

Da auch heute noch zwei Drittel des Landes Sumpf und Dschungel sind, produziert Malaya nicht so viel Reis wie das landwirtschaftliche Burma. Es muß sogar zwei Drittel seines Reisbedarfs (Hauptnahrungsmittel) einführen. Gummi, dessen Kultur erst 1877 von London eingeführt wurde, und Zinn sind die Hauptprodukte des Landes. 1938 war die Hälfte der Welt-Gummiproduktion und ein Drittel der gesamten Zinnproduktion malayischer Herkunft.

Es würde schwer halten, ein Gebiet dieses Umfangs (etwa die Bodenfläche von England ohne Wales) zu finden, das eine ähnliche Mannigfaltigkeit an Rassen, Sprachen, Religionen, Zivilisationen und Regierungen aufwiese wie Malaya. Von fünf bis sechs Millionen Einwohnern sind 2,3 Millionen Malayen, 2,4 Millionen Chinesen, 750 000 Inder und 32 000 Europäer, und doch bestand, wenigstens vor dem Krieg, kaum irgendwelche Rassenanimosität.

Als die Briten im Oktober 1945 zurückkehrten, fanden sie eine Widerstandsgruppe von 3500 Malayen und ungefähr ebensovielen Reserven, die sich in der antijapanischen, malayischen Volkspartei eine politische Organisation geschaffen hatten. Sie waren von Lord Mountbatten, dem Befehlshaber von Südostasien, aus der Luft mit Waffen versorgt worden, eine Tat, für die Mountbatten noch heute in allen Europäerklubs von Malaya heruntergemacht wird. Als sich die Japaner eiligst zurückzogen, wußte der eintreffende britische Gouverneur nicht, sollte er die Guerillas ins Gefängnis stecken oder in den Regierungspalast einladen. Er steckte sie nicht ins Gefängnis, man verstand es aber sonst, die Bevölkerung gegen sich aufzubringen. Die Briten schlossen zum Beispiel die zehn malayischen Staaten zum Protektorat

der Malayischen Union zusammen, ließen aber Singapur außerhalb der Union, was eine ebenso unmögliche Maßnahme ist, als wollte man London von Großbritannien trennen. Dadurch wurden die Chinesen in der Malayischen Union in die Minderheit versetzt, obschon sie in Singapur 80 Prozent der Bevölkerung ausmachen. (Der Großteil der malayischen Produktion wird über Singapur ausgeführt.) Auch sonst wurden die Interessen der Chinesen vernachlässigt. Dabei sind sie wirtschaftlich tüchtiger, fleißiger und im Verkehr mit den Weißen westlichen Ideen eher zugänglich als die Malayen.

Überdies wurden dem Land trotz seiner kleinen Bevölkerung zwei Gouverneure aufgezwungen, wovon einer für die Malayische Union, der andere für Singapur zuständig ist. Schließlich kam dazu noch ein Generalgouverneur für beide zusammen und Britisch Nord-Borneo.

Der «New Statesman» (19. Juni 1948) weist auf noch schwerwiegendere Fehler hin. «Nachdem wir die malayische Bevölkerung ermuntert haben, Gewerkschaften aufzubauen, konstatieren wir, daß sie imstande sind, mit deren Hilfe um bessere Lebensbedingungen zu kämpfen, und wenn die Arbeiter dies tun und Unruhen ausbrechen, schießen wir sie nieder.»

Dabei gab es Gründe genug für Streiks. Gummizapfer auf den Plantagen verdienten vor dem Krieg 1 Shilling 2 Pence per Tag, heute 3 Shilling 4 Pence, aber Reis, ihre Hauptnahrung, kostet heute achtmal mehr als vor dem Krieg. Auch aus dem offiziellen Bericht der Regierung, der nach dem Streik erstattet wurde, ergibt sich, daß die sanitarischen Verhältnisse im Hafengebiet ungenügend sind (Mangel an Latrinen, Waschgelegenheiten, Trinkwasser, ein Wasserhahn für hundert Personen, undichte Dächer).

Nach dem «New Statesman» (24. Juli) stellten die Kommunisten Anfang Mai gewisse Forderungen an die Plantagenbesitzer, an die Direktion der Zinnbergwerke und die Hafenbehörden. Sie forderten höhere Löhne, Garantien, daß Arbeiter nur mit Zustimmung der Gewerkschaft entlassen würden, daß ferner Pflanzer und Unternehmer, die den Gewerkschaften nicht paßten, entlassen werden sollten. Die Arbeitgeber leisteten Widerstand, worauf Gewalttätigkeiten vorkamen. Die Arbeiter auf einer Plantage übernahmen den Betrieb selbst und führten ihn kollektiv. Polizei und Truppen wurden aufgeboten. Es ist vielleicht gut, an dieser Stelle die Darstellung eines britischen, in Singapur wohnenden Korrespondenten des «New Statesman» zu geben. «Den Polizeimannschaften wurde ein so feindseliger Empfang zuteil, daß sie wieder abziehen mußten. Am nächsten Tag erschienen von neuem hundert Polizisten mit einem Regierungsbeamten an der Spitze. 150 bis 200 Arbeiter, die mit Spatenstielen, selbstgemachten Speeren und Äxten bewaffnet waren, sammelten sich plötzlich um sie und weigerten sich, auf den Befehl des Beamten auseinanderzugehen, sie ließen drohende Zurufe hören. Die Polizei ging vor, und ihre Knüp-

pel töteten acht Arbeiter. Kein Polizist wurde verletzt. An der darauffolgenden Untersuchung stellte sich heraus, daß die Polizei «nicht wußte, wie wenig Kraft es brauchte, um einen Eingeborenen mit dem Knüppel zu erschlagen». Der Hochkommissar, Sir Edward Gent, der für menschliche Maßnahmen eingetreten war und eine Einkommenssteuer befürwortete, um mit deren Hilfe die Lebensbedingungen in Malaya zu verbessern, wurde zur großen Freude der Bergwerks- und Pflanzerkreise, wie auch der Armee und des Generalgouverneurs, abberufen. Bevor er einen offiziellen Bericht einreichen konnte, kam er in einem Flugzeugunglück bei London ums Leben.

Kurz nach diesen Ereignissen begann der offene Krieg. Englische Spitfires griffen an, der Generalgouverneur, Malcolm MacDonald (der Sohn des ehemaligen britischen Labour-Premiers), gab in einer Proklamation bekannt, die Mörder, die europäische Pflanzer und chinesische Unternehmer umgebracht hätten, müßten ausgerottet werden. Die Gewerkschaften wurden verboten, und ihre Büros standen verlassen. Tausend Arbeiter wurden verhaftet, britische, im Dschungelkrieg erfahrene Truppen, wurden gelandet, die Flotte patrouillierte der Küste entlang und die Armee an der siamesischen Grenze. Amerika schickte Waffen an die amerikanischen Plantagenbesitzer, Australien lieferte Waffen auf dem Luftwege, da die Seeleute sie nicht verladen wollten. (Übrigens hat Australien seither seine Politik der Nichteinmischung in die verworrenen Verhältnisse Malayas bekanntgegeben). Wieviel Blutvergießen wird dieses kleine Land erleben müssen, bis ihm Gerechtigkeit widerfährt! «Es ist nicht zu erwarten», wie eine Fabierbroschüre von 1946 erklärt, «daß die von der Atlantik-Charta geweckten und vom Regierungsantritt Labours in England gestärkten Hoffnungen sich zufriedengeben werden mit Verfassungen, die von oben auferlegt werden, Verfassungen, nach denen die meisten Regierungsmitglieder noch immer von der Kolonialmacht ernannt würden, und Selbstregierung nur als Ziel einer vagen Zukunft erwähnt wird.»

Die Arbeiterpartei Englands, von der die Kolonialvölker so viel erwarteten, schickt nun Waffen statt Maschinen, die Verwaltung läßt die Leute im Gefängnis verschwinden, ohne einen Grund anzugeben, die britische Presse ist voll Nachrichten über die «rote» Gefahr und die Herrschaft der Terroristen.

Die Labourregierung Englands ist in einem Dilemma: für den Wiederaufbau sind Dollars unerläßlich, und diese Länder Südostasiens gehören zu den Gebieten, die am meisten Dollars einbringen, und doch sollten die Ansprüche der hungernden Eingeborenen stärker zählen als die Interessen der europäischen Kaufleute und Konsumenten.

Ein weiteres Argument für die britische Labourregierung neben den Dollars ist die strategische Bedeutung dieser Länder. Burma — ein Gebiet von der Größe Deutschlands mit 17 Millionen Einwohnern — liegt eingekeilt zwischen zwei stark übervölkerten Ländern, Indien und

China. (Burmastraße im zweiten Weltkrieg!) Malaya liegt am Eingang zum Pazifik. Für diese strategischen Probleme gibt es nur eine Lösung — ein Weltsicherheitssystem.

Welche Rolle spielt wohl Rußland? Bevin behauptet, es bestehe ein genauer Kominformplan für Südostasien, während der «New Statesman» (26. Juni) keine Beweise dafür sieht, obwohl er zugibt, daß die kommunistische Propaganda es leicht hat, aus den alten Fehlern der westlichen Imperialismen Kapital zu schlagen. «Rußland versteht es, in seinen Radiosendungen den Kolonialvölkern Hoffnung und Glauben zu geben, während der Westen, der noch immer an Ort und Stelle durch seine Geschäftsleute vertreten wird, allzuoft nur in Dollars zu denken und weitere Beherrschung zu planen scheint.»

Es ist bedrückend, feststellen zu müssen, daß ein Labourblatt wie die «Tribune», die im Juni einen objektiven Bericht der Schwierigkeiten in Südostasien zu geben sich bemühte, im September andeutet, daß die Politik des «My country, right or wrong» doch etwas für sich haben könnte, vor allem, wenn das Land schlimme Zeiten durchmacht. Es ist aber nicht eine Frage von «My country, right or wrong», «My continent, right or wrong», sondern es handelt sich darum, wie Evatt hervorhob, den Völkern Südostasiens zu helfen, die in der Verteilung der Güter der Erde bis jetzt so schlecht wegkamen, daß ihre Kindersterblichkeit 150 bis 250 pro Tausend beträgt, während das benachbarte Australien nur eine solche von 40 pro Tausend kennt.

Wie sehr diese Völker benachteiligt sind, geht unter anderem daraus hervor, daß an der Versammlung der Wirtschaftskommission für Asien und den Fernen Osten kein anderer Asiate außer dem Vertreter Chinas anwesend war.

Wir haben die Wahl, den Völkern Asiens zu helfen oder sie mit Gewalt darniederzuhalten, wenn sie versuchen, sich einige der Rechte zu sichern, die wir für uns Europäer als unabdingbar betrachten. Der Christ kann nicht im Zweifel sein, welche Stellung er einzunehmen hat. Die Hebung des Lebensstandards der rückständigen, benachteiligten Völker ist heute die vornehmste Aufgabe der Weißen.

Millicent Furrer-Proud.

Weltrundschau

Und wieder Kriegsstimmung! Was wir bereits in einem Nachsatz zur Septemberrundschau feststellten, daß sich nämlich die Aussicht auf einen befriedigenden Ausgang der in Moskau und Berlin geführten *Verhandlungen zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion* neuerdings verdüstere, hat sich in der Berichtszeit nur allzu sehr bestätigt. Diese Verhand-

lungen sind in der Tat regelrecht *gescheitert*. Der «kalte Krieg» geht womöglich noch mit größerer Verbissenheit und Gehässigkeit fort, insbesondere auf der in Paris aufgeschlagenen Bühne der Vereinigten (!) Nationen, vor deren Sicherheitsrat die Alliierten den Fall Berlin weitergezogen haben — mit unverhohlener Propagandaabsicht, aber auch mit dem bewußt eingegangenen Risiko, daß die Russen darob die UNO verlassen könnten, ja vielleicht mit dem heimlichen Wunsche, daß dies geschehen möge [1]. Und während im Palais Chaillot, neben wilden gegenseitigen Anklagen der beiden Lager, noch akademische Reden über Frieden und Abrüstung gehalten werden, bereiten zuhause die Regierungen ihre Völker mehr oder weniger schonend auf den «nächsten Krieg» vor und betreiben die *Rüstungen* daraufhin offener und planmäßiger als jemals zuvor.

Gerade jetzt wird in Amerika die Übersetzung eines Buches des stellvertretenden russischen Ministerpräsidenten Wosnesenskij veröffentlicht, der darin einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion als fast unvermeidlich und nur noch durch eine völlige Umkehr der amerikanischen Politik abwendbar erklären soll. Anderseits gibt Bevin im Unterhaus die «tröstliche» Versicherung ab, die britische Regierung habe sich «noch nicht» auf den Krieg festgelegt, während gleichzeitig dieselbe Regierung in beschleunigtem Tempo offenbare Kriegsvorbereitungen trifft und Flottenmanöver — vor allem in den westindischen Gewässern — und Flottenzusammenzüge — so in Gibraltar — anordnet, die als die größten und wichtigsten seit Kriegsende bezeichnet werden. In den Vereinigten Staaten aber hat eine vertrauliche Erforschung der öffentlichen Meinung durch das Außenministerium ergeben, daß 82 Prozent der amerikanischen Bevölkerung «eher bereit sind, die Schrecken eines neuen Krieges (für die *europäischen* Völker! H. K.) in Kauf zu nehmen, als weiteren sowjetischen Einschüchterungsversuchen nachzugeben». Daß diese moralische Kriegsbereitschaft für die Regierung ein Ansporn ist, auch die materielle Kriegsbereitschaft zu verstärken, versteht sich von selbst [2], obschon man eigentlich meinen sollte, das Ausmaß der amerikanischen Kriegsrüstungen, über die immer wieder phantastisch anmutende Einzelheiten berichtet werden (neuerdings zum Beispiel die Konstruktion eines Raketenflugzeuges, das die Schallgeschwindigkeit «um Hunderte von Meilen» hinter sich lasse), sei kaum mehr höher zu steigern. Aber man weiß es ja: erst Riesenpropaganda gegen Rußland und den Kommu-

[1] Das unter amerikanischer Lizenz in München erscheinende «Echo der Woche» spricht sicher nur aus, was viele denken, wenn es meint: «Die erste Schlacht für den Frieden ist an dem Tage verloren worden, wo man die Sowjetunion in die Familie der Vereinigten Nationen aufnahm, während man der jungen deutschen Demokratie (!) einen Platz verweigerte . . .»

[2] «Die eindrücklichsten kombinierten Manöver aller amerikanischen Streitkräfte seit Ende des zweiten Weltkrieges haben am Sonntag auf dem nordamerikanischen Kontinent begonnen», meldet die United Preß unter dem 4. Oktober aus Florida.

nismus, dann Riesenrüstungen, unter deren Einfluß die Kriegsbereitschaft im Volke weiter zunimmt, um dann ihrerseits wieder zu vermehrten Rüstungen zu führen — das ist der unselige Kreislauf in der westlichen Welt, über dessen Todesautomatik sich niemand mehr einer Täuschung hingeben kann.

Inzwischen ist in Paris grundsätzlich die Schaffung einer *«atlantischen Verteidigungsorganisation»* beschlossen worden, der neben den fünf Ländern der Brüsseler Allianz auch die Vereinigten Staaten und Kanada angehören sollen, und zu deren oberstem Leiter der bisherige Chef des britischen Reichsgeneralstabs, Marschall Montgomery, ernannt worden ist, während der Oberbefehl über die Landarmeen der westeuropäischen Mächte dem französischen General Delattre (übrigens einem ausgepichten Reaktionär!) übertragen wurde — eine demonstrative Warnung an die Russen, daß die Alliierten auch in Westeuropa für alle Fälle vorzusorgen im Begriffe stünden. Auch die jüngste Konferenz über das Schicksal der ehemaligen *italienischen Kolonien* stand durchaus im Schatten eines möglichen neuen Krieges. Diese Kolonien sind ja seit drei Jahren fest in der Hand der Engländer (und Amerikaner), die nach dem Ausfall Ägyptens und Palästinas den Schwerpunkt ihrer militärischen Stellung im Mittelmeer- und Orientraum nach Tripolis und der Cyrenaika verlegt haben und im Hinblick auf künftige Konfliktsmöglichkeiten nicht daran denken, diese Gebiete den Italienern zurückzugeben. Nur Italienisch-Somaliland, das strategisch wertlos ist, sind sie bereit, mit der Zeit einmal zu räumen.

Zwei weitere mögliche Kriegsschauplätze haben in den vergangenen Wochen allerdings ihre Gefährlichkeit großenteils oder ganz verloren. Einerseits ist es wenig wahrscheinlich, daß sich *Israel* dem neuen, von dem Grafen Bernadotte noch kurz vor seiner Ermordung entworfenen Friedensplan mit Gewalt widersetzen wird, obwohl der ihnen zugemutete Verzicht auf Jerusalem und den Negev, das große, jetzt versteppte Siedlungsgebiet im Süden Palästinas, von den Juden schmerzlich genug empfunden werden wird [1]. Anderseits ist der Krieg *Indiens* gegen Haidarabad, den wir, auf unsere Verhältnisse übertragen, eher eine «eidgenössische bewaffnete Intervention» nennen würden, schon am fünften Tag mit der Kapitulation der feudal-faschistischen Regierung von Haidarabad zu Ende gegangen, ohne daß es zu einem neuen Ausbruch der Feindseligkeit zwischen Hindus und Mohammedanern oder gar zu einem Kriege Pakistans gegen Indien gekommen wäre. Aber über dem

[1] Bei allem Abscheu vor dem Mord an dem Vermittler der Vereinigten Nationen soll man aus dem Grafen Bernadotte doch auch keinen Heiligen machen wollen. Dieser Diplomat, der durch seine Heirat mit einer Tochter des amerikanischen Asbestkönigs Manville eng mit dem Weltkapitalismus verbunden war, spielte seit Jahren, trotz seiner Rotkreuztätigkeit, eine mindestens undurchsichtige internationale Rolle. Auch sein erster Friedensplan war völlig auf die damaligen amerikanisch-britischen Orientinteressen abgestimmt und begünstigte die Araber so offenkundig, daß man sich über die Empörung, die er bei den Juden hervorrief, nicht zu wundern braucht.

«christlichen» Westen hängt eben dennoch weiterhin die Kriegsdrohung als schwere Wetterwolke, die Völker vor eine Aufgabe stellend, die sie nur unter Aufbietung der mächtigsten Kräfte, welche in die irdische Welt hereinwirken, bewältigen zu können hoffen dürfen.

Das Problem An sich steht freilich die geistige und materielle Kampfbereitschaft, in die sich die Westalliierten und die Russen gegenseitig hineingesteigert haben, in gar keinem Verhältnis zu der Bedeutung des Kampf*gegenstandes*, um den es nun seit Wochen und Monaten anscheinend geht. Soviel Wert auch die Russen auf die Eingliederung *Westberlins* in ihre Besetzungszone legen mögen, und soviele Gründe die Alliierten anführen, um ihren Widerstand gegen diese Absicht zu rechtfertigen — einen *Krieg* lohnt der Besitz von Westberlin weder für die eine noch für die andere Seite. Und so kurzsichtig-defaitistisch seinerzeit Marcel Déats berüchtigte Frage «Mourir pour Dantzig?» war, soviel Grund haben heute alle beteiligten Völker — und welches Volk wäre an dem Konflikt nicht beteiligt? —, sich in vollem Ernste zu fragen, ob sie bereit sein müßten, für *Berlin* zu sterben. Aber eben: es geht ja für die beiden sich waffenstarrend gegenüberstehenden Lager längst nicht mehr um Berlin allein. Auf beiden Seiten ist das «Prestige», die «Ehre», die «Selbstachtung» in einem solchen Maße engagiert, daß die Frage von Berlin weit über ihre sachliche Bedeutung hinausgewachsen ist und Vernunft- oder Zweckmäßigkeitserwägungen dabei bald überhaupt keine Rolle mehr spielen. Berlin ist zu einem *Symbol* geworden: in den Augen der Westmächte für das hemmungslose Ausdehnungs- und Herrschaftsstreben der Sowjetunion und des Weltkommunismus, dem es um jeden Preis Halt zu gebieten gelte, in den Augen der Russen für den Machtwillen des westlichen Kapitalismus und Imperialismus, der mit Hilfe eines wieder aufgerichteten Deutschlands den endgültigen Vernichtungsschlag gegen die Sowjetunion vorbereite.

Was ist zu dieser Lage von unserer Seite her zu sagen?

Wir sagen zum ersten und wiederholen damit schon früher Ausgesprochenes: Rußland tut *Unrecht*, indem es vertragswidrig den Verkehr zwischen Westberlin und der Außenwelt sperrt. Und es muß darum dieses Unrecht wenn nicht förmlich anerkennen, so doch nach Möglichkeit wieder gutmachen als Voraussetzung für alle sachlichen Verhandlungen über das Regime, dem Berlin in Zukunft unterstellt werden soll. Rußland scheint sich aber, wenigstens nach der Darstellung der Westmächte, auch dadurch ins Unrecht gesetzt zu haben, daß es in Moskau der Aufhebung der Verkehrssperre sowie gleichzeitig einer Kontrolle der russischen Banknotenausgabe für Berlin durch die Westalliierten zustimmte, bei den darauf folgenden Verhandlungen in Berlin aber doch ein russisches Recht zur Überwachung des Luftverkehrs

verlangte und die alliierte Kontrolle über die russische Notenausgabe wieder ablehnte. Aber die Sowjetunion will eben überhaupt kein Abkommen unterzeichnen, das irgendwie eine Beschränkung der russischen Oberhoheit über Berlin oder gar ein eigentliches Mitspracherecht der Westmächte bei der Verwaltung der russischen Zonenhauptstadt festlegte.

Und mit dieser Absicht hat sie — das ist unsere zweite, ebenfalls schon früher gemachte Feststellung — *grundsätzlich recht*, so verkehrt auch der Weg ist, den sie zu ihrem Ziel einschlägt, und so unnötig es erscheint, das Ziel gleich auf einmal zu erreichen. Deutschland *ist* nun einmal zweigeteilt; die Westmächte haben daraus die Folgerung gezogen, daß die westlichen Zonen Deutschlands als eigener Staat konstituiert werden müßten, in dem die Russen nichts zu sagen hätten. Und sie haben darum kein *inneres* Recht mehr, im Herzen der russischen Zone, 200 Kilometer von der Grenze Westdeutschlands entfernt, ihrerseits einen Stützpunkt zu unterhalten, der ihnen strategisch zwar — wie Tripolis oder Südkorea — einmal sehr wertvoll sein kann, der aber von den Russen als schmerzender Pfahl im Fleisch empfunden werden muß. Daß die Alliierten gleichzeitig die Westberliner vor der Unterwerfung unter das kommunistische Regime bewahren wollen, macht ihre Sache in *diesem* Punkt sympathisch, ist aber neben den machtpolitisch-militärischen Beweggründen ihrer Haltung sicher nur ein Nebenmotiv, wenn nicht ein bloßer Propagandaschlager.

Anderseits vertreten auch die Russen, wie zum dritten bemerkt werden muß, eine rechte Sache, wenn sie gegen die Wiederherstellung eines reaktionär-kapitalistischen Westdeutschland und dessen Eingliederung in ein amerikanisch beherrschtes Westeuropa kämpfen und Westberlin nicht zum Brückenkopf eines gegen die Sowjetunion gerichteten kontinentalen Bollwerkes werden lassen wollen. Daß ein solches Westdeutschland und ein solches Westeuropa, mit der Ruhr als Zentrum und der Marshall-Plan-Hilfe als wichtiger Stütze, tatsächlich auf dem Weg ist, kann in guten Treuen nicht wohl bestritten werden. Auch die naiv tuende Rhetorik eines Spaak, der vor der UNO-Versammlung pathetisch fragte, ob Wyschinski ehrlich glaube, daß Belgien, Luxemburg oder Holland die Absicht hätten, sich an einem Angriffskrieg gegen die Sowjetunion zu beteiligen, ist nicht imstande, die Tatsache zu verwischen, daß die Politik des westlichen Kapitalismus und Antisowjetismus bedrohliche *Kriegskräfte* in sich birgt, ohne bewußt auf einen *Angriff* auszugehen, so wie ja auch die Westmächte der Sowjetunion im allgemeinen zubilligen, daß sie keinen Krieg beabsichtige, und dennoch überzeugt sind, daß ihre weltpolitische Haltung die *Gefahr* eines Krieges heraufbeschworen habe. In ähnlicher Weise ist auch die amerikanisch-westeuropäische Militärallianz, die in der Bildung begriffen ist, nicht sowohl nach den Verteidigungsabsichten ihrer Schöpfer zu beurteilen als nach der Tatsache, daß sie das Werkzeug

einer Politik zu werden bestimmt ist, die mit Explosivstoffen vollgeladen ist, und der es angesichts einer langjährigen entsprechenden Vorbereitung der Geister nicht schwer fallen kann, in einer bestimmten Lage — sagen wir einen Präventivkrieg als einen heiligen Verteidigungskrieg auszugeben. Neuerdings hat übrigens auch Thomas Dewey, der mutmaßliche nächste Präsident der Vereinigten Staaten, vorgeschlagen, «den Marshall-Plan zur Schaffung einer europäischen Föderation zu verwenden und dadurch ein Bollwerk gegen den Kommunismus zu errichten». Das klingt für amerikanische Ohren durchaus harmlos, und doch hat der «New Statesman» recht, wenn er schreibt: «Sollten die Amerikaner weiterhin glauben, daß das freie Unternehmertum die einzige wirtschaftliche Grundlage für eine europäische Föderation ist, so werden sie nicht nur den Westbund zerstören, sondern die Demokratie selbst in jedem Lande Westeuropas, eingeschlossen Deutschland.»

Kann man es aber den Russen unter solchen Umständen so sehr verargen, daß sie wenigstens *Ostdeutschland*, mit Berlin als Zentrum, den gefährlichen Strömungen zu entziehen trachten, die vom Atlantik her immer stärker in den Kontinent einbrechen? Wir mögen das Diktaturregiment, das auf politischem Boden in der Sowjetzone herrscht, noch so sehr ablehnen — auf einer Reihe von andern Gebieten hebt sich das russisch besetzte Deutschland dennoch vorteilhaft von den deutschen Westzonen ab. Das geht auch aus einem Bericht hervor, den Alfred Joachim Fischer, ein in London lebender und der Labourpartei angehörender Journalist, in der «Roten Revue» (September 1948) erstattet. Während in Westdeutschland, so sagt er, Kapitalismus und Nazismus noch keinswegs gebrochen seien, werde ihnen in der Ostzone planmäßig der Boden entzogen:

«Alle Kriegsfabriken der IG-Fabriken wurden abgetakelt, die übrigen entweder für Reparationen benutzt oder zu öffentlichem Eigentum erklärt. In der amerikanischen Zone hat der IG-Trust noch 87 Fabriken, in der englischen 89 und in der kleinen französischen immerhin 20. Von den Russen wird leichte Industrie bevorzugt. Kohle, Gas und Energie liegen vollkommen in öffentlicher Hand. Aber auch jene Schlüsselindustrien, die deutsche Kriege ermöglichten und Hitler finanzierten, sind heute fast ausschließlich volks- und landeseigen.

... An der Spitze von vier Fünfteln aller volks- und landeseigenen Unternehmungen stehen ehemalige Lohnempfänger. Ein Bergarbeiter leitet den wichtigen Zwickauer Kohlenbergbau, ein Metallarbeiter (mit 12 Jahren KZ) Sachsens führende Metallfabrik usw. Von der Belegschaft gewählte Betriebsräte sind vollkommen kontrollberechtigt. Dadurch hat der Arbeiter hundertprozentige Mitbestimmung am Werk, einschließlich Entlassungen, was sich auf die allgemeine Moral günstig auswirkt. Volks- und landeseigene Betriebe werfen 10 Prozent des Gewinnes in soziale Fonds, die Urlaubsheimen und andern ähnlichen Zwecken zugute kommen.

... In der Ostzone allein wagen sich Faschismus, Neofaschismus und Antisemitismus nicht hervor. Es gibt keine Lager für Displaced Persons, und überlebende Juden haben das Gefühl wirklichen Schutzes. Ihrer Auswanderung nach Palästina sind heute keine Schranken mehr gesetzt. Die Entnazifizierungen sind nunmehr abgeschlossen worden. Wie ich mich immer wieder überzeugen konnte, sind sie mit Gründlichkeit durchgeführt worden.

... In Ostdeutschland wurden insgesamt 12 355 Güter von Junkern, Kriegsverbrechern, Naziführern usw. aufgeteilt. Sie hatten eine Fläche von 750 000 Morgen. 500 000 Familien konnten dadurch bedacht bzw. angesiedelt werden. Viele arme Bauern erhielten einen Landzuschuß, der zwischen 5 bis 12 Morgen liegt. Wie die ins Volkseigentum übergegangenen Betriebe das Kernstück der industriellen Produktion bilden, so sind die Neubauern landwirtschaftliche Hauptlieferanten. Schon heute kann man sagen, daß sich das Experiment rentiert.»

Über solche Tatsachen kann man nicht einfach mit ein paar billigen Redensarten hinweggehen; sie lassen die Bedeutung des russisch-kommunistischen Vordringens gegen Mittel- und Westeuropa nur um so schärfer hervortreten und stellen die westliche Welt immer wieder vor das Problem, auf welche Art die mit diesem Vordringen verbundenen Gefahren für so wesentliche Bestandteile unserer Kultur, wie es der Rechtsstaat und die politische Demokratie sind, abgewehrt werden können, ohne daß es zu einem kriegerischen Zusammenstoß kommt, und ohne daß die Abwehr überhaupt mit den Methoden der Machtpolitik erfolgt, die früher oder später notwendigerweise zum Krieg führen.

Krieg — keine Lösung Denn daß Machtpolitik und Krieg *keine* Lösung der Kommunismusfrage bringen können, auch keine bloß vorläufige, sollte nachgerade jedem denkenden Beobachter klar sein. Der Krieg hat nicht einmal eine Lösung der Faschismusfrage gebracht, obschon der Fall Deutschland-Italien-Japan viel einfacher lag, als der Fall Sowjetunion heute liegt; er hat die *Ursachen* des Faschismus bei weitem nicht aus der Welt zu schaffen vermocht, ja sie aus der kapitalistischen Welt gar nicht wegschaffen *wollen* und damit die Gefahr eines militanten Neufaschismus — neben dem in einer Reihe von Ländern weiterbestehenden Altfaschismus — für Deutschland, Frankreich und Italien, vielleicht auch für Japan, bedenklich nahegerückt, nicht zu reden von den andern furchtbaren Problemen, Verwicklungen und Übeln, die der Krieg neu erzeugt hat. Noch viel weniger wäre ein Krieg oder auch nur ein «kaltes» Auftrumpfen mit militärischen Machtmitteln, hinter dem ja, wenn es nicht einfach Bluff sein soll, immer die Entschlossenheit zu ihrer *kriegerischen* Anwendung stehen muß, imstande, die Drohung des Kommunismus abzuwehren oder die Sowjetunion mattzusetzen. Und doch steht ein großer Teil der Welt ganz im Banne dieser Vorstellung, und zwar nicht bloß die bürgerlich-kapitalistische Welt, sondern weithin auch die amerikanisch-europäische Arbeiterschaft, ja sogar eine Gruppe ehemaliger Pazifisten und Antimilitaristen. John Middleton Murry zum Beispiel — um nur diesen einen zu nennen —, der lange Zeit einer der ersten Wortführer der christlich geprägten radikalen Kriegsgegner Englands war, bekennt sich jetzt in völligem Ernst zu der Auffassung, daß die demokratischen Mächte (oder die

Vereinigten Nationen) durch einen Atomkrieg die Sowjetunion zum Anschluß an ihr Weltsystem zwingen müßten, falls diese nicht, auf ein entsprechendes Ultimatum hin, den «freiwilligen» Anschluß vorziehe. Mit Recht erwiderte ihm A. J. Muste, der Sekretär des amerikanischen Zweiges des Internationalen Versöhnungsbundes, in den «Peace News»:

«Es scheint mir trügerisch-graue Theorie zu sein, daß, was waffenlose Liebe nicht fertig bringe, mit Atombomben bewaffnete Liebe zu leisten vermöge. Eine der Grundursachen unseres verzweifelten Zustandes scheint mir tatsächlich darin zu liegen, daß alles Gerede von Liebe, Christentum und Opfer für die Russen nur Hohn ist in einer Welt, in der die angeblichen Nachfolger Jesu die Atombomben haben und glauben, ihre Überlegenheit auf diesem Gebiete verbürge Sicherheit und den Triumph des Rechtes auf Erden.»

Aber nicht allein das; auch vom weltlich-politischen Standpunkt aus wäre ein Krieg der Westmächte gegen die Sowjetunion ein Abenteuer, das an Tollheit grenzte. Rußland könnte ja höchstens durch einen eigentlichen Blitzkrieg, der in wenigen Tagen zum Ziel führte, besiegt werden, und das ist bei der ungeheuren Weite des russischen Raumes, der noch jedem Angreifer zum Verhängnis geworden ist, auch unter Anwendung von Atom- und Raketenbomben, Bakterien, Giften usw. nicht sehr wahrscheinlich, zumal die Möglichkeit einer russischen Gegenwirkung mit gewissen auch der Sowjetunion zu Gebote stehenden Geheimwaffen nicht auszuschließen ist.

Dazu kommt, daß die russischen Armeen vermutlich ziemlich rasch Westeuropa zu überrennen vermöchten, ohne daß gegen sie *hier* Atombomben und dergleichen eingesetzt werden könnten, während anderseits der Bürgerkrieg, den ein Krieg der Westmächte gegen Rußland in verschiedenen Ländern entfesseln müßte, die Schlagkraft der alliierten Armeen von innen her schwer beeinträchtigen würde. Nicht einmal die englischen Arbeiter, die ja, zusammen mit den holländischen, im Jahre 1920 schon einmal einen Krieg gegen die Sowjetunion verhindert haben, scheinen in einem solchen Fall zuverlässig zu sein; wenigstens hat der gegenwärtige Präsident des Britischen Gewerkschaftsbundes, der Bergarbeiterführer Will Lawther, erst vor kurzem wiederholt, was er bereits letztes Jahr im Hinblick auf die Möglichkeit eines Krieges mit der Sowjetunion gesagt hatte: «daß kein britischer Bergarbeiter oder sonst ein gewissenhafter Arbeiter irgendwelches Material für einen solchen Krieg herstellen würde.» (Nebenbei: kein einziges Schweizer Blatt hat von dieser Erklärung seinen Lesern Kenntnis gegeben, obwohl sie einer Reihe von Blättern übermittelt worden ist.)

Und erst die französischen oder italienischen Arbeiter, die so stark kommunistisch-linkssozialistisch eingestellt sind! Wie entschlossen insbesondere in *Frankreich* die Haltung der radikal gestimmten Arbeiter- und Angestelltenschaft ist, zeigen die Ereignisse der letzten Wochen aufs neue sehr klar: keine Regierung vermag die Wirtschaft auf Kosten

der Arbeiter- und Verbrauchermassen zu «sanieren»; die gegen die fortschreitende Teuerung gerichteten Streikbewegungen werden trotz allen Quertreibereien stramm durchgeführt; und wenn die Rechte von Neuwahlen eine Stärkung ihrer Machtstellung erhofft, so scheint die Gemeinderatswahl in Romilly sur Seine, die durch die Absetzung des kommunistischen Bürgermeisters erzwungen worden war, das Gegenteil zu beweisen, konnten doch die Kommunisten ihre Stimmenzahl gegenüber dem Oktober 1947 von 40 auf 48 Prozent steigern, während die Gaullisten von 39,6 auf 37 Prozent und die Sozialisten von 20 auf 15 Prozent zurückfielen. Die eher zurückhaltende Außenpolitik Frankreichs, die sich jeweilen nur zögernd dem amerikanischen Draufgängertum anschließt, spiegelt die gefahrvolle Lage, der sich das Land bei einer auswärtigen Verwicklung auch im Innern gegenübersähe, nur zu deutlich wider.

Auf jeden Fall gilt: ein Krieg wäre nicht imstande, dem Kommunismus Halt zu gebieten. Wie der Kommunismus schon in seiner bisherigen Gestalt großenteils ein Kriegsprodukt ist, so würde ein Versuch, die Sowjetunion mit Waffengewalt auf die Knie zu zwingen, nur ein derartiges Chaos in Europa anrichten, daß die Flucht in irgendeine totale Diktatur, zuletzt in den Kommunismus als Träger der fälligen sozialen Revolution, den Völkern als das einzige Mittel zu dessen Bändigung erschiene. Ja, schon die *Rüstung* zum Krieg droht mehr und mehr zur wirtschaftlichen und politischen Zerrüttung zu führen. Der «New Statesman» spricht das recht bestimmt aus:

«Wenn wir uns durch Kriegsfurcht die Wirtschaft ruinieren lassen, zum Verhängnis für jene wirtschaftliche Unabhängigkeit, die wir mit der Annahme der Marshall-Hilfe erklärtermaßen anstrebten, dann begeben wir uns jeglichen Einflusses und werden lediglich ein vorgeschobener Satellit, ein unversenkbarer Flugzeugträger für amerikanische Bomber ... Die Europahilfe bleibt, nachdem die amerikanische Bundesversammlung sie so drastisch beschnitten hat, ohnehin bereits unter dem Mindestmaß dessen, was für einen vollen Wiederaufbau Europas nötig ist. Zugunsten schwer mitgenommener Länder wie Frankreich und Deutschland hat sich Großbritannien mit Recht bereit erklärt, auf den vollen Unterstützungsbetrag zu verzichten, der ihm ursprünglich zugesprochen worden war. Und die letztwöchige ermutigende Rede von Sir Stafford Cripps über den Erfolg der Produktions- und Ausfuhrsteigerung wird zum vollkommenen Unsinn gemacht, wenn die Regierung einmal den Grundsatz annimmt, daß die Aufrüstung — auch in ihrem gegenwärtigen beschränkten Umfang — aus der Europahilfe bezahlt werden soll ... Aufrüstung mag vom amerikanischen Standpunkt aus ein wirksames Mittel sein, um die Niederwerfung Rußlands vorzubereiten, aber sie ist auch ein sicherer Weg, um den Kommunismus in Europa zu stärken, wenn sie auf Kosten der wirtschaftlichen Erholung geschehen soll ... Ein friedlich-demokratisches Großbritannien, das sich, wenn auch langsam, zum Sozialismus hin entwickelt, ist eine weit bessere Sicherung gegen den Kommunismus als amerikanische Dollars oder Atombomben. Eine Aufrüstung großen Stiles würde nicht nur unser Land in völlige Abhängigkeit von Amerika bringen, sondern auch seine Fähigkeit, das weitere Vordringen des Kommunismus von Osteuropa her zu hemmen, gänzlich zerstören. Wenn wir einmal einen heißen Krieg gegen Rußland als unvermeidlich ansehen, werden wir zweifellos den kalten Krieg gegen den Kommunismus verlieren.»

Eine alte Antwort auf eine neue Frage

Der vulgäre Antikommunismus, der hinter den Kriegsrüstungen der bürgerlich-kapitalistischen Welt steht, ist aber nicht allein denkbar zweckwidrig; er ist vor allem *grundsätzlich* vollkommen fehlgerichtet. Die Frage ist ja nicht: Wie gefährlich und verabscheuungswürdig ist der Kommunismus? (Wobei der Kommunismus dann um so heftiger bekriegt werden müßte, je gefährlicher und verabscheuungswürdiger er erschiene.) Die Frage ist vielmehr: *Warum* konnte der Kommunismus (und mit ihm die Sowjetunion) die Gefahr für die westliche Welt werden, die er heute darstellt? Und wie kann diese Gefahr *wirksam* gebannt werden — also nicht vermittels bloßer Unterdrückung ihrer äußeren Erscheinungsformen, sondern vor allem durch Beseitigung ihrer inneren Ursachen?

Die Antwort *darauf* kennen wir alle längst. Sie ist so einfach wie schlagend und lautet immer noch: *Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!* Und zwar das Wort nicht bloß im Sinn einer rechnerischen Nützlichkeitsmoral verstanden, sondern in seinem tiefen, ursprünglichen, revolutionären Sinn. Ich habe diesen Sommer «Die Geschichte meines Lebens» von Lincoln *Steffens* gelesen, dem zu seiner Zeit berühmten amerikanischen Journalisten, der zu Anfang dieses Jahrhunderts die völlig unglaubliche Korruption des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten, das schamlose Zusammenspiel von Geschäftsinteressen, Verbrechertum und Behörden, als erster planmäßig aufdeckte. Auch die amerikanische Arbeiterbewegung war damals entsprechend gewalttätig; in Los Angeles zum Beispiel kam es einmal zu einem schweren Bombenanschlag aus den Reihen der revolutionären Gewerkschaften, und in den daraus entstandenen Prozeß griff Steffens selbst richtunggebend und entscheidend ein. Zum öffentlichen Ankläger gewandt, sagte er dabei unter anderm:

«Nun, sehen Sie, Captain Fredericks, die Leute hier ringsherum, das sind Anarchisten, Sozialisten, Anhänger der Arbeiterpartei, und die glauben wie Sie an Gerechtigkeit; ich aber habe lange im Müll herumgestochert und kann Ihnen versichern, daß es in dieser Welt so übel dreinschaut, daß die Gerechtigkeit nichts mehr auszurichten vermag. Ich glaube, wir können es nur mehr mit Liebe noch zu irgend etwas bringen. Und darin besteht das Christentum. In der Lehre von der Liebe zu unseren Nächsten.»

Das ist's: die Goldene Regel auch in der Behandlung der sogenannten Gesellschaftsfeinde. Auch der *heutigen «Gesellschaftsfeinde»*, Gewaltrevolutionäre und Terroristen! Habt ihr braven Bürger und Freiheitskämpfer es damit wirklich schon einmal in ganzem Ernst versucht? Ihr wollt, daß die Sowjetrussen und die andern Kommunisten an ein ewiges Menschenrecht, an eine absolute Wahrheit, an Freiheit und Brüderlichkeit glauben und danach handeln? So glaubet doch erst selber einmal daran und *beweiset* euren Glauben durch eure Werke! Schaffet einmal unter euch selber, in eurem eigenen Machtbereich, Ge-

meinschaftsordnungen, die auf Recht und Gerechtigkeit statt auf wirtschaftlichem Unrecht und sozialer Gewalttätigkeit beruhen, auf der Freiheit und Würde des Menschen statt auf seiner täglichen Knechtung und Entwürdigung, auf gegenseitiger Hilfe und Zusammenarbeit statt auf rücksichtsloser Konkurrenz und dem Kampf aller gegen alle (genannt «freie Marktwirtschaft»), auf Brüderlichkeit und Edelsinn statt auf Ausbeutung und Genußstreben — und ihr werdet erleben, wie der Kommunismus seine Anziehungskraft unwiederbringlich verliert! Dann werdet ihr ein Auge für die Tatsache bekommen, daß der Kommunismus das natürliche Kind eines Geschlechtes ist, das sich an Egoismus und Materialismus, an Geld- und Kriegsgeist hin verloren hat wie noch kaum ein anderes zuvor. Dann wird euch die Lust vergehen, euch moralisch über den Kommunismus zu entrüsten und in verblendeter Selbstgerechtigkeit die durch und durch verfaulte und gottlose Zivilisation des kapitalistischen Westens (deren Gestank wir gar nicht mehr spüren, so sehr haben wir uns schon daran gewöhnt!) als der sich mühsam durchringenden neuen Gesellschaft der Ostländer unendlich überlegen zu erklären. Dann wird es euch bewußt werden, daß der Kommunismus vor allem eine beständige Herausforderung an die demokratische und besonders an die christliche Welt ist, ihrem Lippenbekenntnis auch nachzuleben, und erst von hier aus eine Drohung, das, was die Demokraten und Christen *nicht* tun wollen, auf undemokratische und weltliche Art zu tun. Ihr werdet wieder die alte, einfache Wahrheit erkennen, daß *falsche* Revolution immer nur dort versucht wird, wo die *rechte* Revolution schuldhaft versäumt wurde, und werdet die ganze Leidenschaft, die ihr jetzt auf die Anprangerung der Sünden des Bolschewismus verwendet, fürderhin an die Revolutionierung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft rücken — mit dem Erfolg, daß ihr damit gleichsam nebenbei auch den Kommunismus aus der Welt schaffen helfet.

Wollen wir lernen? Daß der Kommunismus immer nur dann aufkommt, «wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last», ist allmählich so sehr zur Binsenwahrheit geworden, daß man nur ungern an die geschichtlichen Tatsachen erinnert, die sie erhärten. In *Rußland* selbst wäre der Kommunismus niemals möglich geworden ohne den jahrhundertelangen feudal-zaristischen Absolutismus zuerst und dann die gegenrevolutionären Kriege und Kriegsdrohungen der Außenwelt gegen die junge Sowjetrepublik. Und wenn auch im nichtsowjetischen *Asien* und in *Afrika* die Freiheitsbewegung der unterdrückten und ausgesogenen Völkermassen mehr und mehr kommunistische Formen annimmt, so ebenfalls vor allem als Gegenwirkung gegen einen jahrtausendealten Feudaldespotismus, dem sich, seine Unmenschlichkeit

noch überbietend, in neuerer Zeit der europäisch-amerikanische Kolonialkapitalismus und Imperialismus zugesellt hat[1].

Ähnliches gilt von den vielgeschmähten Volksrepubliken *Osteuropas*, die — mit Ausnahme der Tschechoslowakei, die einen Sonderfall darstellt — ihre wirtschaftliche und soziale Revolution auf dem Hintergrunde des primitiven Feudalkapitalismus vollziehen, dessen Nutznießer jede *friedliche* Umgestaltung der Gesellschafts- und Staatsverfassung bis zu allerletzt hintertrieben haben und sie auch jetzt noch, zum Teil mit Hilfe der Westmächte und kurzsichtiger «Demokraten», rückgängig zu machen suchen.

Und es gilt schließlich auch von *Westeuropa*, ja sogar, wer weiß, von Nord- und Südamerika. Wo immer die Demokratie im Kampf gegen den Kapitalismus versagt, da tritt der Kommunismus auf den Plan und erbietet sich, die Revolution auf *seine* Weise zu machen. Die Zwangsläufigkeit dieses Vorgangs bleibt den meisten Menschen solange verdeckt, als der Kapitalismus — wie zurzeit in Amerika, der Schweiz, Holland usw. — erfolgreich ist und man den Kommunismus, sei es durch das Monopol der «Volksaufklärung», das die besitzenden Klassen in Händen haben, sei es durch polizeilich-militärische «Ordnungsmaßnahmen» scheinbar niederhalten kann. Sobald aber der Kapitalismus zu wanken beginnt und nicht rasch und tatkräftig ein sozialistischer Neuaufbau an die Hand genommen wird, versagt diese Methode der Konservierung des Alten und will das Neue in Gestalt des Kommunismus kommen.

So war es im *Deutschland* der Weimarer Republik, das 14 Jahre Zeit gehabt hat, um den Sozialismus demokratisch zu begründen und diese entscheidenden Jahre sträflich vertrödelt hat, mit dem Ergebnis, daß es zuerst den Nazismus bekam und dann jetzt in Ostdeutschland den Kommunismus, während man in Westdeutschland dem Kommunismus ohnmächtig-verständnislos flucht und entweder, wie die Sozialdemokratie, den Weimarer Sozialpatriotismus wieder aufwärmt, oder aber sich einbildet, es noch einmal mit der «freien Wirtschaft» unter amerikanischem Patronat machen zu können. In *Frankreich* und *Italien* bildet man sich das auch noch ein — entschlossen, zur offenen Diktatur zu greifen, wenn es «demokratisch» nicht mehr gehen sollte. *England* hat unter der Labourregierung den anderen, besseren Weg beschritten und mit der friedlichen Revolutionierung seiner Wirtschafts- und Sozialordnung, in der es begriffen ist, den Kommunismus tatsächlich in engsten Schranken zu halten vermocht. Auch in *Schwe-*

[1] Bezeichnend dafür ist die jüngste Entwicklung in *Indonesien*, dessen Freiheitsbewegung bisher ausgesprochen demokratisch-sozialistischen Charakter trug, wo es aber die Holländer jetzt glücklich fertiggebracht haben, daß die Führung der Bewegung zum Teil in kommunistische Hände überging. Mit der Wirkung, daß sich die Holländer prompt erboten, der Indonesischen Republik die «Sendlinge Moskaus» mit starker Hand ausrotten zu helfen ...

den behauptet sich der demokratische Sozialismus, wie die jüngsten Wahlen gezeigt haben, trotz etlichen Einbußen an die Rechte erstaunlich gut — nicht nur weil die gegenwärtige Wirtschaftsblüte dem Kommunismus nicht förderlich ist, sondern vor allem darum, weil eine soziale Planwirtschaft, verbunden mit ausgedehnten Werken der Volkswohlfahrt, gewaltrevolutionäre Bewegungen als sinnlos erscheinen läßt.

Das ist grundsätzlich die gute Methode: herzhaftes Anpacken des radikalen Umbaus von Wirtschaft und Staat, der als *die* vordringliche gesellschaftlich-politische Aufgabe unserer Zeit erkannt wird. Wehe, wenn wir als diese Aufgabe den Kampf gegen den *Kommunismus* als solchen, als isolierte Erscheinung ansähen, wenn wir wähnten, das kapitalistische Regime mit seiner ganzen krisen- und kriegsgeladenen Dynamik «einstweilen» bestehen lassen oder doch nur als zweitrangigen Gegner bekämpfen zu können, dem wir nachher, wenn der «Weltfeind Nr. 1» erledigt sei, um so kräftiger auf den Leib rücken würden! *Dieser* Weg führt unausweichlich an die Seite der Gegenrevolution und des Faschismus, der am unbeschwertesten und folgerichtigsten den Kommunismus mit körperlichen Gewaltmitteln auszurotten trachtet, ohne die Übel ausrotten zu wollen, die den Kommunismus groß gemacht haben. Und wenn auf solche Art je der Kommunismus «erledigt» werden könnte, so wäre damit auch der demokratische Sozialismus, ja die Demokratie überhaupt auf lange hinaus erledigt.

Einem lebensnahen Christentum, das immer auf echte Aktualität aus sein muß, sollte es besonders leicht fallen, den *falschen* Weg der Kommunismusbekämpfung zu vermeiden. Es müßte einen besonders geschärften Sinn für die *revolutionäre* Kraft im Kommunismus haben und sie da, wo sie irregeht, auf das rechte Ziel hin zu lenken streben. Es gehört zur Größe *Nikolaj Berdiajews*, daß er diesen Sinn und dieses Streben in ganz ausgeprägtem Maß hatte. In einer nachgelassenen kleinen Arbeit über «Die Wandlung des Marxismus in Rußland» (vgl. «Esprit» Nr. 8, 1948) zeigt er wiederum ebenso fein wie anschaulich, wie im modernen Kommunismus das messianisch-revolutionäre und im guten Sinne totalitäre, das ganze Leben erfassende Element, das von Anfang im Marxismus lag, mit Macht durchgebrochen ist, und zwar paradoxerweise gerade in dem zurückgebliebenen Rußland, das nach der Dogmatik der marxistischen Epigonen eine soziale Revolution gar nicht machen *konnte*, weil doch zuerst der Kapitalismus durchlaufen werden müsse, bevor man an den Sozialismus herangehen dürfe. «In rückständigen Ländern», so schreibt Berdiajew, «kann eben das proletarische Bewußtsein einer Handvoll ‚Marxisten' fortgeschrittener sein als in weiter entwickelten Ländern, die in bürgerlich-kapitalistischen Formen erstarrt sind, bis hin zu völliger geschichtlicher Bewegungslosigkeit ... Man erkannte, daß nach Rußland der Kommunismus auch in Indien, China, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Ungarn,

lauter Agrarländern, aufs leichteste Gestalt annehmen konnte. Das ist eine der Grundlagen für die Bildung des Ostblocks.»

Dieser kommunistische Revolutionswille verband sich nun aber, wie wir wissen, mit einer Welt- und Lebensanschauung, die in seltsamer Verirrung die Selbsttätigkeit der Materie zum Götzen erhob. «Die Eigentümlichkeiten des Geistes: Freiheit, Vernunft, schöpferische Tätigkeit werden ins Innere der Materie verlegt. Die Grundidee der sowjetischen Philosophie ist die Idee der Eigenbewegung (der Materie) ... Die Materie empfängt ein tätiges Innenleben.» Und so wird denn die kommunistische Revolution auch scheinbar ganz logisch-rational erklärt: «In Rußland hat sich eine ‚Eigenbewegung' vollzogen. Die Freiheit und Tätigkeit, die im Innern der Materie walten, haben eine kommunistische Revolution bewirkt — der (wirtschaftlichen) Notwendigkeit zum Trotz, die von außen her wirkt.» So weit aber auch der «soziale Titanismus», der auf diese Art vom russischen Marxismus Besitz genommen hat, von der christlichen Wahrheit wegführt, so hoffnungsvolle Ansätze sieht Berdiajew in der heutigen russischen Geisteslage für einen echten, tief gegründeten Humanismus:

«Rußland wird nicht zu einer kapitalistischen Ordnung zurückkehren. In seinem Schoß bleibt eine sozialistische (nicht kommunistisch-totalitäre) Ordnung bestehen. Seine politische Organisation wird zweifellos nicht demokratisch im westlichen Sinn dieses Wortes sein und ein Räteprinzip behalten, das sich bisher infolge der Parteidiktatur nicht hat verwirklichen können. Aber wir müssen hoffen, daß die Freiheit des Geistes errungen werden kann, was sich in bezug auf die Kirche bereits angebahnt hat, und daß sich die Rechte des Menschen als eines freien Geistwesens und nicht als Sklaven der Gesellschaft und des Wirtschaftsablaufes durchsetzen werden.

Der Marxismus, der als Gesamtlehre alle Welt langweilt, wie das einst der Katechismus getan hat, wird schließlich verschwinden und nicht mehr diese Rolle einer Theologie spielen. Von Marx wird dann dieses bleiben: Er hat in allem die Tätigkeit des Menschen gesehen und ihn von der Macht einer objektiven Wirtschaftswelt mit ihren sogenannten unveränderlichen Gesetzen frei machen wollen. Der Materialismus als rückschrittliche Philosophie, die nur noch den Ewiggestrigen teuer ist, wird verschwinden, und man muß wünschen, daß ein neuer Humanismus einen Bund mit einem christlichen Humanismus eingehen werde.»

Verantwortungen Ich wollte gerade *diese* Stimme zu Gehör bringen, um anzudeuten, was von einem Rußland zu erwarten ist, *das nicht mehr*, wie nun schon seit einem vollen Menschenalter, *in der Furcht vor einem äußeren Angriff leben muß.* Daß diese Furcht selber zur Kriegsgefahr geworden ist, habe ich immer wieder ausgesprochen: sie droht in der Tat zur Ausrichtung der ganzen russischen Politik auf «den kommenden Krieg» und zur Unterordnung aller ihrer Bewegungen unter die «strategischen Notwendigkeiten» zu führen. Wie «Esprit», sich an die Kommunisten wendend, so gut sagt:

«Wenn der Funken zwischen Amerika und der USSR aufzuspringen droht, so kann der europäische Sozialismus — oder Kommunismus — den Strom abstellen, statt schon beim Gedanken an den Brand den Kopf zu verlieren und ihn gerade

durch Kopflosigkeit herbeizuführen. Die USSR *vor* dem Krieg zu retten ist viel mehr als sie *im* Krieg zu retten: man rettet sie damit vor jenen Verhärtungen, von denen ihr selbst, um sie zu entschuldigen, anerkennt, daß sie die Folge des bewaffneten Friedens sind.

... Wie wollt ihr, daß die sozialistische Revolution, wenn sie sich in das Kriegsspiel hineinzwingen läßt, nicht alle Giftstoffe dieses schmutzigen Völkerverderbers in sich aufnimmt und von ihnen allmählich verseucht wird? Man klagt euch der Lüge an, weil ihr Kommunisten oder Dialektiker seid. Ihr wißt, daß das falsch ist, und daß der rechte Gebrauch der Dialektik ein Mittel darstellt, um die Wahrheit besser zu erfassen, nicht um sie zu verschleiern. Aber ihr lügt, weil der Krieg seit Odysseus List, Falschspielerei, Betrug ist und ihr, schweren Herzens zwar, aber eben doch, euch mit ihm abfindet.»

Das ist sehr wahr. Krieg — Bürgerkrieg wie Völkerkrieg — und die Vorbereitung darauf ist einfach Gift für den Sozialismus, und er wird daran zugrunde gehen, wenn er es nicht zu meiden oder rechtzeitig auszuscheiden weiß. Hier liegt die große Verantwortlichkeit der Sowjetunion. Aber noch größer ist in unseren Augen die Verantwortlichkeit der bürgerlich-kapitalistischen Welt, welche die Sowjetunion erst in ihr heutiges tiefes Mißtrauen gegen den Westen hineingedrängt und sie so dazu gebracht hat, alles unter dem Gesichtspunkte der Gewinnung der besten Ausgangsstellungen für den Kriegsfall anzusehen. Gerade zur rechten Zeit mahnt der «New Statesman», Bevins UNO-Rede gegen Rußland kommentierend, die Westmächte, doch auch einmal bei sich selber Einkehr zu halten, statt immer nur die Sowjetunion des mangelnden Willens zur Zusammenarbeit zu beschuldigen:

«Die Lehre, daß die imperialistischen Mächte bei jeder Gelegenheit gegen Rußland arbeiten und intrigieren, und daß Rußland seine Gegenmaßnahmen ergreifen müsse, ist in Moskau stets als selbstverständlich angenommen worden. Aber es hat in der Sowjetunion auch immer zwei Richtungen in bezug auf den rechten Weg zur Bekämpfung dieser Bedrohung gegeben. Der Mißerfolg der revolutionären Richtung nach dem ersten Krieg führte zu jener Periode der taktischen Zusammenarbeit der Sowjetunion mit der übrigen Welt, die nach westlicher Auffassung durch Männer wie Litwinow und Maisky vertreten wurde. Diese Politik wurde bis München verfolgt, und *es waren die Alliierten, die damals die Zusammenarbeit mit Rußland ablehnten.* Wie weit die Sowjetunion zu gehen bereit war in ihrem Streben, einen Krieg zu vermeiden, wissen wir aus den Dokumenten, die über die russisch-deutschen Beziehungen zwischen 1939 und 1941 veröffentlicht worden sind.

Seit 1945 haben die beiden Richtungen in Rußland neuerdings bestanden, und das Ziel derjenigen, die den Frieden wünschen, hätte immer darin liegen sollen, den weniger doktrinären, den vorsichtigeren Sowjetführern zu helfen, mit den unbelehrbaren Extremisten fertig zu werden, die einen Krieg als unvermeidlich ansehen. Die Sowjetunion kann nie an Freundschaft mit dem Westen glauben; sie kann aber — und hat es auch getan — glauben, daß es möglich sei, einen Krieg zu vermeiden und der Welt zu beweisen, daß der Sowjetkommunismus den westlichen Kapitalismus überleben werde, der, marxistisch gesprochen, den Keim seiner eigenen Zersetzung in sich berge.

Im Lauf seiner Bemühung, zu zeigen, daß er ebensogut debattieren könne wie Wyschinski, ging Bevin so weit, daß er sagte, wenn ein Krieg kommen sollte, werde die Verantwortung dafür gänzlich auf die Sowjetunion fallen. Er hätte aber gerechterweise daran erinnern sollen, daß bei Kriegsende, trotz der Bereitschaft der amerikanischen Regierung und ihres Volkes zu einer Verständigung mit Rußland, *einige*

amerikanische Generäle bereits von einem kommenden Zusammenstoß mit der Sowjetunion sprachen und sogar verlangten, daß dieser Zusammenstoß sofort herbeigeführt werde, solange Amerika noch voll gerüstet sei. Die Wirkung, die die ausschließliche Besetzung Japans und die Beschlagnahme der Bombardierungsstützpunkte im Stillen Ozean durch Amerika, die Truman-Doktrin und die sowjetfeindliche Propaganda in der amerikanischen Presse auf Rußland hatte, hat dann diejenigen Elemente in der Sowjetunion gestärkt, die glaubten, daß der amerikanische Imperialismus sicher zum Kriege gegen Rußland schreiten werde. Gleichzeitig ließ sich die Sowjetunion auf eine herausfordernde Politik ein, die Amerika noch mehr auf den Weg eines kriegerischen Imperialismus drängte, der bei einer vorsichtigeren Sowjetpolitik zu seiner Entwicklung vielleicht zwanzig Jahre gebraucht hätte. Die besondere Torheit der russischen Politik ist es eben gewesen, daß sie das große Kapital guten Willens verschleudert hat, das sich Rußland während des Krieges verdient hatte, und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in Großbritannien und sogar in den Vereinigten Staaten.

... Die Russen glauben zweifellos, daß sie jetzt die Verteidigung ihres Landes gegen einen amerikanischen Angriff vorzubereiten im Begriffe stehen. Bevin und Marshall befassen sich damit, die Ausbreitung des Kommunismus zu hemmen. Dieser Kommunismus ist aber, wenn er auch von Moskau geleitet wird, so doch nicht von den Sowjets geschaffen worden. Er entsteht aus den örtlichen Verhältnissen und aus einem Haß gegen den Kapitalismus, der in jedem Fall aufgekommen wäre, auch wenn Moskau ihn nicht ausbeuten würde. Die einzige Politik, die imstande ist, einen Krieg abzuwenden, besteht deshalb darin, *die Teilung der Welt in Einflußzonen hinzunehmen*, in unserer eigenen Zone die Wirtschaft zur Blüte zu bringen und Moskau zu überzeugen, daß die westliche Welt zwar sich verteidigen würde, falls sie unwahrscheinlicherweise von der Sowjetunion angegriffen würde, daß wir aber bereit sind, als unglückliche Notwendigkeit das Bestehen zweier Welten hinzunehmen, in der Meinung, daß jede von beiden das Recht haben solle, in ihrer Art Eingriffe des anderen Teiles in seine Zone zurückzuweisen. Wenn ein derartiges zeitweiliges Gleichgewicht hergestellt wird, so werden die notwendige Entwicklung des Handels zwischen der kommunistischen und der übrigen Welt sowie die Vorteile von praktischen Vereinbarungen dort, wo sich die Ränder der beiden Zonen überschneiden, vielleicht stufenweise zu weiteren praktischen Vereinbarungen führen und in Rußland die Überzeugung erwecken, daß die unvermeidlichen Reibungen zwischen den beiden Systemen keineswegs auch einen dritten Weltkrieg in sich bergen müssen.» (Hervorhebungen von mir. H. K.)

Würden die Westmächte in *diesem* Geist mit den Russen verkehren, sie kämen gar bald zu einer Verständigung mit ihnen. Sie würden es dann insbesondere auch verschmähen, die von den Sowjetvertretern der UNO unterbreiteten *Abrüstungsanträge* einfach als zynisches Betrugsmanöver abzutun, das einzig dazu bestimmt sei, die im besten Zug befindlichen westlichen Kriegsvorbereitungen zu durchkreuzen und es Rußland zu erleichtern, mit der eigenen, unkontrollierbaren Vollrüstung über die anderen herzufallen. Und sie würden auch aufhören, die Sowjetunion mit der entscheidenden Verantwortung für das Scheitern der Bemühungen um die Ausschaltung des *Atomkrieges* zu belasten, die eigene Weigerung, den Trumpf des Atombombenmonopols aus der Hand zu geben, hingegen als selbstverständliche Sicherheitsmaßnahme zu erklären. Versetzen wir uns doch auch hier einmal in die Lage der Russen und fragen wir uns — wiederum im Geiste der Goldenen Regel —, was geschehen wäre, wenn es im Verlaufe des

zweiten Weltkrieges der *Sowjetunion* gelungen wäre, Atombomben herzustellen, und wenn sie, ohne ihren amerikanischen Verbündeten vorher das geringste anzudeuten, ein paar solcher Bomben auf *Berlin* abgeworfen hätte — mit einem unverhohlenen Seitenblick auf die Vereinigten Staaten, denen damit eine «heilsame Warnung» gegeben worden wäre. Hätte das in Amerika — und anderwärts — nicht eine heftige moralische Erschütterung und stärkstes Mißtrauen gegenüber den Absichten der Sowjetunion erzeugt? Und wäre dieses Mißtrauen etwa geringer geworden, wenn Rußland versprochen hätte, seine Vorräte an Atombomben, die es inzwischen sicherheitshalber dauernd vermehren würde, irgendwann später einmal zu zerstören, sofern sich Amerika bis dahin einer umfassenden Inspektion seiner Kriegsmaterialproduktion unterzogen hätte — durch eine Kommission, in welcher der Ostblock die Mehrheit hätte? Wäre Amerika — Hand aufs Herz! — auf einen solchen Vorschlag wirklich eingetreten? Wenn nicht, wie will es jetzt den Russen daraus einen Vorwurf machen, daß sie in der Übergangszeit bis zum Abschluß eines Weltvertrages über das Verbot der Atomwaffen — der schließlich zustande kommen oder auch nicht zustande kommen kann — den Westmächten nicht vertrauensvoll seine ganzen Rüstungsgeheimnisse preisgeben will, ihnen also nicht eine fertige Fliegerkarte für allfällige Angriffsziele ihrer Atombomberstaffeln in die Hand zu geben bereit ist? Dabei wollen wir auch noch beachten, daß Amerika, wenn wir nicht irren, nur versprochen hat, seine Atombombenvorräte und die entsprechenden Fabrikationsanlagen zu zerstören, wenn *alle* Massenvernichtungswaffen unter internationale Kontrolle gebracht seien. Da nun aber die Herstellung von Todesbakterien, Kriegsgiften und dergleichen nur schwer, wenn überhaupt, kontrollierbar ist, wäre das für die Vereinigten Staaten, wenn sie wollen, nicht ein dauernder Grund, die Zerstörung ihrer Atombombenvorräte zu verweigern?

Ich für meinen Teil halte einen Weltabrüstungsvertrag bei dem tödlichen Mißtrauen, das zwischen den beiden Mächtegruppen herrscht, auf alle absehbare Zeit für eine Utopie. Wir müssen froh sein, wenn durch eine Abgrenzung der beidseitigen Interessenzonen ein nicht durch fortwährende Krisen gestörtes vorsichtiges Nebeneinanderleben der Westmächte und der Ostgruppe möglich wird. Darüber hinaus aber gibt es kaum einen anderen Weg, um das grundsätzliche Mißtrauen zwischen Ost und West abzutragen, als die *einseitige* Durchstoßung der trennenden Mauer von der einen oder anderen Seite her, sei es durch eine radikale Wendung der inneren Politik, sei es durch eine massive nationale Abrüstung. Das würde einen solch überzeugenden Beweis für den Durchbruch der Friedenskräfte im *einen* Lager darstellen, daß im *anderen* Furcht und Argwohn schwinden müßten wie Herbstnebel vor der aufsteigenden Sonne. Eine solche Tat setzte freilich einen Glauben voraus, den heute erst kleine Gruppen

von Menschen aufbringen. Aber sollte es wirklich unnüchterne Schwärmerei sein, auf eine Ausbreitung dieses Glaubens in den Völkern zu warten (und dafür zu arbeiten!), die weit und stark genug wäre, um den Kriegsdämonen, die bereits gewonnen zu haben meinen, das Spiel dennoch zu verderben?

4. Oktober. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNG

Kirche und Volksdemokratie

Karl Barth: «Christliche Gemeinde im Wechsel der Staatsordnungen». Dokumente einer Ungarnreise. Evangelischer Verlag, Zollikon, 1948. 76 S.

Bischof *Bereczky:* «Die ungarische Christenheit im neuen ungarischen Staat». Evangelischer Verlag, Zollikon, 1948. 28 S.

Zur Urteilsbildung über Vorgänge jenseits der westöstlichen Scheidelinie sind die genannten Broschüren darum wertvoll, weil sie einmal aus der aktuellen Begegnung mit dem Problem entstanden sind, und weil zum anderen ihre Verfasser durch ihre westeuropäische Denkweise und ihre ausgesprochene, freilich ruhig und sachlich ausgesprochene Distanzierung vom Kommunismus vom Verdacht leichtfertiger Sympathie mit der russisch orientierten Politik bewahrt sein sollten!

Barth war über die Osterzeit dieses Jahres in Ungarn, hat dort gepredigt, referiert, diskutiert und nach der Rückkehr die Verbindung schriftlich aufrechterhalten. Daß Barth kein Barthianer ist, zeigt deutlich seine Rede über die heutige Jugend, ihr Erbe und ihre Verantwortung, worin er den modernen Fluchtbewegungen, geistloser Betäubung, Autoritätsgläubigkeit und Skepsis gegenüber auf die Freiheit eines Christenmenschen hinweist und eben damit Kants Appell zur rechten «Aufklärung» verbindet, «habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen».

Man spürt, daß es Barth ein Hauptanliegen war, seinen ungarischen Hörern einen festen Punkt zuzuweisen, auf welchem der Wandel der politischen Verhältnisse den Menschen nicht mehr verwirrt. Er findet diesen Punkt in der Orientierung am Christusgeschehen — dem einmaligen —, demgegenüber alle anderen Geschehnisse klein werden. Zusammenbruch aller Ordnung bedeutet dann für die christliche Gemeinde einen Aufruf, selber Buße zu tun; und Anfang neuer Gestaltung bedeutet grundsätzlich einen Aufruf, sich in guter Hoffnung zu beteiligen, ohne die innere Freiheit preiszugeben. Barth ruft die christliche Gemeinde auf, durch Gebet und Konzentration auf die Heilige Schrift die Gewißheit zu erlangen, worin eben Buße einerseits und Mitmachen anderseits bestehen.

Die in dieser Schau gesehene Gemeinde «hat selbst kein System und interessiert sich auch für keine Systeme», sie kennt nur Entscheidungen von Fall zu Fall.

Das Merkmal der Diskussion mit den ungarischen Zuhörern ist ein doppelter Appell: Erstens, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen; zweitens, hütet euch, nicht zu früh das Pulver zu verschießen. Zusammenfassend schreibt Barth, daß ihm unter den reformierten Ungarn keine prinzipiellen Anhänger des neuen Systems begegnet seien, daß er aber auch keinen verantwortlichen Reformierten getroffen hätte, der es für christlich gehalten hätte, heute den Weg des grundsätzlichen politischen Widerstandes zu gehen.

Reise und Bericht haben dann bei uns noch ein symptomatisches Nachspiel gehabt. Ungeachtet der Feststellung Barths über den Nonkonformismus der reformierten Kirche Ungarns und ungeachtet seiner im Kant-Zitat besonders deutlich gewordenen eigenen Haltung erhob Professor Brunner die Frage, warum Barth heute nicht ebenso laut gegen den totalitären kommunistischen Staat protestiere wie seinerzeit gegen den totalitären nationalsozialistischen. Brunner selber vertritt dann sehr laut ein «entsetztes Sichabwenden von einem wahrhaft teuflischen System des Unrechts und der Unmenschlichkeit»! Aus der träfen Antwort Barths zitieren wir: «Wer eine politische Absage an dessen System und Methoden auch von mir haben will, kann sie sofort haben. Aber eben: Billig zu geben, billig zu haben! Wen kostet es denn auch nur das Geringste — auch nur ein bißchen Gedankenaufwand, geschweige denn Größeres, zu diesem Augustfeuer nun eben auch noch sein Scheit beizutragen? Ich kann nicht zugeben, daß das eine Wiederholung der Situation und der Aufgabe von 1933—1945 bedeutet. Ich kann nämlich nicht zugeben, daß es eine christliche, eine kirchliche Aufgabe wäre, mit theologischer Begründung auch noch einmal zu sagen, was jeder Bürger ohnehin täglich kopfnickend auch in seiner Zeitung lesen kann, was von Herrn Truman und vom Papst ohnehin so trefflich vertreten wird.»

Das Wertvollste an dieser Schrift und an der ganzen Haltung Barths scheint mir in seinem Bestreben zu liegen, auf einen Ort hinzuweisen, von dem aus rechte Urteile möglich werden. Dieser Ort ist bei ihm dann freilich eine durchaus «kirchliche Existenz». Daher die Freude über die theologische Besinnung und die evangelisatorischen Bemühungen der ungarischen Kirche. Uns ist wohl solche Freude nicht ohne weiteres gegeben. Für Barth wird dann, wenn die Kirche ihren Glauben lebt und verkündet, wenn sie, um dies recht tun zu können, auf ihrem schmalen Wege geht — Gottes Wille getan. Für uns wird dann, wenn Gottes Wille getan wird, das Christusreich sich seine Durchbrüche schafft — die Gemeinde gebaut. Für Barth tut die Kirche den Willen Gottes, wenn sie die Erlösung des Menschen in Jesus Christus recht verkündet. Für uns erbaut sich, wo immer die Erlösung des Menschen durch Jesus Christus als Erlösung von den das Menschenbild verzerrenden Gewalten geschieht, die Kirche.

Um Barth gerecht zu werden, muß man «alles in allem» nehmen, seine Terminologie und seine aktuellen Entscheidungen. Nimmt man nur das eine oder das andere, so ist es freilich leichter, das Ganze begeistert anzunehmen oder feurig abzulehnen.

Der Satz Barths, die Weltgeschichte gehöre mitten in die Heilsgeschichte hinein, scheint uns ein zentraler Satz zu sein, der freilich größere Konsequenzen in sich schließt, als Barth sie ihm gibt, vor allem diese Konsequenz, daß die eigentlichen politischen profanen Fragestellungen nicht zugunsten kirchlicher Fragestellungen zurückbleiben dürfen.

Als Ganzes erscheint die Schrift Barths als Zeugnis für jenen Humor und jene überlegene Geduld, die nur dort walten können, wo die Erlösung in der Tat mehr ist als ein Wort. Sein politisches Urteil, das er aber nicht als politisches Urteil gewinnt, das aber doch eines ist, bleibt bedeutsam und besonnen und darum so fremd in der Höchflut der unbedeutenden und unbesonnenen Urteile unserer Zeit.

Der informatorische Vorzug der Schrift des neuen ungarischen Bischofs Bereczky liegt darin, daß er weniger theologische Prinzipien aufrollt, als vielmehr die konkreten Probleme und Spannungsmöglichkeiten aufzeigt. Die Hauptfrage, vor die sich die reformierte Kirche Ungarns unter dem neuen Regime gestellt sah, war, ob durch das staatliche Gesetz, welches die bisher zu 50 bis 70 Prozent in der Hand der Kirche befindlichen, finanziell jedoch schon bisher fast ganz vom Staate unterhaltenen Schulen mit vier Ausnahmen verstaatlicht, der status confessionis geschaffen werde, ob also dadurch die Kirche an den Ort gedrängt werde, wo sie um Gottes willen der staatlichen Macht widerstehen und notfalls die Verfolgung auf sich nehmen müsse. Bereczky verneint diese Frage, wie sie auch die reformierte Synode Ungarns verneint hat, welche über die Schulfrage zu einem Abkommen mit dem Staat gelangt

ist. Aus Bereczkys Schrift geht hervor, daß der neue ungarische Staat der Kirche für rein kirchliche und Gemeindearbeit alle Freiheit zugestanden, daß er an den staatlichen Schulen den Religionsunterricht obligatorisch erklärt hat, so daß nicht einmal die für uns selbstverständliche Möglichkeit besteht, daß Eltern ihre Kinder auf Begehren hin vom Religionsunterricht dispensieren lassen können. Die von Bereczky hier skizzierte Haltung dem neuen Staate gegenüber ist zweifellos richtiger als die prinzipiell ablehnende Haltung des katholischen Kardinalprimas, der nach unserer Empfindung christliche Erziehung sagt und Kirchengüter meint. Ebenso gewiß ist aber auch, daß die angeschnittene Schulfrage nicht die Hauptfrage ist, daß diese vielmehr dort liegt, wo es um die freie Verkündigung der biblischen Botschaft auch dem Staate gegenüber geht. Bereczky stellt die Frage, ob die ungarische Kirche heute ihren Wächterdienst erfüllen könne, und verneint diese Frage für die Gegenwart. Der von ihm zitierte letzte bischöfliche Erlaß seines Vorgängers zieht aus dieser Situation den Schluß, daß für die reformierte Kirche Ungarns ein Rückzug auf die innere Linie das Gebot der Stunde sei. Bereczky möchte bei solchem Rückzug nicht stehen bleiben und betont die Verpflichtung der Kirche, zu reden und zu handeln, wenn Unschuldige leiden oder statt des Rechtes Rachsucht überhand nimmt; diese Möglichkeiten habe die Kirche auch heute.

Die eigentliche Hauptfrage wird freilich erst von der Zukunft gestellt werden, die Frage nämlich, ob die Christen Ungarns und ihr Wort in den sauber abgegrenzten und innerhalb seiner Grenzen respektierten Raum von Kirche- und Gemeindearbeit eingesperrt seien, oder ob ihr — nicht durch politische Erwägungen erwachsenes, aber doch für die politische Situation bestimmtes — Wort auch in der Öffentlichkeit Platz habe. Bereczky scheint diesen Fragen gegenüber gute Zuversicht zu haben. Es wäre sehr töricht, wollten wir aus der Ferne diese Zukunftsfrage in der einen oder anderen Richtung voreilig beantworten. Absolute Gläubigkeit und absolutes Mißtrauen sind hier dem Denken verwehrt, es gibt für den Beobachter nur Hoffnung einerseits oder Skepsis anderseits. Wir können nur feststellen, daß durch die gegenwärtige Situation noch sehr wenig präjudiziert ist. Die konziliante Haltung des Staates in Schul- und Gemeindefragen, besagt für das Wesentliche nichts, und die besonnene Zuversicht der Kirche auch nicht viel.

Was aber zu Hoffnungen Anlaß gibt, ist Bereczkys klare Einsicht in die Notwendigkeit, die vom Marxismus her gestellten Fragen in der Kirche ernst zu nehmen. Es will schon etwas heißen, wenn der verantwortliche Bischof einer Kirche es als Heuchelei erklärt, gegenüber dem Marxismus etwa die spiritualistische, idealistische oder mystische Weltanschauung als *die* christliche zu proklamieren. Hier scheint uns nicht nur von Buße geredet zu sein, sondern diese bricht wohl in die Wirklichkeit ein, wenn Bereczky den Gedanken der klassenlosen Gesellschaft als im Grunde christlichen Gedanken erkennt.

Mag die theologische Begründung von Haltung und Hoffnung auch stellenweise nicht überzeugen — die traditionelle Exegese von Röm. 13 spielt eine große Rolle, so ist das Suchen nach rechter Ausrichtung in der Schrift und die ernste Erwägung der über Schul- und Gemeindefragen weit hinausreichenden eigentlichen Lebensfrage ein Grund zur Hoffnung, daß diese Christenheit in der Tat aus den Irrwegen der jüngsten Vergangenheit — Bereczky sieht diese deutlich — eine Haltung gewonnen habe, die auch für die Zukunft zu guten Hoffnungen berechtigt. *B. B.*

BRÜDER

So rasen wir: verlorner Stern im Raume,
Die selber ihres Sternes Grund zersprengt,
Von selbst geschaffner Todesangst bedrängt
Hin durch den Äther wie im Fiebertraume.

Wer sind wir, die am eignen Licht verbrennen,
Wir zwischen Feindeswelten eingeschragt,
Die wie der Tod nur noch ein Gestern kennen,
Wir, denen Heut und Morgen sich versagt?

O *Brüder!* Keines aller Menschenworte
Wie dies, das uns im Ebenbild erneut,
Schenkt uns auch jetzt die Gnade eines Heut,
Sprengt auf des Morgen fest verschlossne Pforte.

Nur dies! Dies Wort uns allen schmerzlich teuer,
Ein Wort nicht alter und ein Wort nicht neuer,
Nein: ew'ger Ordnung, bleibt es unser, euer:
Das einz'ge Leben, das der Tod uns ließ,
Das als der große Flügel vor uns weht,
Der uns herausführt aus verworrnen Pfaden,
Uns Arme, tief Verirrte einzuladen
Zu einem nie verlornen Paradies,
Das noch uns ganz Verlornen offensteht.

Dies Wort, das Wort der reinsten Erdenfeier,
O sei'n wir alle, alle ihm Erneuer!
Gießt es wie Ströme löschend in das Feuer
Verruchter Brände, die sich rings entfachen,
Daß wir aus wüstem Zeitentraum erwachen!
Wir lauschen — doch es bleibt — bleibt immer gleich.
O Brüder: gleiches Lieben, Weinen, Beten,
Auch wo die Bilder uns im Sturm verwehten —
Und quer durch aller Erdenwelten Krachen
Der leise, übergroße Klang vom Reich!

Margarete Susman

Gerippe und Geist

Lies Hesekiel 37, 1—14.

Nicht nur das Auge des besonders erleuchteten Propheten, auch der Blick des unprophetischen, unbedeutenden Menschen aus dem Volk erkennt zuzeiten vor sich ein Feld voller Totengebeine. Hesekiel, am Bache Kebar, sah ein solch grausiges Gesicht, und die aus seinem Volk, aus seiner Stadt, die in schmerzender Erkenntnis sprachen: «Unsere Gebeine sind verdorrt, unsere Hoffnung ist geschwunden, es ist aus mit uns», sahen es auch — auf ihre Weise.

Sie sahen damit Schlimmeres als nur den Tod. Der muß nicht notwendig grausige Bilder wecken, er kann noch leuchten, wie William Wolfensberger es sah, als er sang:

Mein Wald, der sonst so schattendunkel steht,
Als sei er tiefverhärmt von altem Leide,
Trägt jetzt, so es zum bittern Sterben geht,
In dem Gezweig ein leuchtend Goldgeschmeide.

Wie bist du jetzt verwandelt wundersam
Und strahlst im Tode selig mir entgegen,
Wie eine Seele, die nach langem Gram
Sich durfte still verklärt zur Ruhe legen.

Was in der Vision des Propheten und in der Ahnung der Deportierten in Babylon geschaut wird, ist des Todes tödlichste Form: «Die Ebene war voller Menschengebein.» Judas Volk ist zersprengt, Land und Tempel, Weg und Tor zu Gott, sind in unerreichbarer Ferne, das, wovon die Menschheit lebt, wenn sie mehr tut als nur vegetieren, Israels Geist, ist verloren. Weil hier nicht nur Schmerz über eigenes Leid und Sterben oder über eigenen Volkes Elend ist, sondern Schmerz über Verlust und Verderbnis dessen, wovon die Welt im Tiefsten lebt, darum erwacht hier das Bild vom Tod ohne Leuchten, die grausige Vision vom Feld der Gerippe.

Nicht nur damals im babylonischen Exil schien der Geist Israels dem Tode verfallen. Wenn wir heute nach ihm ausspähen, mögen wohl ähnliche Visionen oder Ahnungen aufsteigen. Israels Geist, Geist Abrahams, des Menschen, der gehorsam der göttlichen Weisung alle Sicherungen des Lebens verließ, vertrauend nur dem Wort, das ihn rief und ihm Verheißung gab, sollte leben im Judentum, leben auch im Christentum, das aus jenem floß, leben in allen Strömen, die aus diesen beiden Quellen gespeist sind, in der Demokratie der Menschenrechte etwa und im die Welt verwandelnden, befreienden Sozialismus.

Findet der Blick des Suchenden aber ein Judentum, das so tief vom erlittenen Grauen getroffen, so schwer von angetaner Gewalt verwun-

det ist, daß es selber Grauen und Gewalt als seine letzte Waffe gebraucht, dann wird die Vision Hesekiels wach.

Und findet der Suchende ein Christentum, das so sklavisch den Bedürfnissen der Menschen dient, daß es in lärmvollem frommem Betrieb, in geschäftig erbaulichem Leerlauf aufgeht, dann taucht das Feld der Gerippe auf.

Zeigt sich demokratische Staatsform als so hoffnungslos an das Vergangene gebunden, daß ihre Menschen auf errungenen Lorbeeren ausruhen und nicht mehr vermögen, dieser ihrer Lebensform neue Gebiete zu erschließen, dann weht ein kalter Wind vom Feld der Gerippe her.

Und ist auch die Welt des Sozialismus so sehr vom Geiste Israels entfernt, daß sie, vom immerwährenden Kampf gegen die Unsicherheit geprägt, zur kleinbürgerlichen Bewegung um Besserstellung innerhalb einer unantastbaren Ordnung oder zum Glauben an nackte Gewalt geworden ist, dann erhebt sich vor dem Spähenden mitten aus dem Feld der Gerippe ein nacktes, würgendes Grauen.

Aber nicht nur ein Bild und ein unbestimmtes Grauen steigen auf, sondern in und mit diesen auch eine Frage aus Gottes Tiefe: «Menschensohn, werden wohl diese Gebeine wieder lebendig werden?» Und man steht wahrlich anders da, wenn man auch angesichts des grausigsten Knochenfeldes vor dem fragenden Gott steht, anders als wenn man nur vor Bild und Grauen stünde.

Den vor der Gottesfrage Stehenden, dem Propheten wie dem Volke, wird die Verheißung gegeben, daß Israels wahrer Geist nicht sterben kann, daß Gottes Geist ihm nicht nur neue Formen schaffen, sondern sogar zerschlagene umschmieden und füllen, tote wieder beleben kann. Das von der Gewalt geschändete und selber zur Gewalt greifende Judentum, das von der Welt betäubte und selber zum Betäubungsmittel gewordene Christentum, die zur Halbheit herabgesunkene und den ganzen Menschen nicht mehr erfassende Demokratie, der seine eigentliche Würde um ein Linsengericht verkaufende Sozialismus, sie alle dürfen als Gefäße des Geistes Israels von Gottes Geist her — der Schöpfergeist weiß, wie — wieder leben.

Der Geist aus den vier Windgegenden will, sucht und schafft den Israelgeist, von dem die toten Gemeinschaftsformen den Odem neuen Lebens empfangen.

Nicht nur als Verheißung fernster Zukunft steht diese Möglichkeit vor Hesekiel und den suchenden Menschen von heute, sondern diese Suchenden, die auf die Gottesfrage antworten: «Herr, du weißt es», werden selber Gottes Werkzeug bei der Ueberwindung eines scheinbar endgültig besiegelten Todesgeschickes. So verwandelte sich dem Propheten das Bild seiner Vision. Die Totengebeine wurden mit Fleisch und Haut überkleidet und letztlich von Gottes Odem belebt, und er

selbst, der Prophet, hat dazu mitwirken dürfen, indem er in Gottes Auftrag nach dem belebenden Geiste rief.

Nicht nur das Feld der Gerippe sehen, sondern über ihm die Gottesfrage hören, zu diesem fragenden Herrn «Du» sagen, und zu diesem Du «Herr», das ist die echte prophetische Haltung. Juda hatte vor zweieinhalb Jahrtausenden solche Propheten. Hier ist die Gestalt des Propheten zum Hüter des Geistes Israels geworden. Das ist wohl *die* Form des Prophetischen, die Gott dann braucht und sucht, wenn Gemeinschaftsformen, auf denen einst ein Segen lag, durch Menschenschuld den Geist Israels verlieren und zu Feldern voller Gerippe werden. *Bruno Balscheit.*

Israels Weg*

Es hat sich in Schicksal und Lage des jüdischen Volkes seit dem ersten Erscheinen meines Buches eine Veränderung vollzogen, die dessen Grundanschauung in Frage zu stellen scheint: das jüdische Volk ist im Mittelpunkt seiner Existenz ein Staatsvolk auf festem Territorium, ein Volk wie andere Völker geworden. Und im Augenblick dieser entscheidenden Wandlung tritt es auch zum erstenmal seit Jahrtausenden als ein kriegerisches Volk hervor.

Gewiß: der in den Wehen und Wirren des Heute geborene kleine Staat ist nicht ein Staat wie andere Staaten. Dies winzige Rumpfgebilde eines Staates mit den riesigen Machtstaaten der heutigen Welt zu vergleichen, wäre zum Lachen, wenn er nicht das Siegel auf eine der furchtbarsten Tragödien der Menschheitsgeschichte wäre. Es geht diesem Staat nicht um Macht, nicht um räumliche Ausbreitung; er hat auch den bescheidensten Teil des mit eigener Mühsal erarbeiteten Landes zu seiner Verwirklichung angenommen; es geht ihm in ihm allein um die Wahrung und Stärkung eines lebendigen Zentrums, von dem aus das Volk nach der grauenvollsten Zerstörung seiner Geschichte sich wieder neu auferbauen kann. Es geht ihm darum, den wenigen Überlebenden der Katastrophe, die verlassen über die Erde irren, eine Zuflucht, eine Heimat, ein Stück festen Bodens unter den Füßen zu geben. Daß eben gegen dies nicht nur verständliche, sondern selbstverständliche, nicht politische, sondern menschliche Verlangen die Schutzmacht selbst und alle Nachbarvölker sich gewaltsam zur Wehr setzen, weist wie alles in seiner Geschichte darauf hin, daß es im Kampf gegen Israel nie um ein Mehr oder Minder an Macht oder Ausbrei-

* Vorwort zur zweiten Auflage des Hiobbuches von Margarete Susman. Wir freuen uns, daß dieses wichtige Buch im Mai dieses Jahres im Steinberg-Verlag in zweiter Auflage erschienen ist, und möchten unsere Leser erneut auf das ganze Buch hinweisen. Red.

tung, daß es, was auch an politischen oder wirtschaftlichen Motiven mitwirken möge, in ihm immer um den gesamten Bestand, um das Sein des Volkes selbst geht.

Das neue kleine Staatsgebilde, das wie das biblische Israel in doppeltem Sinn aus der Wüste aufgestiegen ist: aus der in heißer Arbeit bezwungenen räumlichen Wüste und aus der chaotischen Wüste der Völkerwelt, hat sich denselben alten, nicht nur für das Volk geheiligten Namen gegeben, der als heiliger für eine allem Staat entgegengewandte und übergeordnete Wirklichkeit steht; es hat sich damit den Namen gegeben, der noch eben jedem Einzelnen des Volkes als Zeichen der Schmach, der Aussonderung und Ausrottung aufgedrückt worden ist; es hat damit klar seine Doppelstellung unter den Völkern bestimmt: als Staat eines Volkes, das von je und für immer unter einem anderen Gesetz als dem der Völkerwelt steht, das so zu jeder Zeit von der Völkerwelt aus als ein ihr Fremdes verneint wird. Nicht zufällig und nicht nur als Mitte zwischen Ost und West steht darum der winzige neue Staat auch heute wieder im Mittelpunkt der Kämpfe, ist er zum Zünglein an der Waage des Weltgeschehens geworden, an dem sich Krieg oder Friede der Welt entscheidet. Das ist wahrlich keine Auszeichnung; es ist ein unerbittliches Schicksal, eine unerbittliche Forderung.

Ist in Israel als Staat diese Forderung noch lebendig? Ist sie in dem, was sich dort begibt, noch als gründende zu erkennen? Es ist mehr als nur begreiflich, es erscheint als Vollzug einer bitteren Notwendigkeit, daß nach den das Menschliche sprengenden Erfahrungen der jüngsten Zeit, über die die Welt so rasch zur Tagesordnung übergegangen ist, eine im Krieg zum Krieg erzogene Generation sich in einer leidenschaftlichen und heroischen Widerstandsbewegung erhoben hat; es ist nicht minder begreiflich, daß die Jugend eines Volkes, das sich erneut von allen Völkern und am schmerzlichsten von der Macht selbst, für die es im Krieg sich in freier Hingabe eingesetzt hat, im Stich gelassen sieht, gegen die Übermacht der zur Feindschaft aufgepeitschten Nachbarvölker sich mit Waffengewalt zur Wehr setzt — daß so in beidem das heutige Israel in einer ihm wesensfremden Form sein Eigenstes verteidigt.

Aber mit dieser kriegerischen Verteidigung wie mit dem Staat, der sie erfordert, hat doch das Volk ein Stück des ihm fremden Chaos in sich selbst hineingezogen und damit, schwerer noch als seinen äußeren, seinen inneren Bestand gefährdet. Es hat mit dieser Lebensform teil an den blutigen Verirrungen und Verzerrungen der ihm selbst zutiefst widerstrebenden Völkerwelt; es hat teil am Fluch des Nationalismus, teil an der wachsenden Erstarrung des Lebens, an dem apokalyptischen Erkalten der Herzen, in dem das Leben der Menschheit erkaltet. Kann in einer solchen Wirklichkeit das messianische Erbe noch verwaltet

werden? Ist in ihr — es ist dieselbe Frage — die Verwirklichung des einfach Menschlichen noch möglich?

Es ist nur ein kleiner Teil des Volkes, der zentrale stellvertretende Teil, der so, um sein Dasein ringend, in unabsehbarer Tragik gezwungen ist, sich mit den Mächten zu verschwistern, gegen die er kämpft. Der größere Teil des jüdischen Volkes, der außerhalb des Kampfes steht, kann den Kämpfenden nur dadurch helfen, daß er in seiner größeren Stille die Klarheit des Blickes nicht verliert, daß er, über alles Einzelgeschehen und alle Einzelverwirklichung hinweg, die großen Zusammenhänge festhält, in denen sie in der Geschichte des Volkes stehen und daß er so in der großen Trauer, mit der er die Taten und Opfer des Krieges begleitet, dem ewigen Erbe des Volkes die Treue wahrt. Nur so kann der vom Krieg Verschonte neben den sich für sein Volk Opfernden treten. So aber *muß* er neben ihn treten, muß er ihn, dem in der Verstrickung des Kampfes der Blick in das Ganze verstellt ist, selbst vertreten.

Und vom Ganzen aus gesehen weist alles im heutigen Geschehen darauf hin, daß die aus der Verzweiflung entsprungene Haltung und Lösung dieser Generation nur die eines vergänglichen Augenblicks sein kann. Die wahre, von der Geschichte selbst immer erneut dem Volk aufgezwungene Aufgabe ist heute wie je, nur dringlicher als je, die Vertretung einer übernationalen Friedensordnung, auf die das Ganze der Weltentwicklung als auf die allein rettende Entscheidung hinzielt. Heute wie in jeder Zeit der Überflutung durch ein Weltgericht ist es die Bestimmung des jüdischen Volkes, über der versinkenden Welt in die Arche eingeschlossen, die einen Keim alles Lebendigen birgt, der Taube mit dem Ölzweig entgegenzuharren, die das Sinken der Wasser anzeigt, in der Hoffnung auszuharren und zu überdauern.

Margarete Susman.

Geheimnis und Gebot

(Zu *Leo Baecks* 75. Geburtstag)

I.

Im Wintersemester 1899/1900 hielt der große protestantische Dogmenhistoriker *Adolf Harnack* an der Universität Berlin 16 Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten über «Das Wesen des Christentums», die dann zu Beginn des neuen Jahrhunderts als Buch herauskamen und seitdem ihren Weg durch die gebildete Welt gemacht haben. Bald darauf, im Jahre 1901, erschien in der Breslauer «Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums» eine eineinhalb Bogen starke Auseinandersetzung mit dem schnell berühmt

gewordenen Werk, dessen Autor der in weiteren Kreisen bisher unbekannte Rabbiner der oberschlesischen Gemeinde Oppeln war. Er hieß Leo Baeck und zählte damals 28 Jahre.

Vor wenigen Wochen sprach der jugendfrische 75jährige Neuyorker im «Jewish Institut of Religion» über Grundfragen der jüdischen Religion und zitierte dort, natürlich im griechischen Urtext, das bekannte Wort des Aristoteles, die Poesie sei philosophisch, nicht aber die Wirklichkeit. Von diesem Wort war er schon in jener frühen Polemik gegen Harnack ausgegangen, allerdings um dessen mangelnde Geschichtlichkeit zu kritisieren (S. 3 des Sonderdrucks). Welche Kontinuität der Bildungsquellen und des Gedankengutes spricht uns hier an! Aber ist Kontinuität das eigentliche Wesensgeheimnis Leo Baecks? Oder hat er sich in seiner nun mehr als 50jährigen Auseinandersetzung mit dem Glauben, seinem jüdischen und dem des Christentums, gewandelt? Es dürfte sich lohnen, dieser Frage etwas genauer nachzugehen.

II.

Baecks kleine Schrift gegen Harnack, die als Sonderdruck zwei Auflagen erlebt hat, ist die Keimzelle seines bisher wesentlichsten Buches geworden. Vier Jahre nach ihrem Erscheinen veröffentlicht der 32jährige, immer noch Rabbiner jener mittelgroßen Gemeinde, sein «Wesen des Judentums». Wie man sieht, hat er den Titel von dem Gegner geborgt, aber dessen Name kommt in dem Buch nicht mehr vor. Es ist ganz systematisch aufgebaut, in drei Teilen: Der Charakter des Judentums, Die Ideen des Judentums, Die Erhaltung des Judentums. Ein gedrängter Anhang bringt genaue Belege: «daß die Zitate aus dem talmudischen Schrifttum besonders zahlreich sind, rechtfertigt sich durch die Geschichte seiner Verkennung.»

Die apologetische Tendenz ist also festgehalten. Der Talmud wird nicht vor allem, oder doch nicht ausschließlich, um seines inneren Wertes wegen für das «Wesen des Judentums» herangezogen, sondern weil er gleichsam in der vordersten Linie der Abwehrfront liegt. Auch die Darstellung selbst ist voller Auseinandersetzungen und Abgrenzungen gegen andere Religionen, vor allem gegen das Christentum. Sie zeigt den Einfluß der frühen jüdischen Schriften Hermann Cohens und ist in ihrer Gesamthaltung konservativ-liberal, mit deutlicher Wendung gegen alles Mystische. Entspricht das etwa dem allgemeinen Bewußtseinsstand des liberalen Judentums zu Beginn des Jahrhunderts und erklärt die Wirkung des Buches, mit dem nun der Aufstieg seines Verfassers über Düsseldorf nach Berlin, als Rabbiner der Großgemeinde und Dozent an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, endgültig gesichert ist, so gibt es doch ganze Partien, die einen Durchbruch zu etwas Neuem ankündigen. Das gilt vor allem von der – noch etwas zaghaften – Betonung des Nationalen

als eines jüdischen Seinselementes und von der Gestalt des Märtyrers, des Glaubenszeugen, die sich immer wieder, mit geradezu antisystematischer Stoßkraft, in fast allen Partien des Buches bemerkbar macht: sowohl als individuelle wie als kollektive Märtyrer, ganz Israel und seine Rolle in der Weltgeschichte charakterisierend. Es gilt auch von der heftigen Ablehnung jeder Dogmatisierung im Judentum, in welcher der ältere, gleichsam klassische jüdische Liberalismus oft einen Ersatzhalt für die verlorengegangene Festigkeit des Religionsgesetzes gesucht hatte. Baeck verwirft auch dieses Surrogat und begibt sich nach diesem Verzicht – den er später in gewichtigen Beiträgen zur «Monatsschrift» ergänzend begründet hat – scheinbar steuerlos hinaus auf das weite Meer eines neuen jüdischen Glaubenswagnisses. Wohin wird seine Fahrt ihn führen?

III.

Fünfzehn Jahre nach der ersten Auflage, also 1926, erscheint «Das Wesen des Judentums» von neuem, mit nunmehr 327 statt 167 Seiten, und wird von nun an in den sechs deutschen und der englischen Ausgabe (The Essence of Judaism, New York, The MacMillian Company 1936) unverändert bleiben. Von der zweiten Auflage aber darf der Verfasser im Vorwort mit Recht sagen: «Es ist ein altes Buch – und es ist ein neues Buch . . .» Was ist hier alt, und was ist neu? Was ist geblieben, und was hat sich gewandelt?

Die erste Auflage war ein Jahr nach Theodor Herzls Tod erschienen. Baeck war einer der beiden Rabbiner gewesen, die sich geweigert hatten, dem Protestbeschluß des «Allgemeinen Deutschen Rabbinerverbandes» gegen den ersten Zionistenkongreß im Jahre 1897 zuzustimmen. Für den ganz jungen Mann, der damals eben am Beginn einer noch ungewissen Laufbahn stand, gehörte dazu unzweifelhaft Mut. Er bewies in den folgenden Jahren nicht weniger geistigen Mut durch die Art und Weise, in der er sich mit den Veränderungen im jüdischen Leben und Denken stetig auseinandersetzte: höchst empfänglich, aber von einem unbeugsamen Kern aus. In seinem genialen kleinen Aufsatz «Apologetisches Denken», den *Franz Rosenzweig* Max Brods Bekenntnisbuch «Heidentum, Christentum, Judentum» und Baecks zweiter Auflage gewidmet hat (und den Baeck merkwürdigerweise in seinem Dankwort an die Kritiker im Vorwort zur vierten Auflage nicht erwähnt), hebt der nichtzionistische Autor des «Sterns der Erlösung» hervor, «daß der liberale Rabbiner, besonders in der zweiten Auflage, über jüdisches Volk und jüdische Geschichte Dinge von einem Tiefgang zu sagen hat, den das, was der zionistische Dichter dazu sagt, kaum je erreicht. Vielleicht zeigt die jüdische Gegenwart kein hoffnungsreicheres Symptom als diese Vertauschung der Rollen». (Kleinere Schriften, Berlin, Schocken-Verlag, 1937, S. 41.)

Dies also ist das erste Neue: eine erhebliche Verstärkung und Vertiefung des *nationalen Gemeinschaftsmotivs*. An einer Stelle, wo es in der ersten Auflage (S. 41) «Volk» heißt, setzt die zweite «Nation» (S. 59) und fügt immer wieder neue Erweiterungen in gleicher Richtung ein, wie etwa: «Das Volksleben konnte die Botschaft des Ewigen immer wieder vernehmen, der Glaube an sich wurde ihm gegeben ... In dem Gedanken der Auserwählung ist die Gemeinde erst zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt ... Nur hierdurch hat die Gemeinde vermocht, ... einer ganzen Welt entgegenzustehen, die Gemeinde zu sein, die keine Konzessionen macht.» (S. 60 f.)

Handelt es sich hier nur um eine stärkere Betonung eines Gedankens, den die erste Auflage bereits kennt, so hat sich die Haltung zur *Mystik* grundlegend gewandelt. Der junge Rationalist hatte das «Glaubensgeheimnis» fast geleugnet, ihm jedenfalls seine Mittelpunktstellung in der Religion abgesprochen und daraus die segensreiche Dogmenlosigkeit des Judentums abzuleiten gesucht. (1. A., S. 2–6.) Der reife Mann äußert sich nun zugleich vorsichtiger und bestimmter, wenn er sagt: «Schon der Gedanke des *Geheimnisses*, in der Bedeutung, welche es hier hat, war dem entgegen. Während es in der Kirche etwas Reales ist, etwas, was im Sakrament greifbar wird, ist es im Judentum ein ideelles. Es bezeichnet hier das Unerforschliche, das, was Gottes und nicht des Menschen ist, das, was nur geahnt werden kann.» (2. A., S. 6.) Diese neuen Erkenntnisse befähigen den Autor, das Phänomen der Prophetie zu entpsychologisieren und zu objektivieren und positiv von ihrem geheimnisvollen Offenbarungsbesitz zu reden, ja die Mystik selbst positiv zu werten, insbesondere in ihrer jüdischen Einschränkung, die die Persönlichkeit Gottes und damit die Möglichkeit, ihn im Gebet anzureden, in keiner mystischen Einheit auflöst. Ein verurteilender Satz der ersten Auflage hatte gelautet: Hierdurch wird die Religion «aller Mystik und allem Geheimwerk entzogen» (S. 22); in der zweiten steht hier statt «Mystik» – «Phantastik» (S. 33).

Man spürt: der Verfasser hat in der Zwischenzeit etwas Neues erfahren, und zwar durch Lernen. Diese Entdeckungsfahrt durch die Welt der jüdischen Sage, des Midrasch, und einen Teil der kabbalistischen Literatur, vor allem der geonäischen Zeit, die Baecks wissenschaftliche Arbeit für Jahrzehnte bestimmt hatte, trug auch seiner religiösen Persönlichkeit ihre Früchte. Er erfährt das Neue nicht nur durch Leben, sondern auch durch Lernen, und dies ihm, als einem Rabbiner, legitim Eigentümliche kommt in einer winzigen, doch nur scheinbar bedeutungslosen Änderung zum Ausdruck, die den zweiten Satz des Buches betrifft. Er lautet in der ersten Auflage: «Das Judentum ... hat in dieser Zeit viel erfahren und viel gelernt», und in der zweiten: «... viel gelernt und viel erfahren.» Das Lernen ist nunmehr als das Vehikel der Erfahrung dieser vorangestellt.

Diese neue Betonung führt zu einer dritten grundsätzlichen Wandlung, die den Gesetzescharakter des Judentums, das *Gebot*, angeht. Zwar hat es seine zentrale Stelle schon in der ersten Auflage erhalten, aber nicht als Gegenpol des, damals noch unentdeckten oder verurteilten, Geheimnisses. Nun treten «Geheimnis und Gebot» in die intime Beziehung der zusammengehörigen Gegensätzlichkeit: das klare Gebot entsteht im Geheimnis der Offenbarung und wird, bis in seine zartesten Verästelungen, in Forschung und Erfüllung, von jenem Ursprung her durchatmet. Die paradoxe Beziehung beider Sphären, der des göttlichen Geheimnisses und der der menschlichen Pflichttat, ist für Baeck nun das innerste Wesen seines «Wesens des Judentums» geworden. Von nun an wird er, in Predigten, Vorträgen und Aufsätzen, in jenen Doppelbegriffen reden, die zwei Widersprüche, wie etwa «Mystik und Ethik», «Menschheit und Mensch», «Reinheit und Freiheit», «Besitz und Ideal» zu verbinden suchen. Manchmal mag der Eindruck entstehen, als handle es sich hier um billige Synthesen; wer aber Baeck recht versteht, weiß, daß immer dann, wenn er selbst sich recht versteht, nicht die Auflösung der Gegensätze, sondern eben ihr paradoxales Miteinander *im* Gegeneinander sein Glaubensbesitz und sein Glaubensideal ist.

IV.

Sind dies die wichtigsten inhaltlichen Veränderungen, die Leo Baecks Weg zwischen den beiden Auflagen seines Werkes bezeichnen, so sind es doch gewiß nicht alle. Aus dem Gebiet der allgemeinen Theologie etwa mag angeführt werden, daß der Einfluß Karl Barths deutlich ist, wenn von Gott als dem «ganz Anderen» gesprochen wird, oder der Rudolf Ottos in der Behandlung des «Heiligen», ebenso wie die neuen jüdischen Einsichten nicht nur dem eigenen Studium der Urquellen, sondern auch der theologischen Arbeit Hermann Cohens, Martin Bubers, Franz Rosenzweigs und vielleicht auch schon der des jungen Gerhard Scholem mitzuverdanken sind. Baecks Eigenstes kommt daher nicht nur in solchen inhaltlichen Positionen zum Ausdruck, sondern in scheinbar geringfügigen sprachlichen Änderungen. Dafür noch wenige Proben aus einem überreichen Material.

Die erste Auflage beklagt sich über eine Verkennung des Judentums: «Leider ist dies nicht selten außer acht gelassen worden (S. 7); die zweite stellt das gleiche sachlich fest, ohne die Klage des «leider» (S. 13). Diese neue Unabhängigkeit von der Reaktion der Außenwelt mildert auch die Polemik in ihrem formalen Ausdruck, ohne ihr inhaltlich etwas von ihrer Kraft zu nehmen: Floskeln, wie etwa die Worte: «Wo die moderne Neigung herrscht . . .» fallen nun fort. Das gleiche Gesetz zunehmender Selbständigkeit wirkt sich in den innerjüdischen Äußerungen aus: statt «Standpunkt» (S. 52) heißt es nun «Boden» (S. 73), statt «Überzeugungsmärtyrer» (S. 53) nun «Gewissensmär-

tyrer» (S. 74); überall sind die konkreteren Wörter an die Stelle blasserer Begriffe getreten. Das Schicksal des jüdischen Volkes, schon im ersten Weltkrieg, und Leo Baecks immer bereitwilligere Selbstidentifizierung mit ihm, hat eine deutliche Zufuhr an Affekten gebracht; die Rachepsalmen werden zwar auch jetzt nicht als Ausdruck der eigenen Gesinnung verstanden, aber der Satz: «So manches dieser Worte wird niemand verteidigen wollen» steht ausschließlich in der ersten Auflage (S. 52), denn in Wahrheit verteidigt sie der Verfasser in großer historischer Auffassung: «Von den Wunden dieses Kampfes zeugt so manches zuckende Wort» (2. A., S. 75; in der ersten Auflage hatte es nur geheißen: «manches harte Wort.»)

Der Mensch Baeck und sein Stil sind konkreter und härter geworden; und so auch sein Optimismus, dessen Menschenliebe die Möglichkeit zur Menschenverachtung als Vorbedingung einschließt. Nicht mehr besteht der Optimismus des Judentums einfach im Glauben an das Gute (1. A., S. 60), sondern im «wollenden» Glauben daran (2. A., S. 90). Die neue Energie dieses Voluntarismus ersetzt immer entschiedener die theologische Fachsprache des früheren Buches durch die konkreten Worte des Glaubens; nun erst ist die «Schöpfung» als Grundlage der gesamten Menschheit entdeckt, nun erst die Beziehung zwischen Gott und Mensch, wie die zwischen Geheimnis und Gebot, nicht nur mit Cohen als Korrelation, sondern mit Rosenzweig als «Bund» erkannt, und Baeck sagt nun ausdrücklich, was sein jüdisches Herz gewiß immer wußte: «In Begriffen kann man nicht beten.» (2. A., S. 120.) So werden die «Eigenschaften» Gottes, von denen in beiden Büchern die Rede ist, erst in dem späteren in Anführungszeichen gesetzt (1.A., S. 70, 2. A., S. 121); sie deuten an, daß aus dem religionsphilosophischen Ansatz ein Selbstzeugnis des lebendigen Glaubens geworden ist.

V.

Wir kehren zur Frage unseres Anfangs zurück: was ist Leo Baecks persönliches «Geheimnis und Gebot», der Wandel oder die Kontinuität? Ist sein Buch in der Neufassung nicht doch ein *ganz* «neues Buch» geworden, oder hat es Grundzüge auch des alten bewahrt? In seiner schönen Würdigung des großen Frankfurter Rabbiners N. A. Nobel, seines Freundes und Vorgängers im Vorsitz des «Allgemeinen Deutschen Rabbinerverbandes», hat er den Frühvollendeten, nicht ganz zureichend, als einen Menschen «schöpferischer Empfänglichkeit» charakterisiert. Ist dies das letzte Wort, das auch über Baeck selbst zu sagen ist und damit den Schlüssel für die Wandlungen seiner Lehre und Sprache liefert?

Nein, denn zuviel des Bleibenden sichert die Kontinuität des Wesens, das beide Bücher aneinander bindet und eben doch zu *einem* Buche, einem neuen und zugleich alten, werden läßt. Der heroische

Zug der jüdischen Existenz, die Verknüpfung von Offenbarung und Auserwähltheit, zu deren Auszeichnung sich auch der junge Baeck schon mit dem echten Stolz des Glaubensjuden bekennt, die, Buber vorwegnehmende, Du-Beziehung zwischen Mensch und Gott, ja: bestimmte Wendungen, die wir heute «existential» nennen würden – «nicht der Begriff in seiner Bedeutung, sondern der Mensch mit seinem Leben, mit seinem Gewissen» macht den Charakter der jüdischen Religion aus (1.A., S. 25, 2. A., S. 37) –, all dies ist gemeinsames Gedankengut beider Auflagen.

Das gleiche gilt fast, aber nicht ganz, von einem der zentralen Anliegen Baecks, der Gestalt des Märtyrers. Wie oben erwähnt, sprengt sie fast den Rahmen des Buches in seiner ersten Fassung und ist bei seiner Erweiterung mitgewachsen. Hinzugekommen ist zum Beispiel eine Formel wie die vom «gebildeten und gelehrten» Glaubenszeugen (S. 3) sowie etwa die folgende Schilderung: «Der Mensch bleibt auch gegenüber dem Tod ein Wählender. Er erwählt den Willen Gottes, er erwählt durch den Tod sein Leben.

Im Martyrium hört der Tod so auf, ein Schicksal zu sein . . . Er wird eine Tat, die der Mensch vollbringt, eine Tat seiner Freiheit, seiner Liebe zu Gott . . . Diese Kraft erst ist Judentum, und darum hat das Judentum die märtyrerlosen Zeiten nicht gekannt, diese glücklich unglücklichen Zeiten . . . Dieser Wille zum Märtyrertum ist das letzte Wort eines Menschenlebens, und es wird dort gesprochen, wo die andern Worte, die Worte der Entscheidung, vorangingen.» (2. A., S. 191/194.)

Nicht ohne Bewegung werden wir Juden des Jahres 1948 diese Vorwegnahme unseres Schicksals lesen, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert formuliert worden ist. Leo Baeck war einer der großen Lehrer jenes deutschen Judentums, das als erstes in einer wiederum märtyrerhaften Zeit auf den schwersten aller Wege geschickt wurde. Er wußte sich verbunden mit Franz Rosenzweig und seinem Frankfurter Kreis und Werk, dem «Freien Jüdischen Lehrhaus», über das einer seiner Lehrer und Leiter, der Arzt *Richard Koch*, um die gleiche Zeit, 1923, geschrieben hatte: «So trennen wir uns von niemand, der guten Willens ist. Auch nicht von der nichtjüdischen Welt, den Völkern, unter denen wir nicht nur wohnen, sondern zu denen wir so gehören, wie wir sind, mit dem, was wir lieben und wünschen. Möge unser fernerer Weg mit ihnen nicht wieder ein Weg des Leidens werden, wie er es auf so lange Strecken gewesen ist. Wenn unser geschichtliches Leid aber wieder kommt, dann wollen wir wissen, warum wir leiden, wir wollen nicht wie Tiere sterben, sondern wie Menschen, die wissen, was gut und schlecht ist.» (Der Jude, 7. Jahrg., S. 119.)

In dieser Gesinnung ist Leo Baeck bis zuletzt, alle Möglichkeiten ehrenvollster Flucht verschmähend, bei seinen deutschen Juden ge-

blieben; so ist er mit ihnen nach Theresienstadt gegangen und hat sie, sich wagend und bewahrend, gelehrt, «was gut ist und was schlecht ist», oder, um es noch einmal mit seinen eigenen Worten zu sagen: «Wo ein Jude da war, stand immer die Tatsache da, daß ein Seelisches mehr bedeutete als die Welt, als alles, was sie gab und was sie ersparte . . .» (2. A., S. 194.)

In Leo Baecks Gestalt, im Geheimnis und Gebot eines Mannes, der in aller Wandlung die Kontinuität seiner Person und Israels als das Wesen unseres Judentums vorlernte und vorlebte, war ein Jude da: der repräsentative Jude des deutschen, ja: des westeuropäischen Judentums dieser Geschichtszeit. *Ernst Simon.*

Die Weltkirchenkonferenz in Amsterdam und ihre Überraschungen

Eine repräsentative Versammlung offizieller Kirchlichkeit im grellen Scheinwerferlicht des öffentlichen Interesses — das als Möglichkeit, ja als Wirklichkeit im 20. Jahrhundert, *ist* eine Überraschung. Sollte am Ende doch etwas dran sein an jener klerikalen Prophezeiung des deutschen Theologen Dibelius, der in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen «das Jahrhundert der Kirche» verkündete? Ist die Tatsache, daß die Weltpresse eine Zeitlang nicht dem westöstlichen Konflikt, sondern der Weltkirchenkonferenz in Amsterdam Leitartikel und Schlagzeilen widmete, vielleicht gar ein Zeichen für die Unüberwindlichkeit der phönixgleich aus der Asche eines postchristlichen Zeitalters neugestärkt auftauchenden Kirchlichkeit? Die Pforten der Hölle — Hölle materialistischer Zivilisation, Hölle von Weltkrise und Weltkrieg — haben sie nicht überwältigt! Innerhalb der offiziellen Kirchlichkeit mochte dieses in Presse, Radio und Film gegenüber den Kirchen bekundete Interesse solche Befriedigung wecken.

Die Äußerlichkeit aber, in der die Publizistik weithin steckenblieb, die Beschränkung auf Aufzählung der Delegationen aus aller Welt, auf Beschreibung von malerischen Roben und feierlichen Gottesdiensten konnten auch dem kirchenfreudigsten Christen einen Wink geben, daß diese zeitweilige Stellung der Kirchen im Lichte des öffentlichen Interesses noch lange kein Zeichen für die Unüberwindlichkeit der Kirche darstelle, viel eher eines für jene, besonders von Jakob Burckhardt erkannte, Beharrungskraft der großen Religionen: «Ohne Gewalt oder doch ohne gleichmäßig gehandhabte Gewalt leben sie fort und tränken ihre Macht stets neu aus dem Geist der Massen, ja am Ende bekommen sie den weltlichen Arm wieder auf ihre Seite.»*

* Weltgeschichtliche Betrachtungen, Von den drei Potenzen; die Religion.

Den religiösen Bedürfnissen — weithin dem Aberglauben — dieses Massengeistes entgegenzukommen, war ein unverkennbares Merkmal der Berichterstattung über Amsterdam. Wo man etwa der Meinung war, die Beschreibung byzantinischer Ornate, des Händedrucks zwischen Vertretern von vor kurzem einander bekämpfenden Völkern genügten für diesen Zweck nicht, da identifizierte ein findiger Reporter etwa kurzerhand eine an den holländischen Thronwechselfeiern teilnehmende Trachtengruppe mit Vertretern der Ökumene und berichtete, die Kirchenmänner seien mit Fischernetzen in den Händen paarweise durch die Straßen Amsterdams gezogen, um den Auftrag Jesu, Menschenfischer zu sein, zu symbolisieren.

Der ganze publizistische Aufwand — es sollen auf 450 Delegierte mindestens 250 Journalisten entfallen sein — ließ zwar vermuten, und die nach Abschluß der Konferenz vielerorts zutage getretene Enttäuschung bestätigt die Vermutung, daß der Erwartung gemäß an dieser Konferenz etwas geschehen sollte. Das kommentierte Schauspiel sollte irgendwo einen den ganzen Aufwand lohnenden Höhepunkt haben.

Verschiedene Akte der Konferenz hätten als solche Brennpunkte in Frage kommen können. Da war einmal die Sensation der Abwesenden. Die päpstliche Kirche Roms und die orthodoxe Kirche Moskaus haben an der Konferenz nicht teilgenommen. Rom hat in konsequenter Verfolgung der einmal eingeschlagenen Linie, nach der es, da die römische Kirche allein über den heiligen Geist verfügt, eine «ökumenische» Bewegung nur als katholische Bewegung, als Rückkehr in den Schoß der römischen Mutterkirche geben kann, die Entsendung auch nur von Beobachtern abgelehnt. Das von zahlreichen einzelnen Gliedern der römischen Kirche bekundete Interesse an der ökumenischen Bestrebung, wie auch eine die Mitschuld der Katholiken an der großen Kirchentrennung erwähnende Botschaft des Kardinalerzbischofs von Utrecht im Hinblick auf die Amsterdamer Konferenz, ändern an dieser Linie nichts. Mit dieser Absenz war zu rechnen, und sie wurde auch nirgends als Sensation empfunden.

Für das Fernbleiben der orthodoxen Kirche Moskaus und der ihr unterstehenden anderen slawischen orthodoxen Kirchen gab es keine dogmatische Begründung, mit der man hätte rechnen können wie im Falle Roms. Eine Erklärung einer in Moskau abgehaltenen Konferenz der autokephalen orthodoxen Kirchen begrüßt wohl grundsätzlich ökumenische Versuche zur Überwindung der Kirchentrennung, stellt aber diesen gegenüber die Forderung auf, jede wahre kirchliche Einheitsbestrebung müsse auf Grund des nizäischen Glaubensbekenntnisses zur «heiligen, katholischen, apostolischen Kirche» erfolgen. Die Kirchen dürfen weder — wie Rom — selber zum Staate noch wie ökumenisch interessierte, aus der Reformation hervorgegangene Kirchen zu Laienorganisationen und charitativen Körperschaften werden, son-

dern müssen an der apostolischen Sukzession (d. h. dem Glauben, die Geisteskraft der christlichen Kirche beruhe auf der ununterbrochenen Kettenfolge von den ersten Aposteln bis zu den jeweiligen Amtsträgern) und am Sakrament der Ordination festhalten und so zur Lehre der alten «ungeteilten Kirche» zurückkehren.

Die Botschaft erhebt gegenüber der römischen Kirche den Vorwurf, sie sei — als Staat — völlig verwickelt in politische Intrigen. Gegenüber der heutigen ökumenischen Bewegung wird der analoge Vorwurf erhoben, sie werde als reine Laienorganisation und charitative Körperschaft leicht zum Instrument von politischen Plänen, die sich gegen die Bekenner des orthodoxen Glaubens wenden.

Diese Erklärung war schon eher eine Überraschung, da die bisherige theologische Arbeit der ökumenischen Bewegung gerade sehr stark von der Rücksichtnahme auf orthodoxes Glaubensgut bestimmt war. Da die für das Fernbleiben angeführte theologische Begründung völlig unzureichend ist, dürfen wohl eher politische und kirchenpolitische Gründe hierfür angenommen werden.

Ein politischer Grund kann in dem zahlenmäßig ungünstigen Verhältnis liegen, in dem die russisch-orthodoxe Delegation sich in Amsterdam befunden hätte, falls es zu einer Auseinandersetzung zwischen West und Ost gekommen wäre. Mit dieser Möglichkeit scheint man auf Grund der westlichen Nominationen — insbesondere derjenigen des Amerikaners John Foster Dulles — gerechnet zu haben. Kirchenpolitisch hat wohl das Moskauer Patriarchat gegenwärtig mehr Erfolgschancen in einem stillen Ausbau seiner Oberherrschaft über die orthodoxen Kirchen im Einflußbereich der Sowjetunion gesehen als in einem theoretischen ökumenischen Gespräch. So wird z. B. soeben bekannt, daß die unierte Kirche Rumäniens sich vom Vatikan gelöst und der orthodoxen Kirche angeschlossen habe.

Überraschender noch als die Ablehnung der Einladung durch Moskau wirkt allerdings die Tatsache, daß der authentische Text der Moskauer Erklärung durch die Presse lange Zeit hindurch nicht bekanntgegeben, sondern nur in der Form einer popularisierenden und polternden Taß-Erklärung veröffentlicht wurde. Ob wohl wirklich den großen Nachrichtenagenturen der authentische russische Text so lange Zeit unzugänglich war, daß der naive Zeitungsleser noch heute weithin glaubt, der — gerade eine rein geistliche Kirche fordernde — Moskauer Patriarch habe wie ein militanter Kommunist einfach aus politischen Gründen die Einladung in provozierender Form abgelehnt?

So war sowohl die Absenz der russischen Kirche, als auch vor allem die journalistische Ausschlachtung dieser Absenz eine kleine Sensation — eine Überraschung allerdings kaum, wenn man an ähnliche Züge auf politischem Gebiet denkt.

Daß der eigentliche Zweck der Konferenz, die Konstituierung des Ökumenischen Rates, schnell und reibungslos erfolgte und nirgends als

Überraschung empfunden wurde, ist wiederum eine eigentliche Überraschung. Seit 1938 war der Ökumenische Rat der Kirchen provisorisch geschaffen. Die Überführung des Provisoriums in ein Definitivum erfolgte nun zu Beginn der Amsterdamer Konferenz einstimmig. Damit ist auch die Basisformel angenommen, nach welcher der Ökumenische Rat «eine Gemeinschaft von Kirchen» ist, «die unsern Herrn Jesus Christus als unsern Gott und Heiland anerkennen». Einstimmigkeit und Blitztempo in bezug auf eine so weittragende Glaubensaussage — enttäuschend für die einen, befriedigend für die anderen — ist auf alle Fälle überraschend. Im 5. und 6. Jahrhundert sind an der hier visierten Frage die heftigsten Kirchenfehden entstanden, heute wird von 450 Delegierten aus 150 Kirchen an einem einzigen Tage eine so weittragende Definition einstimmig angenommen. Handelt es sich da um überraschende Glaubenseinigkeit?

Die offiziellen Kirchen, die ihren Beitritt zum Ökumenischen Rat der Kirchen auf Grund der provisorischen Verfassung von Utrecht beschlossen haben, taten dies in Kenntnis der erwähnten Basisformel. Wir wissen nicht, ob irgendwo im Schoße der Gemeinden, die ja letztlich die Kirchen bilden, diese Glaubensformel ernsthaft erwogen und ob irgendwo im freien Meinungsaustausch außerhalb begrenzter Theologenkreise dazu Stellung genommen worden ist. Einige Kirchen — darunter auch der Schweizerische Kirchenbund — haben der Formel gegenüber Reserven geltend gemacht, ohne ihre Delegierten freilich zu beauftragen, positive Gegenvorschläge zu machen oder wenigstens der Annahme dieser Formel ihre Mitwirkung zu versagen. Das Provisorische Komitee stellte sich darum auf den Standpunkt, es habe für die Amsterdamer Konferenz keinerlei Abänderungen vorzuschlagen, Abänderungsvorschläge habe vielmehr ein besonderes Komitee zu Handen der Plenarversammlung entgegenzunehmen. Der schweizerische — von den Holländer Remonstranten und den Quäkern unterstützte — Antrag, der Rat möge auf eine Überprüfung seiner Basis eintreten, wurde in der Form beerdigt, daß die Plenarversammlung ausdrücklich die jetzige Grundlage als zweckentsprechend erklärte, es den Einzelkirchen freistellte, schriftliche Abänderungsanträge für die nächste Vollversammlung zu stellen und zugleich die Direktive ausgab, allfällige Abänderungsvorschläge dürften die «christologische Substanz» der jetzigen Formel nicht preisgeben. Mit normalen demokratischen parlamentarischen Gebräuchen hat diese Taktik nun allerdings nicht mehr viel zu tun. Die Annahme der Basisformel durch die Kirchen wird zwar kaum Anlaß zu größeren Entscheidungen geben, da die Formel keinerlei verbindliche Direktiven für Glauben und Lehre der einzelnen Kirchen oder ihrer Gemeinden enthält. Was also auf den ersten Blick als überraschende Glaubenseinigkeit erscheint, enthüllt sich als das Ergebnis einer besonderen Taktik einerseits und einer praktischen Unverbindlichkeit der dogmatischen Formel anderseits.

Innerhalb des Protestantismus herrscht auf dem rechten, konservativen Flügel Befriedigung über die Annahme dieser Formel, die seit hundert Jahren die Basis des Christlichen Vereins junger Männer bildet, während auf dem linken, liberalen Flügel in diesem Bekenntnis eine Gefahr für geistige und geistliche Ehrlichkeit gesehen wird.

Wenn die offiziellen Kirchen heute den christlichen Glauben als Glauben an Christus, unseren Gott und Erlöser, definieren, so nehmen sie damit eine Tendenz wieder auf, die im 5. und 6. Jahrhundert nach Christi Geburt gerade ein besonderes Anliegen des Orients war, dessen Kirchen sich damals nicht mit der dogmatischen Kompromißformel abfinden konnten, nach welcher Christus sowohl göttlicher, als auch menschlicher Natur gewesen sei. Das Bekenntnis zu Christus als Gott schlechthin ist orientalisches Erbe. Christus steht da an Stelle orientalischer Mysteriengottheiten. Das Abendland hat demgegenüber die Person des Menschen Jesus von Nazareth auch dort festzuhalten gesucht, wo über die göttliche Bedeutung Christi Einmütigkeit herrschte. Hier liegt wohl eine Wurzel des Phänomens, daß es das Abendland und nicht der Orient war, das der Welt Humanismus und Aufklärung vermittelte. Gewiß haben alle diese abendländischen Richtungen für das Christusverständnis nicht das letzte und nicht das tiefsinnigste Wort gesprochen. Wenn von liberaler Seite heute versucht würde, das Bekenntnis der Ökumene zur alleinigen Gottheit Christi durch ein Christusbild zu ersetzen, wie Humanismus und Aufklärung es geschaffen haben, so wäre das ein Versuch, die Geistesgeschichte um ein paar Jahrhunderte zurückzudrehen. Wenn aber die konservativen Kirchen sich rühmen, mit der ökumenischen Formel das Christusverständnis der Aufklärung und des Humanismus überwunden zu haben, so drehen sie ihrerseits die Geistesgeschichte um anderthalb Jahrtausende zurück!

Die Annahme der Formel — mag sie effektiv noch so unverbindlich sein — stellt eine absolute Kapitulation des Westens vor dem Osten dar und, wie es scheint, eine kampflose Kapitulation. Eine solche wäre berechtigt, wenn sie auf Grund einer besseren Einsicht geschähe, in unserem Falle auf Grund einer überzeugenden theologischen Erkenntnis der biblischen Botschaft. Gerade aber von der Bibel her läßt sich die ökumenische Formel nicht halten, sie läßt sich höchstens in der Art des biblizistischen Aberglaubens mit zwei oder drei Bibelstellen stützen. Ihr steht zunächst das ganze Alte Testament, das Fundament aller Glaubensaussagen, entgegen, das nicht den Glauben an den Gott Christus kennt und das, so dieser Glaube konsequent durchdacht würde, wohl — wenn überhaupt — nur mit akrobatischer Exegese beizubehalten wäre. Aber auch rein neutestamentlich gibt es den Glauben an die alleinige Gottheit Christi nicht. Das Neue Testament weiß gerade im Hinblick auf den wiederkommenden Herrn, daß die in Christus geschehene Gottesoffenbarung Teil einer größeren, umfassen-

deren ist. Gerade, wenn man den nicht-nur-humanistischen, nicht-liberalen Ausgangspunkt des ökumenischen Glaubensbekenntnisses versteht, ist die Bekenntnisformel falsch und die in ihr erschienene Kapitulation des Westens vor dem Osten eine betrübliche, von der Publizistik allerdings nicht beachtete Überraschung.

Der eigentliche Brennpunkt des Interesses lag für die Erwartung der Öffentlichkeit aber an einem anderen Ort. Die meisten Erwartungen richteten sich auf die Auseinandersetzung über den Hauptgegenstand der Diskussion, das von vier Sektionen bearbeitete, auch die Fragen des Krieges und der Wirtschaftsordnung betreffende Thema «Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan».

Das quantitative Übergewicht der Kirchenvertreter aus wirtschaftlich kapitalistisch organisierten Staaten ließ hier die Erwartung wach werden, es könne an dieser Konferenz zu einem eigentlichen Bannspruch gegen den Kommunismus kommen. Eine Stimme gegen den Kapitalismus war zunächst nur von dem tschechischen Delegierten, Prof. Hromadka aus Prag, zu erwarten, der auf einem sehr verlassenen Posten zu kämpfen schien. Hier, bei dieser Auseinandersetzung bzw. bei ihrem Resultat, lag wohl die den publizistischen Aufwand begründende Gewinnhoffnung der bürgerlichen Welt. Die Tatsache, daß hier das Ergebnis am meisten ausgesprochene Enttäuschung hervorgerufen hat, zeigt, daß eben hier am meisten Erwartungen gehegt wurden. Wir können hier auf die verschiedenen Referate und Resolutionen, die noch nicht authentisch im Druck vorliegen,* nicht eintreten, mit Ausnahme des Votums von Karl Barth, das am gleichen Tage, da es gehalten wurde, in der Schweiz als Broschüre erschien.** Dieses Votum wurde zweifellos in Amsterdam als Sensation empfunden. Seine Hauptthese ist einfach: Die Kirche dürfe bei der Behandlung des gestellten Hauptthemas nicht von der Unordnung der Welt ausgehen, sondern müsse umgekehrt ihren Ausgangspunkt bei Gottes Heilsplan, Seinem in Christus gekommenen Reiche nehmen. Darum warnt Barth vor sogenannten christlichen Marschrouten, durch die etwa ein Weg aus der Unordnung der Welt gesucht werden sollte. «Es gibt nur christliche Entscheidungen als Demonstrationen und Zeichen dieser Hoffnung.» Gegenüber leichtfertigem christlichem Optimismus oder voreiligem Pessimismus weist Barth auf die Möglichkeit hin, daß Gott «sein Werk nicht in einer weiteren zahlenmäßigen Vermehrung, sondern umgekehrt in einer energischen zahlenmäßigen Verminderung der sogenannten Christenheit weiter und seinem Ziel entgegen» führen könne.

Dieser durchaus kirchliche Standpunkt, der gar nicht mit der

* Wir behalten uns vor, auf die Referate von Dulles, Hromadka, Brunner und Niebuhr sowie auf die offiziellen Resolutionen noch zurückzukommen.

** K. Barth, Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan. Evangelischer Verlag, Zollikon 1948, 23 S.

anderen Möglichkeit rechnet, daß Gott auch ohne und gegen die Kirchen sein Reich bauen könne, hat den gehegten Erwartungen offenbar doch so stark widersprochen, daß Karl Barth in der bürgerlichen Presse zum Kommunisten, in der Schweiz zum PdA-Mann oder politischen Naivling promoviert worden ist. Wir haben sogar Worte, die uns aus dem 1000jährigen Reich vertraut sind, gelesen, wie das folgende apokryphe Luther-Zitat: «Pfaffen sollen beten und nicht politisieren.» Das Verbrechen Barth lag aber gerade darin, daß er nicht in der gewünschten Richtung politisiert hat. Daß der dem Bürgertum bittere Wahrheiten sagende Tscheche Hromadka dem gleichen Verdikt verfallen ist, versteht sich, auch wenn es der gleiche Hromadka ist, der am 3. Oktober nicht irgendwo am grünen Tisch, sondern an einer kirchlichen Veranstaltung in Prag erklärt hat: «Auch in der klassenlosen Gesellschaft bleibt die Problematik der gegenseitigen Beziehungen von Mensch zu Mensch unverändert bestehen. Es wird nach wie vor Lüge, Untreue, Neid und Hochmut geben. Wer kann dagegen ankämpfen? Die Sozialisten wiegen sich in Illusionen. Sie wollen die Lage nicht so sehen, wie sie ist. Die Zeit wird kommen, da sie selbst sich auf die Suche nach den Menschen machen werden, die um die Freiheit von den letzten Bindungen wissen, welche den Menschen zu einem Werkzeug der Unmenschlichkeit machen. Dann wird die christliche Botschaft von der Sünde und der Notwendigkeit der Vergebung aufs neue in ihrer ursprünglichen Bedeutung erkannt werden.»

Was hilft's? Die totalitäre Kirche sagte «Ketzer» und verbrannte, der totalitäre Staat «Jude» und vergaste, die totalitäre Bürgerlichkeit sagt «Kommunist» und ächtet . . . tema con variazioni!

Wenn in Amsterdam also zur Enttäuschung für viele keine offizielle Kampfansage gegen den politischen Osten zustandegekommen ist, so bleibt es fraglich, ob dies dem Einfluß von kirchlichen, eben konsequent kirchlichen, Stimmen, wie derjenigen Barths, zuzuschreiben ist, die auch den extremsten Gegnern des Ostens etwas Wind aus den Segeln genommen haben, oder der taktischen Rücksichtnahme auf die Kirchen hinter dem «Eisernen Vorhang». Der wiederholt geäußerte Wunsch nach Mitarbeit der Kirche von Moskau in der Ökumene, vor allem die theologische Anpassung an die Bedürfnisse der Ostkirchen, wie sie in der Basisformel zum Ausdruck kommt, weisen eher in diese Richtung.

Während die Arbeit zahlreicher Kommissionen und viele Nebenveranstaltungen relativ unbeachtet blieben, war sodann die Schlußbotschaft der Konferenz ein letzter Brennpunkt des Interesses, ein letzter Ort möglicher Überraschungen. Diese Botschaft nun wendet sich nicht vom hohen Katheder aus an die Welt, um ihr Weisung zu geben, sondern bewußt an die Kirchen und ihre Glieder. Diese werden aufgefordert, den Zusammenschluß innerlich zu bejahen. Gute und wahre Worte der Selbstkritik stehen in der Botschaft. «Wie oft haben wir

versucht, Gott und dem Mammon zu dienen.» «Wir haben vor dem Krieg mehr Furcht gehabt als Abscheu.» Und als Weisung für die Zukunft wird ausgeführt: «Wir müssen uns selber und alle Menschen daran erinnern, daß Gott die Gewaltigen vom Stuhl gestoßen und die Demütigen und Sanftmütigen erhoben hat. Wir müssen wieder aufs neue miteinander lernen, mutig im Namen Christi zu unseren Völkern zu sprechen und zu denen, die Macht über sie haben; wir müssen lernen, dem Terror, der Grausamkeit, dem Rassenhaß zu widerstehen, dem Ausgestoßenen, dem Gefangenen, dem Flüchtling zur Seite zu stehen und die Kirche überall zum Mund zu machen für die Stummen und zur Heimat, in der jeder ein Zuhause findet. Wir haben aufs neue miteinander zu lernen, welche Aufgaben die christlichen Männer und Frauen in der Industrie, in der Landwirtschaft, in der Politik, in Haus und Beruf zu erfüllen haben. Wir wollen Gott bitten, uns miteinander zu lehren, daß wir ein echtes Nein und ein echtes Ja sprechen. Ein Nein zu allem, das der Liebe Christi zuwider ist. Zu jedem System, zu jedem Programm, zu jedem Menschen, die einen Menschenbruder behandeln als wäre er nicht Gottes Geschöpf, sondern ein Stück Ware, das man ausnutzen kann; ein Nein zu denen, die den Krieg als ein unvermeidliches Schicksal hinstellen. — Ein Ja aber zu allem, das mit der Liebe Christi zusammenstimmt, zu allen Menschen, die das Recht aufrichten, zu allen, die in der Welt einen echten Frieden schaffen möchten, zu allen, die um des Menschen willen hoffen, kämpfen und leiden, ein Ja zu allen denen, die — selbst ohne es zu wissen — sich ausstrecken nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt.»

Mut und Würdigkeit sind dieser Botschaft nicht abzusprechen. Es gibt zwar enttäuschte Stimmen, die bedauern, daß die Kirchen nicht den Augenblick, da die Weltöffentlichkeit auf sie schaute und hörte, benutzt haben, um ein treffendes Wort an die ganze Welt zu richten. Bei einer Resolution aber ist die erste Frage, wer spricht, und erst die zweite Frage, zu wem sie spricht. Es scheint daher bei einer Resolution der offiziellen Kirchen wesentlich gleich zu sein, ob die Botschaft an die Kirchen oder an die Welt ergeht. In jedem Falle wird der gleiche Kreis von Menschen auf sie hören. Andere Erwartungen wären Illusionen. Es ist nun durchaus anzunehmen, daß auch die würdige und ehrliche Botschaft von Amsterdam schon heute weithin verhallt ist — in der «Welt» gewiß, und in den Kirchen wohl auch. Daß gerade dieses letztere auch der Fall sein kann, liegt wohl in dem Hauptübel der ökumenischen Bewegung begründet, welche eben als Organ der Kirchenleitungen von oben nach unten wirksam ist, statt von unten nach oben.

Ein wichtiges Nebenresultat der Konferenz — darüber sind sich die Berichte der verschiedensten Teilnehmer einig — lag gewiß in der persönlichen Fühlungnahme über die Grenzen hinweg. Jedes solche

Gespräch, in welchem Rahmen auch immer, ist heute wichtig. Vielleicht sind auch bei dieser Veranstaltung solche unbeachteten Nebenresultate in Wirklichkeit bedeutsamer gewesen als alle gewollten und beachteten Ergebnisse.

So bot die Konferenz von Amsterdam mit dem, was erreicht, wie auch mit dem, was nicht erreicht wurde, vor allem aber in der Art, wie das Erreichte und Unerreichte ausgewertet wurde, einige Überraschungen. Für Menschen, die von der offiziellen Kirchlichkeit nichts oder nur noch sehr wenig erwarten, weil sie deren Bindung an den Willen der herrschenden Klassen zu oft erfahren haben, ist es eine angenehme Überraschung, daß die Kirchen in Amsterdam sich weniger als früher von diesen Klassen einfach die Marschroute vorzeichnen ließen, mag dies auch noch so verschiedene Gründe haben. Daß die Kirchen nicht einfach das Lied «Gen Ostland woll'n wir reiten» mitsangen, *war* ein Resultat. Haben die ökumenischen Kirchen sich auf politischem Gebiet der Alternative West—Ost entzogen, so sind sie ihr freilich auf dogmatischem Gebiet erlegen. Die Kapitulation der abendländischen Christenheit vor dem orientalischen Christusverständnis ist auch ein Resultat. Ob diese dogmatische Fixierung jemals korrigierbar ist, bleibt fraglich. Die unbiblische Definition des christlichen Glaubens als Glaube an Christus, unseren Gott und Erlöser, mag östlichem Ritualismus und westlichem Pietismus angemessen erscheinen, dürfte sich aber darüber hinaus leicht mehr als trennend, denn als einigend erweisen — sofern eine solche Formel ernst und verbindlich genommen wird. Unsere welschen Freunde legen wohl den Finger auf die wunde Stelle, wenn André Chédel im «Essor» vom 15. Oktober 1948 schreibt: «Der Irrtum der ökumenischen Bewegung ist, daß sie beim Bau der Kircheneinheit mit dem Dach beginnt.» Das ist dort im Hinblick auf die Glaubensformel gemeint, es trifft noch mehr aber die gesamte Organisation, in welcher Dachorganisationen zusammen eine Überdachorganisation bilden. Ob der solchen Organisationen eigenen Bewegung von oben nach unten einmal eine Bewegung von unten nach oben entgegenkommt, ist noch nicht abzusehen.

Die Konferenz von Amsterdam ist vorüber. Die von ihr redenden Stimmen sind außerhalb der kirchlichen Welt meist recht enttäuschte Stimmen. Ob vielleicht die enttäuschten Stimmen der Kreise, welche die Kirchen noch viel stärker für ihre eigenen obskuren Zwecke einspannen wollten, den verantwortlichen Kirchenleitungen die eigentlichen Gefahren aller Kirchlichkeit enthüllen? Das wäre allerdings mehr als nur eine Überraschung, wäre ein Wunder. *Bruno Balscheit.*

Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus

(Die Kirche angesichts der Diktatur des Proletariates)

Fortsetzung

4. Marxens Kritik am Christentum als einer Ideologie

Marx nennt nun, wie wir gesehen haben, die gleichsam schizophrene Aufspaltung der menschlichen Wirklichkeit auf Kosten des wirklichen Menschen eine solche in ein doppeltes Leben, in ein himmlisches und in ein irdisches. Dieser theologische Vergleich, durch den die Zweiteilung des bürgerlichen Daseins in ein abstrakt geltendes politisches Gemeinwesen und in ein gesellschaftliches wirkliches Dasein als Privatmensch bezeichnet wird, hat einen tiefen Sinn und besitzt eine wahrhaft theologische Bedeutung.

Diese Zweiteilung wird in ihrem Wesen von Marx in seiner Ideologienlehre begründet. Diese selbst beruht auf der geschichtlichen Feststellung, daß sich seit der Teilung der Arbeit in eine materielle und in eine geistige und infolge der durch sie ermöglichten Zerteilung von Genuß und Arbeit, Produktion und Konsumtion auf verschiedene Individuen mit all der durch sie erzeugten Ungleichheit im Besitz an Produktionsmitteln und der mit ihr verbundenen Ungerechtigkeit und Gewaltsamkeit das menschliche Bewußtsein loslösen kann von den bestehenden Produktionsverhältnissen, die das wirkliche Dasein der Menschen bestimmen. Darum können die Menschen «sich wirklich einbilden, etwas zu sein, wirklich etwas vorzustellen, ohne etwas Wirkliches vorzustellen — von diesem Augenblick an ist das Bewußtsein imstande, sich von der Welt zu emanzipieren und zur Bildung der ‚reinen Theorie', Theologie, Philosophie, Moral usw. überzugehen» (II, 22). Das sind die sogenannten Ideologien.

Dementsprechend stellt sich dann zum Beispiel die bürgerliche (das heißt also von vornherein durch Klasseninteressen gebundene) Ideologie, eine unter Absehen von den wirklichen Lebens- und Arbeitsverhältnissen aller Glieder der Gesellschaft konstruierte und darum nur eingebildete (weil nur formal-politische) allgemein gültige «Gerechtigkeit» und eine mit dieser aufs engste verknüpfte, nicht weniger eingebildete (weil nur private) allgemeine Freiheit als eine bestehende Wirklichkeit vor. Dieser Betrachtungsweise entspricht dann vor allem die idealistische Philosophie, die an die Stelle des wirklichen Menschen faktisch eine eingebildete Idee vom Menschen setzt.

In diesem Sinne ideologisch, das heißt letztlich verlogen, weil an der wahren Wirklichkeit des Menschen vorbeiredend und diese in ihrer wahren Not und Verkehrtheit verschleiernd, ist nun nach Marx «die Religion», weil sie den Menschen durch die Ablenkung von seiner wahren Situation auf eine andere «himmlische» oder «geistige» Welt,

die ganz und gar abgelöst wird vom irdischen, geschichtlichen eigentlichen Dasein, sich selber entfremdet. Die von der heutigen Existenzphilosophie so viel berufene «Selbsttranszendierung» (Überschreitung, Überhöhung) des Menschen nimmt im religiösen «Jenseitsglauben» eine besonders verderbliche Gestalt an. Karl Marx betont nicht ohne Recht vor allem gegenüber der Christenheit seiner Zeit: Indem das Christentum «alle nationalen, natürlichen, sittlichen, theoretischen Verhältnisse äußerlich machte», das heißt zu belanglosen Dingen dekretierte angesichts der Frage nach der Rettung der Seele (von der gerade die Bibel in diesem «die Seele» von der wahren Wirklichkeit des Menschen in ihrer Totalität abspaltenden und zugleich «privatisierenden» Sinne gar nichts weiß), hat es die geistige Voraussetzung zur völligen Zerreißung aller wahren menschlichen Beziehungen geschaffen, dem nackten Egoismus des Kapitalismus freie Bahn geebnet und mitgeholfen, «die Menschenwelt in eine Welt atomistischer, feindlich sich gegenüberstehender Individuen aufzulösen» (I, 261). So wurde das Christentum auch zu einer Ideologie des bürgerlichen und kapitalistischen Daseinsverständnisses, das heißt aber bürgerlicher, klassenkämpferischer Daseinsverschleierung im Interesse und im Dienste der Aufrechterhaltung und Verherrlichung der kapitalistischen Diktatur und der durch sie sich vollziehenden industriellen Ausbeutung des Proletariates. Darum ist das Christentum für Marx als Religion «ein Opium des Volkes».

So erklärt Marx an entscheidender Stelle (a. a. O.) die Religion als «ein *verkehrtes Weltbewußtsein* einer *verkehrten* Welt». «Die Religion ist die allgemeine Theorie dieser Welt, ihr enzyklopädisches Kompendium, ihre Logik in populärer Form, ihr spiritualistischer Point d'honneur, ihr Enthusiasmus, ihre moralische Sanktion, ihre feierliche Ergänzung, ihr allgemeiner Trost- und Rechtfertigungsgrund. Sie ist die phantastische *Verwirklichung* des menschlichen Wesens, weil das *menschliche* Wesen keine wahre Wirklichkeit besitzt. Der Kampf gegen die Religion ist also mittelbar der Kampf gegen *jene Welt*, deren geistiges *Aroma* die Religion ist.

Das *religiöse* Elend ist in einem der *Ausdruck* des wirklichen Elendes und in einem die *Protestation* gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das *Opium* des Volkes».

Besser und ergreifender kann gerade «das Seufzen der Kreatur» nach der Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes und nach dem Kommen des wahren Geistes im Sinne von Paulus, das heißt aber gerade des Evangeliums vom Kommen Jesu Christi und nicht einer «Religion», deren Jenseitigkeit, wie Marx mit Recht bemerkt, nur eine verhüllte, faustdicke Diesseitigkeit und tiefe Verhaftetheit gerade an diese nur allzu irdische Welt zum Ausdruck bringt, kaum zur Darstel-

lung gelangen als in diesen anklagenden Worten, in denen sich gerade Karl Marx nicht bewußt ist, welche tiefe *christliche* Wahrheit er eben selber seufzend geltend macht, in seiner Sehnsucht nach der Offenbarung des wahren Menschen und nach der Verwirklichung des wahrhaft *geistigen* Menschen.

Doch halten wir zunächst eines fest: Durch die Vertröstung der Erniedrigten und Beleidigten auf das «Jenseits» und die *gleichzeitige* Weigerung, ihnen in ihrer jetzigen Not wirklich zu helfen, ist es den Christen allerdings gelungen, *für sie* das Diesseits zu entwerten und um jeden Sinn zu bringen — um es gleichzeitig *für sich selber* zum Schauplatz der wildesten Profitgier, Ausbeutung und Selbstbereicherung zu degradieren, und zwar nicht nur zur Zeit von Marx, sondern in einem noch nie gesehenen Ausmaße *heute* — von San Franzisko bis nach Zürich. Das sind die schweren, noch heute gültigen Anklagen, die Marx gegen die schlaue oder auch einfach blinde Synthese von Christentum und Kapitalismus schleudert — *die* Mischreligion der Neuzeit, die raffinierte oder auch nur törichte Verbindung des Mammonsdienstes mit dem Glauben an Christus. Hören nun aber nicht gerade aus diesen klassischen Worten von Marx die heutigen Marxisten heraus, daß sich der ganze Ingrimm von Marx nicht gegen den Glauben an Christus selber richtet, wo er wahrhaft echt und ehrlich bekannt wird, sondern gegen dessen schmählichen Mißbrauch? Warum sagt er dann, der Kampf gegen die Religion sei mittelbar der Kampf gegen *jene Welt*, deren geistiges *Aroma* die Religion sei! Wie stellt sich diese ganze Frage, wenn das richtig verstandene, wahrhaft gehörte Evangelium gerade nicht das Aroma dieser Welt ist, wenn es gerade das Gericht für diese Welt, die Marx so leidenschaftlich bekämpfte, bedeutet?

Eines ist gewiß: Die Marxsche Ideologienlehre ist gerade in ihrer Anwendung auf die Religion und im besonderen auf die christliche von größtem theologischem Belang. Sie stößt gleichsam von außen, doch durchaus in richtiger Einsicht auf eine besonders faule Stelle des christlichen Daseins der bürgerlichen Welt; sie enthüllt von außen her ein Versagen der «Christlichkeit», das von den Kirchen oder den Christen selber hätte angeprangert werden müssen; sie enthüllt unnachsichtig die wahrhaft ideologische Selbstpreisgabe der christlichen Gesellschaft in ihrer Anpassung an den bürgerlichen Kapitalismus, die ihren sprechendsten Ausdruck in der Verwandlung des christlichen Glaubens in eine Privatreligion findet.

Marx bekämpft in dem ihm begegnenden Christentum, das vor dem «Geist der Zeit» völlig kapituliert hat, den unwirklich und darum auch ganz und gar unwahr gewordenen Menschen, der überhaupt nicht — und, fügen wir hinzu, erst recht nicht vom Evangelium aus gesehen — die wahre Wirklichkeit mehr sehen kann und darum auch die wahre Bestimmung des Menschen unvermeidlicherweise verfehlen

muß. Dieser unwirkliche Mensch, der phantastische Mensch, ist in den Augen von Marx der, der die Wirklichkeit seines eigenen Daseins, das in der und durch die Gesellschaft und ihre Arbeit geworden ist, ideologisch vernebelt durch ein lügnerisches Bild, das ihn, den durch den Mammon Verblendeten, beherrscht. Denn dieses Bild ist eine «Ausgeburt seines Kopfes», «ein eingebildeter Wahn». Doch läßt sich Marx durch dieses verkehrte Bild einer «verkehrten» Wirklichkeit, wie es ihm in der Mißgeburt der privaten Religion mit ihrer «aparten Reich-Gottes-Geschichte» entgegentritt, selber den Kopf vernebeln, darin im Linkshegelianismus befangen bleibend, so daß er die Orientierung verliert und den lebendigen Gott der Bibel mit dem von ihm mit Recht perhorreszierten frommen Wesen als Wahngebilde betrachtet.

Jedenfalls trifft Marxens kritische Auffassung von der «Religion», sofern er nämlich im Rahmen seines Religionsbegriffes gerade die Christlichkeit und die Kirchlichkeit seiner Zeit als eine besondere ideologische Ausprägung der bürgerlich-kapitalistischen Selbstentfremdung des Menschen erfaßt, ins Schwarze, ohne dabei allerdings das evangelische Zeugnis vom lebendigen Gott und vom Kommen seines Reiches in *diese* Welt zu treffen, das mit «Religion» im üblichen Sinne und auch ihrem entsprechenden Jenseitsglauben nichts zu tun hat und erst recht nichts mit einer «Idee der Religion», unter welchem Namen Lenin mit Recht den religiösen Idealismus und einen idealistischen religiösen Sozialismus als bürgerliche Ideologie gegeißelt hat. Marx, und ihm folgend Lenin, haben nicht erkannt, daß ihre Religionskritik, in der sie die Religion als eine Form des idealistischen Subjektivismus betrachteten, die evangelische Verkündigung als solche gar nicht trifft, weil sie, darin ihren idealistischen Gegnern folgend, im Evangelium selber eine Idee, eine «Religion» in ihrem Verständnis einer solchen, zu finden glaubten, die dann natürlich auch ihrer Entlarvung als einer Ideologie verfallen mußte. Sie haben sich die Frage gar nicht ernsthaft gestellt, ob das Evangelium von Jesus Christus mit solchem ideologischem Wesen überhaupt etwas zu tun habe und nichts anderes bedeutet als die Verkündigung des Heilswillens des lebendigen Gottes im *realen* Kommen Jesu Christi zu den Menschen. Um so richtiger ist gerade darum auch die Gleichsetzung jeder Form des Idealismus mit Pfaffentum (popovschtschina) durch *Lenin**, die gerade Lenin um so

---

* Vgl. Lenins 1915 oder 1916 in Bern entstandenes Fragment: «Zur Frage der Dialektik». Lenin sagt (Filosofskie Tetradi — «Philosophische Hefte» —, Moskau 1947, S. 330, deutsch in «Aus dem philosophischen Nachlaß», Wien 1932, S. 289):

«Der philosophische Idealismus ist vom Standpunkt des groben, einfachen metaphysischen Materialismus *nur* Unsinn. Umgekehrt ist vom Standpunkte des *dialektischen* Materialismus der philosophische Idealismus eine *einseitige*, übertriebene, ‚überschwengliche' (Dietzgen) Entwicklung (Aufblähung, Aufschwellung) eines der Züge, einer der Seiten, einer der Grenzsteine der Erkenntnis zu dem von der Materie, von der Natur *losgelösten*, vergötterten Absoluten. Idealismus bedeutet Pfaffentum. Stimmt! Doch ist der philosophische Idealismus (*«richtiger* gesagt» und *«außerdem»*)

näher liegen mußte, als seinerzeit sich die liberale bürgerliche Reaktion in die Form eines ausgesprochenen religiösen Idealismus kleidete.

Weder Marx noch Lenin haben im übrigen die Tatsache beachtet, daß das materialistische Interesse, das sie mit vollem Recht an der objektiven Realität des Gegenstandes der Erkenntnis, der Außenwelt gegenüber aller idealistischen Verflüchtigung derselben bekundeten, durchaus dem Interesse des christlich-biblischen Glaubens an der sinnlich-leiblichen Realität von Gottes Schöpfung entgegenkommt. Es gibt hier einen höchst beachtenswerten «Parallelismus» zwischen dem biblischen Realismus, den man ebensogut Materialismus nennen könnte, und dem dialektischen Materialismus, den man auf der andern Seite ebensogut Realismus nennen könnte: «Das Ende der Wege Gottes ist Leiblichkeit», sagte Oetinger, und Männer wie die beiden Blumhardt und Leonhard Ragaz haben diese biblische Erkenntnis immer hochgehalten.

Karl Marx will also durch den angeführten Vergleich himmlisch-politisch-allgemein und irdisch-materiell-privat sagen, daß sich dieselbe «Verflüchtigung» des Konkret-Menschlichen, dieselbe Selbstentfremdung des Menschen auch in der Entwicklung des Christentums vollzieht in einer ideologischen Flucht aus der konkreten Verantwortlichkeit des Menschen gegenüber dem Mitmenschen in die private Religion, in eine religiöse Verantwortungslosigkeit gegenüber den realen Aufgaben dieser Wirklichkeit. Diese Auffassung und die damit verbundene Ablehnung der «Religion» als solcher mußte ihm um so näher liegen, als er die Religion überhaupt und das Christentum im besondern als eine Art idealistische Jenseitsmetaphysik verstand, als eine mythologische Form desselben Idealismus, den er selber in der Hegelschen Lehre vom Geiste zunächst geteilt hatte, die er dann aber um so schärfer nach seinem Übergang zum Materialismus, das heißt aber zu einem antiidealistischen Realismus, bekämpfte. Ein anderes Christentum als ein solches, das im Grunde nur die mythologische Präfiguration des Idealismus war, hat Marx kaum gekannt oder jeden-

---

ein *Weg* zum Pfaffentum *über eine der Schattierungen* der unendlich verwickelten *Erkenntnis* des (dialektischen) Menschen.

Die Erkenntnis des Menschen ist nicht (bzw. beschreibt nicht) eine gerade Linie, sondern eine Kurve, die sich dem System der Kreise, einer Spirale, unendlich nähert. Jedes beliebige Bruchstück, jeder Splitter, jedes Stückchen dieser Kurve kann verwandelt werden (einseitig verwandelt werden) in eine selbständige, ganze, gerade Linie, die (wenn man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht) dann in den Sumpf, zum Pfaffentum führt (wo das Klasseninteresse der herrschenden Klassen sie *verankert*). Gradlinigkeit und Einseitigkeit, Hölzernheit und Verknöcherung, Subjektivismus und subjektive Blindheit, voilà die erkenntnistheoretischen Wurzeln des Idealismus. Das Pfaffentum (= philosophischer Idealismus) aber besitzt natürlich *gnoseologische* Wurzeln, es ist nicht bodenlos, es ist unstreitig eine *taube* Blüte, aber eine taube Blüte, die am lebendigen Baum der lebendigen, fruchtbaren, wahren, machtvollen, allmächtigen, objektiven, absoluten menschlichen Erkenntnis wächst.»

falls gar nicht ernsthaft gewürdigt. Und es war in seiner Zeit schwer, ein anderes Christentum im damaligen Deutschland zu entdecken. Für dieses Mißverständnis war weniger er selber als die damalige Theologie und die von deren Musik begleitete Kirche schuld und in erster Linie die schließlich entscheidend ins Gewicht fallende kirchliche Praxis, die sich dadurch auszeichnete, als sie, je frömmer sie in der von der Allgemeinheit abgelösten Privatsphäre war, um so bedenkenloser den Mann auf der Straße der Ausbeutung preisgab, an der sich der Fromme unter Umständen selber intensiv beteiligte.

An dieser schizophrenen Trennung von Privatsphäre und öffentlicher Wirklichkeit, von Idealismus in der Philosophie und Machiavellismus in der Innen- und Außenpolitik, von privater Frömmigkeit und öffentlicher Prostitution im Sinne von Marx ist dann auch das deutsche Reich zugrunde gegangen. Das heißt aber alles nichts anderes, als daß der christliche Privatglaube als Privatreligion, so wie er gerade von der Kirche praktiziert worden ist, genau so wie die idealistische Philosophie Hegels oder der Pessimismus von Schopenhauer oder das Übermenschentum Nietzsches herabsinken mußte zu einer Ideologie des bourgeoisen, privatkapitalistischen Daseinsverständnisses.

In Marxscher Formulierung ausgesprochen, wird der christliche Glaube zur Ideologie, da wo er zur Privatreligion degeneriert, wo er herabsinkt zu einem vom wirklichen Leben, vom «Sein», vom wirklichen Dasein in der Welt getrennten abgesonderten, abstrakten *«frommen Bewußtsein»*, das als solches notwendigerweise «ideologisch» im negativen Sinne dieses Wortes, das heißt aber eben Selbstbetrug werden und zu einem Ausdruck einer der Unwirklichkeit, das heißt der Unwahrheit verfallenen Lebensgestaltung herabsinken muß. Die privat gewordene bürgerliche Frömmigkeit löst sich genau so vom wahren gesellschaftlichen Dasein des Menschen ab, wie die besondere, ein Scheindasein fristende «politische Allgemeinheit» der kapitalistischen Demokratie und deren idealistische Verherrlichung. Die ganze bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft hat so einen «doppelten Boden» und muß ganz besonders den sie verteidigenden Christen notwendig zum Heuchler werden lassen. Gerade er lebt in der Bejahung des Kapitalismus ein Doppelleben, ein besonderes, privates, abgesondertes Leben als gläubiger Christ, in dem er Christus folgen möchte; und ein zweites, wirkliches Leben im Arbeitsprozeß, wo er eben jenen «fremden Mächten» dient, vor allem dem Mammon, von denen sowohl Jesus wie Paulus mit einer nicht zu überhörenden Deutlichkeit als den teuflischen Gewalten sprechen. Diese Doppelheit, dieses Sowohl-als-auch des Christusdienstes, der dabei notwendigerweise imaginär, das heißt ideologisch, wird, mit dem Mammonsdienst, ist nichts anderes als das ideologische Widerspiel des Doppellebens, das der Bürger im kapitalistischen Staate führen muß, eben als «allgemeiner»

Staatsbürger und als privates Glied der kapitalistisch organisierten Gesellschaft.

Der ganze antireligiöse Affekt der proletarischen Masse, der kämpferische Atheismus, ist zu einem guten Teil ein wohlverständlicher Protest des entrechteten und entmenschten Menschen im Namen der Humanität gegen den kirchlichen Antihumanismus im Hinblick auf die Not des Proletariates. Zugleich aber haben sich Marx und Genossen den freien offenen Blick auf die Bibel selber völlig vernebeln lassen. Es ist die Schuld der Kirche, daß sie immer wieder und nirgends so sehr wie in Deutschland und Rußland sich wie ein dunkler Schatten zwischen das Evangelium und das nach Befreiung rufende verelendete Volk gestellt hat, dadurch, daß sie zum Ideologen einer Klassenherrschaft in einem vom Sein abgesonderten frommen Bewußtsein geworden ist.

Die Kirche hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts (und zwar gilt das von allen Kirchen, insbesondere aber von denen auf dem europäischen Kontinent) gegenüber der realen geistigen und leiblichen Not der Menschheit und insbesondere der des Proletariates immer hilfloser und ohnmächtiger erwiesen. Die Hauptursache dieser Ohnmacht ist das Versagen gegenüber der ungeheuren Verschärfung der Klassengegensätze im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, die bedingt war durch die Entstehung eben des vierten Standes, des Proletariates als einer besonderen Klasse der industriell Ausgebeuteten und nicht nur der bittersten Armut, sondern besonders am Anfang (einschließlich der Kinder) völliger Schutzlosigkeit Preisgegebenen, einer Klasse, die es als solche noch nicht gegeben hatte. Der Sklave des Altertums war ebensowenig wie der Hörige des Mittelalters derart «heimatlos» und vom Boden weggerissen wie der moderne Proletarier. Die Armut und Depraviertheit der Menschen früherer Zeiten war nicht so total und war nicht so sehr anonymen Mächten preisgegeben wie die des Proletariates. Der Arme des Mittelalters war prinzipiell ein Gegenstand der kirchlichen Fürsorge. Die Wohltätigkeit besaß deswegen auch im Mittelalter eine echte, soziale Funktion, die sie heute nicht mehr oder jedenfalls nicht mehr in dem Maße besitzen kann.

Man ist bis heute in weiten kirchlichen Kreisen immer noch der total verkehrten, die geschichtliche Entwicklung in ihrem wirklichen Verlaufe auf den Kopf stellenden Meinung, der moderne Klassenkampf sei nichts anderes als eine bösartige Erfindung der Marxisten, während tatsächlich umgekehrt der politische und soziale Klassenkampf der Arbeiter nur eine unvermeidliche Folge der und eine Antwort auf die durch den Kapitalismus erzeugte Ausbeutung ist. Diese selber *ist* schon Klassenkampf, bedeutet schon eine Kriegserklärung der Kapitalisten an das arbeitende Volk. Das im Klassenkampf stehende Proletariat kämpft, da wo es ihn im Sinne von Marx versteht und im Sinne von Marx führt, zu allererst um nichts anderes

als um die ihm geraubte Menschenwürde, um das ihm vorenthaltene Recht auf Arbeit und um die Verteidigung der ihm zukommenden und geraubten Früchte seiner eigenen Arbeit.

Die Kulturkrise der Gegenwart hängt aufs engste zusammen mit der immer größere Ausmaße annehmenden proletarischen Situation und mit der Entwicklung des Kapitalismus zu einem ausgesprochenen Monopolkapitalismus; durch beides ist die geistige Situation des modernen Menschen schlechthin bedingt. Das Verständnis jener Krise darf nicht abgelöst werden von dieser konkreten geschichtlichen Situation, also nicht in einer davon abgelösten Abstraktheit verstanden werden, wie das heute gerade im sogenannten Existenzialismus geschieht, in welchem völlig irreal, genau so wie schon bei Feuerbach und Kierkegaard letztlich abstrakt vom «Menschen überhaupt», abgesehen von seiner sozialen Situation, geredet wird. Der sich überall zum Nihilismus steigernde Kulturpessimismus des Bürgertums von Schopenhauer bis zu Sartre ist letztlich zu verstehen als die Ausweglosigkeit der vor ihrem eigenen Abgrund stehenden bürgerlichen Klasse, die an ihrem «Fortschritt», der mit dem Fortschritt der Menschheit schlechthin gleichgesetzt wird, verzweifelt ist, wobei zu bedenken ist, daß ein gewisser mechanischer Fortschrittsoptimismus ein typisches Erzeugnis des noch selbstbewußten kapitalistischen Bürgertums und eines quantitativ, vor allem in «Räumen» denkenden von diesem getragenen Imperialismus war.

Ziel der kommunistischen Revolution ist also nach Marx «die Befreiung jedes einzelnen Individuums» von den Fesseln der Gesellschaft, die es bis jetzt bedrückten und hinderten, zu sich selber zu kommen. Erst dann wird es den Menschen möglich, «ihren geistigen Reichtum» zu entfalten, weil dann auch erst die Menschen unter sich in wirklich menschlichen Beziehungen stehen und deren Reichtum fruchtbar machen können. «Die Aufhebung der Teilung der Arbeit und die Subsumierung der sachlichen Mächte unter die Individuen» ist ohne die Gemeinschaft nicht möglich. Erst in der Gemeinschaft erhält das Individuum die Mittel, seine Anlagen nach allen Seiten hin auszubilden; erst in der Gemeinschaft wird also die persönliche Freiheit möglich.

«In den bisherigen Surrogaten der Gemeinschaft, im Staate usw., existierte die persönliche Freiheit nur für die in den Verhältnissen der herrschenden Klasse entwickelten Individuen, nur insofern sie Individuen dieser Klasse waren. Die scheinbare Gemeinschaft, zu der sich bisher die Individuen vereinigten, verselbständigte sich stets ihnen gegenüber und war zugleich, da sie eine Vereinigung einer Klasse gegenüber einer andern war, für die beherrschte Klasse nur eine neue Fessel. In der wirklichen Gemeinschaft erlangen die Individuen in und durch ihre Assoziation zugleich ihre Freiheit.» (II, 59—60.) *Fritz Lieb.*

(Fortsetzung folgt.)

Religiös-sozialer Ferienkurs in Amden

11. bis 16. Oktober 1948

Der Blick auf das Amden gegenüberliegende Obstalden, und die Nähe Wesens ließen uns die dort verlebten Ferienkurse unter Ragaz' Führung besonders stark gegenwärtig werden. Pfarrer Trautvetter empfand es denn auch in seiner Einleitung als einen Grund freudigen Gedenkens, daß wir damals an einer Quelle standen, um einen Menschen standen, der Quellen zum Fließen brachte.

Auch dieser Kurs mit dem Thema *«Der Durchbruch der religiös-sozialen Idee»* führte uns zu Quellen oder zu den Menschen, bei denen diese Quellen aufgebrochen sind.

Pfarrer *Otto Hürlimann* vermittelte uns in seinem sehr konzentrierten, gewichtigen Referat ein eindrückliches Bild vom Leben und Schaffen des Dänen *Sören Kierkegaard*.

Er stellte uns dar, wie Kierkegaard, die stürmischen Ereignisse der Zeit um 1848 intensiv erlebend, einen leidenschaftlichen und verzehrenden Kampf führte gegen das geltende Christentum, es an den Forderungen des Evangeliums messend. Unbedingte Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und kompromißlose Wahrheit (Wahrheit als fortwährend im Werden begriffener Weg verstanden) sollten ein verweltlichtes Christentum, dem das «Du sollst» entglitten war, von seinen es entwürdigenden Bindungen lösen.

Kierkegaards Aufgabe ist die *Nachfolge*, als dem Eigentlichsten an Christus. Es gilt, sich zu entscheiden. Entweder dem um der Wahrheit willen leidenden, verfemten, verfolgten Christus in seine Erniedrigungen nachzufolgen, mit ihm darin gleichzeitig zu werden, sich dadurch in die Opposition zum Bestehenden zu begeben, oder sich verärgert von Christus abzuwenden. Diese Entscheidung ist nur dem möglich, der sich als *Einzelner* mit alleiniger Verantwortung vor Gott hinstellt; die *Menge* erträgt diesen Weg nicht. Nur aus solcher Bereitschaft heraus hält Kierkegaard die notwendige *Reformation* des Christentums möglich.

Henri Roser, Paris, leitete seine lebendige Darstellung des *französischen* religiösen Sozialismus ein mit der Schilderung des kriegsbedingten Weges, auf dem der religiöse Sozialist Wilfred Monod 1942 von Ragaz das Buch «Die Botschaft vom Reiche Gottes» erhielt und in diesem Buche gerade das ausgedrückt fand, was auch sie wollten.

Roser greift zurück auf einen der Inspiratoren des französischen religiösen Sozialismus, auf *Jean-Frédéric Oberlin* (1740), einen Elsässer, dessen ganzes Leben ein konkreter Dienst an der Verwirklichung des Christentums war.

Alexandre Vinet, der waadtländische individualistische Denker und Theologe, wurde uns dargestellt als der leidenschaftliche Kämpfer für die Freiheit als Grundlage des sittlichen Lebens, die individuelle Frei-

heit, die dem Einzelnen die Kraft gibt, Widerständen standzuhalten und ihn zur Persönlichkeit werden läßt, ihn befähigt, besser gehorchen und besser dienen zu können.

Tommy Fallot, ein Elsässer, ist der eigentliche Schöpfer des religiösen Sozialismus in Frankreich. Mit 27 Jahren verzichtet er auf das behagliche Leben des Fabrikbesitzers, studiert Theologie und geht den Ursachen des Sich-Abwendens der Armen von der Kirche nach. In seinen Predigten über das Unservater lehnt er das alte Ideal der Frömmigkeit ab und spricht von der vollkommenen Menschlichkeit Gottes. Der Sozialismus, der einen guten Teil seines Programmes vom Evangelium entlehnt hat, indem er die Gesellschaft auf der Grundlage der Gerechtigkeit aufbauen will, wird nicht verurteilt. Die Neuordnung der materiellen Bedingungen geht Hand in Hand mit der inneren Wandlung. Es ist Fallots gewaltiger Versuch, der Welt zur moralischen, sozialen und politischen Gesundung zu verhelfen. — Von dieser Bewegung aus gingen ein Charles Gide, der bedeutende Theoretiker des Genossenschaftswesens, ein Wilfred Monod, ein Elie Gounelle, ein Paul Passy.

Pfarrer *Rob. Lejeune*, der Herausgeber der Blumhardt-Predigten, machte uns vertraut mit den beiden Kämpfern des Reiches Gottes auf deutschem Boden, mit *Vater* und *Sohn Blumhardt*. Auf dem damals unfruchtbaren Boden Deutschlands geschah ein machtvoller Durchbruch der religiös-sozialen Idee durch diese beiden Männer. Der Kampf des *Vaters* Blumhardt mit den dämonischen Mächten der Krankheit läßt ihn eine neue Art des göttlichen Wunders erleben. Er griff in eine Welt der Götzenherrschaft ein, die keine Hoffnung auf einen Sieg Gottes über die Welt kannte, und vollführte einen gewaltigen Durchbruch durch die furchtbaren Weltmächte zum Reiche Gottes hin.

Der *Sohn* Blumhardt sah seine Aufgabe darin, Christus in die menschlichen *Verhältnisse* hineinzutragen, dort durch den Kampf gegen jede Form von Selbstsucht der Sache Gottes Geltung zu verschaffen. In der Gärung der damaligen Welt brach der Sozialismus durch als die Hoffnung einer neuen Welt, der von Blumhardt erwarteten. Dessen Trägerin war die Sozialdemokratie; ihr trat Blumhardt bei, dadurch eine entscheidende Gottestat vollführend, aber auch unerhörten Anstoß erregend.

Ergriffen folgten wir der bedeutsamen Einführung *Margarete Susmans* in die *russische Welt*. Die beiden großen Russen *Tolstoj* und *Dostojewskij* wurden dargestellt in ihrem leidenschaftlichen Ringen mit dem mächtig heraufdringenden Nihilismus und Atheismus, dem Nichts ihrer Zeit. Beide haben es in ganz verschiedener Weise durch eine Botschaft vom Reiche Gottes überwunden: Tolstoj durch eine neue und strenge Erschließung des Evangeliums, vor allem der Bergpredigt, die er als die tiefste Wahrheit des Herzens selbst begriff. Dostojewskij durch die Liebe zu Christus als dem Fleisch gewordenen

Wort, durch die Liebe zu dem, der in erbarmender Demut als Gott in die dunkle menschliche Wirklichkeit eingekehrt ist. Beide haben in diesem Ringen unabhängig voneinander sich auf die Wirklichkeit des einfachen russischen Volkes gestützt, das sie als Träger reiner, ursprünglicher Christlichkeit der zerfallenden Gesellschaft ihrer Zeit gegenüberstellten. Beide haben uns so in ihrem Werk ein unauslöschliches Bild des russischen Menschen, des russischen Herzens, der russischen Seele gegeben, in deren Tiefe sie den Keim zur Erlösung der Menschheit erblickten.

Pfarrer *Hermann Bachmann* schilderte uns in seinem «*Beitrag der angelsächsischen Welt*» zunächst Englands politische und soziale Lage jener Epoche und die daraus fließenden bewegten Kämpfe zur politischen und sozialen Befreiung.

Thomas Carlyle und *F. Morris* nahmen, durchdrungen von der tiefen Notwendigkeit der Erlösung des Menschen durch eine Revolution von Gott her, den Kampf auf gegen Mechanismus und Materialismus. Carlyle tritt der Geschichtsauffassung entgegen, die das geistige Leben nur als Überbau über dem wirtschaftlichen betrachtet, und sieht die Lösung in der Verwirklichung der Gerechtigkeit, einer Aufgabe, deren Erfüllung er nur von einer Auslese erwartet. — Die sozialen und sittlichen Impulse, die Carlyle gegeben, entwickelten *Kingsley* und *Robertson* in der christlich-sozialen Bewegung Englands weiter durch die Aufstellung christlicher Grundsätze, das Aufkommen von Klassenhaß verhütend.

Der letzte Tag des Ferienkurses galt dem «*Beitrag der Schweiz*» zum Durchbruch der religiös-sozialen Idee.

Pfarrer *Paul Trautvetter* erläuterte uns aus der lebendigen Gegenwart heraus vor allem das Wollen und Wirken von *Leonhard Ragaz*. In zwei bedeutsamen Worten drückt sich Wesentlichstes der religiös-sozialen Bewegung aus. Es sind die Worte: «Der *lebendige Gott* und *sein Reich*.» Es ist der lebendige Gott, und was er schafft, ist das Reich, die Erlösung. Das Auge des Glaubens erkennt dieses Schaffen im Menschen selber, es befreit ihn, hebt ihn über die bloße Natur hinaus, gibt allem einen Sinn, heilt ihn vom Pessimismus. Besonders spürbar wird dieses Schaffen in der sozialen Unruhe der Zeit. Eine Konsequenz daraus liegt in der Hinwendung zum Proletariat. — *Kutter* empfand stark die Notwendigkeit des Hineingehens in die Politik. Er und Ragaz taten es durch deutliches Ablegen alles Pharisäismus gegenüber den Arbeitern, in ihnen den Mitmenschen, den Bruder suchend, wie es besonders stark im Gleichnisbuch von Ragaz uns entgegentritt. — Ragaz' Kampf gegen Religion und Theologie, sein ungeheurer Radikalismus werden als zentraler Kampf erst nach und nach verstanden werden. Es war ein prophetischer Kampf.

Milde, wohltuende, klare Herbstluft lag die ganze Woche auf dieser wundersamen Berglandschaft, die Amden umgibt. *Sofie Zoller.*

Unsere Zürcher Leser machen wir darauf aufmerksam, daß die in diesem Bericht erwähnten Vorträge im Rahmen des Winterprogramms von «Arbeit und Bildung», Gartenhofstraße 7, Zürich, gehalten werden. Die Vorträge Hürlimann und Roser haben schon stattgefunden. Die übrigen finden an folgenden Tagen, jeweils 20 Uhr, statt:

15. November	R. Lejeune: Blumhardt
22. November	Margarete Susman: Tolstoj
29. November	Margarete Susmann: Dostojewskij
6. Dezember	H. Bachmann: Carlyle, Kingsley, Robertson
13. Dezember	P. Trautvetter: Kutter, Ragaz

Weltrundschau

In Amerika nichts Neues Das wichtigste Ereignis der Berichtszeit sind zweifellos die *Wahlen in den Vereinigten Staaten von Amerika*, deren Ergebnis der Schreibende soeben vom Londoner Sender abgenommen hat und nur noch in aller Kürze kommentieren kann, nachdem die übrigen Teile der Weltrundschau bereits der Druckerei übergeben worden sind. Die Überraschung wird groß sein in der Welt, daß, allen Voraussagen zum Trotz und auch im Gegensatz zu den sonst recht zuverlässigen privaten Volksumfragen (Gallup usw.), nicht Gouverneur Dewey das Rennen gemacht hat, sondern wahrscheinlich Präsident *Truman* für weitere vier Jahre im «Weißen Haus» zu Washington residieren wird, gestützt von einer demokratischen Mehrheit nicht nur im drittelerneuerten Senat, sondern auch im gänzlich erneuerten Abgeordnetenhaus, das vor zwei Jahren eine republikanische Mehrheit bekommen hatte. Auch die Gouverneurswahlen in den Einzelstaaten sind überwiegend zugunsten der Demokratischen Partei ausgefallen.

Wie ist dieses Ergebnis zu erklären? Haben die Beobachter der öffentlichen Meinung einfach falsch geurteilt? Hat die überhebliche Siegessicherheit der Leute um Dewey einen Teil der Parteigänger der Republikaner eingeschläfert und umgekehrt die Demokraten aufgerüttelt? Oder hat die Aussicht auf einen Präsidenten, hinter dem vor allem die reaktionär-kapitalistischen Mächte gestanden wären, die fortschrittlichen Elemente im Volk, insbesondere die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, die das Taft-Hartley-Gesetz nicht vergessen haben, zu unvermutet kräftigem Widerstand angespornt? Hat — auf der gleichen Linie — gar die Furcht, unter einer Regierung Dewey-Dulles werde das außenpolitische Scharfmachertum vollends obenaufschwingen und Amerika in den längst an die Wand gemalten Krieg mit der Sowjetunion hineinreißen, die Stillen im Lande überraschend zu einer Friedensdemonstration getrieben? Die enttäuschend geringe Stimmenzahl, die Henry *Wallace* gewonnen hat, fände — über die Wirkung der Propaganda hinaus, die ihn als den Mann Moskaus ver-

leumdete —, durch Erwägungen dieser letzteren Art immerhin eine gewisse Erklärung; es könnte sein, daß Hunderttausende von Wählern und Wählerinnen, die grundsätzlich für Wallace waren, angesichts der Aussichtslosigkeit seiner Kandidatur eben doch, trotz allem, für Truman als das kleinere Übel gestimmt haben, um eine gefährliche Verschärfung des außenpolitischen Kurses der Vereinigten Staaten, wie er mit Dewey als Präsident wahrscheinlich gewesen wäre, zu verhindern.

Machen wir uns aber dennoch keine Illusionen über die Politik, die eine neue Regierung Truman betreiben wird! Wie ich hier wiederholt gesagt habe, beruht die Innen- wie namentlich die Außenpolitik der Vereinigten Staaten in allen wesentlichen Punkten auf einer *Koalition* von Demokraten und Republikanern, der beiden großen bürgerlich-kapitalistischen Parteien, in denen die konservativen Elemente durchaus vorwiegen. Walter Lippmann, der vielgelesene amerikanische Journalist, hat es kürzlich in einer Wahlbetrachtung richtig gesagt:

«Tatsache ist, daß schwere Probleme zu lösen sind. Aber für diese Probleme haben nicht die Republikaner als Partei eine Reihe von Lösungen bereit und die Demokraten als Partei eine andere Reihe. In der inneren Politik (und erst recht in der äußeren. H. K.) gibt es keinen grundlegenden Gegensatz der Doktrinen, keinen ideologischen Gegensatz, der auch nur von ferne mit demjenigen zu vergleichen wäre, der die Parteien sagen wir in Frankreich oder auch bloß in England trennt ... Die Behauptung, Truman, Snyder und der Klüngel im ‚Weißen Haus' seien fortschrittlicher und liberaler als Dewey, Warren, Vandenberg, Stassen und ihre nächsten Ratgeber und Stützen, ist handgreiflicher Unsinn.»

Truman ist gewiß durch das Auftreten von Wallace, das mindestens im Anfang ein außerordentlich starkes Echo im amerikanischen Volke gefunden hat, gezwungen worden, ausgesprochen liberale Töne anzuschlagen und den 80. Kongreß — die verflossene Bundesversammlung — mit einer Schärfe anzugreifen, die bei diesem im Grunde unentschiedenen und energielosen Mann überraschen mußte. Aber wieviel von dieser Kampflust ist einfach der Wahlsituation zuzuschreiben, und wieviel war echt? Wieviel davon wird übrigbleiben, wenn Truman aufs neue im Amt ist und die Zweiparteienkoalition wieder zu spielen beginnt? Das hängt natürlich zu einem wesentlichen Teil von dem Charakter der Mehrheit ab, die sich durch die beiden Parteien hindurch im neuen Kongreß bilden wird. Es hängt aber auch davon ab, in welcher Form die *fortschrittlich-demokratischen Volksteile* künftighin ihren Willen zum Ausdruck bringen werden. Erleben die Parteidemokraten eine Renaissance, wie das dank der Abstoßung ihres rechten Flügels sehr wohl möglich ist — der Wahlausfall hat ja bereits gezeigt, wieviel Kredit sie durch ihre Linksschwenkung zurückgewonnen haben —, dann wird es die neue Fortschrittspartei schwer haben, zur großen dritten Partei aufzusteigen. Anderseits ist aber auch sehr ernst damit zu rechnen, daß die Gewerkschaften, die diesmal aus Opportunismus und Kommunistenfeindschaft noch einmal für Truman eingestanden sind, die Initiative zur Bildung einer gemäßigt links-

orientierten Volkspartei ergreifen und die offiziellen Demokraten mehr und mehr in den Hintergrund drängen werden. Die ganze Lage in Amerika ist noch gänzlich unübersichtlich, aber doch auch voller großer Möglichkeiten, die weitblickend auszunützen jetzt die dankbare Aufgabe einer fortschrittlichen Staatskunst ist.*

Der kalte Krieg Die Folgen einer Verschärfung des weltpolitischen Kurses der Vereinigten Staaten, wie sie von einem Wahlsieg der Republikaner zu gewärtigen war, drohten um so bedenklicher zu werden, als sich besonders in Europa, und offenkundig unter amerikanischer Führung, die Beziehungen zwischen den Westmächten und der Sowjetunion während der vergangenen Wochen ohnehin weiter verschlechtert haben. Die *UNO-Tagung in Paris* spiegelt diese Entwicklung auch in ihrem zweiten Abschnitt getreulich wider. Irgendwelche Autorität, irgendwelcher feste Wille, das zunehmende Chaos zu bändigen, geht von ihr nicht mehr aus; kaum daß es dem Sicherheitsrat gelingt, den immer wieder aufflackernden Krieg um *Palästina* zu dämpfen — ein Erfolg, der in uns freilich gemischte Gefühle erweckt, läuft er doch tatsächlich darauf hinaus, daß die Juden an der Verteidigung des Negev gehindert werden sollen, der jetzt wüstliegenden Südhälfte Palästinas, die Israel im ersten Teilungsplan zugesprochen erhalten hatte, die ihm nun aber zugunsten Ägyptens — hinter dem in diesem Fall aus strategischen Gründen England steht — wieder genommen werden soll. Wirkliche Gefahr, daß die Juden aus dem Negev wieder vertrieben werden könnten, besteht zwar nicht; dazu reichen weder die ägyptischen noch die der UNO

* Inzwischen ist die Sicht auf die Vereinigten Staaten etwas klarer geworden, und man vermag zu erkennen, daß die Hauptursachen der *demokratischen Grundwelle*, die über die Union und die Einzelstaaten hinweggegangen ist, einmal in der Erbitterung der ärmeren Volksschichten über die wachsende Teuerung und Wohnungsnot zu suchen sind; sodann (scheinbar im Widerspruch dazu) in der Hoffnung weiter Farmerkreise, eine demokratische Regierung werde, wie in den dreißiger Jahren, eine wirksame Preisstützungspolitik durchführen; ferner und namentlich in dem Willen der Gewerkschaften, die Anhänger des Taft-Hartley-Gesetzes aus der Bundesversammlung auszuschalten; und schließlich in einem starken Mißtrauen gegen die Außenpolitik der Republikaner, die eben kapitalistisch-militärischen Einflüssen besonders stark unterworfen gewesen wäre. Ob das Vertrauen, das die Mehrheit des amerikanischen Volkes Truman und den Demokraten entgegengebracht hat, wirklich begründet ist, steht auf einem anderen Blatt; was die Außenpolitik betrifft, so hat K. von Schumacher — mit dem wir das Heu sicher nicht auf der gleichen Bühne haben — diesmal vermutlich schon recht, wenn er in der «Weltwoche» meint, es deute alles darauf hin, «daß Truman in allen entscheidenden Fragen wohl oder übel den ihm (von wem? H. K.) vorgezeichneten Weg gehen wird. Das aber ist, wie schon in der Vergangenenheit, ein Weg der entschlossenen Haltung gegenüber Rußland, ein Weg der noch weitergehenden Aufrüstung und ein Weg des Ausbaus der amerikanischen Position in der ganzen Welt».

Aber darauf kommt es ja in diesem Zusammenhang nicht an. Maßgebend bleibt, daß Trumans Wähler und Wählerinnen *glaubten*, die neue Regierung werde links anhalten und in der Außenpolitik ein Hindernis für das Überborden gefährlicher

etwa sonst zur Verfügung stehenden Streitkräfte aus. Und auch den neugesicherten Korridor von Tel Aviv nach Jerusalem wird sich Israel so wenig entreißen lassen wie das nun ziemlich fest in seinen Händen befindliche Westgaliläa. Aber die Ohnmacht, welche die Vereinten Nationen dem Kampf um Palästina gegenüber an den Tag legten, ist eben doch etwas Bemühendes und keineswegs geeignet, das Vertrauen in ihre friedensichernde Kraft zu mehren. Mit der *Berliner Frage* aber vermögen die Vereinten Nationen erst recht nicht fertig zu werden. Ihre Organisation ist ja freilich auch von vornherein gar nicht für die Entscheidung solcher Streitfälle geschaffen worden; sie beruht durchaus auf der Voraussetzung, daß die Großmächte jeweilen *auf dem Kompromißweg* miteinander einig werden und nicht durch systematische Überstimmung der zahlenmäßig schwächeren Gruppe durch die stärkere Lösungen erzwingen, die das Gefüge der Vereinten Nationen selber sprengen könnten. Da eine solche «Lösung», wie in anderen Fällen, so auch in der Berliner Angelegenheit von den Westmächten nun trotzdem versucht wurde, so ging es eben, wie es gehen mußte: die Russen verwarfen den Vermittlungsvorschlag der sogenannten Neutralen— die in Wahrheit natürlich keine Neutrale sind, vielmehr eindeutig im sowjetgegnerischen Lager stehen —, die Alliierten behalten sich vor, die Sache vor die Generalversammlung weiterzuziehen, und die Russen sind wieder einmal glücklich — was ja von Anfang an der Zweck des Manövers war — vor der «Weltöffentlichkeit» als die großen Störenfriede gebrandmarkt.

Die Sowjetunion hat sich allerdings die Herausbildung dieser für ihre Gegner so vorteilhaften Propagandasituation großenteils selber

---

Strömungen sein. Und zur Bekundung dieses Glaubens durch die Wahl Trumans hat paradoxerweise *Henry Wallace* entscheidend beigetragen. *Ohne* seinen Kampf — der, vergesse man es nicht, vor nunmehr fast einem Jahr begonnen wurde — wäre die Demokratische Partei wahrscheinlich geblieben, was sie nach Roosevelts Tod geworden war: der zudem noch durch seinen eigenen rechten Flügel, die reaktionären Südländer, gelähmte fortschrittlichere Flügel des konservativen Gesamtbürgertums. Ohne Wallace hätte sich Truman schwerlich entschlossen, der neuen Fortschrittspartei durch eine eigene Linksschwenkung Konkurrenz zu machen und den Abfall der Süddemokraten in Kauf zu nehmen. Und die Folge wäre gewesen, daß die Linksströmung im Volke eben von Wallace aufgefangen worden wäre oder daß zahlreiche «Linke», insbesondere aus den Reihen der Gewerkschaften, einfach nicht für Truman und die Demokraten hätten stimmen können. Nun aber fielen für all diese Menschen die Hemmungen weg, sich für Truman einzusetzen; sie sahen jetzt in den *Demokraten* wieder die Partei der Opposition gegen Großkapitalismus und Imperialismus und ließen die neue Fortschrittspartei, die ja doch keinerlei Chancen habe, links liegen. Die Kandidatur Wallace verlor in den Augen zahlreicher Wähler in dem Maß ihren Sinn, als sich die Partei Trumans wieder liberalisierte. Und die *Sache*, für die Wallace kämpfte, gewann im gleichen Maß im Rahmen der Demokratischen Partei an Kraft, in dem seine eigene Partei an Anhang verlor. Vielleicht hat so Wallace, wenn auch in anderer Weise, als er dachte, durch die Verhinderung eines republikanischen Wahlsieges Amerika und die Welt doch vor dem Hineingleiten in eine neue Katastrophe gerettet!

7. November.

zuzuschreiben. Denn so unbefriedigend die Vermittlungsformel der «Neutralen» auch war, weil die Russen nicht gern den Trumpf ihrer Sperremaßnahmen aus der Hand gaben, ohne sicher zu sein, daß die Wiederaufnahme der Besprechungen zwischen den Militärgouverneuren über die Einführung der Ostmark auch in Westberlin nicht erneut mit einem Mißerfolg enden werde, so hätte sie doch, wenn angenommen, einen Boden schaffen können, auf dem eine Erfüllung der *berechtigten* Begehren der Russen nicht unmöglich gewesen wäre. Denn das muß neuerdings ohne Umschweife gesagt werden: der *Zweck* des russischen Vorgehens in Berlin ist — vom Standpunkte der herkömmlichen «Realpolitik» aus natürlich — vollauf berechtigt, wenn auch die dafür gebrauchten *Mittel*, insbesondere die Verkehrssperre, weithin unberechtigt sind. Mitten in der russischen Zone, wie irgendwo auf Grönland oder in Nordafrika (wo die Westmächte von Rechts wegen auch nichts zu suchen haben), einen militärischen Stützpunkt zu unterhalten, der auch wirtschaftlich und politisch, im Kampf gegen die Kommunisierung Ostdeutschlands, von großer Bedeutung ist, dazu haben die Alliierten nun einfach kein inneres Recht, seit es kein gemeinsam von den vier Siegermächten verwaltetes Deutschland mehr gibt, vielmehr die Westmächte bewußt daran arbeiten, einen gesonderten, kapitalistisch orientierten und immer mehr der nationalistischen Reaktion verfallenden westdeutschen Staat aufzubauen. (Die jüngsten Wahlen in Schleswig-Holstein mit ihrem Erfolg der Christlichdemokratischen Union zeigen erneut das Vordringen der konservativen Elemente und des Alldeutschtums deutlich an.) Aber das *formale* Recht zur Unterhaltung eines Stützpunktes in Westberlin — heute «Luftbrücke» genannt — haben sie eben dennoch und nützen es auch bis zum letzten aus, die Russen damit *scheinbar*, das heißt in den Augen einer oberflächlich urteilenden Welt, auch moralisch ins Unrecht setzend. Was doch eine einseitige Propaganda — und die Schweiz beispielsweise steht sozusagen vollkommen unter dem Einfluß der westmächtlichen Propaganda — nicht alles fertigzubringen vermag!

Was weiter geschehen soll, bleibt vorderhand unklar. Die «Luftbrücke» nach Berlin mag weiterhin den *strategischen* Absichten der westlichen Generalstäbe beste Dienste leisten; das Wirtschaftsleben Westberlins kann sie nicht richtig im Gang halten. Und das mag früher oder später zu neuen, gefährlichen Verwicklungen führen. Inzwischen betreiben die Westmächte aufs eifrigste ihre *militärischen Vorbereitungen* für den äußersten Fall (auf den sie, wie sie immer wieder mit unverkennbarer Kampfbegierde erklären, unbedingt gerüstet seien) oder doch zum Zwecke der wirksameren Einschüchterung der Russen. Der «westliche Verteidigungsrat», mit Marschall Montgomery an der Spitze, ist zwar noch eine etwas nebelhafte Sache; man weiß weder, wo die Verteidigungslinie errichtet werden soll, noch wer die dafür nötigen Streitkräfte zu stellen hat, noch wieweit sich die in Frage

kommenden Staaten einem gemeinsamen Oberbefehl unterziehen werden, sofern der höhere strategische Plan etwa die vorläufige Räumung ihres Gebietes vorsehen sollte. Aber das wird sich ja wohl mit der Zeit klären, namentlich wenn einmal auch die Vereinigten Staaten und Kanada in aller Form mitmachen werden und Westeuropa auf Grund eines neuen Leih- und Pachtsystems mit amerikanischer Hilfe großzügig aufrüsten kann. Ob auch Spanien irgendwie, wenn auch zunächst nur mit einem militärischen Stützpunkt etwa auf den Baleareninseln, in die atlantische Allianz einbezogen werden soll, ist noch nicht entschieden; Irland (Eire) zeigt jedenfalls den Engländern die kalte Schulter, solange die nordirischen Bezirke (das protestantische Ulster) bei Großbritannien verbleiben, und hat sogar neuerdings auch das letzte formale Band, das es noch mit England verknüpfte, durchschnitten.

Anderseits bemüht sich die amerikanische Diplomatie angelegentlich um die Bildung eines nordischen und eines Mittelmeerstaatenblocks, die beide dem atlantischen Bund gleichgeordnet werden sollen, während Außenminister Bevin in einer Rede vor dem britischen Industriellenverband von einem «festen Zusammenhalt» auch mit den Ländern des Mittleren Ostens, des indischen Subkontinents, Südostasiens und Südafrikas sprach, «auf einer großen, unmißverständlichen Grundlage, wie sie Großbritannien bei seinem eigenen Aufbau diente». Ein etwas rätselhafter Ausspruch; denn die allerdings unmißverständliche Grundlage, auf der das britische Reich aufgebaut wurde, war kapitalistisch und imperialistisch, von den Merchant Adventurers an bis zu Cecil Rhodes und Lord Milner. Es mag aber in diesem Zusammenhang vermerkt werden, was vor einiger Zeit der Londoner Korrespondent der «National-Zeitung» schrieb:

«Der Mittlere Osten, ohne dessen Öl übrigens die ganze Marshallplan-Maschinerie stillstehen würde, ist für den Westen von entscheidender *strategischer Bedeutung*, da er den Russen die Einklammerung des Mittelmeeres verwehrt ... Es ist (freilich) im Augenblick weit weniger die Rote Armee als die *rote Propaganda* unter dem Bauern- und Arbeiterproletariat, welche den Mittleren Osten bedroht, dem im System der Empirestrategie nun die Rolle der Achilles-Ferse zukommt. Da nun aber der Mittlere Osten aus strategischen wie aus wirtschaftlichen Gründen unter allen Umständen ‚gehalten' werden muß, sucht England vor allem *Afrika* als Zentrum seiner Empireverteidigung auszubauen, und in der Empirestrategie nimmt Afrika schon heute den früher von Indien behaupteten Platz ein. Afrika liegt — läßt man den Sonderfall Kanada unberücksichtigt — im Zentrum des britischen Empires, als ein gewaltiger Flugzeugträger und Flottenstützpunkt, von dem aus im Kriegsfalle Malaya und Australien wie Ceylon, Gibraltar, Malta und der Mittlere Osten mit Truppen und Material versorgt werden können ...

England trägt sich aus all diesen Gründen auch mit dem Plan, die *Westunion* für den militärischen und politischen Aufbau Afrikas zu mobilisieren und Frankreich, Belgien und Portugal für die Bildung der *‚Vereinigten Staaten von Afrika'* zu gewinnen. Von hier aus gesehen, erscheint übrigens auch der Vorschlag des ‚Manchester Guardian', die früheren *italienischen Kolonien* der Treuhandschaft der Westunion zu unterstellen, in einem neuen Lichte. Denn schon heute bilden diese italienischen Kolonien einen unentbehrlichen Bestandteil des afrikanischen Verteidigungssystems, wobei man nur daran zu erinnern braucht, daß Libyen die besten afrikanischen Mit-

telmeerhäfen besitzt und bereits heute von den Engländern als Militärmaterial- und Truppendepot benützt wird, während Amerika den von England ‚entlehnten' tripolitanischen Flugplatz *Mellaha* zum Hauptstützpunkt für die militärische Versorgung Griechenlands und der Türkei ausgebaut hat.»

Der Preis des Friedens Überblickt man das alles, dann muß man schon sagen: der kalte Krieg wird bereits mit einer ebenso kalten Systematik und dazu mit einer Großzügigkeit geführt, die kaum mehr zu überbieten ist. Wobei immer wieder auffällt, mit welcher Selbstverständlichkeit die «demokratische» Welt den Westmächten das Recht zubilligt, dem möglichen Gegner von morgen die gepanzerte Faust unter die Nase zu halten, auf dem ganzen Erdenrund militärische Stützpunkte anzulegen, strategische Räume zu sichern,* ganze Länder in ihr Kriegsrüstungssystem einzubeziehen (unter formaler Wahrung der nationalen Souveränität natürlich), Bundesgenossen zu werben, Satelliten zu kaufen und halbe Erdteile wirtschaftlich-politisch zu kolonisieren, während sofort tiefsittliche Entrüstung aufschäumt, wenn die *Sowjetunion* ähnliche Methoden anwendet — die Sowjetunion, die immerhin der weitaus schwächere Teil ist und die westliche Welt nie anders denn ihrem Dasein feindlich gesinnt (und nicht bloß gesinnt!) gekannt hat.

Was Wunder, wenn sich Winston *Churchill* am Parteitag der britischen Konservativen in Llandudno zu einer Scharfmacherrede verstiegen hat, die nun zwar, wenigstens in Europa, doch Widerspruch gefunden hat, den Geisteszustand der «Herren der Welt» aber doch scheinwerferartig beleuchtet. Was der britische Kriegspremier empfiehlt, das ist ja kaum etwas anderes als das ultimative Ansinnen an die Sowjetunion, sich in Asien wie in Europa auf ihre Grenzen von 1938 zurückzuziehen, jede kommunistische Durchdringung der übri-

---

* Der amerikanische Marineunterstaatssekretär Andrews erklärte kürzlich in öffentlicher Rede, «daß das Mittelmeer zu einer der wichtigsten militärischen Außenbasen der Streitkräfte der Vereinigten Staaten geworden» sei. «Wir sind gewappnet und schlagbereit. Vom Mittelmeer aus wird unsere Flotte schnell und sehr kraftvoll zurückschlagen, wenn irgendein Angreifer auf den Gedanken kommen sollte, zum Angriff überzugehen ... Amerikas Lebenslinie führt jetzt durch das Mittelmeer.» Wenn so die Russen redeten und danach handelten — sie, die, im Schwarzen Meer eingesperrt, eher Grund hätten, das Mittelmeer als ein Stück ihrer Lebenslinie zu erklären als die Amerikaner, die immerhin durch einen Ozean vom Mittelmeergebiet getrennt sind!

Anderseits gibt die «National-Zeitung» (vom 6./7. November) den Amerikanern angesichts des militärischen Zusammenbruches der Kuomintang-Regierung in *China* den Rat, «die Sturmflut einzudämmen, die gegen die pazifische Front der Vereinigten Staaten brandet». Wenn also — ohne russische Hilfe, wohlgemerkt — die kommunistisch geführte Volksbewegung Chinas das jahrhundertealte Ausbeuterregime der Grundherren, Beamten, Generäle endlich, endlich wegfegt, dann ist das ein ruchloser Angriff auf die pazifische Front der Vereinigten Staaten und zwingt Amerika, dem bedrohten alten Regime noch stärkere Hilfe als schon bisher zuteil werden zu lassen! Und europäische «Demokraten» finden solche «Abwehr» ganz in der Ordnung!

gen Welt zu unterlassen und sich der von den Westmächten gewollten Weltordnung — dem «amerikanischen Frieden» — zu fügen; kurz: bedingungslos zu kapitulieren, falls sie nicht mit den Atombomben Bekanntschaft machen wolle.

Bloße Redeübung eines — im doppelten Sinn — unverantwortlichen Privatmannes? Leider nein; man hat nicht erst seit der Rede von Fulton, der die Verkündung der Truman-Doktrin folgte, die Erfahrung gemacht, daß, was Churchill und sein Kreis heute vertreten, morgen die offizielle Politik verantwortlicher Regierungen ist, und hat jedenfalls Grund, zu fürchten, daß dies mindestens mit der Rede von Llandudno so sein wird. Churchill hat zunächst nach Amerika hinüber gesprochen, als Wahlhelfer Deweys und seiner Hintermänner. Er hat sodann zu England selbst gesprochen, als der gefeierte «ältere Staatsmann», der sich in der Rolle des nationalen Warners und Führers gefällt. Er hat aber namentlich auch als Stütze der Gesellschaft gesprochen — der vom Sozialismus und Kommunismus bedrohten alten Gesellschaft, die ihm denn auch in aller Welt überzeugten Beifall gespendet hat. (Die «Neue Zürcher Zeitung» z. B. trat ohne jeden Vorbehalt hinter die Forderungen Churchills und mahnte ernst: «Wenn die Überlegenheit der Vereinigten Staaten zur Geltung gebracht werden soll, ist es notwendig, daß die Westmächte auf eine *Entscheidung* der Streitfragen drängen und es nicht zulassen, daß die Sowjetunion die Unentschlossenheit ihrer Gegenspieler ausnützt, um kampflos sich Vorteile zu sichern und Eroberungen zu machen.»)

Churchill ist zwar vor allem ein Kriegsmann (und Abenteurer), aber zugleich eben auch ein klassenbewußter Konservativer und harter Imperialist, ohne Verständnis für die Notwendigkeit der sozialen Umwälzung und darum auch ohne Sinn für die gesellschaftlichen Hintergründe des Faschismus und Nazismus. Darum seine Sympathie für Mussolini, für Franco und auch für Hitler, solange er in diesem noch nicht den Feind des britischen Weltreiches erkannt hatte.* Darum seine Unfähigkeit, die militärische Niederlage des Faschismus auch für die Ausrottung seiner wirtschaftlichen und sozialen Wurzeln auszunützen, und sein tragischer Irrtum, die Welt könne ruhig so bleiben wie bisher, wenn nur der Imperialismus der *andern* unschädlich gemacht sei.

* Devere Allen schreibt in der amerikanischen «Worldover Press» (15. Oktober): «Es besteht eine weitverbreitete Überzeugung, daß es damals (in der Zeit von München) zwei völlig entgegengesetzte Denkschulen gegeben habe: die Chamberlain-Schule, die mit der Beschwichtigungspolitik Geschäfte gemacht habe, und die Churchill-Schule, die schon frühzeitig gewarnt habe, daß alles, was nicht kompromißlose Festigkeit sei, versagen werde. Die Chamberlain-Schule würden nur noch wenige verteidigen. Aber Churchill war in dieser Beziehung ebenso schwankend wie irgendeiner. Er hatte 1936 Hitler gerühmt, wie er so oft auch Mussolini rühmte; am Waffenstillstandstag 1938, nach dem Münchner Pakt, erklärte er in einer Rede: ‚Ich habe immer gesagt, wenn Großbritannien im Kriege geschlagen würde, so hoffte ich, wir würden einen Hitler finden, der uns wieder zu unserer rechtmäßigen Stellung unter den Völkern verhelfen werde.'»

Darum seine Schmähung, ja Verleumdung der Labourregierung, die diese Welt, oder wenigstens ihren britischen Teil, *verändern will* und damit nicht nur die Churchillsche Gesellschaftsordnung erschüttert, sondern auch das britische Imperium in den Augen des Altengländertums zerstört. Und darum schließlich sein Haß gegen die Sowjetunion, in der er von Anbeginn an ebensosehr den Feind und Auflöser des bestehenden Gesellschaftssystems sah als denjenigen des britischen Empire, das so weithin auf Beherrschung und Ausbeutung «niedriger» Rassen begründet war — mit der grotesken Wirkung, daß Churchill das alte Deutschland, das er im Krieg hatte niederwerfen helfen, nun wieder aufzurichten streben muß, um es, ähnlich wie seinerzeit die Chamberlain-Schule, als Ramm- und Prellbock gegen Rußland zu verwenden.

Damit wird Churchill aber zu einem maßgebenden Wortführer der konservativen Besitzinteressen in der Welt überhaupt. Denn das wird ja immer deutlicher: die Westmächte fürchten nicht sowohl einen *militärischen* Angriff von seiten Rußlands, der ja auch wirklich das reinste Selbstmordunternehmen für die Sowjetunion wäre, als vielmehr die *geistige* und *politische* Ausbreitung des Weltkommunismus in die westeuropäisch-amerikanische, die asiatische und die afrikanische Welt hinein, wo er eben all die alten Herrschaftsverhältnisse zu untergraben droht, besonders wenn er durch die Selbstzersetzung der kapitalistisch-feudalen Wirtschaft und der auf ihr ruhenden Lebensformen unterstützt werden sollte. Die militärischen Rüstungen der Westmächte und ihre Sicherheits- und Allianzpolitik gelten darum im Grunde durchaus nicht der Abwehr einer kriegerischen Ausdehnungspolitik der Sowjetunion als «imperialistischer» Großmacht, sondern in erster Linie der gewaltsamen Zurückdrängung der Sowjetunion *als Vormacht der sozialen Revolution*, wobei der Gedanke einer *präventiven* Auslösung des «ja doch unausweichlichen» Zusammenstoßes für die militärisch so mächtig überlegenen Westmächte verführerisch naheliegt. Die soziale Revolution zu verhindern, solange es noch Zeit sei, und zwar nicht allein in ihrer gewalttätig-kommunistischen Form, sondern auch in Gestalt des demokratischen Sozialismus (den Churchill ja sogar in England als «Gestapo-Diktatur» denunziert), und die alte, die bürgerlich-kapitalistische und — im Osten — feudale Weltunordnung zu erhalten — *das* ist der eigentliche Sinn und Zweck des von Amerika angeführten und finanzierten «kalten Krieges» gegen die Sowjetunion, der sich damit als Unternehmen der sozialen Gegenrevolution im Weltmaßstab kennzeichnet. Anders ausgedrückt: diese ganze, als Verteidigung der demokratisch-humanistisch-christlichen Kultur maskierte Antisowjetpolitik ist nichts anderes als ein Ausweichen vor der *rechten* Lösung der Kommunismusfrage, die, wie wir eben immer wieder betonen müssen, nur in der rasch und energisch an die Hand genommenen Begründung einer freiheitlich-sozialistischen Weltordnung liegen

kann. Weil die Kräfte der sozialen Konservation das *nicht* wollen, weil sie den Preis für die Verhinderung eines dritten Weltkrieges, der in der Liquidierung des reaktionär-imperialistischen Kapitalismus besteht, unter keinen Umständen zahlen wollen, so müssen sie eben den Weg der *machtmäßigen* Bekämpfung des Kommunismus gehen, so sehr auch alle vernünftige Überlegung sagt, daß dieser Weg erst recht zum Zusammenbruch der herrschenden «Ordnung» und dann eben zur Flucht der verzweifelten Völker in den Faschismus oder Kommunismus zu führen droht.

Noch tröstet man sich im Westen — und zwar auch in manchen instinktverlassenen sozialistischen Kreisen — über diese Aussicht mit Phrasen hinweg wie: «Ein neuer Schießkrieg, so tragisch und kostspielig er auch sein würde, wäre dem Leben unter einem von Moskau aus gelenkten Polizeistaat immer noch vorzuziehen», wie es unlängst in der «Detroit Free Press» (vom 3. Oktober) hieß. Aber es fragt sich doch, wie lange dieser Selbstbetrug, der immer mehr zu einem ungeheuerlichen Weltbetrug wird, noch währen kann. Man kann bekanntlich eine Zeitlang die ganze Welt betrügen; man kann auch einen Teil der Welt die ganze Zeit betrügen — aber man kann nicht die ganze Welt die ganze Zeit betrügen. Und wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Völker, wenn man ihnen nur redlich und unverdrossen die Wahrheit sagt, die ihnen jetzt, auf dem Hintergrunde der bürgerlichen Lebensformen, ein allgegenwärtiger Propagandaapparat verhüllt, schließlich doch bereit seien, den Preis für die Sicherung des Friedens zu bezahlen, den ihre Regierung und ihre herrschenden Klassen zu bezahlen sich so entschlossen weigern.

Wohin treibt England? Der Hauptsitz des Widerstandes gegen eine *rechte* Lösung der Kommunismusfrage und damit des Kriegs- und Friedensproblems bleibt natürlich die besitzende Oberschicht in den Vereinigten Staaten. Und man muß auch ruhig zugeben, daß sich der amerikanische Kapitalismus einer außerordentlich schwierigen Lage gegenübersieht. Die industrielle Produktion der USA ist heute um mindestens 65 Prozent größer als vor dem Krieg und wächst immer noch weiter an. Wer soll nun aber diesen beständig anschwellenden Güterstrom aufnehmen? Der amerikanische Binnenmarkt wird in absehbarer Zeit gesättigt sein, zumal die Kaufkraft der lohnverdienenden Bevölkerung seit einem, zwei Jahren eher zurückgeht. Der überseeische Markt aber droht mehr und mehr einzuschrumpfen. Nicht nur kommen junge Industriestaaten auf, die der amerikanischen Waren nicht mehr bedürfen, sondern auch die bei Kriegsende genährten Hoffnungen, die Sowjetunion werde sich zu einem fast grenzenlosen Betätigungsfeld für das amerikanische Kapital entwickeln, sind längst zunichte geworden. Ja, eine ganze Reihe weiterer osteuropäischer Länder ist neuerdings aus der kapitalistischen

Weltwirtschaft ausgeschieden, und auch Mittel- und Westeuropa schienen nach Kriegsende dem «freien Unternehmertum» verlorenzugehen. Was blieb da den Vereinigten Staaten, wollten sie eine abermalige Wirtschaftskrise von sich fernhalten und nicht in den «New Deal» zurückfallen, anderes übrig, als einerseits ihre Industrie mit massiven Staatsaufträgen, besonders Rüstungsaufträgen, zu stützen, anderseits ihre Waren- und Kapitalausfuhr ins Ausland möglichst zu forcieren, gleichzeitig aber der Ausdehnung des Kommunismus und Sozialismus mit allen Mitteln, mit polizeilichem und moralischem Terror im Innern, mit militärischem und wirtschaftlichem Druck gegen außen, entgegenzuwirken? Truman-Doktrin und Marshall-Plan spielen dabei, wie man weiß, eine wesentliche Rolle, und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in Asien, besonders im Nahen und Mittleren Orient und im Fernen Osten. In bezug auf Ostasien verdient hier illustrationsweise festgehalten zu werden, daß das ja ausschließlich unter amerikanischer Militärherrschaft stehende *Japan* kürzlich eine Regierung bekommen hat, die sozusagen reinrassig kapitalistisch ist, also ein unbedingt gefügiges Werkzeug in der Hand derjenigen Kräfte bildet, welche die Herrschaft des «freien Unternehmertums» in der Welt sicherzustellen trachten.

Es liegt aber auf der Hand, daß Amerika diese seine langfristige Stützungs- und Ausdehnungspolitik nur durchführen kann, wenn es der Mitwirkung derjenigen Nationen sicher ist, die außerhalb der russisch-kommunistischen Einflußzone stehen. Und hier nimmt nun vor allem *Großbritannien* eine eigentliche Schlüsselstellung ein. Der «New Statesman» (vom 16. Oktober) beschreibt die Lage durchaus realistisch, wenn er feststellt:

«Die Amerikaner würden kaum ohne unsere Zustimmung Krieg anfangen; sie sind für die Verteidigung sowohl Westeuropas als des Mittleren Ostens auf uns angewiesen. Wenn wir ihnen also, wie das Churchill möchte, die Sicherheit geben, daß wir bereit sind, jedes Ultimatum zu unterstützen, das sie stellen könnten, und im Kampf mit dem Kommunismus auf die Atomwaffen abzustellen, so verwirken wir nicht nur unsere eigene Unabhängigkeit, sondern auch die Zukunft Europas.»

Und schon vorher hatte das gleiche Labourblatt geschrieben (am 9. Oktober):

«Die offizielle Ansicht scheint jetzt zu sein, daß wir nicht bloß Flugplätze für amerikanische Bomber zu stellen, sondern auch Rüstungen und Menschen für einen Festlandskrieg zu versprechen hätten, in einem Ausmaße, das uns völlig von Amerika abhängig machen wird. Kurz, wir sollen es als richtig und unvermeidlich hinnehmen, daß wir unseren Teil an dem katastrophalen Schicksal eines ‚preisgabefähigen' Westeuropa zu tragen hätten, das von russischen Truppen überrannt und dann schließlich von Stützpunkten in Spanien, Nordafrika und England aus ‚befreit' würde. Das wäre eine seltsame Zumutung einer Labourregierung an ihre Anhänger. Wenn es *ein* Gefühl gibt, das die britische Arbeiterschaft eint, so ist es der Abscheu vor General Franco und der besonders gemeinen Sorte Faschismus, die er in Spanien aufgerichtet hat. Und doch hat Senator Gurney, dessen Madrider Besuch zwar nicht ‚offiziell' war, der aber immerhin Präsident der Militärkommission des Senats ist, von der

ausgezeichneten Beschaffenheit der Militärorganisation Francos gesprochen, und niemand bestreitet, daß Amerika Pläne macht, um Luftstützpunkte in Spanien einzurichten. Einer unserer anderen Verbündeten wäre Generalissimus Chiang Kai-Shek, dessen Regime nach Herrn Marshalls eigener Darstellung ein bodenloser Abgrund von verderbter, unfähiger Intoleranz ist. Mutet man dem britischen Arbeiter auch zu, als Retter Europas vor dem Kommunismus den General de Gaulle zu begrüßen, der jetzt offen mit verfassungswidrigem und gewalttätigem Vorgehen gegen die französische Regierung droht, falls sie Mitglieder der größten französischen Partei aufnehmen sollte? Wird der Westbund, um so etwas wie einen Widerstand gegen die großen russischen Armeen zu markieren, für sein Lager auch zahlreiche jener Nazisoldaten anwerben müssen, deren dauernde Ausschaltung von jedem Einfluß in Europa unser erklärtes Ziel in dem Kriege war, der vor drei Jahren sein Ende fand? Wenn dies die Absicht ist, so wird uns zugemutet werden, uns mit den faschistischen Elementen Europas zum Kriege gegen die Sowjetunion zu verbünden, hinter der ein wesentlicher Teil der europäischen Arbeiterschaft stünde. Würde dann die Anklage lauten, daß die Sowjetunion zugeknöpft und herausfordernd und ein Feind der bürgerlichen Freiheit sei? Das wäre wohl wahr, aber doch kaum ein Kriegsgrund. Was *nicht* gesagt werden könnte, das ist, daß Rußland an irgendeinem Punkte seit 1945 einer militärischen Angriffshandlung schuldig sei.»

In ähnlichem Sinn sprechen sich auch manche Organe des englischen liberalen Bürgertums aus, so der «Manchester Guardian» (vom 7. Oktober), der davor warnt, «im Namen des Antikommunismus und eines doktrinären Wirtschaftsliberalismus ... die Wiederherstellung eines guten Teiles der Zustände zu riskieren, die vor der Machtergreifung durch Hitler in Deutschland herrschten», und dazu bemerkt: «*So* gewinnt man den ‚kalten Krieg' nicht, wenn man dabei die Zukunft opfert. Wir sind Anhänger der Demokratie und der Toleranz; wir können diese Werte nicht verteidigen, wenn wir uns mit der Diktatur und dem Fanatikertum bloßstellen.»

Ob solche Mahnungen auf die Lenker der britischen Politik noch Eindruck machen, die ohne Bedenken schon bisher die Spanier, die Griechen, die Juden, die demokratischen und sozialistischen Deutschen haben fallen lassen, um die «höheren» Reichsinteressen zu wahren?

Es bleibt eben dabei: So erfreulich die Tatkraft und Konsequenz ist, mit der die Labourregierung in der inneren Politik ihren sozialistischen Kurs einhält — der jetzt amtlich verkündete Beschluß, auch die Eisen- und Stahlindustrie zu nationalisieren, beweist sie aufs neue —, so bedrückend ist auf dem Gebiete der Außenpolitik die fast rettungslose Abhängigkeit, in die sich die gleiche Labourregierung gegenüber dem amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus begeben hat. Wohl hat die Labourpartei unlängst, anscheinend mit Zustimmung der Regierung, eine «Studie über die europäische Union» veröffentlicht, in der es heißt: «Die europäische Union muß eine dritte Macht auf der ganzen Welt sein, die mit dem russischen oder dem amerikanischen Block den Vergleich aushält», und in der weiterhin eine planwirtschaftlich-sozialistische Gestaltung Westeuropas sowie der Ausschluß Griechenlands und der Türkei aus der Gemeinschaft der Marshall-hilfsgenössigen Staaten gefordert wird. Aber angesichts der

außenpolitischen Praxis der britischen Regierung, die allein zählt, wirken derartige «Studien» doch nur als tatsächlich recht akademische Zukunftstheorien, wenn nicht einfach als Versuche, die Leser über den Charakter der auswärtigen *Gegenwartspolitik* der Labourregierung hinwegzutäuschen, einer Politik, die Großbritannien mehr und mehr zum Juniorpartner des amerikanischen Weltreiches herabdrückt.

Der Weg Frankreichs Was soll man aber erst von Frankreich sagen, das nicht einmal mehr eine Großmacht zweiten, sondern nur noch dritten Ranges ist? Seine demütigende Ankettung an den Geld- und Güterspender jenseits des Ozeans — eigentlich ein Armutszeugnis für dieses an Naturgaben und menschlichen Intelligenzen so reiche Land — wird schon gar nicht mehr ernstlich in Frage gestellt. Und seine Eingliederung in die antisowjetisch-kapitalistische Weltfront wird um so fester werden, je weiter es auf dem unseligen Wege fortschreitet, den es schon bald nach seiner Befreiung vom in- und ausländischen Faschismus eingeschlagen hat. Die neueste Etappe auf diesem Weg stellt die gegenwärtige *Streikbewegung* und die *Reaktion* dar, die dieser «kommunistische Würgegriff gegen Frankreichs Wirtschaft» (wie das übliche Klischee lautet) bei den «Ordnungsmächten» hervorgerufen hat.

Nun wird allerdings diese neue Streikwelle, die im Gegensatz zu derjenigen von 1947 kein General-, sondern nur ein Kettenstreik ist, von den *Kommunisten* zweifellos für politische Zwecke ausgenützt. Aber zu was für Zwecken? Die bequemste Deutung, die auch einem gewissen Publikumsverstand am leichtesten eingeht, daß nämlich die Kommunisten einfach darauf ausgingen, Elend zu erzeugen, um darauf ihre Diktatur zu errichten, ist keineswegs auch die richtige; sie stellt im Gegenteil die Kommunisten doch als teuflischer und dümmer hin, als sie tatsächlich sind, und gehört mit ihrer unzulässigen Übervereinfachung der Dinge zu jener antikommunistischen Hetzdemagogie, die der kommunistischen Demagogie an Bösartigkeit nicht nachsteht*. Der *wirkliche* Zweck der kommunistischen Einmischung in die französische Streikbewegung war vielmehr, dem Bürgertum (und der Sozialdemokratie) zu beweisen, daß Frankreich auf die Länge ohne und gegen die radikal gestimmte Arbeiterklasse, ohne und gegen die stärkste Landespartei nicht regiert oder gar in einen Krieg hineingestoßen werden könne, ja womöglich eine grundsätzliche Wendung der französischen Innenpolitik im Sinn einer sozialistischen Planwirtschaft herbeizuführen, die allein das Lohn-Preis-Problem zu lösen imstande sei. Diese

* Wer gar mit dem bösen Blick behaftet ist und immer einen Schurken braucht, dessen trübe Machenschaften alles Unheil auf der Welt erklären — gestern war es der Engländer, heute ist's der Russe —, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Denn mit einer sachlichen Erforschung der realen Triebkräfte des Geschehens hat eine solche «Methode» natürlich nichts mehr zu tun.

Absicht ist nun freilich bereits mißlungen. Wohl hat Präsident Vincent Auriol vor einigen Wochen vorgeschlagen, zwei Kommunisten in die Regierung aufzunehmen, aber die Amerikaner haben ihn — wie in ihrer Presse offen zugegeben wurde und auch von anderer Seite bestätigt wird — bald wieder auf den «rechten» Weg gebracht, nicht zuletzt mit der Drohung, Frankreich jede weitere Marshall-Hilfe zu entziehen, falls es aufs neue die Kommunisten irgendwie an die Regierung heranlasse. Die Folge war einerseits, daß die Erbitterung unter den Kommunisten nun erst recht anwuchs, anderseits, daß die scharfmacherischen Elemente auch in der Regierung Oberwasser bekamen und, gedeckt durch Amerika und ermuntert durch die reaktionäre Weltmeinung, den Bergarbeiterstreik mit *Militärgewalt* zu brechen unternahmen, eine Aktion, die denn auch — selbstverständlich — von Erfolg begleitet war.

Die «moralische» Rechtfertigung für diesen Kriegszug lieferte der Regierung ein Teil der Streikenden selber mit der unverantwortlichen Vernachlässigung der Pumpeinrichtungen in den Bergwerken, die eine Wiederaufnahme der Arbeit in den überschwemmten Gruben auf lange hinaus verunmöglicht. Dabei muß freilich hinzugefügt werden, daß das Militäraufgebot nicht nur der Sicherung der Bergwerke vor weiteren Sabotageschäden galt, sondern ebenso sehr auch — siehe zum Beispiel den Bericht des Pariser Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 25. Oktober — dem Schutz der Streikbrecher, «von denen man hofft, daß sie in großer Zahl ihre gewohnte Tätigkeit wieder aufnehmen, sobald sie den kommunistischen Terror nicht mehr zu fürchten haben».

«Den kommunistischen Terror»! Das ist in der Tat die einzige Erklärung, die das Bürgertum für die französische Streikbewegung zu geben hat. Und die französischen Sozialisten vom Schlag eines Léon Blum, der nach Amerika telegraphierte: «Der augenblickliche Streik ist nicht durch berechtigte Arbeitersorgen und -fragen hervorgerufen worden; er wurde vielmehr von der kommunistischen Führung des Französischen Gewerkschaftsbundes aus rein politischen Gründen angestiftet», stoßen ins gleiche Horn. Und doch ist diese Bewegung *wirklich* durch sehr berechtigte Arbeitersorgen hervorgerufen worden. Das bezeugen alle einigermaßen sachlichen Beobachter*; darin stimmen auch alle französischen Korrespondenten der sozialdemokratischen Presse der Schweiz überein, die sicher nicht geheimer Sympathien mit dem Kommunismus verdächtigt werden kann. Die wachsende Verelendung der französischen Arbeiter, die Herabdrückung ihres Realeinkom-

* Sogar ein Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung» (siehe Handelsteil der Nr. 2264) spricht von den «sozialen und materiellen Ursachen des Streiks, die viel tiefer liegen, als man gemeinhin annimmt», und fragt sich, «ob diese schwerste Prüfung, welche die französische Wirtschaft seit der Kriegszeit traf, mit sozialpolitischem Weitblick nicht hätte vermieden werden können».

mens um 40 Prozent gegenüber der Vorkriegszeit (bei gleichzeitiger Bereicherung der kapitalistischen Schichten und des Bauerntums), das völlige Versagen sämtlicher Regierungen im Kampf gegen die Teuerung, die Drohung der Rechten mit der gewaltsamen Unterdrückung des Klassenkampfes *von unten* durch die Diktatur — das genügt nun wahrhaftig vollauf, um die Stimmung von Erbitterung und Verzweiflung zu erklären, die sich des französischen Arbeitervolkes mehr und mehr bemächtigt und in der gegenwärtigen Streikbewegung gewiß nicht das letztemal eine gewisse Entladung gefunden hat. Wie würde wohl der temperamentmäßig so unrevolutionäre *schweizerische* Arbeiter handeln, wenn er in den gleichen Schuhen steckte wie sein französischer Klassengenosse? Wir haben schließlich auch einmal einen Generalstreik erlebt, den unser Bürgertum ebenfalls als kommunistisch inspiriert und in keiner Weise «durch berechtigte Arbeitersorgen und -fragen hervorgerufen» erklärte!

Sozialistisches Dilemma Dieser ganze Sachverhalt macht es aber auch verständlich, daß die neueren französischen Streikbewegungen *mit Notwendigkeit* auch einen politischen Einschlag bekamen. Das war ja freilich immer die Taktik des Bürgertums: die Arbeiterbewegung — wenn es schon einmal eine solche gab — auf «rein gewerkschaftlich-wirtschaftlichem Boden» zu halten und jedes Übergreifen auf das politische Gebiet als staatsfeindliche Umsturzaktion zu brandmarken. *Sozialistische* Erkenntnis war es aber doch von jeher, daß die Arbeiterschaft ihren Aufstieg und ihre Befreiung nur gewinnen könne, wenn sie die Produktionsverhältnisse und die Gesellschaftsform selbst umzuwälzen vermöge und die gewerkschaftliche (wie die genossenschaftliche!) Aktion mit der *politischen* Aktion verbinde. Und *sozialistischer* Kampfführung entspricht es darum, wenn auch die französische Arbeiterklasse und ihre Organisationen den Ausweg aus der Teuerungsnot wie aus dem ganzen Wirtschaftschaos nicht allein in der Auseinandersetzung mit dem Unternehmertum sieht — das ja für die Bergarbeiter ohnehin mit dem Staat zusammenfällt, also eine politische Macht ist —, sondern gleichzeitig auch den Staat und die Politik in die Hand zu bekommen und mit seiner Mithilfe den Kapitalismus durch eine dem Volksganzen dienende Wirtschaft zu ersetzen streben. Der Kapitalismus und die auf seinem Boden gedeihende Korruption haben besonders auch in Frankreich allmählich derartig abstoßende, brutale und schamlose Formen angenommen, daß nur noch *radikale* Eingriffe in den Wirtschafts- und Staatskörper das Leben der besitzlosen Schichten, ja des Volkes selbst, zu retten vermögen und die soziale Revolution — im besten Sinne verstanden — zur eigentlichen nationalen Notwendigkeit geworden ist.

Um so tragischer, daß die französische *Sozialdemokratie* mehr und mehr den lebendigen Zusammenhang mit der Arbeiterklasse verloren

hat und in kleinbürgerlichem Ordnungspatriotismus tatsächlich zur Stütze der alten Gesellschaft geworden ist, in deren Interesse ihre Minister — die Blum, Moch, Daniel Mayer u. a. — den Kampf gegen den Kommunismus — ihre einzige Leidenschaft — in einer Art und Weise führen, wie es «besser» auch die konservative Rechte nicht wünschen kann. Die französischen Sozialisten sind damit, nur noch unter viel eindeutigeren Umständen, vor ein Dilemma gestellt ähnlich demjenigen, dem sich auch die tschechoslowakischen Sozialdemokraten bald nach Kriegsende gegenüberfanden. Oder vielmehr: sie haben ihre Wahl ja bereits getroffen, wenn sie hie und da auch noch Anwandlungen zeigen, darauf zurückzukommen — nur eben die *falsche* Wahl, die Entscheidung für die Mächte der «Ordnung» (die sie mit der Demokratie gleichsetzen) und gegen die soziale Revolution. Recht aufschlußreich und das bestätigend, was wir selbst über die damaligen Vorgänge in der Tschechoslowakei geschrieben haben, ist in dieser Beziehung ein Aufsatz von Karl Heinrich Weber in der «Roten Revue» (Oktoberheft), der, offenbar aus eigenem Erleben, schildert, wie die tschechoslowakische Gegenrevolution in den letzten Jahren mehr und mehr an Boden gewann und die innerpolitische Entwicklung so immer mehr einer Krise entgegentrieb.

«Auf diese Weise», so schreibt Weber, «sah sich die Sozialdemokratische Partei im Februar 1948 vor eine Alternative gestellt: Entweder war sie für die Erneuerung der Nationalen Front, was gleichbedeutend war mit einer engen Zusammenarbeit zwischen ihr und der Kommunistischen Partei, für das Weiterschreiten auf dem einmal eingeschlagenen Wege zum Sozialismus, was in verschiedenen Beziehungen zur Preisgabe von sozialdemokratischen Idealen und Grundsätzen führen muß. Da die Kommunistische Partei die stärkste Partei ist, wird sie die politischen Entscheidungen treffen, und praktisch wird die Sozialdemokratische Partei in der kommunistischen aufgehen. Oder aber die Partei hätte es auf einen Bruch der Nationalen Front ankommen lassen, dann wäre sie in eine scharfe Opposition zur Kommunistischen Partei und damit politisch an die Seite der bürgerlichen Parteien gedrängt worden, wo sie eine Verwässerung oder den Abbau der bisherigen wirtschaftlichen Errungenschaften nicht verhindern, vielleicht aber hätte verlangsamen können. Wieweit sie dabei ihre Programmpunkte über den Ausbau der parlamentarischen Demokratie und die Erhaltung der bürgerlichen Freiheiten hätte zu wahren oder gar zu verwirklichen vermögen, würde wahrscheinlich nicht von ihr maßgeblich abhängig gewesen sein.»

Wie sich die tschechoslowakische Sozialdemokratie entschieden hat, ist bekannt. Sie mußte ihre frühere Vermittlungstätigkeit zwischen links und rechts, ihr Schwanken zwischen Fortführung der Revolution an der Seite der Kommunisten und tatsächlicher Unterstützung der Gegenrevolution durch Bekämpfung der Kommunisten an der Seite des Bürgertums — dieses Schwanken, das schließlich im Herbst 1947, mit dem Sieg ihres rechten Flügels geendet hatte, mußte sie mit der Aufsaugung durch die Kommunisten büßen. Die französischen Sozialisten, die gar nicht mehr erst zwischen links und rechts schwanken, sondern sich längst (mit der täuschenden Ausrede, damit eine «dritte

Kraft» bilden zu helfen) ins Lager der Rechten geschlagen haben, haben allen Grund, dasselbe Schicksal zu befürchten, falls sie *in dieser ihrer bisherigen Geistesverfassung* doch noch gemeinsame Sache mit den Kommunisten machten, um aus ihrer Bindung an die Rechte herauszukommen. Sie ziehen es darum vor, ihre Existenz, vorläufig wenigstens, äußerlich zu retten, um die *Sache*, für die sie eigentlich kämpfen sollten, desto konsequenter zu opfern und als Mitläufer, ja Handlanger des Bürgertums den Weg für de Gaulle zu bereiten.

Denn daß die Vierte Republik einer gegenrevolutionären Diktatur entgegentreibt, das ist auch dann sicher, wenn die Regierung Queuille-Moch-Schuman mit ihrem forschen Durchgreifen gegen die «Revolution» scheinbar beweisen sollte, daß ein antikommunistisches Diktaturregiment eigentlich gar nicht mehr nötig sei. Die konsequenteren Antikommunisten sind eben trotzdem die Faschisten! Frankreich wird auf alle Fälle immer ausgesprochener ein Glied jenes Westeuropas werden, das den Kommunismus auf falsche Weise liquidieren will, damit aber nur einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen Ost und West riskiert.

Geistliches, Allzugeistliches Welch drückende Verantwortung liegt angesichts dieser Zuspitzung der Gegensätze auf allen denjenigen, die durch ihren wenn auch noch so lauteren Antikommunismus in der heutigen Weltlage zu Vorbereitern dieser Katastrophe werden, besonders den «geistlichen» Antikommunisten! Die Kräfte des christlichen Gewissens gegen den Kommunismus aufzurufen, ist zwar sicher in *jeder* Lage Pflicht und Recht — aber eben doch nur dann, wenn diese Kräfte auch und vor allem gegen den *Kapitalismus* und sein ganzes Reich zum Kampf aufgerufen werden, stellt *er* doch das erste und größte gesellschaftliche Übel der gegenwärtigen Welt dar, das den Kommunismus als Gegenmacht erst erzeugt hat. Geschieht das nicht, wird der christliche Kampf gegen den Kapitalismus und all sein Werk und Wesen nicht mit der gleichen, nein, mit viel stärkerer Leidenschaft gepredigt und in den Mittelpunkt gerückt wie der gegen den Kommunismus, dann verliert der Kampf gegen den Kommunismus einfach sein Recht und seine Wahrheit. Dann wird, was an Wahrheit in ihm ist, zur Helferin der antikommunistischen Unwahrheit der bürgerlichen Welt und damit selber zur Unwahrheit, gerade auch in den Augen jener «Ungläubigen», die ein starkes, elementares Empfinden für das Wesentliche, das Entscheidende im Kampf unserer Zeit haben und einem solchen Christentum erst recht nichts mehr glauben. Die Prediger jenes christlichen Antikommunismus, den wir hier meinen, geben sich kaum Rechenschaft darüber, wieviel Schaden sie in ihrer Rolle als Feldprediger des antikommunistischen Kreuzfahrerheeres der Sache Christi tatsächlich zufügen!

Ähnliches gilt von der Bewegung für *«moralische Aufrüstung»*, die jetzt etwas in Mode gekommen ist und ihre Stoßkraft auf dem politischen Feld in erster Linie ebenfalls gegen den Kommunismus (sowie den Sozialismus!) richtet, auf den Kampf gegen die mammonistische Unrechtsordnung aber nur lähmend wirkt — nicht zu reden von der fürchterlichen Geschmacklosigkeit, die ihre Erweckungs- und Erbauungsrevue «The Good Road» («Der gute Weg») nach Presseberichten darstellen muß.* Und es gilt auch von der *Amsterdamer Weltkirchenkonferenz*, die mit ihren wohlausbalancierten Einerseits-Anderseits-Resolutionen wieder jene typische Unfähigkeit zu tapferer, scharfer Stellungnahme bewies, die auf die «Welt» verheerender wirkt als alles massive Heidentum. Im besonderen die Entschließung über Kapitalismus und Kommunismus hat sich mit ihrer gewollten Unklarheit — grundsätzliche Verurteilung des Kommunismus, aber Ablehnung nur des «Laissez faire-Kapitalismus», also des ungezügelten Manchesterliberalismus, den es heute überhaupt nirgends mehr gibt, auch nicht in Amerika — gerade um die saubere Stellungnahme zu den *gegenwärtigen* Formen des Kapitalismus, zum organisierten Monopolismus und dynamischen Imperialismus, meisterlich herumgedrückt und damit den wirtschafts- und klassenpolitischen Bedürfnissen des besitzenden Großbürgertums trefflich entsprochen. Und da will man wohl die Kommunisten noch von der Gottlosigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung überzeugen, die die Religion einfach als Ideologie im Dienste der herrschenden Klassen erklärt! Bekommt da nicht eher jener deutsche Katholik recht, der nach einer Reise in die russische Besetzungszone sagte, daß er nicht mehr an die Kraft des Christentums glauben könne, hingegen den Sieg des Kommunismus für wahrscheinlich halten müsse, da die Westmächte dieser Lehre keine gleichwertige Kraft entgegenzusetzen hätten? Oder bricht doch noch zur rechten Zeit — wenn die Not am größten — die rettende Revolution — die Revolution Christi — durch, die mit ihrem Sieg über das Reich Mammons auch alle Gewaltrevolution, weil sie unendlich überbietend, erledigt?

2. November. *Hugo Kramer.*

---

* In einem dieser Berichte heißt es: «... Der Musik kommt dabei als Suggestivelement ein gewichtiger Part zu, und die sordinierten Geigen unternehmen gelegentlich schonungslose Zermürbungsangriffe auf das Sentiment. Dann wieder wird das konzentrierte Strahlenbündel von Hunderten jugendlich begeisterten Augen auf die Opfer gerichtet ... Ein pausenloser Fluß, ein packender Entrain und ein rascher Wechsel von Hell und Dunkel gibt dieser Revue alle Vorzüge einer ausgezeichneten Abendunterhaltung.»

Schweizerische Rundschau

Schutz der „Ordnung" Es liegt nahe, diesmal auch die Vorgänge in der schweizerischen Politik in den größeren Weltzusammenhang hineinzustellen und im Sinn unserer Weltrundschau zu fragen, wie sich die Eidgenossenschaft zu der alles überragenden Aufgabe stelle, die fällige wirtschaftlich-soziale Gesamtumwälzung herbeizuführen und dadurch sowohl die Gewaltrevolution als auch einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen der westlich-kapitalistischen und der östlich-kommunistischen Welt zu verhindern. Die Antwort auf diese Frage gibt, wenn nichts anderes, so ein Staatsakt der allerletzten Tage: der Bundesratsbeschluß vom 29. Oktober über die *Verstärkung des Staatsschutzes*. Wir haben zwar schon seit ein paar Jahren eine Verordnung über den Schutz von Staat und Demokratie; aber da das Vollmachtenregiment, auf dem diese Verordnung beruht, «abgebaut» und auf außerordentliche, dringliche Maßnahmen beschränkt werden soll, die «für die Aufrechterhaltung der Landessicherheit, die Wahrung des Staatskredits und die Sicherung der Volksernährung unumgänglich nötig» sind, eine solche dringende Notwendigkeit zur Ergreifung außerordentlicher Maßnahmen für den Schutz des Landes gegen revolutionäre Umtriebe in guten Treuen aber nicht angerufen werden kann, so hätte von Rechts wegen die geltende Staatsschutzverordnung auf Jahresende aufgehoben werden müssen. Statt dessen verlängert nunmehr der Bundesrat, mit fast einmütiger Zustimmung der beiden Vollmachtenkommissionen, eingeschlossen die Vertreter der Sozialdemokratie, die frühere Verordnung einfach auf weitere zwei Jahre und verschärft sie bei dieser Gelegenheit gleich auch noch beträchtlich, in der Meinung, daß inzwischen auf dem Wege der ordentlichen Gesetzgebung das eidgenössische Strafgesetz entsprechend ergänzt werden solle.

Die Absicht ist also klar, und ein Radiokommentator «aus dem Bundeshaus» hat sie denn auch ganz offen ausgesprochen: Man will eine *dritte Lex Häberlin* durchzwängen und durchschläueln, nachdem das Volk die beiden ersten Maulkrattengesetze ihren Urhebern mit Wucht vor die Füße geworfen hat. Von der reaktionär-antikommunistischen Strömung, die durch Westeuropa und Amerika geht, profitierend und mit dem neuen Staatsschutzerlaß gesetzwidrig eine fertige Tatsache schaffend, wollen auch *unsere* Ordnungsmänner dem Kommunismus mit Verboten und Unterdrückungsmaßnahmen zu Leibe gehen, Maßnahmen, die in Wahrheit — man lese doch aufmerksam die einzelnen Bestimmungen der Verordnung — einen schweren Einbruch in das Gefüge des demokratischen Rechtsstaates bedeuten und, dank ihrer Dehnbarkeit, bei gutem Willen mit Leichtigkeit gegen *jede* radikale Bewegung angewendet werden können, nicht zuletzt auch gegen die radikale Friedensbewegung und Militärgegnerschaft. Soweit sind wir wieder!

Was für eine «Ordnung» hier geschützt werden soll, ist natürlich klar. Es ist die ganze bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsordnung, die Ordnung, die in Gestalt der wirtschaftlichen Hochkonjunktur über Handel und Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft so unerhört reiche Gewinne ausschüttet und auch einen Teil der Arbeiterschaft mit ihrem Bestand ausgesöhnt hat.* Es ist die Ordnung, deren Nutz-

---

* 1939 gab es in der Schweiz 1563 Millionäre, 1945 bereits 1912. Diese versteuerten ein Vermögen von zusammen 4291 Millionen Franken, während die 200 000 Pflichtigen der sechs untersten Wehrsteuerstufen zusammen nur 3883 Millionen Franken versteuerten. 1113 Personen haben nach der letzten Zählung Einkommen von über 100 000 Franken im Jahr, zusammen ebenso viel wie die 120 000 Personen der untersten Wehrsteuerklasse, ungerechnet die Hunderttausende, die so wenig Einkommen haben, daß sie überhaupt nicht unter die Wehrsteuer fallen. Ist die Feststellung, daß solche Zustände aller Demokratie ins Gesicht schlagen, nun auch strafbar, weil sie «die politischen Einrichtungen der Eidgenossenschaft, insbesondere ihre demokratischen Grundlagen, verächtlich macht», wie es im neuen Staatsschutzerlaß so schön heißt?

nießer von einer neuen Schweiz resolut nichts wissen wollen und jeden Ansatz zu einer sozialen Planwirtschaft — wie ihn z. B. die Motion Grimm über die Schaffung von staatlichen Außenhandelsmonopolen erstrebte — ablehnen. Es ist die Ordnung, deren Stützen in schamlosem Eigennutz die Erhebung der zusätzlichen Wehrsteuer auf hohen Einkommen sabotierten und dafür eine Regelung durchdrückten, die statt der beantragten 150 Millionen Franken dem Bund nur noch 50 Millionen eintragen wird. Es ist die Ordnung, die im Interesse der Elektrizitätsversorgung der Stadt Zürich das Bündner Dörfchen Marmorera unter Wasser setzt, damit eine Bresche in die ganze Abwehr gegen die Überschwemmung schöner Talschaften durch Stauseen reißend,* die Ordnung, auf deren Boden die neuen Goldhandels- und Dokumentenfälschungsskandale erblüht sind (es sind darein Herren aus den «besten» Kreisen, auch der Bruder eines regierenden Bundesrates, verwickelt), und in deren Namen — damit auch die Farce nicht fehle — ein Gottlieb Duttweiler im Bundeshaus ein paar Scheiben einschlug, weil der Nationalrat die von hungernden Völkern umgebene Schweiz nicht in aller Form zu einem Hamsterlager en gros für den Kriegsfall machen wollte. *Diese* Ordnung ist es, welche die neue «Lex Häberlin» mit Polizei und Gefängnis schützen will, so wie sie in noch größerem Maße unsere Militärmacht schützen soll, für deren Ausbau unseren Räten kein Opfer des Volkes zu hoch scheint.

Schweiz-Westunion Es ist darum ganz folgerichtig, wenn die Schweiz durch ihren Anschluß an die auf dem Marshall-Plan beruhende Organisation für *«europäische Zusammenarbeit»* in engere, offizielle Verbindung mit demjenigen Staatenblock getreten ist, der sich die Verteidigung jener ganzen Ordnung zur besonderen Aufgabe gemacht hat. Man beteuert zwar noch hoch und heilig, damit werde die Unabhängigkeit und ewige Neutralität der Schweiz auch nicht von ferne berührt; es handle sich für die Schweiz lediglich darum, in ihrem eigenen Interesse zur wirtschaftlichen Gesundung Europas beizutragen. Allein man weiß doch nachgerade, daß der Marshall-Plan keine wirtschaftspolitisch neutrale Hilfsaktion ins Werk gesetzt hat, sondern die europäische Wirtschaft in ausgesprochen kapitalistischem Geist «sanieren» will. (Der Leiter der amerikanischen Europahilfe, Paul Hoffmann, betonte letzthin ausdrücklich, daß «unter keinen Umständen ein Rückfall in übertriebene planwirtschaftliche Methoden» erfolgen dürfe, und sein erster Mitarbeiter Harriman fügte hinzu, die auf Grund des Marshall-Planes zu treffenden Maßnahmen seien «eine Garantie für die allmähliche Befreiung der europäischen Wirtschaft von den Fesseln der staatlichen und zwischenstaatlichen Interventionspolitik».) Dazu kommt, daß die amerikanische Wirtschaftshilfe für Europa weithin eher eine europäische Wirtschaftshilfe für Amerika ist, das den Marshall-Plan — neben dessen anderen Zwecken — bewußt in den Dienst einer Krisenabwehrpolitik stellt, die den Waren- und Kapitalexport nach Europa mit allen Mitteln forciert und z. B. schon im Jahr 1947 zur Neuanlage von fast einer Milliarde Dollar in überseeischen Ländern geführt hat — die höchste Zuwachsrate seit 1928. Hat die Schweiz wirklich ein Interesse daran, die auf solche und andere Weise vor sich gehende Eroberung des europäischen Waren- und Kapitalmarktes durch Amerika noch extra zu fördern?

Denken wir schließlich, aber nicht zum wenigsten, daran, daß sich die amerikanisch-europäische Wirtschaftsorganisation zwangsläufig mehr und mehr zu einem *politisch-militärischen Bündnissystem* auswächst, dessen Glieder — auch Franco-Spanien wird in naher Zukunft dazu gehören — alles, nur kein demokratisch-sozialistisches Europa aufbauen wollen, so fällt es einem insbesondere schwer, zu begreifen, daß auch die sozialdemokratische Fraktion der Bundesversammlung wie ein Mann einem Abkommen zustimmen konnte, das tatsächlich im Dienst einer welt-

* Der Dichter Jakob Bührer sieht allerdings im «Volksrecht» «etwas tief Beglückendes in diesem Entscheid der kleinen Bündner Gemeinde», «eines jener großen, seltenen Erlebnisse», die man heute nur ausnahmsweise noch habe . . .

und wirtschaftspolitischen Gesamtauffassung steht, die der unsrigen völlig entgegengesetzt ist. *Wenn* sich die Schweiz schon, mit ihrer Innen- und Außenpolitik, immer mehr auf einen Weg begibt, den wir als verhängnisvoll ansehen müssen, dann sollen die Verantwortung dafür wenigstens diejenigen tragen, die mit beiden Füßen auf dem — zwar trügerischen — Boden der herrschenden Ordnung stehen, einer Ordnung, die wir auch dann ablehnen, wenn sie uns als im «nationalen» und «volkswirtschaftlichen» Interesse gelegen dargestellt wird. Nationale und volkswirtschaftliche Interessen sehen eben völlig anders aus, je nachdem man sie vom bürgerlichen oder vom sozialistischen Standpunkt aus betrachtet. Oder sollten wir das, im Zeichen eines sozialdemokratischen Neurevisionismus, auch schon vergessen haben?

3. November. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Zur geistigen Situation der Gegenwart

Frédéric Hoffet: «L'Impérialisme Protestant». Paris, Flammarion, 1948. 257 S.

Ist die Geschichte durch die Produktionsverhältnisse geformt, wie Marx lehrt, oder sind ihre wahren Triebkräfte religiöser Natur, wie Hoffet erklärt? Nimmt man beide Aussagen als Dogmen, so entsteht ein verwirrender Gegensatz. Es dürfte demgegenüber geraten sein, sie vielmehr als Arbeitshypothesen gelten zu lassen. Eine Analyse der geistigen Situation, wie sie jedem zur Entscheidung und damit zum eigenen Nachdenken Aufgerufenen aufgetragen ist, hat um so mehr Wahrheitsgehalt, als sie nicht nur auf Grund einer einzigen Methode unternommen, sondern vielmehr von verschiedenen Ausgangspunkten her und auf verschiedenen Wegen gesucht wird. Die vorliegende Arbeit, welche eine originelle Methode der Gegenwartsanalyse verwendet, ist darum schon als ergänzende Beurteilung, als «Probe» der jeweils eigenen Analyse interessant. Der Verfasser, ursprünglich protestantischer Theologe, dann Schriftsteller, gegenwärtig Chef des Informationsdienstes der französischen Abteilung beim Internationalen Kontrollrat in Berlin, möchte eine religionspsychologische Beurteilung der Situation geben und geht von der Beobachtung aus, daß die wahren Fronten die religiösen seien. Wohl sieht er klar, daß die festgelegten, bewußten, offiziellen, konfessionellen religiösen Positionen nur noch von einer kleinen Minderheit bei allen Konfessionen gehalten werden, aber dies sind auch nicht *die* Positionen, die er aufspüren möchte, er geht vielmehr den unbewußten katholischen und protestantischen Positionen nach, den Strukturen und Denkprägungen, die Katholizismus und Protestantismus hinterlassen, auch wo sie als bewußtes Gedankengut der Säkularisation zum Opfer gefallen sind.

Wenn so vom protestantischen und katholischen Menschen schlechthin geredet wird, so ist dies gewiß ein gefährliches Unterfangen, da der so skizzierte Mensch eine reine Abstraktion ist, der in Wirklichkeit nirgends existiert, weil der existierende Mensch stets einer ganzen Mischung von Kräften ausgeliefert ist, die auf ihn einwirken. Auch läßt sich meines Erachtens gegenüber der These, daß Protestantismus und Katholizismus selbst als säkularisierte Rudimente noch ihre Prägekraft behalten, der Einwand erheben, daß eben in einen leeren Raum sofort allerlei andere füllende Ersatzstoffe eindringen. So sind ja in den verdünnten Protestantismus die vulgärkatholischen Elemente der Autoritätsgläubigkeit und der Werkgerechtigkeit eingeströmt, und anderseits haben sich Kapitalismus und Marxismus zu eigentlichen Ersatzreligionen entwickelt. Trotzdem aber bleibt die Studie Hoffets wertvoll, weil sie konsequent eine

— neben anderen — berechtigte Methode anwendet und, aus lebendiger Kenntnis der Situation geschöpft, zu nicht billigen, sondern aufrüttelnden Ergebnissen führt.

Die politische Prägung durch den Katholizismus sieht der Verfasser in einer durch die Gewissensführung bewirkten Ungeeignetheit zur Demokratie, einem eigentümlichen Schwanken zwischen Unterwerfung und Revolution, wie er es am Beispiel Frankreichs besonders klarlegt. Demgegenüber sieht er die Prägekraft des Protestantismus, vor allem des Calvinismus, in der durch den Verzicht auf Heilsmittler und Heilsgewißheit bewirkten legislativen Gewissenskraft und dem Berufsethos, das die heute imperialistische Macht protestantischer Völker erst ermöglichte. Während die Situation katholischer Länder, die aber zur Demokratie hinneigen, so eher tragisch erscheint, so die des eigentlichen protestantischen Imperialismus als wesenhafte Versuchung, denn die als eigentliche Sieger aus dem zweiten Weltkrieg hervorgegangenen protestantischen Völker verdanken ihre wirtschaftlichen Machtmittel eben der protestantischen Prägung, während eine rein kapitalistische, nur antibolschewistische Politik, unter dem Vorwand, einen Totalitarismus zu bekämpfen, sich einem andern in die Arme wirft und so den Geist der Freiheit bekämpft, von dem sie selber geprägt ist. Der Verfasser dokumentiert hier reichhaltig das Verhältnis zwischen Washington und Rom.

Wenn die Studie gewiß auch von katholischer Seite stark angegriffen werden wird, so ist dennoch zu betonen, daß der Verfasser, der dem Katholizismus viel zu verdanken erklärt, diesem nicht gehässig oder lieblos gegenübersteht. Mag ein gewisser Mangel der Arbeit in allzu pointierten Vereinfachungen bestehen, der weite Blick für die Wirklichkeit und eine Fülle von Anregungen bleiben ihr Vorzug. Die Schlußfrage, vor welcher der Verfasser halt macht, lautet für ihn, ob die Religionen für die Massen noch einmal zu lebendigen Wirklichkeiten werden könnten. Von dieser Frage aus wird weiter zu denken sein, ob nämlich eine solche Wiederbelebung, wenn überhaupt möglich, überhaupt wünschbar sei; ob die vom Verfasser als unbewußte Kraft des Protestantismus gezeigte Größe nicht allzu stark mit dem Geist der Moderne schlechthin identisch sei; und letztlich, wie eine die Religionen überwindende und erfüllende Geisteskraft heute möglich sei. Eine deutsche Übersetzung dieser stilistisch brillanten und inhaltlich durch große Klarheit ausgezeichneten Schrift wäre zu wünschen. Sie würde wahrscheinlich nicht, wie der «Bestseller Kravchenko» von besorgten Herren an die Arbeiterschaft verteilt werden, sie würde aber helfen, die Zahl derer zu vermehren, die selber denken. B. B.

Neger in Amerika

Richard Wrigth: «Ich Negerjunge», Steinberg Verlag Zürich, und «Wir Neger in Amerika», Büchergilde Gutenberg.

Als Wilhelm Mensching vor fast zwanzig Jahren seine erschütternden Bücher «Farbig und Weiß» und «Im vierten Erdteil» veröffentlichte, haben wohl nur wenige die Tragweite der Warnung verstanden, der Mensching aus einer reichen und tiefen Berührung mit der farbigen Welt in fast allen Erdteilen Ausdruck gab. Inzwischen ist das Rassenproblem zu einer elementaren Lebensfrage der ganzen Völkerwelt geworden, und wir schaudern immer noch im Gedenken an den Rassenwahnsinn und die Rassentobsucht, die unter uns in Europa durch Jahre hindurch rasten.

Die weiße Rasse steht nicht nur vor dem Sturz ihrer Kolonialherrschaft, sie ist in Frage gestellt durch das, was sie durch Jahrhunderte an der farbigen Welt gefrevelt hat mit Vernichtung, Unterdrückung, Ausbeutung und Schändung. Es ist ein Schuldbuch, das sich vor uns auftut und das nur wenige Aktivposten enthält, die im Meer der Schuld versinken, die auf allen Seiten uns entgegenstarrt. Diese farbige Welt hat Stimme und Kraft bekommen, sie ist auf ihrem unaufhaltsamen Freiheitsweg. Sie mußte und muß ihn erkämpfen gegen eine weiße Welt, die die «Freiheit» als ihr höchstes Gut preist und doch entscheidende *Befreiungen* versäumte oder sich

auch mit neu errungener Freiheit in neue Knechtschaft stürzte und die Schwachen das Opfer dieser Knechtschaft werden ließ. Hängt es wohl mit der *Unerlöstheit der weißen Rasse* zusammen, von der Mensching spricht, daß ihre Freiheits- und Befreiungskämpfe nicht durchschlagend sind, daß sich an sie oft so rasch neue Unterdrückung knüpft? Ist dieser Freiheitswille noch zu wenig verbunden mit der schrankenlosen Liebe Christi zu den geringsten der Brüder und zu wenig mit der Erkenntnis und Verwirklichung der Bruderschaft unter den Menschen, die uns in der biblischen Christus- und Reichsbotschaft entgegentritt? Solche Gedanken drängen sich auf beim Lesen der beiden Bücher von Richard Wright.

Richard Wright gilt als der bedeutendste Negerdichter im heutigen Amerika. Und die beiden Bücher machen uns den Eindruck hoher Kunst, deren Sprache allerdings inspiriert ist von dem Kampf, den Wright um Menschenwürde, Recht und Freiheit der Neger kämpft. «Ich Negerjunge» ist des Dichters eigene Kindheits- und Jugendgeschichte. Es ist das Zeugnis und Bekenntnis von einem Negerleben, das inmitten der weißen Welt im Dunkel, in der Angst, im Ausgestoßensein, in der Bedrückung und Bedrohung sich nach Freiheit, Licht und Menschlichkeit sehnt. Wir erleben Erschütterndes, wenn wir mit dem vierjährigen Negerknaben uns auf den Lebensweg begeben. Er rührt an Herz und Seele und steht leibhaftig vor uns, dieser kleine Richard in den Städten der Südstaaten Nordamerikas. Sein Menschenleid ist immer verwoben mit den Leiden seiner Rasse, die bis heute nicht aufgehört haben. Die *Rassenverachtung* ist das Netz, in dem sich der Knabe immer wieder verfängt, das er nicht anerkennen will und dem er sich doch nicht entwinden kann. Wird er verzweifeln oder resignieren, verstummen oder im Haß verbrennen? — Er kämpft, und im Kampf erwächst ihm die Gewißheit der Freiheit und der Menschenwürde. Noch mehr: in diesem Kampfe wird er selbst ein Licht für seine Brüder, die noch keinen Weg aus dem Dunkel und dem Rätsel ihres Negerlebens sehen. Aus dem Süden freilich wandert er aus, wie es Millionen anderer Neger getan haben, von denen er in «Wir Neger in Amerika» erzählt. Dieser Süden hat den Geist der Sklavenherren heute noch nicht abgetan. Die Bedrückerhände liegen immer noch auf dem Negermenschen, und die Rassenverachtung ängstet und vergiftet immer noch sein Herz, bedrückt sein Gemüt und bedroht sein Leben durch den kollektiv und individuell gleich wirksamen Rassenterror, der mit schändlicher Ausbeutung, also Klassenherrschaft, verbunden ist. Wird Richard in den Nordstaaten die Freiheit und die Menschenwürde finden?

Eine Antwort darauf gibt das zweite Buch: «Wir Neger in Amerika». Es ist die Menschengeschichte, die Seelen-, die Passionsgeschichte der Neger in Amerika. Der Dichter ist eingetaucht in die dunklen Tiefen dieser Geschichte, und wir empfinden es deutlich, daß er sie noch einmal erlebt und erlitten hat, um eine ganze Welt davor zum Stillstand zu bringen. Wenn unsere Zeitwelt nicht so abgestumpft wäre, müßte dieses Buch ein noch stärkeres Echo hervorrufen als einst Harriet Beecher-Stowes «Onkel Toms Hütte» (das übrigens im Verlag «Gute Schriften Basel» eine der besten Neuauflagen gefunden hat und zudem mit den eindrucksvollen Negerbildern Frank Buchsers illustriert ist), weil es uns noch eindringlicher vor das Gesamtschicksal der Neger in Amerika in Geschichte und Gegenwart stellt. Er erzählt: «Unsere seltsame Geburt»: «Wir, die Millionen Schwarzen, die in den Vereinigten Staaten leben, sind auf eine unheimliche und dunkle Weise in die westliche Zivilisation hineingeboren worden. Die schlanken, hochgewachsenen blonden Männer aus England, Holland und Dänemark, die kleinen dunklen, unruhigen Männer aus Frankreich, Spanien und Portugal, alle die Männer, deren blaue und graue und braune Augen zukunftsfroh glänzten, sie anerkannten uns nicht als Menschen, sie rissen uns von unserem heimatlichen Boden, belasteten unsere Beine mit Ketten, stopften uns wie Klafterholz in die üblen Löcher ihrer Segelschiffe und schleuderten uns in ein anderes, in ein fremdes und feindliches Land, wo wir unter harten, rohen Umständen zum zweitenmal den langsamen, schmerzvollen Vorgang einer Geburt erlebten.

Die ewigen Sterne mögen damals erstaunt hinabgeblickt haben auf die einfachen Männer aus England und dem übrigen Europa, die mit hoffendem Herzen in See stachen, um die Rebellion gegen die Tyrannei weiterzutragen, nur um augenblicklich in den Sklavenhandel hineinzugeraten, in den Kauf und Verkauf unserer Menschenleiber. Und die gleichen Sterne haben wohl gelächelt, als nach dem Unabhängigkeitskrieg die Herren des Bodens im Süden ihr starres Sklavengesetz ein ganz klein wenig milderten, um ihr schuldiges Gewissen besser mit dem hohen Ideal der Menschenrechte in Einklang zu bringen, in dessen Namen sie gekämpft und geblutet hatten. Nie aber milderten sie das Gesetz so weit, daß sie ihren Besitzanspruch uns gegenüber aufs Spiel gesetzt hätten.» Und das Negerleben, das eben kein menschenwürdiges Leben ist, die Negerpassion in Amerika gehen weiter. Sie werden «die Erben der Sklavenzeit». «Das Wort ‚Neger', der Ausdruck, mit dem wir Schwarzen, ob gesprochen oder gedruckt, in den Vereinigten Staaten gewöhnlich bezeichnet werden, ist in Wirklichkeit überhaupt keine Benennung oder Beschreibung, sondern eine Insel, deren Umrisse durch den einhelligsten Machtspruch zustande gekommen sind, den die Geschichte Amerikas kennt; einen Machtspruch, der den Lebensraum unserer Kinder und Kindeskinder künstlich und willkürlich umschreibt, absteckt und regelt.

Diese Insel, innerhalb deren Grenzen wir leben, ist in der Gefühlswelt von Millionen Menschen verankert; gelegen ist sie inmitten des Meeres weißer Gesichter, denen wir täglich begegnen. Und während der dreihundert Jahre, die unsere Nation allmählich ins zwanzigste Jahrhundert hineintrugen, haben die Felsenklippen, die die Insel umschließen, den anprallenden Wogen unserer Hoffnung nicht nachgegeben.» Und sie ziehen schließlich wie Israel aus dem Sklavenhause des Südens in den Norden, der mit seiner Freiheit das Land der Sehnsucht und des Hoffens geworden ist. Finden sie die Freiheit? Nein — sie gehen durch ein Tor, das wie eine Art Vorhof der Freiheit ist, aber es ist noch nicht die Freiheit. Es ist noch eher wie ein Aufenthalt in der Wüste. «Wir wußten nicht, was unser wartete.» Es ist «der Tod auf dem Pflaster der Städte» und es ist noch einmal eine Passionsgeschichte in der «Freiheit» des Nordens! Der Zoll, den die Neger für die Freiheit des Nordens zahlen, ist eine gesteigerte Form des proletarischen Schicksals, dem bis jetzt nur ein kleiner Teil der Schwarzen nicht unterworfen ist.

Und doch geht es vorwärts, dem Menschentum entgegen, das von keiner Macht der Erde auf die Dauer zu unterdrücken ist, weil es Gottes ist und Gottes Liebe ruft. Wir werden vor einen Ausblick gestellt: «Menschen im Werden.» Es ist in der Tat der Ruf und die Hoffnung der Menschwerdung, der Kampf um die Menschwerdung, der uns am Ende dieses Buches auf eine Höhe führt, die uns einen neuen Menschentag erhoffen läßt für alle Rassen und uns ermutigt, im Kampf für diesen Menschentag auch in der Welt der Weißen fortzufahren — der wirklichen Menschengemeinschaft entgegen.

Das Buch ist reich illustriert mit Bildern, Photographien, die wir nicht leicht vergessen werden, die vielmehr mit eindringlicher Sprache zu uns sprechen «von Angesicht zu Angesicht». *Albert Böhler.*

Die Heilige Nacht und die Nächte

Da gibt es nun so eine lange Nacht, die von einem beträchtlichen Teil der Erdbewohner anders erlebt, empfunden, gesehen wird als andere Nächte. Zwar werden keine Engelchöre gehört und keine Sternwunder gesehen, wohl aber gibt es viel mehr Menschenohren, die auf die Stimme der Stille zu hören bereit sind, und viel mehr Menschenaugen, die nach Unverlierbarem, Bleibendem ausspähen als in anderen Nächten. Das ist nicht nichts, ist sogar viel in einer Zeit, die einen Menschentyp geprägt hat, der, um am Widerspruch zwischen seinen eigentlichen Möglichkeiten und seiner armseligen Wirklichkeit nicht zu zerbrechen, gerade die unverbindliche Folge schreiender Botschaften und die sinnlose Reihe sich überstürzender Bilder als Betäubung braucht. Die besondere Stille dieser – oft sogar von Kriegshandlungen oder Verwaltungsratssitzungen freien – Nacht ist weithin der einzige Nachklang und Widerschein von Engelchören und Sternenwundern. Doch einsam friert die einzige Heilige Nacht inmitten der Masse unheiliger Nächte.

Der stille Kreis der Märchenerzähler und Legendendichter hat die eine Heilige Nacht zu den heiligen Nächten zwischen Weihnacht und Dreikönigstag verlängert. Märchen und Legenden verkünden da etwas von einer stillen Zeit zwischen dem strahlenden Wunder und dem wunderlosen Neubeginnen eines Kreislaufs. In dieser Zwischenzeit lassen Märchen und Legenden die Tiere reden und dem Menschen, der zu hören weiß, Schicksal und Zukunft enthüllen. Das Gemeinsame, das in der einen Heiligen Nacht Hirten und Könige vor dem Wunder zusammenführt und verbindet, wird in der Märchenbotschaft zu einem noch größeren Gemeinsamen, das sogar die Trennung zwischen Mensch und Kreatur, Mensch und Schicksal überwindet.

Die märchenlose Welt bannt das Wunder und seinen Nachklang in eine einzige Nacht, eine märchenliebende Welt verlängert das Wunder und die Sehnsucht nach ihm um ein paar Nächte. In beiden Fällen aber bleibt vorher und nachher die Herrschaft der wunderlosen, unheiligen Nächte unbestritten.

Das ist nun aber gerade die entscheidende Frage, ob durch das Wunder der Heiligen Nacht die Herrschaft der unheiligen Nächte, der Nacht schlechthin, *gebrochen* oder nur kurz *unterbrochen* sei.

Die Nacht ist in der griechischen Sage die Tochter des Chaos; und in der alten palästinensischen Gedankenwelt ist sie die gefährliche Zeit, da dämonische Geister an unheimlichen Orten ihr Wesen treiben.

Die Heilige Nacht aber mit ihrer Botschaft «Euch ist heute der Heiland geboren» weist der Geschichte das Reich dieses neuen Davids

als Ziel und dem Menschenleben den Dienst an diesem Reich als Sinn zu.

Der raffinierteste Sieg der Nacht, der Chaostochter, liegt nun gerade darin, daß auch die Heilige Nacht – als eine lichte Blume zwar – in den dunklen Kranz hineingeflochten wird. Wenn das geschieht, haben Mythos und Religion über die Botschaft vom Gottesreich gesiegt. Die Gefahr hat gewiß von Anfang an schon bestanden. Religiöse Sprache und mythische Motive drängen sich dort auf, wo der Gegenstand, von dem berichtet, das Bild, das gezeichnet werden soll, die Grenzen der menschlichen Natur und damit auch der menschlichen Ausdrucksmöglichkeit überschreitet. Darum sind religiöse Sprache und mythische Motive eng mit der Weihnachtsbotschaft verbunden. Werden aber diese Dinge, diese Gewänder des Heiligen, zum eigentlichen Inhalt, dann triumphiert im Kranz der dunklen Nächte die unbesiegte Chaostochter.

Sie triumphiert, auch wenn ihre Herrschaft nicht mehr darin besteht, daß würgende, hinterlistige Dämonen an Kreuzwegen und Flußufern lauern. Mit diesen alten Dämonen konnte der Mensch immerhin noch in ehrlichem Ringkampf sich messen. Der Würgegriff des Dämons aber, der heute die freie Meinungsbildung erstickt, die Hinterlist des Dämons Besitz, der heute Menschen – besitzende und solche, die es werden möchten – blendet, die Blutgier des Dämons Haß, der unbesiegt aus dem Kriege kam, nach neuem Kriege gierig, sie alle sind schlimmer als die alten Trabanten der Nacht. Sie bedienen sich wohl menschlicher Werkzeuge, doch in unpersönlicher Form. Darum gibt es heute keinen ehrlichen Ringkampf mit diesen Gegnern, sondern der Kämpfer stößt ins Leere. Weihnacht als das religiöse Fest oder die besinnliche Stunde, die Heiligen Nächte als Sehnsuchtstraum blühen dabei als leuchtende Blumen, aber eben im Kranz und helfen mit, daß der Kranz Kranz bleibt und der Kreislauf Kreislauf!

Das Gegenteil von Kreislauf ist die ihrem Ziel zustrebende Geschichte; das Gegenteil von Religion und Mythos die Botschaft vom Reiche Gottes! Kann die Geschichte aus dem Bann des Kreislaufs, kann das Gottesreich aus dem Gefängnis der Nur-Religion erlöst werden? Kann die Heilige Nacht den Kranz der dunklen Nächte sprengen?

Ja, wenn wir wissen, wem wir in der Heiligen Nacht *begegnen*. Ihr Mittelpunkt, von dem her sie ihre Stille und Heiligkeit empfängt, ist die Botschaft:

«Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher der Christus ist, der Herr, in der Stadt Davids.»

Groß und fremd und über alle menschlichen Bedürfnisse weit hinauswachsend steht diese Botschaft vor uns. Sie ist kein Verstandeswerk, weil sie alle Kategorien des Verstandes überschreitet, sie ist kein Gefühlswerk, weil sie sich an den ganzen Menschen inmitten der nackten Wirklichkeit wendet. Sie ist nicht einfach Erfüllung menschlicher Bedürfnisse. Solche mögen auf Macht, Größe, materielle oder seelische Sicherung hinzielen. Die Botschaft vom Messias, dem Davidsohn und seinem Reich, ist die Botschaft von Recht und Frieden, die beide nur verwirklicht werden können, wenn der hörende Mensch seine allzu natürlichen Willensregungen zu opfern vermag – weil er nun Größeres empfangen hat.

Kann man von einer solchen Heiligen Nacht wieder zu neuen dunklen Nächten gehen?

Das kann man wohl, aber sie sind nun kein Kranz mehr, kein Weg ohne Anfang und ohne Ende. Das Wunder besteht nicht darin, daß es nun kein Dunkel mehr gäbe, wohl aber darin, daß kein geschlossener Kreis des Dunkels mehr den Menschen umkreist und umfängt. Das Dunkel, das bleibt und wiederkehrt, muß nun auch auf geheimnisvolle Weise dem Lichte dienen. Christian Morgenstern hat wohl solches Dunkel gemeint, wenn er zur dunklen Nacht gebetet hat:

«Wie manches, was des Tages Wille
mit rechter Klarheit nicht ergreift,
dem hilft, daß es in deiner Stille
zu freundlicher Vollendung reift!»

Es ist kein Zufall, daß in der biblischen Weihnachtsgeschichte merkwürdig viel Menschen auftreten, denen, weil sie ein Ziel gefunden haben, ihr Leben verwandelt ist, mögen sie nun Lichtvolles oder Dunkles vor sich haben. Und es ist wohl ebensowenig ein Zufall, daß unsere Zeit so ratlos, so ideenarm ist, weil eben Ziel und Sinn der Geschichte, nachdem sie beide oft allzu laut und in falscher Form verkündet worden waren – im christlichen Jenseits- wie im bürgerlichen Fortschrittsaberglauben – heute weithin verloren und aufgegeben sind.

Die Stille Nacht sucht Menschen, die ihr Leben, ihren Weg durch die Zeit, vom Sinn und Ziel des Heiligen durchdringen und erfüllen lassen. Sie ruft nach solchen, die den Kreislauf des Sinnlosen durchbrechen. Sie will ihnen ja selber zu diesem Durchbruch helfen – nicht für eine Nacht oder zwölf, sondern für alle, lichte und dunkle.

Bruno Balscheit.

Gebet

Wie haben wir, wir Armen,
Dir Deine Welt vertan!
Wirst Du Dich noch erbarmen
Ob so viel Schuld und Wahn?

Nun rauscht von Tränengüssen
Die ganze weite Welt —
Die Stege fortgerissen,
Kaum einer noch, der hält!

So schwer der Weg zum Andern
Durch Schuld und Qual und Not!
So schwer, so schwer das Wandern
Durch Dunkel, Nacht und Tod!

Wenn alle Stege brechen,
So gib mir Du die Hand!
Ob allen Tränenbächen
Halt stark sie ausgespannt!

Und gib, daß ich sie fasse,
Die Deine Gnade reicht,
Und sie auch dann nicht lasse,
Wenn, was ich fasse, weicht!

Laß unter diesem Bunde
Mein ganzes Leben stehn,
Den Trost der letzten Stunde
In alle Stunden wehn!

Dann wird der Bund zum Bogen,
Der sich in Farben malt,
Des Wassersturzes Wogen
Hell leuchtend überstrahlt.

Ob allen Tränengüssen
Wird klar Dein Bogen stehn,
Aus dem ihm Folgenmüssen
Wird Weg um Weg erstehn.

Dann wird der Weg zum Andern
Der Weg zu Dir allein:
Es wird das dunkle Wandern
Ein Weg im Lichte sein.

Und so aus Deinem Bogen
In Demut und Vertraun
Im Dunkel nachgezogen
Hilf uns Dein Reich erbau'n!

Margarete Susman

Die Theokratie, der Weltrat der Kirchen und der Krieg

Vorbemerkung. Ende März dieses Jahres habe ich in einer regionalen Konferenz der IFOR (International Fellowship of Reconciliation; «Kerk en Vrede» ist ihre holländische Abteilung), in welcher englische, deutsche, belgische, französische, schweizerische und holländische Vertreter des christlichen Pazifismus zusammentrafen, einen Vortrag über obenstehendes Thema gehalten. Der Vortrag war auf die kommende Amsterdamer Tagung des Worldcouncils (August/September) abgestimmt. Auf Wunsch der IFOR-Konferenz habe ich im April eine kurze Zusammenfassung meines Vortrages der damaligen Redaktion der «Neuen Wege» zugeschickt. Sie blieb aber in ihrem Portefeuille liegen. Im Oktober bat mich die neue Redaktion, ob sie meinen Beitrag etwas umgearbeitet dennoch aufnehmen dürfte. Ich habe zugestimmt, nur wenig geändert und eine kurze Betrachtung der Assemblée-Aussprache hinzugefügt. *G. J. H.*

In der ersten Hälfte meines Vortrages gab ich eine Auslegung der Idee der Theokratie. Theokratie, das heißt Gottesherrschaft, gehört zur prophetischen Religion. Im alten Israel war diese Idee lebendig. Sie umfaßte das Leben der Religion, des Volkes, des Staates: Gott ist der Herr aller Dinge. Im Mittelalter haben die Päpste, und später hat der reformierte Protestantismus versucht, die Theokratie aufrechtzuerhalten. In den letzten Jahrhunderten aber und immer mehr haben der moderne Staat und die moderne Gesellschaft, denen die feudale Soziologie der Kirche nicht mehr angemessen war, sich von der kirchlichen Autorität emanzipiert und sind vollständig säkularisiert worden.

Die Kirche wurde im öffentlichen Leben ziemlich machtlos und vom Staatsurteil abhängig. In den Vereinigten Staaten Amerikas wird vielleicht noch die größte Unabhängigkeit der Kirche vorgefunden. Dort übt die Kirche mit ihrer Föderation auf die soziale und politische Haltung der Regierung großen Einfluß aus. Leider ist das amerikanische Volk von den sozialen Forderungen der heutigen Weltlage

noch wenig durchdrungen, und die Geschäfts- und Geldmagnaten beeinflussen mit ihren Zeitungen die öffentliche Meinung. – In Rußland und in den russifizierten Staaten bezahlt die Kirche die Freiheit ihres Kultus mit einer sklavischen Folgsamkeit und Schweigsamkeit. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Wort Adolf Harnacks sich bewährt hat: «Wenn es den Kirchen nicht gelingt, ihre Ideale im Staate aufzurichten, so wird der Staat seine Ideale in der Kirche pflanzen.»

Die Trennung von Staat und Kirche war und ist noch eine Notwendigkeit, besonders in den kirchenreichen Ländern, und vielleicht wird sie es bleiben. Eine klerikale Gewaltherrschaft der römischen oder calvinistischen Kirche wünschen wir nicht zurück. Aber niemals darf die Kirche ruhig ansehen, daß auch Staat und Religion getrennt werden, denn das gefährdet die Idee der Gottesherrschaft, der Theokratie. Diese Idee ist nicht bloß der Gedanke alter Propheten und herrschsüchtiger Kirchenfürsten, sondern der unentbehrliche Gedanke jedes prophetischen, jedes christlichen Glaubens.

Die christliche Auffassung der Theokratie soll von der Vision des Gottesreiches genährt werden. Die englische Übersetzung von Spr. Sal. 29, 18 lautet: «Where there is no vision, the people perish.» Unsere Bibel hat eine solche Vision, das Reich Gottes. Dieses Reich schauen wir durch das Fenster Jesu Christi. Theokratie und Gottesreich gehören zusammen. Die Theokratie ist die irdische Ausdrucksform der himmlischen Erwartung; sie ist Vorbereitung: «Bereitet dem Herrn den Weg!» Es bedeutet keine Kontinuität, denn das Gottesreich gehört einer anderen Ordnung an, und zwischen beiden Ordnungen liegt das Gericht. Es gibt aber eine heilige Richtung, einen heiligen Anlauf: Gerechtigkeit. Für das christliche Bewußtsein gibt es keine Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit.

Die Kirche soll sowohl die Realität dieser Welt als die Realität des kommenden Reiches ins Auge fassen. Tut sie das, dann ist sie genötigt, sich darum zu bemühen, daß die Theokratie realisiert werde. Diese Bemühung darf in ihrer Predigt nicht fehlen. Was den Internationalen Versöhnungsbund und seine holländische Abteilung «Kerk en Vrede» beschäftigt, ist nichts anderes als ein Teil dieser Bemühung um die Gottesherrschaft. Was die Kirche Christi, wozu die IFOR und Kerk en Vrede gehören, was die Kirche Christi als solche für die Realisierung der Theokratie vermag, ist – außer von der Gnade Gottes – von drei Bedingungen abhängig: 1. von der ökumenischen Zusammenarbeit der verschiedenen Kirchen, 2. von ihrer Selbständigkeit dem Staate gegenüber, 3. von ihrem mutigen Bekenntnis der christlichen Wahrheit.

Diesen Sommer fand hier in Amsterdam die große ökumenische Tagung des Weltrates der Kirchen statt. Die Delegierten von mehr als 130 Kirchen aus allen Weltteilen kamen zusammen, um sich über das Thema «Man's disorder and Gods design» zu beraten. Was

durfte von der Konferenz an Hoffnungen und Erwartungen in bezug auf die brennendsten Fragen gehegt werden? Wir geben hier einige solcher, vor der Konferenz angestellter Erwägungen wieder. Vielleicht ist es nun eine letzte Gelegenheit, welche Gott der Kirche gibt, die Welt und sich selbst zu retten. Gott gebe, daß die Kirche ihre Einheit finde und als Kirche Christi, unabhängig von den zeitlichen nationalen Interessen und unabhängig von ihren Staatsregierungen, ihre eigene Sprache zu reden imstande sei. Gott gebe, daß nicht bloß scharfsinnige Theologen und kluge Kirchenmänner ihre Meinung abgeben, sondern daß auch prophetische Figuren aufstehen werden, die das Feuer in die Assemblée werfen, so, daß es in ihrer Mitte Pfingsten werde und aus dem heiligen Geist die Kirche neu geboren werde. Wir haben zuviel alte Kirchen mit einer alten, müden Stimme.

Die Schwierigkeiten werden zahlreich und groß sein. Um ein Beispiel zu nennen: Rußland! Wird man im allgemeinen und begreiflichen Abscheu gegenüber der kalten, die Freiheit tötenden Umklammerung der Tschechoslowakei militärische Maßnahmen gegen Rußland befürworten? Oder wird man tiefer graben und die Frage stellen: Hat der Kommunismus, wie er heute erscheint, etwas mit dem langjährigen sozialen Unrecht zu tun? Etwas mit den alten Mißverhältnissen zwischen reich und arm, zwischen schwarz und weiß, zwischen Kolonialländern und kolonisierten Völkern? Etwas mit den Folgen des Krieges, der ja doch so deutlich die Lehre verkündet, daß das Ziel die Mittel heiligt und *jedes* Mittel erlaubt sei, um das Ziel zu erreichen? Und ist die westliche Demokratie selber am Untergang der tschechoslowakischen Demokratie auch mitschuldig (München 1938)? Wie dem auch sei, die Frage soll gestellt werden: Woher kommt es, daß es jetzt in so vielen Ländern so viele Kommunisten gibt? Darf die Kirche die Antwort der ängstlichen Bourgeoisie, welche von einer Zunahme von Räubern, Dieben, Kommunisten und andern Verbrechern redet, übernehmen und im kirchlichen Stil über Sünde und Sünder predigen, welche von Gott und seiner Kraft (gemeint werden die westlichen Armeen) noch zeitig niedergeschmettert werden sollen? Gott gebe, daß diesen Sommer von Amsterdam aus ein kräftiger Ruf und Impuls zur christlichen Kritik und Revolution in die Welt gehe, damit der blutigen Revolution und dem blutigen Kampfe vorgebeugt werde. Nur in diesem Sinne kann «Man's disorder» gelöst werden. Gott gebe in seiner Barmherzigkeit, daß es noch nicht zu spät sei!

Die ökumenische Tagung von Amsterdam sollte reden, wie die UNO nicht reden kann, weil dort der Geist Christi fehlt. Sie sollte aber auch mehr sagen als der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen (World-alliance), mehr auch, als «Stockholm» und «Lausanne» bis jetzt gesprochen haben.

Das Ziel der Tagung ist dasselbe wie das Ziel der Kirche: Bekenntnis der christlichen Wahrheit. Sie hat, wie ihr Herr und Heiland,

den Auftrag: «Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll.»

Diese Wahrheit ist nicht nur die allgemeine Heilswahrheit und der allgemeine Inhalt der Gebote Gottes. Die Kirche soll auch den Mut haben, in dieser bestimmten Zeit etwas Bestimmtes zu sagen, konkret zu werden, bedeckte Lügen aufzudecken und ins Licht der Wahrheit zu stellen. Im Kampf gegen die Sklaverei im vorigen Jahrhundert war eine evangelische Botschaft der Kirche ohne Ächtung der Sklaverei nur eine halbe evangelische Botschaft. So hat die Kirche bis jetzt in ihren ökumenischen Tagungen und Botschaften eine wichtige Wahrheit, welche in unserer Zeit sichtbar geworden ist, verschwiegen. Hauptsächlich, um diese Wahrheit mit großem Nachdruck auszusprechen, sind wir, Teilnehmer dieser regionalen Konferenz der IFOR, gerade hier versammelt. Diese Wahrheit lautet: Krieg, besonders der moderne Krieg, ist die schlimmste Kränkung des Evangeliums, die schärfste Verleugnung Jesus Christi. Es gibt keinen Zweck, der diese Mittel heiligt. – Man kann nicht beten: «Es komme dein Reich», indem man mit allen Mitteln der modernen Technik das Reich des Satans aufrichtet. Die Theokratie, welcher wir dienen und die wir stützen sollen, bedeutet nicht die Herrschaft eines griechischen oder germanischen Gottes, sondern die Herrschaft jenes Gottes, der sich in Jesu Christo offenbart hat. Im Kriege aber wird der Wille dieses Gottes vergessen und werden die Prinzipien des Evangeliums zertreten. Denn dieses ist am Kriege das Schlimmste: Die Vernunft, welche den Krieg leitet, ist von jeder moralischen Grundlage losgerissen, an keine ethische Norm gebunden, ihre einzige Absicht und ihr einziger Maßstab ist: der Erfolg, der vernichtende und niederschlagende Erfolg. Nach Hiroshima und Nagasaki brauchen wir das nicht mehr zu beweisen. Und auch wenn man die Atomkraft beiseite läßt, das zweitägige Bombardement Dresdens, wo fast nur Frauen, Greise und Kinder übrig waren und wo in zweimal 24 Stunden 200 000 Menschen vernichtet worden sind, spricht genau dieselbe Sprache. Und es waren nicht heidnische, nihilistische, faschistische oder kommunistische Luftmächte, die es ausführten, sondern es war in Hiroshima und Dresden beide Male die Luftwaffe einer christlichen Nation.

Als Japan nach dem Experiment mit der Atombombe kapitulierte und die alliierte Welt jubelte, war da ein Pfarrer in der Nähe Londons, der Pfarrer von St. Alban, der sich weigerte, in seiner Kirche einen Dankdienst abzuhalten: «Mit *diesen* Mitteln», sagte er, «darf man den Sieg nicht erzwingen.» Ein mutiger, aber naiver Kerl. Er hatte den völlig amoralischen Charakter des Krieges noch nicht durchschaut.

Von den Führern der Kirchen, die in diesem Sommer in Amsterdam zusammenkamen, durfte, mußte man erwarten, daß sie das wohl getan haben, daß sie die Wahrheit um den Krieg kennen und den Mut auf-

bringen, sie auszusprechen. Wenn die Kirche nicht redet, werden die Kinder rufen und die Steine schreien!

Ich hoffe und ich fürchte zugleich, die Kirche versteht die Kunst, in einer alten, vergangenen Ideologie zu denken und in einer alten Terminologie zu reden. Noch immer kann man hören, daß der Apostel in dem 13. Kapitel des Römerbriefes der Obrigkeit das Recht gibt, wenn nötig, Krieg zu führen, denn, so steht geschrieben, «die Obrigkeit ist Gottes Dienerin und trägt das Schwert nicht umsonst». Als ob der Apostel Paulus an den Fall gedacht hätte, daß zwei Obrigkeiten einander und ihre Völker zu vernichten versuchen, außerdem noch mit andern Mitteln als mit einem Schwert. Noch immer beruft sich die Kirche auf den mittelalterlichen, noch von der Reformation verteidigten Begriff des «gerechten Krieges», bellum justum, obschon eine der Bedingungen des gerechten Krieges sagt, daß er auf rechte Weise (modus rectus), das heißt mit redlichen Mitteln, geführt werden soll. Und als Calvin aufzählt, was der gerechte Krieg deshalb unterlassen soll, zeichnet er den modernen Krieg und eigentlich jeden Krieg nach dem Leben. Alles, was verboten wird, wird getan, in großartiger Weise getan. – Und auch wenn der Theologe (er ist meistens weltabgewandt und weltgewandt zugleich) die Einsicht gewinnt, daß der Krieg moralisch und religiös nicht zu rechtfertigen sei, daß Krieg Sünde und nichts als Sünde ist, da versucht er vielleicht, wie es vor dem zweiten Weltkrieg ein deutscher evangelischer Bischof unternahm, das Paradoxe annehmbar zu machen, daß «der Christ um Gottes willen in eine Welt hineingehen soll, die Gott nicht will», das heißt sich in die Sünde zu stürzen, um die Sünde aufzuheben. Die Kirche und die Theologie waren bis jetzt in bezug auf die Kriegsfrage altmodisch, biblizistisch, abstrakt und sophistisch und konnten dem Staat und dem Nationalgefühl gegenüber nicht zu der Einsicht durchdringen und den Mut aufbringen, zu sagen, daß das Evangelium und der Krieg sich verhalten wie Wasser und Feuer. Zusammen können sie nicht sein und nicht herrschen, denn sie vernichten einander.

*

Wir sind froh und dankbar, daß der Aufruf zur ersten Versammlung (Assembly) des Weltrates der Kirchen August 1948 in Amsterdam über das Thema «Man's disorder and God's design» anfängt mit dem demütigen Bekenntnis, daß «die Kirchen selbst an dem Disorder, der Unordnung, teilgenommen haben und mitschuldig sind. «Der Kontrast zwischen dem hohen Beruf der Kirche Christi und ihren sichtbaren Institutionen, den bestehenden Kirchen, ist zu offenkundig.» Mit Gottes Hilfe muß die kommende Versammlung der Kirchen, welche Gott zusammengeführt hat, sich der Verantwortung bewußt bleiben, um «ohne Unterlaß zu versuchen, das Ganze des menschlichen Lebens und der menschlichen Verhältnisse unter das Königtum Christi zu

bringen.» Wir sehnen uns nach dem Tag, da der Herr Jesus Christus die Kirchen wieder unter seine Gewalt bringt, in ihrer Mitte seine Herrlichkeit offenbart und sie dazu bringen werde, mit *einer* deutlicheren Stimme zu reden und zu handeln als diejenigen, die Ihm als ihrem einzigen Herrn dienen.»

Wir sind aber auch froh und dankbar, daß der Internationale Versöhnungsbund dem Weltrat der Kirchen eine Adresse oder Petition, mit den Namen aus fünfzehn Ländern unterzeichnet, eingereicht hat, in welcher der Versöhnungsbund darauf aufmerksam macht, daß unter die erschreckenden Äußerungen von «Man's disorder» an erster Stelle wohl der Krieg gehört, und daß, wenn «God's design», Gottes Plan, für die menschliche Gesellschaft nur einigermaßen verwirklicht werden soll, dieses Übel verschwinden müsse.

Die Petition des Versöhnungsbundes erinnert an die Aussprache der Oxford-Konferenz for Life and Work 1937, in welcher schon ausgesprochen worden ist, daß die universelle Kirche Christi ohne Vorbehalt den Krieg verurteilen soll als «auferlegte Feindschaft, teuflische Schändung der menschlichen Persönlichkeit, als gräßliche Verdrehung der Wahrheit und Schmähung der Gerechtigkeit Gottes, welche uns in dem gekreuzigten Christus offenbar worden ist». – Dennoch hat die Oxford-Konferenz es nicht gewagt, eine resolute Stellung einzunehmen, weil die Meinungen der Kirchen so weit auseinandergingen. Es ist jedoch nicht möglich, sagte sie, sich in dieser Differenz zu beruhigen. Sie fordert die Kirchen auf, weiter zu studieren und tiefer in das Problem einzudringen, um in dieser Sache besser und einheitlicher Gottes Willen zu verstehen.

Der «International Fellowship of Reconciliation» fragt nun in seiner Petition, ob wir nach diesem zweiten schrecklichen Weltkrieg mit seinen höllischen Erfindungen und Experimenten noch nicht genügend gelernt haben, welchen Weg die Kirche zu wählen hat.

Wir leben, sagt die Adresse des Versöhnungsbundes, in einer Schöpfungsordnung, welche durch die Sünde und die Schuld der Menschen und Völker ganz und gar verdorben ist. Wir glauben, daß es Gottes Wille ist, daß die verdorbene Schöpfungsordnung von der Gnadenordnung der Erlösung gerettet werde. Deshalb haben die Jünger Christi, strenger und gewissenhafter denn je, sich der Gnadenordnung zu fügen und sich zu weigern, der Welt gleichförmig zu werden. Nur auf dieser Grundlage sind wir imstande, die drei Prinzipien ernst zu nehmen, welche der Weltrat der Kirchen als die notwendigsten Punkte des Glaubens von den Teilnehmern der Ratsversammlung fordert: Inkarnation, Versöhnung und Auferstehung. Im Angesicht eines Krieges, von den Kirchen sanktioniert, verlieren sie jeden Sinn. Der Kriegsfrage gegenüber achte die Kirche auf das ernste Wort des Evangeliums: «Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man es salzen?»

In Amsterdam waren nicht, wie in Oxford, unabhängige Christen zusammen, sondern die offiziellen Vertreter der Kirchen. Daher durfte man eine radikale Antwort auf die Kriegsfrage wohl hoffen, kaum aber erwarten. Die Assemblée war im allgemeinen von ernstem und hohem Geist erfüllt und hat manche wertvolle Resolutionen angenommen, wofür wir dankbar sind, so zum Beispiel im Konflikt Amerika–Rußland und in Hinsicht der Rassen- und Kolonialfrage. Daß der Weltrat der Kirchen wirklich aufgerichtet worden ist, ist von hoher Bedeutung. Der Pfingstgeist aber ist nicht gekommen, und auch aus dieser Ursache ist in der IV. Sektion («Die Kirche und die soziale Unordnung») in bezug auf das Problem Kirche und Krieg die Einheit ausgeblieben. Wohl sind einstimmig Meinungen ausgesprochen, welche man früher von offiziell-kirchlicher Seite nicht hörte. Zum Beispiel nach einer kurzen Skizze des modernen Krieges:

«Die herkömmliche Annahme, daß man für eine gerechte Sache einen gerechten Krieg mit rechten Waffen führen könne, ist unter solchen Umständen nicht mehr aufrechtzuhalten. Es mag sein, daß man auf Mittel der Gewalt nicht verzichten kann, wenn das Recht zur Geltung gebracht werden soll. Ist der Krieg aber erst einmal ausgebrochen, dann wird die Gewalt in einem Umfang angewandt, der dem Recht seine Grundlagen zu zerstören droht. – Wir können uns daher nicht länger der Frage entziehen: Kann der Krieg heute noch ein Akt der Gerechtigkeit sein?»

Auf diese vorsichtig eingeleitete, aber kardinale Frage, auf die die Erwartung am schärfsten gespannt ist, folgt die enttäuschende Mitteilung: «Auf diese Frage können wir freilich keine einmütige Antwort geben.» Leben und Tod unseres Christentums und unserer Kultur sind mit dieser Frage verknüpft. Christus erwartet die Antwort von seiner Kirche. Sie hat aber *keine* Antwort, denn sie hat *drei:*

1. «Da sind zunächst jene, die die Überzeugung haben, daß, wenn der Christ auch unter bestimmten Umständen wird in den Krieg ziehen müssen, ein moderner Krieg mit seinen allumfassenden Zerstörungen niemals ein Akt der Gerechtigkeit sein kann.»

2. «Da es gegenwärtig unparteiische, übernationale Instanzen nicht gibt, so meinen andere, militärische Maßnahmen seien das letzte Mittel, um dem Recht Geltung zu verschaffen, und man müsse die Staatsbürger klar und deutlich lehren, daß es ihre Pflicht ist, das Recht mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gibt.»

3. «Wieder andere lehnen jeden Kriegsdienst irgendwelcher Art ab und sind überzeugt, daß Gott von ihnen verlangt, bedingungslos gegen den Krieg und für den Frieden Stellung zu nehmen, und nach ihrer Meinung müßte die Kirche in gleichem Sinne sprechen.»

Fassen wir die drei «Grundhaltungen» zusammen, so müssen wir

folgendes feststellen: Die erste ist im Grunde eine unchristliche, ungläubige Haltung. «Der moderne Krieg kann *niemals* ein Akt der Gerechtigkeit sein», sagt sie; nichtsdestoweniger wird der Christ unter bestimmten Umständen in den Krieg ziehen müssen. Wir fragen: Soll er? Wer gebietet? Wer ist der Herr?

Die zweite Grundhaltung will die Frage, ob der Krieg ein christlicher Akt der Gerechtigkeit sein könne, nicht einmal stellen. Das Volk sucht Recht, das heißt sein Recht. Und wenn es keine andere Möglichkeit gibt, um diesem Recht Geltung zu verschaffen, so sollen die Staatsbürger klar und deutlich wissen, daß es ihre Pflicht ist, das Recht mit der Waffe, wenn nötig auch mit der Atombombe in der Hand zu verteidigen. Die Frage, ob dieses «Summum jus» nicht «summam injuriam» erzeugt, spielt keine Rolle. Diese «Grundhaltung» bleibt auf der Ebene des Staates, des formellen Staatsrechts, hat aber mit dem Evangelium und mit der Kirche Christi nichts zu schaffen.

Für die Antworten 1 und 2 braucht man kein Christ zu sein. Ein Durchschnitts-Stoiker hätte dasselbe sagen können.

Die dritte Stellungnahme kann christlich genannt werden, vorausgesetzt, daß «für den Frieden» bedeutet: «für Jesus Christus». Denn es gilt nicht an erster Stelle, den Frieden zu schützen, sondern unbedingt die Seite Christi zu wählen und *deshalb* dem Krieg abzusagen. Das christliche «Nein» gegen den Krieg ist nur die Kehrseite des «Ja», des unbedingten «Ja» Christus gegenüber.

Die Resolution bedauert die Verschiedenheit der Meinungen. «Wir bitten alle Christen dringend, sie möchten es als ihre Pflicht ansehen, dauernd um diese schwierige Frage zu ringen.» Besonders die Theologen haben die Verpflichtung, «der theologischen Frage nachzugehen, um die es sich hier handelt». – Also weiter studieren! Wird das helfen? Wenn die himmelschreienden Greuel dieses Weltkrieges die Gewissen nicht geöffnet haben, «so werden sie es auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten aufstände», um es ihnen anzukünden.

*

Was der IV. Sektion in ihrer Gesamtheit gefehlt hat, ist die Vision vom Reiche Gottes, der Blick durch das geöffnete Fenster des Evangeliums, auf die Herrschaft Christi, Herrschaft über unser Denken, Glauben und Tun, die Schau auf das Kreuz und seinen alles überwältigenden Sieg. Nur wer diese Vision hat, kann den Krieg unter allen Umständen ablehnen und für die wahre Theokratie auf Erden eintreten. Wenn die Kirchen aus dieser Vision nicht mehr leben, wie werden die Völker das Leben erhalten? «Where there is no vision, the people perish.»

Der größte Dienst – sagt die IFOR-Petition –, den die Kirche der Welt leisten kann, ist, daß sie in jeder Hinsicht «Kirche bleibt», auf radikale Weise «ihrem Wesen treu». «Its greatest service is to be

alive in and demonstrate the power of a higher order of life than that of the secular society about it. It must be the universal supranatural fellowship of redemptive love which refuses to participate in violence and war. It cannot do otherwise and yet remain Christian.» «The fullest possible nonparticipation in the evil then becomes the strongest witness of the Church and the Christian.» «The world must be saved by the power and wisdom of God in Christ, or it will perish.»

Die Petition endet: «Auch wenn es in dieser höchsten Krise der christlich sich bewährenden Kirche nicht gelingt, das Leben unserer Zeit wesentlich in der erwünschten Richtung zu beeinflussen, wenn sie statt dessen Leiden und Verachtung zu sich ziehen würde – das Resultat der Geschichte liegt in Gottes Hand, und uns ist nur geboten, treu zu bleiben.»

Man verstehe uns richtig: Nicht, daß wir die politische Friedensarbeit gering schätzen. Keineswegs. Sie ist unentbehrlich. Weitblickende und großzügige Weltpolitik, worin das Bewußtsein der kollektiven Schuld nicht fehlt, ökonomische Zusammenarbeit, entgiftete Presse und Verhältnisse zwischen den Völkern und soweit wie möglich Abrüstung statt immer drohender Aufrüstung, das ist alles nötig zum Schutze des Friedens. Und daneben Übung, Training im organisierten gewaltlosen Widerstand. Diese Haltung hat nicht bloß im Lande Gandhis, sondern auch schon in den nicht darauf vorbereiteten Völkern Europas während der deutschen Besetzung Wunder geleistet.

Aber ohne die ethische und religiöse Ächtung des Krieges als ein Verbrechen gegen die Menschheit und eine Sünde gegen Gott wird alle diese Friedensarbeit erstens nicht möglich sein und zweitens sich als ungenügend erweisen. Denn die kriegsinspirierenden Mächte sind stärker als die menschliche Vernunft und das menschliche Wohlwollen, stärker auch als alle rationellen Methoden und Systeme der Friedenssicherung. Das Feuer des Nationalgefühls, das Feuer der einander feindlichen Ideologien und der Klasseninstinkte, zur höchsten Hitze angefacht, brennt in kurzer Zeit alle rationellen Überlegungen und Konstruktionen nieder. Die dämonischen Kräfte, welche, durch die Kriege verdoppelt, jetzt sich breitmachen auf Erden und sie zu einer Wüste zu machen drohen, diese dämonischen Mächte kennen nur einen Gegner, der ihnen gewachsen ist und den sie zu fürchten haben: die göttliche Macht, in Jesus Christus inkarniert. Wo Er, der Auferstandene, wirklich erscheint, da fliehen die Dämonen, auch jetzt. Und die Macht Jesu Christi macht sich unter uns erkennbar in der Kraft des Glaubens. Die leidenschaftliche Glaubenskraft, welche bis jetzt durch falsche Ideologie mißbraucht und irregeführt ist, wird – wenn einmal Jesus Christus die Augen öffnet, den richtigen Weg zeigt und die Seelen brennen läßt – als echtes Pathos des Glaubens imstande

sein, der Kriegsdämonie den Sieg zu bestreiten. Die Liebe zum Frieden genügt nicht. Gott fordert den Glaubenshaß gegen den Krieg, aus der inbrünstigen Liebe zu Christus geboren. Damit kann Er etwas erreichen auf Erden. Die feste Überzeugung soll herrschen, daß mit den Mitteln des Krieges das Christentum und die Kultur nicht gerettet, nur erschüttert und vernichtet werden können, die Überzeugung, daß ein Volk, welches sich zur Vernichtung eines andern Volkes vorbereitet, nicht verdient, zu leben, und daß eine Kirche, welche dieses schweigend sanktioniert, von Gott gerichtet ist, die Überzeugung, daß es für einen Christen und für eine christliche Kirche unendlich besser ist, im entschiedenen Protest und Widerstand unterzugehen, als in der schmählichen Mitschuld am Kriege weiterzuleben.

Man wird uns zurufen: Wissen Sie wohl, was Sie wünschen und fordern? Sie fordern nichts weniger als ein ungeheures Wagnis: das Leben Ihres Volkes und Ihrer Kirche aufs Spiel zu setzen! Ich möchte mit der Gegenfrage erwidern: Und wissen Sie wohl, was Sie im nächsten Kriege wagen? Oder reicht Ihre Phantasie nicht aus, um sich das vorzustellen? Auf beiden Seiten ein ungeheures Wagnis. Der Unterschied ist aber: das eine Wagnis ist ein Wagnis, scheinbar im Dienste des Vaterlandes oder des Rechts, in Wirklichkeit im Dienste des Teufels, der weitaus am meisten gewinnt – das andere Wagnis ist ein Wagnis des Glaubens, im Dienste Jesu Christi.

Der Christ soll durch dasjenige, das ihn von der Welt unterscheidet, auf die Welt einwirken. Dasselbe gilt auch von der Kirche. Wenn die Kirche in der Welt nicht mehr das ganz Andere, das Ewige und Heilige, repräsentiert, sind ihre Tage gezählt. Die Kirche, der Erbe Christi, soll der Welt die Wahrheit jenes wunderbaren Spruches Christi lehren und an erster Stelle auf sich selbst anwenden: «Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.»

Diese Wahrheit ist für das bloß-zeitliche Leben zu groß. Die Kirche aber rechnet – ebenso wie der Glaube – nicht nur mit der Zeit, sondern auch mit der Ewigkeit, worin die Zeit gebettet liegt. Gott verfügt für Seine Arbeit und Pläne, für Seine Herrschaft und Ziele, über Zeit und Ewigkeit. Und Ewigkeit ist das Überragende.

Wir leben schließlich nicht für die Zeit, auch die Völker nicht, sondern für die Ewigkeit. Die Hauptsache für jedes Volk ist die Frage, welche Ernte seine Geschichte und Kultur für die Ewigkeit aufbringen. An dieses innere Wesen der Theokratie auf Erden hat die Kirche unermüdlich zu erinnern. Christus ist der Retter der Erde, weil er der Mensch der Ewigkeit ist. Dieser einen Sache müssen wir gewiß sein: das Endziel aller Geschichte, das Reich Gottes, wird in der Ewigkeit, in der heiligen Zukunft, wie die Sonne aufgehen, und die Gerechten, die um Christi willen gelitten haben, werden in dieser Sonne leuchten.

G. J. Heering.

Das Buch über die Propheten*

Der vierte Band des Bibelwerkes von Leonhard Ragaz führt uns in das Zentrum des ganzen Werkes hinein, weil in ihm dessen Grundwahrheit in ihrer ganzen Mächtigkeit und Gegenwärtigkeit hervortritt. Es ist die geschichtsschöpferische Kraft der Prophetie, auf die schon im ersten Band, der «Urgeschichte», in der Deutung der göttlichen Schöpfung hingewiesen ist, auf die dann alle folgenden Bände hinzielen, die im Neuen Testament auf ihren Gipfel steigen wird und auf der die gesamte Geschichtserfassung von Ragaz ruht.

Diese neu in die Welt der Menschen eintretende Kraft sehen wir in diesem Buch entspringen. Die Zeit, in der die Propheten Israels lebten, war, wie stets das Geschehen unter den Völkern und in einer Steigerung, die fast der heutigen gleichkommt, ein Chaos von Katastrophen, blutigen Kriegen, Zusammenbrüchen gewaltiger Weltreiche, des Abfalls von Gott und der Schändung des Heiligen. Es wäre auch in Israel und für immer ein sinnloses Chaos von Blut und Tränen geblieben, wenn nicht von allen Völkern der Erde allein zu diesem das Wort gesprochen worden wäre: «Du sollst durch Gerechtigkeit bereitet werden, du sollst ferne sein von Gewalt und Unrecht.» Diese neue und unerhörte Verheißung Gottes durch den Mund der Propheten, die auch die ganze Forderung der Prophetie in sich schließt, ist es, die aus dem blinden sinnverlassenen Treiben der Völkerwelt *Geschichte*, von Gott aus erblickte und im Gewissen einiger weniger Menschen verantwortete Menschheitsgeschichte, gemacht hat.

Das Neue und Unerhörte dieser göttlichen Verheißung und der Verwirklichung dieses Auftrags durch die von Gott dazu bestimmten Menschen ist es, was Ragaz uns in diesem Buche vorlegt. Er gibt und deutet in ihm die Geschichte der Prophetie Israels im ganzen und in dem wunderbar klar erblickten Bild der einzelnen großen Propheten. Aber als die Krönung und Zusammenfassung des ganzen Buches erscheint mir das Kapitel, das «Der Prophet als Mann Gottes» überschrieben ist und in dem das Wesen und Schicksal des Propheten, das in seinem Übermaß unendlich schwer erfaßbare Geheimnis, das die Prophetie ist, in ebenso schlichten wie gewaltigen Worten herausgearbeitet ist. Nur ein Geist, in dem selbst ursprünglich Prophetisches lebte, konnte so das Wesen der Prophetie in ihrem Eigensten erfassen.

Der Prophet ist – das zeigt sich in jeder seiner Verkörperungen – vor allem der Mensch, der durch eine andere Art von Wahrheit, durch ein anderes Erkennen, ein anderes Gottesverständnis aus der Menge der Menschen herausgehoben ist. Es ist «die Wahrheit als Verständnis des lebendigen Gottes, die sich nur in seinen Wegen mit den Menschen und damit allein in der Geschichte kund tut». Es geht

* Leonhard Ragaz: Die Bibel. Eine Deutung, Band IV: Die Propheten. Diana Verlag, Zürich 1948.

für den prophetischen Menschen damals wie dann zu allen Zeiten allein darum, «den Wegen Gottes in der Geschichte nachzugehen, seine Gedanken mit und über den Weltbegebenheiten zu verstehen und sich danach zu verhalten. Vor allem gilt es Gott in den großen Wendungen der Geschichte, und besonders in ihren Katastrophen, zu verstehen. An solchen Wendungen ... tritt der Prophet auf ... Er sieht Gott, wo andere ihn nicht sehen. Er versteht Gott, wo andere ihn nicht verstehen. Er sieht Gott an den unerwartetsten Stellen: er versteht Gott in seinen paradoxesten Gedanken.»

Damit ist auch schon ausgesprochen, wie schwer und unmöglich die Menschen den Propheten und seine Wahrheit verstehen können, wie schwer es vollends für sie ist, seine Wege zu erkennen und zu beschreiten. Sie können die Wahrheit des Propheten nicht verstehen, weil sie niemals eine abstrakte, rein gedankliche, vom Ganzen der Wirklichkeit abgelöste und damit ein- für allemal feststehende, sondern immer eine lebendig wirkliche und damit sich wandelnde, nur in immer neuer Gestalt erfaßbare ist. Sie können die Wege des Propheten nicht verstehen und gehen, weil sie für das gewöhnliche, am Alten, Gewohnten haftende Auge noch gar nicht sichtbar sind, weil sie ihm so als bloßer Wahn erscheinen müssen. So unfaßlich, so unsinnig erschienen den Menschen diese übermäßigen Gestalten, «daß ihre Beurteilung der Erscheinung des Propheten zwischen den Kategorien der Verrücktheit und des Verbrechens schwankt». Aber der Prophet wird für die Menge der Menschen nicht nur zu einem unfaßlichen und gestörten, sondern auch zu einem gefährlichen Menschen dadurch, daß er aus seinem tieferen Wissen um die Wahrheit Gottes und seiner Wege alles ihnen Gewohnte und Vertraute, alles Bestehende und Gestaltete, alle ihre Ordnungen und Werte sprengt. Dies ist vor allem das Kennzeichen des Propheten, daß es ihm in allem, was er spricht und fordert, allein um Wirkliches, um die Wirklichkeit der Menschen geht. Denn «ein wirkliches Wort Gottes bleibt nicht im ‚religiösen Raum', sondern schlägt wie der Blitz in die Welt ein». Wie sollten die Menschen vor der Gewalt eines solchen göttlichen Blitzes nicht erschrecken, die alles Ihre zum Auffliegen bringt? Daß die Berührung durch den Blitz eines Gottes den Sterblichen zerschmettert, wußte auch schon die heidnische Antike. Hier aber, in der Prophetie, wird nicht nur der einzelne Sterbliche vom Blitzstrahl Gottes getroffen, sondern die ganze Welt der Menschen, die Wirklichkeit, die Gemeinschaft selbst. Und der Mensch, durch den dieser furchtbare Blitz die Welt trifft, ist der Prophet.

So hat Ragaz mit der ganzen Größe der Prophetie auch die ganze Schwere des prophetischen Schicksals unter den Menschen gesehen. Er hat die grenzenlose Einsamkeit gesehen, zu der der Prophet durch seinen göttlichen Auftrag unter den Menschen ausgesondert ist. Das Wort Jeremias: «Nie saß ich im Kreise der Fröhlichen, daß ich mit-

gejubelt hätte. Wegen Deiner Hand saß ich einsam», spricht ihm die ganze Verlassenheit des von Gott Erwählten unter den Menschen aus. Und doch hat er in dieser menschlichen Einsamkeit des Propheten noch nicht das Schwerste im prophetischen Schicksal gesehen ... Weit schwerer wog ihm das Leiden, das dem Propheten dadurch widerfährt, daß auch er, der Mensch der ungeheuersten Verantwortung für das Ganze der Gemeinschaft, als Mensch nicht vor Irrtum geschützt ist. Und am allerschwersten und endgültigsten sah er die irdische Existenz des Propheten dadurch gefährdet, daß er selbst vom Blitz jener unbedingten Wahrheit getroffen ist, in der Gott sich erweist als «ein Feuer, ein Hammer, der Felsen zerschmeißt». Ragaz spricht diese Wirkung der Wahrheit Gottes auf den Propheten in dem Wort aus: «Das Absolute, das mit dem Propheten in das Endliche und Natürliche eindringt, muß auch die Natur des Propheten zersprengen.»

Und doch: nachdem er alle nur menschlichen, alle wissenschaftlichen, gedanklichen, und am schroffsten alle psychologischen Deutungen von dem unergründlichen Geheimnis des prophetischen Seins und Schicksals abgewehrt hat, findet er selbst zuletzt dessen einzige wirkliche und erschöpfende Deutung in dem wunderbar einfachen Wort: «Es ist die natürliche Gottesnähe des Propheten.»

Und damit springen plötzlich alle Quellen der ungemessenen Seligkeit auf, die in dem Leidensschicksal der Propheten verborgen sind und die sich nun als lebendige Wasserbäche über die ganze Prophetie ergießen: jene Ströme göttlicher Begnadung, deren kein anderer Mensch je teilhaft werden, die er nicht einmal mit seiner Ahnung erreichen kann. Und so hat es trotz aller bis an den Rand des Todes führenden Bedrängnis, trotz dem verlassenen Aufschrei des Elia: «Es ist genug, Herr, so nimm denn meine Seele!» dennoch «nie einen Propheten gegeben, der gewünscht hätte, nicht ein Prophet zu sein.» –

Ragaz hat dies machtvolle Bild der prophetischen Sendung, prophetischen Schicksals, prophetischer Begnadung an den Propheten Israels abgelesen; er hat es aber in immer neuen Andeutungen durch die Geschichte der christlichen Welt weitergeführt. Er hat damit – wie ausführlicher in seiner «Geschichte der Sache Christi» – etwas wie eine Andeutung jener den sich wandelnden Zeitgeschehnissen entsprechenden neuen Bibel gegeben, die Christoph Blumhardt gefordert hat und die Ragaz selbst in einer geschichtsphilosophischen Darstellung noch zu verwirklichen hoffte. Die Botschaft vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, die durch die Propheten in die Welt gekommen ist, war auch hier wie immer die Wahrheit, vor der ihm alle andern Wahrheiten versanken. Das Gebet um das Kommen des Reiches, das das erste und letzte seiner Gebete war, gewinnt in diesem Buch in einziger Weise Gestalt. In diesem Sinne dürfen wir es als eines der kostbarsten Vermächtnisse von Ragaz an uns Überlebende begreifen.

Margarete Susman.

Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus

(Die Kirche angesichts der Diktatur des Proletariats)
Fortsetzung

5. Der marxistische Humanismus

Die Marxsche Bekämpfung des Kapitalismus geschieht eindeutig auf dem Boden der Humanität, das heißt im Namen der durch den Kapitalismus geschändeten Menschenwürde. Sie wollte Marx wiederherstellen durch die Aufrichtung einer eben menschenwürdigen, den Menschen in seiner rein menschlichen Qualität wiederherstellenden, wiederaufrichtenden und voll zur Geltung bringenden gerechten Gesellschaftsordnung, die eine sozialistische, ja schließlich kommunistische sein wird, weil in ihr allein der Mensch in seinem Eigenwert und in seinem eigenen schöpferischen Wesen eben als Person — ernst genommen, ja verwirklicht wird. Während in der bürgerlichen Gesellschaft «das Kapital selbständig und als Privatbesitz persönlich ist», dagegen «das tätige Individuum unselbständig und unpersönlich», ist in der kommunistischen Gesellschaft, wie das Kommunistische Manifest sich ausdrückt, «die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel, um den Lebensprozeß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern», das heißt aber, um durch die befreite Arbeit einen Zustand zu schaffen, in welchem «die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist». Das ist der Marxsche echte humanistische Personalismus.

Die Marxsche Sozialisierung setzt sich also entgegen allen herrschenden Vorurteilen zum Ziel: die Befreiung der Individuen, die nur möglich ist durch eine neue Gestaltung der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Das geschieht aus der großen Erkenntnis heraus, daß die Verwirklichung der Freiheit des Menschen, das heißt aber damit auch seine Selbstverwirklichung, von Anfang an bedingt ist durch die Beziehungen, die von Mensch zu Mensch bestehen, und dabei zu allererst durch ihre wirtschaftlichen Beziehungen. Erste Voraussetzung einer solchen Befreiung ist die Beseitigung der bisher herrschenden «Zufälligkeit» beziehungsweise Willkürlichkeit der kapitalistischen Grundlage aller bisherigen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, und zwar so, daß jeder Mensch einmal zu einer freien Gestaltung seiner Arbeit in freier Selbstbetätigung gelangt, und dann «der bisher bedingte», das heißt der den Menschen verknechtende Verkehr in den Verkehr der Individuen als solche umgewandelt wird (II, 71).

Marx sucht also nach einer neuen Gesellschaft, in der die Beziehung von Mensch zu Mensch nur noch ausschließlich durch die menschlichen Qualitäten des jeweiligen andern Menschen bestimmt ist, und es nichts mehr gibt, das mir den andern Menschen entfremdet. Das heißt aber, die eigene Befreiung von der Selbstentfremdung von

«fremden Gewalten» ist nur zu verwirklichen durch die jeweilige Befreiung des Mitmenschen von der ihn bedrückenden Selbstentfremdung. Das ist alles nur möglich durch die Verwirklichung einer Gesellschaft, in der die Beziehung von Mensch zu Mensch eine unmittelbare in dem Sinne ist, daß der andere Mensch in seiner Menschlichkeit, und nur in ihr, das heißt in seinem persönlichen Eigenwert, Gegenstand meines Bedürfnisses ist. Ein solches Verhältnis ist urbildlich und exemplarisch vorgebildet im menschlichen Verhältnis von Mann und Frau. Marx sagt (Nationalökonomie und Philosophie [1, 294]): «Das unmittelbare, natürliche, notwendige Verhältnis des Menschen zum Menschen ist das *Verhältnis* des Mannes zum Weibe. Aus dem Charakter dieses Verhältnisses folgt, inwieweit der Mensch als Gattungswesen, als Mensch sich geworden (?) ist und erfaßt hat: Das Verhältnis des Mannes zum Weib ist das *natürlichste* Verhältnis des Menschen zum Menschen. In ihm zeigt sich also, inwieweit das *natürliche* Verhalten des Menschen *menschlich* oder inwieweit das *menschliche* Wesen ihm zum *natürlichen* Wesen, inwieweit seine *menschliche* Natur ihm zur Natur geworden ist. In diesem Verhältnis zeigt sich auch, inwieweit das *Bedürfnis* des Menschen zum *menschlichen* Bedürfnis, inwieweit ihm also der *andere* Mensch als Mensch zum Bedürfnis geworden ist.»

An diesem Höhepunkt des Marxschen Humanismus wird aber auch seine Schranke offenbar. Er übersieht, indem er vom Urverhältnis zwischen Menschen und Mensch spricht, wie es im Verhältnis von Mann und Weib Gestaltung gewinnt, daß gerade es — man denke an das Urverhältnis von Adam und Eva — vergiftet wird durch das Mißverhältnis zu Gottes Wirklichkeit, durch den Unglauben an Gottes Wort, kurz durch Schuld und Sünde. Er vergißt gleichsam über dem «täglichen Brot» des Unservaters die unmittelbar folgende Bitte «und vergib uns unsere Schuld». Er kann ja auch nicht anerkennen, daß wir das tägliche Brot Gott verdanken, und gerade darum läßt er den Menschen in der Schuldverflechtung hilflos stecken, die letztlich alle sozialen Errungenschaften wieder illusorisch zu machen droht[1]. Doch folgen wir wieder Marxens Dialektik.

Die Verwirklichung echter menschlicher Gemeinschaft zwischen Mann und Frau in der monogamen Ehe ist notwendigerweise verbunden mit der Aufhebung des Privatbesitzes, der beide trennen und ihre Beziehungen so vergiften könnte, daß sie zur gegenseitigen Entfremdung und der jeweiligen Selbstentfremdung durch den Privatbesitz führen würden.

[1] Ich muß hier auf meine eingehenderen Ausführungen in meinem Buche «Rußland unterwegs», Verlag Francke Bern, S. 406 ff., verweisen. Es gibt allerdings zu denken, daß sich gerade in der Sowjetunion das Verhältnis der Geschlechter zu einer gegenüber der ganzen übrigen Welt und ganz besonders im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten vorbildlichen Reinheit und Würde entwickelt hat, wie dies zuletzt der Prager Theologieprofessor Hromadka auf einer Rußlandreise im letzten Herbst in der Sowjetunion wieder feststellen konnte.

Der in einer echten, also kommunistischen Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau verwirklichte Humanismus ist nach Marx zu übertragen auf die gegenseitigen Beziehungen der Menschen überhaupt, wenn die Reintegration oder Rückkehr des Menschen zu sich selber als eine allgemeine menschliche Erscheinung verwirklicht werden soll.

Das geschieht im humanistischen Kommunismus. In ihm, wo das Privateigentum aufgehoben ist, produziert — so sagt Marx in einer gewagten Redewendung (296) — der Mensch «sich selbst und den andern Menschen». Er will damit sagen, daß in der verwirklichten kommunistischen Gesellschaft sowohl Subjekt wie Objekt alles Produzierens nur noch der Mensch selbst ist. «Dann ist der Gegenstand, welcher die unmittelbare Betätigung seiner Individualität ist, zugleich sein eigen Dasein für *ihn*. Ebenso sind dann aber sowohl das Material der Arbeit als der Mensch als Subjekt wie Resultat so Ausgangspunkt der Bewegung.»

Das heißt, wo dermaßen der Mensch in seiner Arbeit, in seiner ihm eigensten produktiven Tätigkeit, jeweilen auf seinen Nächsten ausgerichtet ist, da erst wird die Arbeit selbst echte menschliche Arbeit, und da hört der bisherige Gegensatz von privater-individueller und gesellschaftlicher Sphäre im menschlichen Dasein auf.

Erst hier, wo der menschliche Geist als «gesellschaftlicher» möglich wird, offenbart sich die Natur des menschlichen Wesens «als Band mit den Menschen, als Dasein für die andern und der andern für ihn» (I, 297). Erst hier wird die Natur im Menschen selber menschlich und entsteht die Gesellschaft als «vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur» (das heißt mit sich selber), als «die wahre Resurrektion der Natur»; hier vollendet sich als höchste Synthese der Dialektik der Geschichte die Einheit des «Naturalismus des Menschen» und des «Humanismus der Natur» (I, 297). Es ist auch höchst beachtenswert, daß Marx einmal erklärt, auf dieser Stufe der menschlichen Entwicklung werde der Gegensatz von Spiritualismus und Materialismus überwunden. Eines ist gewiß: das alles hat mit dem üblichen vulgären Materialismus, der sich auch Marxismus zu nennen beliebt, nicht mehr das geringste zu tun.

Hier ist nun auch die Gemeinschaftlichkeit der Menschen eine unmittelbare und eine echte geworden, weil sie nicht mehr vermittelt ist und verstümmelt durch den Arbeitsprozeß, das Geld, den Profit oder irgendwelche menschenfremde Sachwerte. Erst jetzt kann der Mensch ein allseitiges, alle seine Fähigkeiten menschlich entwickelndes, alle seine Bedürfnisse menschlich befriedigendes, «totales» menschliches Wesen werden (I, 299). Erst hier wird der Mensch in seiner Fähigkeit fruchtbar — wird auch sein Leiden fruchtbar (299), ja die Armut

bekommt eine «menschliche und daher gesellschaftliche Bedeutung. Sie ist das *positive Band, welches den Menschen den größten Reichtum, den andern Menschen, als Bedürfnis empfinden läßt (305)*». — Ein Satz, den, wie so manchen andern, wohl nicht jedermann bei Marx gesucht hätte. Nun hört vor allem aber auch die Arbeit als gesellschaftliche und wahrhaft menschliche Tätigkeit auf, Arbeit für den Profit zu sein. Das Verhältnis zu den Dingen hört auf, das des «Habens» eines Privateigentums zu sein, in das sich der Mensch «verliert» (301). Erst im Kommunismus wird so «der Adel der Menschheit» offenbart, von dem man schon heute — so meint Marx — etwas spüren kann in einer Versammlung französischer Ouvriers, in der die Schaffung der wahren Gesellschaft Gegenstand und Ziel aller ist und wo die «Brüderlichkeit der Menschen keine Phrase, sondern Wahrheit ist» (324/5).

Marx glaubt also, das Proletariat sei durch die Revolution imstande, eine Gesellschaft oder besser Gemeinschaft zu schaffen, in der nicht nur die wirtschaftliche Ausbeutung und politische Vergewaltigung ausgeschlossen ist, sondern der Mensch nun als Herr aller Naturbedingtheiten — vor allem der Lebensbedingungen durch «Aufhebung der Verselbständigung der Verhältnisse gegenüber den Individuen», sein wahres Menschsein erst offenbar machen kann. Eine solche kommunistische Gesellschaft ist «die einzige, worin die originelle und freie Entwicklung der Individuen keine Phrase ist.» Marx führt uns so gleichsam an die Schwelle einer Periode der Menschheitsgeschichte, wo, wie sich mein auf der Flucht vor den Nationalsozialisten tragisch zugrunde gegangener Freund Walter Benjamin so schön ausdrückte, *die Erfahrung des Menschen erst veranstaltet werden kann.* Die Entwicklung zu einem solchen Zustand ist durchaus geschichtlich bedingt und keineswegs abstraktes Ideal (II, 468). Marx glaubt, die objektiven Voraussetzungen zu einer solchen Entwicklung seien angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Entfaltung der Produktivkräfte gegeben. Die subjektiven Voraussetzungen werden geschaffen in der an sich jeweilen problematischen revolutionären Willensgestaltung des Proletariates. Der zur Selbstoffenbarung seines wahren Wesens gelangende Mensch ist für Marx ganz und gar ein Produkt der Geschichte — er glaubt die geschichtliche Entwicklung so weit wenigstens zum voraus erfassen zu können, daß er es wagt, die Möglichkeit einer solchen Selbstverwirklichung oder Selbstoffenbarung des Menschen im Menschen ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Sie will also von ihm nicht als «Utopie», nicht als rationaler Vernunftsschluß über das «Wesen des Menschen» verstanden sein, den er scharf als Träumerei denunziert (vgl. zum Beispiel II, 501 gegen den wahren Sozialismus). Darüber dürfte aber wohl kein Zweifel herrschen: nach Marx sollte der Mensch der klassenlosen Gesellschaft zum eigentlichen Demiurgen, d. h. «Selbstschöpfer», der Geschichte werden.

6. Selbstschöpfung des Menschen oder Arbeitsheiligung
Die Verantwortlichkeit der Kirche für die Welt

Glaubte nun – eine ganz entscheidende Frage im Hinblick auf die Beurteilung der Marxschen Lehre – glaubte nun Marx in einer solchen zukünftigen Gesellschaft, in der alle Probleme des Daseins unmittelbar von Mensch zu Mensch, das heißt in einer neuen Atmosphäre reiner Sachlichkeit – gerade weil die Herrschaft der Sachen über den Menschen aufgehört hat – und ohne jede Gewalt (vgl. «Das Elend der Philosophie», II, 574) ausgetragen würden, dieser Zustand bedeute schon im Grunde die Lösung aller Probleme des menschlichen Daseins? Allem nach nicht. Im Gegenteil: Marx wollte wohl sagen, daß hier erst der Mensch beginne, als Mensch, als geistiges Wesen, um die wirklich menschlichen Probleme zu ringen, daß dies also nun erst möglich sei, wenn der materielle Hunger gestillt, daß es nun gelte, den geistigen Hunger zu stillen, und daß an Stelle materieller Leiden und Nöte geistige treten und an Stelle materieller geistige Kämpfe und Überwindungen. Müßte aber nicht gerade dann – eine von Marx bisher aufgeschobene Frage – eine entscheidende Rolle spielen die Frage nach einem alles nur Naturhafte und alles Wirtschaftliche, das die bisherige Gewalt als Tyrann des Menschen verloren hätte, überschreitenden, hinter sich lassenden Sinn des menschlichen Lebens – *die Frage nach Gott?*

Nach Marx befreit sich jedenfalls der Mensch mit den ihm von der Natur und der Wirtschaft gegebenen oder besser den von ihm selbst produzierten Kräften – selber von der Übermacht der Natur und der Wirtschaft. Das faktische Dasein solcher Kräfte – die Möglichkeit einer solchen Befreiung allein – mit diesen Mitteln – konnte und wollte wohl auch Marx nicht beweisen. Er hat sie einfach postuliert.

Gerade an dieser Stelle, an diesem «Ort des Lebens», erhebt sich die Frage nach der Wirklichkeit Gottes und seines Reiches. Die Frage nach dem lebendigen Gott *ist* von der Kirche her gestellt, aber sie wird, das haben wir gesehen, gerade auch zur Frage *nach* der wahren Kirche und der Erfüllung ihrer Mission gerade an der Stelle, wo auch Marx die Frage nach der Realisierung eines sozialistischen Humanismus stellt. Auch dieser wird zur Frage an die Kirche. Nach all dem bereits Gesagten erhebt sich somit folgendes dringende Problem für die Kirche, für den Christen: sie haben den Weg zurückzufinden von einem von der wahren Wirklichkeit des Menschen und menschlicher Beziehungen wegführenden, ihn, den Christen, fremden Gewalten ausliefernden privaten «frommen Bewußtsein» etwa im Sinne Schleiermachers oder des Pietismus oder von einer Pflege der sogenannten «Eigengesetzlichkeiten» der Welt in die Wirklichkeit des Menschen. Die Verantwortlichkeit der Kirche gegenüber der Welt, und im be-

sondern gegenüber der sozialen Wirklichkeit, ist damit gegeben, daß sie sich zu Jesus Christus als dem wahren Herrn der Welt bekennt. Jesus Christus ist aber der, der in seiner Barmherzigkeit um unserer Rettung willen den Kampf gegen die Mächte des Bösen aufgenommen und sie am Kreuze und durch seine Auferstehung entmächtigt hat.

Ein Bekenner Christi sein, heißt aber, sich zur Tat Christi selber so bekennen, daß man sein ihm gehorsamer Mitstreiter wird – sein Mitstreiter zuallererst für die Erhaltung dieser Welt, auf daß sie errettet und den Mächten der Finsternis entrissen werde. Zu diesen Mächten gehört aber in allererster Linie die soziale Ungerechtigkeit, die Herrschaft des Mammons, und die mit ihr verbundene Depravierung des Menschen. Wir Christen haben darum auf den Ruf von Marx nach Wiederherstellung der Menschenwürde, nach der Reintegration des Menschen auch und gerade im proletarischen Menschen mit einem deutlichen Ja zu antworten, denn «so spricht der Herr: Haltet Recht und Gerechtigkeit» (Jes. 56, 1). Das soll besagen: der Kampf der israelitischen Propheten für die soziale Gerechtigkeit und gegen die ausbeuterische Haltung der oberen Klassen im Namen Gottes ist erst recht Pflicht eines jeden Christen, der sich wahrhaft zum Vater Jesu Christi bekennt. Er wird also den marxistischen Humanismus, der eine Klassennot, vor allem die des Proletariats, die auch und vor allem auch eine geistige ist, als eine die ganze Menschheit verseuchende Pest beseitigen will, in diesem Trachten unterstützen; nur wird er dies aus einem tieferen Wissen heraus tun, aus der Erkenntnis Gottes, und darum auch aus einer besseren Erkenntnis des Menschen; denn er wird mit dem Propheten (Jes. 56, 1) weiter sagen: «denn mein Heil ist nahe, daß es komme, und meine Gerechtigkeit, daß sie offenbart werde». Diese Gerechtigkeit Gottes ist in Jesus Christus offenbar geworden, und um ihretwillen steht alles Bemühen der Menschen um Gerechtigkeit unter Gottes Verheißung. Um der in Jesus Christus Fleisch gewordenen barmherzigen Gerechtigkeit Gottes willen dürfen, sollen und müssen wir Christen kämpfend eintreten für eine soziale Gerechtigkeit, die auch der Nichtchrist auf seine Art versteht und auf seine Art zu verwirklichen sucht, allerdings *er* mit der einzigen Hoffnung auf seine eigene menschliche Kraft. Der Christ aber wird das tun im Glauben daran, daß Gottes Gerechtigkeit, die so sehr anders ist gegenüber aller menschlichen Gerechtigkeit, als Gott anders ist als wir Menschen, in Erfüllung geht. So wird der Glaube an Jesus Christus als Glaube, der uns vor Gott rechtfertigt, zu der besonderen Kraft und zugleich Verpflichtung, die der Christ als etwas Besonderes mitbringt in die Nöte der sozialen Gegensätze und Kämpfe. Er darf und kann um Christi willen ihnen nicht ausweichen und wird sich also gerade nicht in einer aparten «Reichsgottesgeschichte» abschließen und die Welt ihrem Schicksal überlassen, dabei heuchlerisch an allen Vor-

teilen, Machtpositionen und Reichtümern dieser Welt profitierend, sondern zeigen, daß Gott kein jenseitiges Gespenst ist, das die Menschen ablenkt von den Verpflichtungen des Diesseits, sondern der Herr dieser Welt, der sie durch seinen Sohn Jesus Christus allen bösen Mächten der Ungerechtigkeit zum Trotz regiert. Die Christen haben besonders in den kommenden Jahren der Wiederaufrichtung Europas auch und vor allem in sozialer Beziehung gerade den Marxisten zu zeigen, daß sie auch da sind und daß Christus das Seufzen der im Proletariat besonders vernehmlich schreienden Kreatur vernimmt. Dann, nur dann, wird der heillose Zwiespalt zwischen marxistischem Materialismus und einem spiritualistischen Christentum deswegen aufhören können, weil der Marxist seinen Materialismus abbauen kann, so wie der Christ seinen Spiritualismus – seine eigene Vergespensterung Gottes und seines Reiches – überwunden hat.

Die entscheidende Frage, die Marx an den Menschen stellt, ist die: wie gelangst du zu deiner Eigentlichkeit, das heißt zur Freiheit deiner selbst? Seine Antwort ist die: das geschieht allein durch Befreiung *von* aller Selbstentfremdung, die heute vor allem in der ökonomischen Abhängigkeit des Menschen unter der Diktatur des Kapitals besteht, und in der Befreiung *zur* freien Entfaltung der schöpferischen Kräfte des Menschen und zugleich *zu* einer freien Gestaltung der persönlichen Beziehungen von Ich und Du in einer neuen, sozialistischen Gesellschaft.

Zu all dem kann und muß der Christ als Christ ja sagen; er wird aber über all die Fragen und Antworten von Marx hinaus erklären müssen, daß die Eigentlichkeit des Menschen nur verwirklicht wird in der und durch die Verwirklichung des wahren, ursprünglichen Verhältnisses des Menschen zur Lebendigkeit Gottes in der Verwirklichung der Gottebenbildlichkeit, die geschieht durch das Kommen Gottes zu dem Menschen, durch das letztlich allein der Mensch eine wahre und zwar eine große, herrliche Zukunft hat. Die Menschwerdung des Menschen ist ohne Christus nicht zu realisieren. Und zwar hängt davon sowohl die Befreiung des Menschen und damit gerade auch der menschlichen Arbeit unter den heutigen durch die Herrschaft des Kapitals bedingten Zuständen ab, ebenso wie die Verwirklichung echter menschlicher Gemeinschaft durch eine konkrete, alle gesellschaftlichen Beziehungen umfassende Brüderlichkeit. Der christliche Glaube ist wahrhaftig nicht weniger, sondern in einem noch viel umfassenderen Sinne auf die *Zukunft* des Menschen ausgerichtet als der Marxismus, gehört doch gerade zu dieser Zukunft des Menschen auch die verheißene Überwindung des Todes, der sich wie ein düsterer Schatten über alle weltimmanenten Fortschrittsideen niedersenkt.

Nicht also in der Frage der Bekämpfung des Kapitalismus und in der Frage der Verwirklichung des Sozialismus und Kommunismus

scheiden sich hier die Geister, sondern in der Entscheidung für oder gegen den Glauben an Christus und die Auferstehung. In und mit ihr entscheidet sich auch schließlich die Frage der wirklichen Überwindung des Kapitalismus, und darüber hinaus der sich in diesem, aber nicht in ihm allein sich besonders verheerend auswirkenden Vergewaltigung des Menschen durch den Menschen. Die wahre Verwirklichung menschlicher Brüderlichkeit selber wird also gerade entschieden in der Gottesfrage, durch unser Verhältnis zur Wirklichkeit Gottes. Zu sich selber gelangt der Mensch nur im Ernstnehmen des lebendigen Gottes, der heute vom Menschen um dessen Gottesverhältnis willen und darum auch um dessen eigener Reintegration zum wahren Gottesbild willen die Verwirklichung des Sozialismus verlangt. Nur in Christus kann also die Selbstentfremdung des Menschen, wie sie gerade Marx versteht, wahrhaft überwunden werden, aber eine solche Überwindung geschieht nicht «privat» im stillen Kämmerlein der Privatreligion, sondern in der radikalen Umgestaltung der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, wie sie wiederum Marx erstrebt hat. Damit wird die «Spannung», die zwischen Christentum und Marxismus besteht, als ein echtes dialogisches Verhältnis von christlichem Glauben und dialektischem Materialismus erfaßt; die von diesem aufgeworfene echte menschliche Problematik erhält ihre letzte Beantwortung im christlichen Glauben, im Ernstnehmen des von Christus verkündeten und in ihm offenbarten Evangeliums. Was wir unter diesem dialogischen Verhältnis verstehen, ist nun deutlich zu machen.

Karl Marx nimmt den Menschen in dem Bereiche seines Daseins ernst, wo dies auch das Evangelium tut. Das ist der Arbeitsprozeß und das durch diesen wesentlich bestimmte Verhältnis zum Nächsten. Für Marx ist dies der Ort, wo die Frage nach der Realisierung des Sozialismus akut wird und wo die Offenbarung des Menschen in seiner Menschlichkeit ermöglicht werden soll. An diese Stelle versetzt auch Jesus den Menschen in seinen Gleichnissen, und dann vor allem Paulus überall da, wo er von der Bedeutung und Würde menschlicher Arbeit redet. Nicht zufälligerweise ist auch da der Ort, wo Adam nach dem Sündenfall dem Fluche verfiel: «Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen», und ebenso der, wo der neue Segen Gottes gegenüber den Menschen in Jesus Christus offenbar wird.

Es ist höchst bezeichnend, daß gerade Paulus den Heiligen Geist als Erlöser in die tiefste Not des Menschen hineintreten läßt, gerade da hinein, wo er sein tägliches Brot verdient. Man hat nicht genügend beachtet, daß der Apostel 1. Thess. 4, 3–7 ausgerechnet das zur Heiligung rechnet, das heißt aber als eine Wirkung des Heiligen Geistes betrachtet, «daß keiner seinen Bruder übervorteilt», und dies mit der Ermahnung verbindet, «die eigenen Angelegenheiten (selbst) zu besorgen und mit den eigenen Händen zu arbeiten, damit ihr wohl an-

ständig wandelt gegenüber denen, die draußen sind, und *nichts bedürft*» (1. Thess. 4, 11 f.).

Es ist von größter Bedeutung, wie hier das christliche Heiligungsstreben mitten ins wirtschaftliche Leben hineingreift, in dessen Mittelpunkt die Arbeit steht. In scharfem Gegensatz zu der Abschätzung der Handarbeit in gewissen Kreisen des heidnischen Altertums, die im Zusammenhang steht mit der Sklavenwirtschaft, weiß gerade Paulus die dem eigenen Unterhalt dienende Arbeit als natürliche Grundlage des Lebens hoch zu schätzen und gerade als solche in den Dienst Gottes zu stellen und als im Glauben geschehendes Handeln auch als Dienst Gottes zu würdigen, ist doch der Glaube durch die Liebe tätig (Gal. 5, 6), *die* Liebe, die alles Handeln des Christen in allen Lebenssituationen bestimmen soll. Weil die rechtverstandene Arbeit mit eigenen Händen zum Aufbau der Schöpfung Gottes dient, verabscheut derselbe Paulus den Müßiggang (2. Thess. 3, 11). Damit ist implicite alles nicht selbsterarbeitete, von der Arbeit anderer profitierende «arbeitslose» Einkommen oder Brot als Raub verurteilt: «Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen» (2. Thess. 3, 10). Dieses biblische Wort ist nicht zufällig in die Verfassung der Sowjetunion eingegangen. Welchen Frevel das arbeitslose Einkommen und die mit ihm verbundene Ausbeutung gegenüber dem Menschen bedeuten, das haben dann allerdings erst der entwickelte Kapitalismus und die Erkenntnis desselben in seiner ganzen Tragweite gelehrt. Diese Tatsache nötigt die Kirche heute um so mehr zu einer klaren Stellungnahme zum Wirtschaftssystem des Kapitalismus und zu der durch ihn hervorgerufenen besonderen Not des Menschen.

Demselben Zusammenhang sind schließlich auch die beiden Zeugnisse vom sogenannten Kommunismus der Urkirche einzureihen (Ap.-Gesch. 2, 42–47 und 4, 31–5, 11). Sie sagen genau dasselbe, was auch Paulus auf seine Weise ausgeführt hat. Auch hier ist die Rede von denen, denen Wesentliches «mangelt».

Um ihretwillen entsteht die Gemeinschaft der Güter. Und all das geschieht als eine Wirkung des Heiligen Geistes, des Pfingstgeistes. Sie beginnt mit der Gemeinsamkeit des «Tisches», im Brechen des Brotes und «in gemeinsamen Gebeten». Hier, wo der Mensch gemeinsam ißt und trinkt, wo er arbeitet und die Notdurft seines Lebens befriedigt, da hinein, in diese echte Wirklichkeit des Menschen und der menschlichen Beziehungen untereinander, da und nur da hinein tritt Gott und wird durch seinen Geist unter den Menschen lebendig. Das ist dann auch der Ort, «wo Zeichen und Wunder geschehen», und nicht zufällig sind es Brot und Wein, in denen immer wieder Jesus Christus für seine Gemeinde als ihr Herr und Bruder, auf daß *wir* Brüder würden in ihm, gegenwärtig wird. Der Tisch des Herrn ist dahin gestellt und mit ihm Jesus Christus selber, wo die Menschen des täglichen Brotes bedürfen, um es bitten und für es danken. Nur von hier

aus kann echte Brüderlichkeit entstehen. Nur hier wird wahre Kirche, so wie auch die Urkirche entstanden ist. Die Kirchen haben zu Unrecht aus all dem weithin einen besonderen, vom realen Leben der Menschen abgelösten, sakralen Raum gemacht.

Wo seit jeher der Mensch seine Menschlichkeit zu bewähren hatte, am Orte seiner Arbeit und in der Gestaltung derselben, da wird heute nun in besonderer, in neuer Weise, ja in einer entscheidenen Weise die Frage nach dem Sozialismus akut. *Fritz Lieb.*

(Schluß folgt.)

Das russische Problem in christlicher Sicht

Viele Christen aller Konfessionen glauben heute, gegen das kommunistische Rußland den Kreuzzug predigen und mit verdammenden Urteilen nur so um sich werfen zu dürfen. Von diesen Leuten würde gewiß Christus heute wiederum sagen: «Ihr wißt nicht, wes Geistes Kinder ihr seid!» In der Tat wissen sie nicht, von welchem Geiste sie in Wahrheit getrieben werden. Wahrhaft große und christliche Geister, das kann man immer wieder beobachten, schwimmen mit diesem antibolschewistischen Strom nicht mit, nicht weil sie etwa mit dem Kommunismus liebäugelten, sondern weil sie wissen, daß alle Urteile, die nur von Parteileidenschaft diktiert sind, verhängnisvolle Folgen haben. Nicht zuletzt wird dadurch eine gefährliche Angst- und Kriegspsychose gefördert, mit all ihren schlimmen Folgen. Angst und Furcht sind nie gute Berater.

Es scheint uns daher, daß die verantwortliche Presse alles unternehmen sollte, um das Volk zu einem ruhigen, objektiven, christlichen Urteil über das Phänomen des Ostens zu bringen.

Im Aprilheft der Pariser Zeitschrift «Année politique» erschien ein Artikel von Fr. W. Förster, der unseres Erachtens es wert ist, einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden, weshalb wir ihn hier teilweise aus dem Französischen übersetzen.

Förster wendet sich zunächst gegen die bei uns allgemein übliche Gleichsetzung der Nazidiktatur mit der Sowjet-Diktatur. «Es beweist eine völlige Unkenntnis der russischen Revolution, wenn man sie vergleicht mit dem Unternehmen Hitlers. Trotz allem, was wir von unserem westlichen demokratischen Standpunkt aus gegen die Sowjets anführen können, war das *Ziel* der russischen Revolution doch konstruktiver Natur, nämlich die Begründung eines wirtschaftlichen Systems, dessen Grundlage nicht der persönliche Profit, sondern die Hingabe an das Ganze, die Gemeinschaft, ist. Es steht hier nicht in Frage, ob solch ein System dauerhaft sei und durch seine eigene Anziehungskraft im Volke jenen Opfergeist auslöse, der hierzu erforderlich ist

(wir glauben das nicht). Uns geht es hier nur darum, festzustellen, daß das Nazisystem und das Sowjetsystem nicht miteinander verglichen oder gar identifiziert werden können.»

Um den wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden Systemen klar herauszustellen, wagt Förster folgende Definition: «Die russische Revolution ist beeinflußt von einer *moralischen Idee*, welche sie aber mit *unmoralischen* Methoden verwirklicht hat, die im Widerspruch stehen zu dem letzten Ziel, das sie verfolgt.

Die Hitler-Revolution dagegen war beseelt und getrieben von einem *unmoralischen Ziel*, dies schlechte Ziel suchte sie aber zu verwirklichen durch Zuhilfenahme von im Volke schlummernden *Tugenden*. Im ersteren Fall stand also das Böse im Dienste des Guten, im zweiten Fall dagegen wurde das Gute in den Dienst des Bösen gestellt. Beides ist unrichtig, *der zweite Fall aber ist viel schlimmer und schwerer zu heilen als der erste.*»

«Dies», sagt Förster, «ist der wahre und eigentliche Unterschied zwischen diesen beiden Systemen.»

Um die letzten Wurzeln der russischen Revolution zu verstehen, muß man wissen, daß der Russe Antibourgeois ist. «Der Westen hat Christus verloren, und er wird daran zugrunde gehen», sagt Dostojewskij. Die bürgerliche, westliche Wirtschaftsordnung ist zur schlimmsten Inkarnation des erbarmungslosen Konkurrenzgeistes geworden, die in der bekannten Formel ausgedrückt werden kann: «Ein jeder für sich und der Teufel für die andern.» Hierin liegt die wahre Auflösung der menschlichen Gesellschaft und aller moralischen und geistigen Werte. Das ist die unbegrenzte Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, das faktische Endziel der sogenannten liberalen Ordnung.

Die Abwendung des Russen von dieser bürgerlichen Gesellschaft erläutert Berdiajew mit anschaulichen Beispielen. «Im Grunde betrachtete jedermann bei uns in Rußland die bürgerliche Ordnung als eine Sünde. Nicht nur Revolutionäre, Sozialisten und Kommunisten, sondern auch Gläubige, konservative Christen und Schriftsteller fühlten sich beschämt durch diesen Zustand.

Tolstoj, Solowjef, Leontjef, Dostojewskij haben nach Auffassung der Reaktionäre bereits die bürgerliche Ordnung revolutioniert, weshalb sie bereits zu den Sozialisten und Kommunisten gezählt werden. Der Sozialismus war daher in Rußland immer etwas viel Tieferes als ein bloßes Parteiprogramm, nämlich eine fast religiöse Leidenschaft, die zu größten persönlichen Opfern befähigte. Der russische Sozialismus ist der übrigen Welt (und mußte es auch) freilich sehr primitiv und brutal erschienen, aber der Tag wird kommen, da der Marxismus fallen wird wie ein Schleier und das russische Christentum der Welt ein von der Revolution gereinigtes und getauftes Antlitz zeigen wird.»

Man pflegt ferner viel vom russischen Imperialismus zu reden, um die Angst vor dem Osten noch zu steigern. Was schreibt F. W. Förster in seinem erwähnten Artikel über diesen Punkt? Er sagt hierüber unter anderem folgendes: «Man kann zwar nicht sicher behaupten, daß sich ein solcher (bolschewistischer) Imperialismus nie entwickeln werde. Aber man kann ebenso wenig beweisen, daß er in Wirklichkeit existiere. Die Hoffnung auf eine Weltrevolution, die das Rußland Lenins beherrschte, war nie verbunden mit der Idee einer militärischen Eroberung, dazu bestimmt, das russische System der Welt aufzudrängen, sondern man beschränkte sich auf die Hoffnung, daß die Arbeiter der ganzen Welt die russische Initiative und das russische Vorbild befolgen würden. Dies müßte man also eher als eine Infektion bezeichnen, und nicht als eine imperialistische Intervention. Es existiert in der ganzen russischen Literatur nicht eine Arbeit, die eine imperialistische Eroberung der Welt propagieren würde, wie dies in Deutschland der Fall war.

Dann führt in einem weiteren Kapitel Förster über diese Frage folgendes aus: Kein Zweifel, daß das Hauptereignis unserer Tage die Rückkehr Rußlands nach Europa sein wird. Für viele bedeutet dies die asiatische Barbarei, welche die Austilgung der westlichen Zivilisation mit sich bringen könnte. Und gewiß, es besteht die Gefahr, aber diese neue Konfrontation zwischen Asien und Europa ist ebenso reich an Möglichkeiten einer gewaltigen Befruchtung der allgemeinen Zivilisation. Wenn Europa darauf nur mit Atombomben zu antworten versteht oder durch eine Feindseligkeit, die nicht weniger gefährlich ist, dann unterschreibt es damit seinen eigenen moralischen Bankrott. Wenn es die große Chance hat, Russisch-Asien zu europäisieren, wird es dabei nur Erfolg haben dank seiner zivilisatorischen Potenz.

Den Kreuzzug gegen Rußland zu erklären, so als ob man es mit einem Antichrist zu tun hätte und nicht mit einem merkwürdigen Gemisch von Gutem und Bösem, mit einer westlichen Erbschaft, welche im Chaos gärt, das hieße den Bankrott des christlichen Geistes bestätigen. Zweifellos hat die Rückkehr Rußlands nach Europa schwere, delikate Probleme geschaffen. Sobald die russische Frage in einer politischen Versammlung aufgeworfen wird, so steigt die Temperatur sogleich. Dies deswegen, weil es sich nicht ausschließlich um eine Angelegenheit der internationalen Politik handelt, sondern um ein Problem, das das interne Forum aller Nationen durchdringt und das die Volksmassen einer fremden Macht zuneigt. «Rußland ist mein Vaterland», sagte ein französischer Kommunist. «Rußland allein kümmert sich um die Menschenrechte, es allein will ehrlich die soziale Frage lösen.» Andere Gruppen der französischen Arbeiterschaft teilen natürlich diese Meinung nicht immer. Sie fühlen sich zu sehr verwurzelt in der abendländischen Tradition, um sich einer mehr slawischen Soziologie hinzu-

geben, und so sind sie, selbst wenn sie sich Kommunisten nennen, in Wirklichkeit mehr Jakobiner als Leninisten oder Stalinisten. Aber das oben zitierte Wort eines französischen Kommunisten beleuchtet den heikelsten Punkt in dem Konflikt zwischen Ost und West: Die russische Intervention in das *soziale* Leben der Nationen droht das *ganze* abendländische System zu fälschen. Was würde die russische Regierung sagen, wenn in Rußland eine politische Partei existierte, welche in amerikanischer Poitik machte und ihre Direktiven von Washington erhielte? Zweifellos würde die russische Regierung entgegnen, daß sie keine Fünfte Kolonne aussende, daß sie nicht verantwortlich sei für die Sympathie, die die Arbeiter in andern Ländern für ihr System bezeugten und für den Wunsch, dieses System überall einzuführen. Trotz allem besteht aber hierin eine heikle Situation, und Moskau sollte alles tun, um die besondern Beziehungen zwischen Rußland und den kommunistischen Gruppen im Ausland abzuschneiden. Anderseits würden die andern Nationen zweifellos den Triumph des Kommunismus fördern, wenn sie je, das allgemeine Elend, das ein neuer Konflikt verursachen müßte, vergessend, glauben würden, nur in einem neuen Krieg die Lösung des Problems finden zu können. Darum kann dem Zustand der Spannung und der Unsicherheit, welcher einem ersprießlichen Welthandel so hinderlich ist, nur ein Ende gemacht werden durch eine allgemeine Verständigung («arrangement général»).

Bonaparte hat einmal gesagt: Die Politik ist das Schicksal (la déstinée). Zweifellos! Aber wer leitet die Politik? Die großen Herren, die blind sind in bezug auf die wirtschaftlichen Fragen. Dank einer enormen Macht und eines unbegrenzten Reichtums haben sie sich Funktionen angemaßt, die ihre völlige Unfähigkeit zeigten, diesen gerecht zu werden, wie dies ja ihre Finanzierung des Hitler-Krieges bewies. Mit einer unglaublichen Leichtfertigkeit haben sie diese Finanzierung unternommen, ohne nur die geringste Kenntnis von der deutschen Mentalität zu besitzen, noch vom Verhältnis der deutschen Kräfte. Der Irrtum hat zwanzig Millionen Menschenleben gekostet. Selbst angenommen, die Vorsehung habe diesen Fehler verziehen, würde sie wohl eine Wiederholung dieses selben Manövers verzeihen? Vergessen wir nicht, daß die Ursache — oder der Vorwand dieses Irrtums kein andrer war als der: Die Furcht vor dem Bolschewismus, und diese Furcht ist heute größer als je. —

Wie muß die russische Revolution vom christlichen Standpunkt aus gesehen werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir russische Christen fragen, wie den Ex-Bolschewisten Berdiajew, der zum Christentum konvertiert hat; dieser schreibt in seinem Buche «Das neue Mittelalter» zu dieser Frage folgendes:

«Man darf die russische Revolution nicht rein äußerlich betrachten. Die Revolution hat eine Beziehung zu meinem inneren Leben, zu mei-

ner Bestimmung. Wenn man am äußern Aspekt kleben bleibt, so kann der Mensch nur in ohnmächtigem Haß ersticken. Die Revolution hat nicht nur *außer* mir stattgefunden, sie hat stattgefunden *mit* mir, wie ein Ereignis meines inneren Lebens. Der Bolschewismus hat stattgefunden in Rußland, und er hat dort gesiegt, weil *ich* das bin, was ich bin. Weil in mir der Glaube nicht jene Kraft hatte, die fähig ist, Berge zu versetzen. Der Bolschewismus ist mein Fehler. Er ist eine Prüfung, die mir auferlegt ist. Die Leiden, die der Bolschewismus mir auferlegt hat, sind die Sühne für meinen Fehler, für meine Sünde, für unsere gemeinsame Sünde. Alle sind verantwortlich für alle. Nur eine solche Weise, zu leben und eine Revolution zu betrachten und zu beurteilen, kann als religiös bezeichnet werden, sie allein trägt ein geistiges Licht in die ganze Frage hinein. Die russische Revolution ist die Bestimmung des russischen Volkes, die schuldige Sühne für das Volk und für mich.

Möchten doch die bürgerlichen Kreise nicht solch unschuldige Miene machen und so überlegen und indigniert tun. Ihre Sünden sind groß und sie müssen eine ernste Buße aushalten. Sie sollen die Revolution als eine verdiente Strafe, als ein Unglück betrachten, das ihnen Gott gesandt hat. Das wird den Geduldigen zum Heile werden. Jene aber, welche im Bolschewismus nur eine gewalttätige Bande von Briganten sehen, die ein unschuldiges Volk malträtieren, haben von ihm eine oberflächliche und falsche Auffassung. Ein Volk, das in einem verlogenen Zustand dahinlebte, mußte sich eine verlogene Macht und Regierung erschaffen. Die Monarchie konnte nur durch den Bolschewismus abgelöst werden. Gott selbst, so wage ich zu sagen, hat die Macht dem Bolschewismus übertragen mit dem Zweck, dem Volk eine Strafe aufzuerlegen. *Darum* erscheint diese Macht den Bolschewiken selbst so mysteriös und geheimnisvoll. Darum gibt es in Rußland keinen kämpferischen Widerstand, wie bei andern Revolutionen. Man läßt sich zur Hinrichtung führen mit einem Gefühl, als ob man einem unwiderruflichen fatalen Verhängnis gehorsam sein müsse.»

Dieser Einstellung eines östlichen Christen zum Phänomen des Bolschewismus enspricht nachfolgendes Zeugnis, das uns von einem Schweizer evangelischen Pfarrer berichtet wird aus einem liturgischen Einkehrtag, an dem katholische und evangelische Christen teilnahmen.

Dort wurde das Wesen des Kirchenjahres besprochen. -- Die Endzeit im Kirchenjahr, so wurde gesagt, habe früher den ganzen Herbst umfaßt und mit dem Michaelstag begonnen. St. Michael ist der Kämpfer gegen die Mächte des Abgrundes und der Seelenwäger und auch ihr Helfer in der letzten Not. In manchen alten Domen war der Ostchor dem Erzengel Gabriel geweiht, der Westchor Michael. Gabriel ist der Verkünder der Geburt Christi, der dem aufgehenden Tag vorangeht, der Bote der kommenden Sonne. Michael aber schützt die Kirche gegen die Gewalten der Nacht. Im Westen geht die Sonne

unter, dort ist die Nacht, von dort her sind wir bedroht. Wir schauen, als Kirche, gegen Osten, dem kommenden Christus als unserer Sonne entgegen, und müssen in Abwehr sein gegen die Mächte der Finsternis, die uns im Rücken bedrohen. Diese «Orientierung», das heißt die West-Ost-Richtung der Kirchengebäude, ist *keine Zufälligkeit*, keine liturgische Spielerei gewesen, *sondern ein tiefes Ahnen und innerstes Wissen von letzten Entscheidungen*, die unser warten. Viele Dinge, die gleichnishaft in der Schrift und in der kirchlichen Tradition angedeutet waren, *gehen einmal sehr buchstäblich in Erfüllung*. Es ist uns auch geweissagt von falschen Propheten, welche die Gläubigen großenteils verführen werden. Das ist das Gericht: daß die «Kirche» als große Masseninstitution *fallen* wird und nur das Häuflein bleibt, das wirklich mit Christus in den Tod gegangen und zu einem neuen Leben erstanden ist. Die römische Kirche predigt den Kreuzzug gegen den Kommunismus. Mit Propaganda und Organisation und Macht und Gewalt will sie den großen Feind bekämpfen und merkt nicht, daß der Antichrist in ihrer eigenen Burg zu Hause ist, denn der «Anti-Christ» ist der, der an der Stelle Christi steht, der «Stellvertreter» Christi. «Anti» heißt: an Stelle! Wer *gegen* Christus kämpft, ist kein Antichrist, sondern einfach ein Knecht Satans, des Versuchers.

Die abendländische Christenheit stellt sich in dem letzten Gegensatz zu Tag und Nacht, von West und Ost, falsch ein. Sie vertraut auf Amerika, auf die «christlichen» Staaten, auf menschliche Propaganda und Organisation und Macht. Sie vertraut nicht auf Christus, nicht auf den Geist, sondern auf Fleisch (Jeremia 17!). Sie flieht vor dem Kreuz und will ihre Machtposition bewahren. Von Osten her kommt das Kreuz, das ist der Sklaventod, die tiefste Erniedrigung und Mißhandlung des Menschen, vom Osten her kommt für die Christenheit Verfolgung, Leiden, Gericht. Die Christen organisieren den Kreuzzug gegen das Kreuz Christi, sie suchen im Westen Hilfe. Aber der Westen, das ist die Nacht, das ist der eigentliche wirkliche Feind, das ist die Aushöhlung der Kirche von innen her, das Organisations- und Betriebschristentum, das sich mit der Welt gut stellen will, das ist die Veräußerlichung, der geistige Tod. Christenheit, du schaust auf die falsche Seite! Suche nicht Menschenhilfe, sondern grüße das Kreuz, denn mit dem Kreuz — welches nun aber eben nicht nur symbolhaft, sondern sehr real auf dich zukommt, mit dem Kreuz kommt Christus zu dir, der Todbezwinger, der Sieger. Ohne das Kreuz kein Reich Gottes, kein neues Leben und kein ewiges Leben!

Ja, vom Osten her kommt Kampf und Not und Kreuz, weil man nicht wird zu allem Ja sagen können, sondern sich entscheiden und auch *Nein* sagen und das Kreuz auf sich nehmen muß. Und im Kreuz kommt Christus und die Auferstehung und das Gottesreich. Also nicht Anpassung! Aber noch viel weniger Kreuzzug gegen das Kreuz, Beteiligung am politischen Kampf gegen den Osten, wodurch man sich

eben *andern* politischen Mächten verschreibt und ausliefert und vertraut auf Fleisch und ergibt sich *dem* Feind, der viel schlimmer ist als der, welcher von außen kommt, einem Christentum, das in Wirklichkeit «an Stelle des Christentums», Antichristentum ist.

Gott behüte uns vor der schlimmsten Versuchung: auf Fleisch und politische Mächte zu vertrauen, uns in der letzten Entscheidung auf eine politische Konstellation zu stützen anstatt auf Gottes Geist und auf den Christus, der in uns lebt und uns durchs Gericht hindurch tragen will. Wir begrüßen *keine* politische Macht, weder eine westliche noch eine östliche. Wir wollen nicht aus Angst vor dem Kreuz und in der Flucht vor ihm bei politischen Mächten oder gar bei einem Präventivkrieg (= Vorbeugungskrieg) und bei der Atombombe Zuflucht suchen, sondern bei Gott, der uns in Christus errettet *hat*. *H.*

„Und das Licht scheint in der Finsternis . . . .

und die Finsternis hat's nicht begriffen.»

Wir wissen, daß wir heute mehr denn je im Dunkeln tappen, trotzdem wir mit unsern technischen Künsten die Nacht taghell machen können. Die Elektrizität erleuchtet unsere Wohnungen und unsere Straßen. Aber sie kann unsere Geister nicht erhellen. Die Welt, unsere Zukunft liegen nachtschwarz vor uns. Wir können durch den Draht und ohne ihn mit Menschen in den entferntesten Gegenden sprechen, ja sogar sie sehen. Doch das hat uns einander nicht näher gebracht. Wir fürchten gewisse Menschengruppen, und diese Gruppen fürchten uns. Es weht nicht der Hauch warmer Freundlichkeit durch die Welt, sondern ein eisiger Mistral des Argwohns und der Feindseligkeit. Und dabei wünschen die Mehrheiten in allen Völkern nichts sehnlicher, seitdem das dreiköpfige Ungeheuer des Pangermanismus, des Faschismus und des Schintoismus gefällt ist, als in Frieden zu leben und andere leben zu lassen, nützlichen, ehrlich-freundlichen Austausch mit aller Welt zu pflegen, der allen helfen kann, ein reicheres Leben zu führen.

Glaubten wir nicht alle, daß nach dieser Hölle, die Hitler der Welt bereitet hatte, eine leidenschaftliche Entschlossenheit die Menschen treiben würde, eine Völkergemeinschaft auf dem allein tragenden Grunde der goldenen Regel aufzubauen, die gebeut, die Nebenmenschen und die Nebenvölker so zu behandeln, wie man von ihnen behandelt zu werden wünscht? Blickte nicht alle Welt nach Amerika, dem strahlenden Wunderlande, das aus den gütigen Augen seines großen Roosevelts die blutenden Völker anblickte und ihnen Hilfe und Führung versprach? Weshalb ist die Welt, nachdem sich diese Augen geschlossen hatten, so kalt und dunkel geworden?

Die Antwort mag sein: Weil aus der Finsternis ein Raunen sich erhob, das flüsterte: «Seht ihr nicht, da ist noch ein Feind, den wir vernichten müssen, ehe wir Ruhe haben können, ein Feind, der nach unserm Leben und Eigentum trachtet und uns versklaven möchte schlimmer, als Hitler, Mussolini und Tojo es wollten.» Und in dieses Raunen mischt sich ein triumphierendes Zischen aus der Hölle: «Bombt sie, die bolschewistischen Untermenschen, atomisiert sie, 40 Millionen, 60 Millionen und mehr! Ihr habt's ja dazu!»

Viele horchten auf den Verführer und ließen das Dunkel einziehen in Verstand und Seele. Sie rüsten sich geistig und materiell für den Vernichtungskrieg gegen Rußland. Vergessen haben sie, daß nicht mehr als fünf Jahre vergangen sind, da sie sich vor Hitlers Fängen gerettet sahen durch die Leistungen Rußlands, das dem Ansturm der Hunnen immer neue, frische Truppen entgegenwerfen konnte, das, noch ehe amerikanische Hilfe kam, die lange Front versorgen konnte; vergessen ist das Staunen vor der Tüchtigkeit von Stalins Generälen, die Bewunderung der Standhaftigkeit der russischen Soldaten und Zivilisten. Vergessen ist der heiße Dank, der aus den gefolterten Ländern Europas und Asiens Stalin und den Seinen zuströmte, vergessen das Mitgefühl mit dem unsäglichen, unschuldigen Leiden Rußlands. Vergessen ist, daß Stalin mit allen Kräften dieses Leiden zu verhindern gesucht hatte, indem er durch seinen Gesandten beim Völkerbund, Litwinow, die Völker Europas und ihre Leiter vor Hitler warnen ließ, daß aber diese Leiter alle Warnungen in den Wind schlugen und Hitler stark machten, um seine Raubgier *von sich ab gegen die Russen* zu lenken. Vergessen ist, daß Litwinow von 1934 bis 1938 in Genf verzweifelt beschwörend, doch umsonst, die Großmächte zum Zusammenschluß gegen das Ungeheuer, das sie alle zu verschlingen drohte, aufrief.

Nachdem der gemeinsame Sieg errungen war, wurde kein Wort der Schulderkenntnis, des Bedauerns und der Verpflichtung von seiten der Westlichen gegenüber den Russen laut, nur der sofortige Schrei nach neuer Rüstung zu Lande, zu Wasser und in der Luft — *gegen sie!* Und auch die Einzelmenschen in den Völkern wurden sich nicht bewußt, daß nach Rettung aus solch ungeheurer Gefahr ein Insichgehen und Selbstprüfen, ein Bußetun unabweisbare Verpflichtung gewesen wäre.

So erlosch das Licht am Horizont, und neue Dunkelheit brach herein.

Der 1904 geborene amerikanische Historiker Frederick L. Schuman, Woodrow-Wilson-Professor an der Williams-Universität im Staate Massachusetts, hat nicht nur nach seinem Aufenthalt in Deutschland und Rußland drei Standardwerke über Nazi-Deutschland geschrieben, sondern auch ein etwa 600 Seiten umfassendes Buch über die sowjetische Innen- und Außenpolitik. Er äußerte kürz-

lich, daß es das Wunder der Wunder sei, daß die Russen nicht irrsinnig geworden seien nach allem, was ihnen seit 30 Jahren von der feindlichen Umwelt zugefügt wurde. Als fühlender Mensch freut ihn nicht, was an Grausamkeiten durch Russen geschah und geschieht, aber mit seinem Ueberblick als Geschichtskundiger weiß er Ursache und Wirkung zu unterscheiden. Und als gläubiger Mensch stellt er fest, daß, wo immer die ewigen Gesetze grob verletzt werden, Böses dem Bösen folgen muß.

> «Wehe der Welt der Ärgernisse halben! Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!» (Matth. 18, 7.)

Dieses Wort Jesu kann, wenn wir wollen, uns den Weg aus dem Dunkel ins Freie erhellen. Er ruft sein Wehe *unpersönlich* gegen die Welt und das gottwidrige Geschehen in ihr, *das kommen muß*, wenn die Menschen in der Welt sich gottwidrig verhalten. Und er schleudert sein Wehe *persönlich* gegen den Menschen, durch den Ärgernis kommt. Damit unterscheidet er zwischen einem Ärgernis, das Ursache und einem, das Wirkung ist. Wir neigen dazu, leichtherzig nach unserem Schema zu urteilen und zu verurteilen. Wir ziehen nicht, oder nicht eindringlich in Betracht, daß mit dem technischen Zeitalter eine Weltrevolution hereingebrochen ist, die mehr Änderungen unseres Lebens verlangt, als den meisten lieb und verständlich ist, daß im besonderen die Revolution in Rußland die Reaktion auf eine jahrhundertelange Versündigung der Starken jenes Landes gegen die Schwachen war, daß sich gegen diese Revolution die Nutznießer der bestehenden Ordnung in der ganzen Welt erhoben und sie mit allen Mitteln zu ersticken suchten. Sie konnten sie wohl hie und da auf Seitenwege treiben, aber sie nicht aufhalten. Und heute hat sie auf alle unterdrückten Völker der Welt übergegriffen und einen Orkan erzeugt, der alles Menschliche zu vernichten droht, wenn sich die Mächtigen weigern, ihren Sinn zu verstehen und zu bejahen und die Gütigen in den noch verschonten Ländern fortfahren, einen humanen Idealzustand zu verlangen, solange wir noch mitten im Tornado der vorwärts und rückwärts drängenden Kräfte stehen.

Gewiß ist es schwer, zwischen Ärgernis und Ärgernis zu unterscheiden. Das hat bei allen gewaltsamen Revolutionen den Edlen zu schaffen gemacht. Nachdem Friedrich Schiller von den Greueln der Französischen Revolution gehört hatte, rief er:

> «Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte
> Der Feuerzunder still gehäuft,
> Das Volk, zerreißend seine Kette,
> Zur Eigenhilfe schrecklich greift! ...

Wenn sich die Völker selbst befrein,
Dann kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.»

So sah und empfand er von seinem mitfühlenden Herzen aus, das an den Menschen- und Sachopfern Anstoß nahm. Sein Freund Goethe sah anders. Er hatte zwar eingewilligt, an dem Feldzug der Preußen und Oesterreicher zur Niederkämpfung der Revolution als Berichterstatter teilzunehmen. Doch was die zeitlose Bedeutung der Revolution betraf, so ließ sein Geist sich nicht verwirren. Er blitzte auf nach der totalen Niederlage der Interventionsheere im September 1792. Noch am Morgen der Niederlage waren die Generäle, absolut siegesgewiß, in Triumphstimmung gewesen. Am Abend saßen sie, geschlagen, in dumpfer Verzweiflung und Scham zusammen und baten Goethe um ein Trostwort. Es mag ihnen nicht viel geholfen haben, als der Weltweise erwiderte: «Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen.»

Jesus, in dem das mitleidende Herz Schillers und der zeitenumspannende Blick Goethes vereint waren, sagte in seinem Abschiedswort zu seinen Jüngern: «Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen. Sehet zu und erschrecket nicht. Das muß zum ersten alles geschehen, aber es ist nicht das Ende.» Solange der Starke den Schwachen vergewaltigt, solange Staatsmänner Verträge und Versprechen offen oder heuchlerisch versteckt brechen, muß das Kriegs-Ärgernis kommen, ist blutige Gewalt unabwendbar. Aber wehe nicht dem zuerst, der sich durch Gewalt Recht zu schaffen sucht, sondern dem, der die Gewalt herausfordert. Das ist die Weisheit des Weisesten aller Weisen.

«Wie können Völker sich versöhnen, wenn nicht der Wille vorhanden ist, der Wahrheit der Dinge die Ehre zu geben?» fragte unser Lehrer, Leonhard Ragaz. Und er fügte hinzu: «Zu Wahrheit und Recht gehört aber auch Erkenntnis und Bekenntnis der Schuld.»

Wir kommen nicht aus der Finsternis zum Lichte des Friedens, solange Amerika, England, Frankreich, auch die Schweiz, das heutige Rußland anklagen, ohne seiner Vergangenheit Rechnung zu tragen und ohne zu erkennen und zu bekennen, wie sehr sie gegen es gesündigt haben.

Laßt uns aus der Wirrnis unserer Zeit aufschauen zum Stern von Bethlehem!

«Das ewig' Licht strömt da herein,
Gibt der Welt ein' neuen Schein.»

Wir brauchen das ewige Licht des Jesus-Geistes, um Ursache und Wirkung im Weltgeschehen ins rechte Verhältnis setzen zu können. Nur wenn wir dies verstehen, kann unser Friedenswille gesegnet werden.

Alice Herz.

Weltrundschau

Amerika - China Je mehr ich über den demokratischen Sieg bei den amerikanischen Novemberwahlen nachdenke und von seinen Hintergründen erfahre, desto klarer wird mir sein vorsehungsmäßiger Charakter. Die unübersehbaren Gefahren, die eine republikanische, hemmungslos großkapitalistische Regierung sowohl in der innern wie in der äußern Politik der Vereinigten Staaten heraufbeschworen hätte und die geradezu die Möglichkeit einer nahen Kriegskatastrophe — etwa im Zusammenhang mit der Wendung in China — in sich bargen, diese Gefahren sind nun für einmal doch abgewendet worden. Nicht daß sie überhaupt aus der Welt geschafft wären, weit entfernt davon. Aber indem sich die Mehrheit des amerikanischen Volkes zum fünftenmal in ungebrochener Reihe für die Politik Roosevelts ausgesprochen hat, und zwar einem unerhört geballten Ansturm aller kapitalistisch-reaktionären Mächte zum Trotz, hat sie einem verjüngten demokratischen Regime zum mindesten die *Möglichkeit* geboten, das Steuer des Staatsschiffes herumzureißen und einen neuen, glücklicheren Kurs einzuschlagen, als ihn der «alte» Truman steuerte, sofern man bei ihm von Steuern überhaupt reden konnte. Wird der «neue» Truman diese Möglichkeit entschlossen ergreifen? In der innern Politik wird er es sicher versuchen, wenn auch die Widerstände von seiten der kapitalistischen «Druckgruppen» gewaltig sein werden und nicht zuletzt die endgültige Auseinandersetzung mit den dreiviertelsfaschistischen Süddemokraten, um die Roosevelt selbst immer herumgekommen ist, für seinen Nachfolger ein hartes Stück Arbeit sein dürfte. Die immer besser organisierten fortschrittlichen Kräfte, insbesondere die Gewerkschaften, die so entscheidend in den Wahlkampf eingegriffen haben, aber auch die mit Henry Wallace gehenden oder doch sympathisierenden Volksgruppen drängen denn auch bereits energisch auf die Erfüllung der Wahlversprechungen, die Truman in den letzten Monaten mehr oder weniger freiwillig gemacht hat, und die Regierung wird sich diesem Druck nur schwer entziehen können[1]. Als verheißungsvolles Zeichen für die

[1] Der «Aufbau» (Zürich), seine Polemik gegen mich fortsetzend, läßt Herrn «M. M.» den Versuch machen, mich wegen der hier und anderwärts vertretenen Auffassung, Truman sei im letzten Abschnitt des Wahlkampfes wesentlich durch Wallaces fast einjährige Erweckungsarbeit ebenfalls nach links gedrängt worden, ins Lächerliche zu ziehen. «M. M.» stellt es so dar, als sei meine Meinung: «Was sie (nämlich Wallace, Stalin & Co.) taten, war also nur ein geschickter Kniff, um Truman gegen Dewey, den Demokraten gegen die Republikaner zum Siege zu verhelfen! Einfach ‚*Tarnung*' war's, wenn wir belehrt wurden, daß es gehupft wie gesprungen sei, ob Truman oder Dewey, die Republikaner oder die Demokraten, obenaus schwängen — sei's doch die gleiche reaktionäre Gesellschaft.» Natürlich habe ich nie einen solchen Unsinn behauptet. Wallace ist vielmehr, wie ich deutlich sagte, *unfreiwillig* zum Wahlhelfer Trumans geworden, dessen spätere Links-

künftige Innenpolitik der Vereinigten Staaten darf schon jetzt die vorläufige Einstellung der Tätigkeit des berüchtigten Parlamentsausschusses zur Bekämpfung «unamerikanischer» Umtriebe begrüßt werden, der das ganze öffentliche Leben Amerikas vergiftet hatte. Sein Vorsitzender, Parnell Thomas, muß sich sogar wegen der Anklage verantworten, er habe sich von der Regierung zwei Sekretärinnen bewilligen lassen, die er aber in Wirklichkeit nie angestellt habe und deren Gehalt in seinem eigenen Sack verschwunden sei.

Zweifelhaft – um das Mindeste zu sagen – bleibt hingegen der künftige Kurs des demokratischen Kabinetts in der *äußern Politik*, wo es ja überall die herrschenden Klassen besonders leicht haben, ihre selbstsüchtigen Interessen hinter «nationalen» Losungen zu verstekken. Bis jetzt versichern die maßgebenden Leute ein ums andere Mal, es werde keinerlei Änderung in der weltpolitischen Linie der Vereinigten Staaten geben, und das wäre, wie schon bemerkt, ja auch schon viel. Aber es genügt eben doch nicht. Gewiß ist es gut, wenn der Kurs der amerikanischen Außenpolitik nicht in imperialistisch-militaristischem Sinne *verschärft* wird; was aber jetzt vor allem not tut, das ist eine klare *Abkehr* von der schon viel zu weit vorgetriebenen Scharfmacherpolitik, wie sie die Vereinigten Staaten unter dem Einfluß großkapitalistischer Kräfte seit Roosevelts Tod immer ausgesprochener verfolgt haben. Ob irgend etwas wie eine solche Abkehr zu erwarten ist, wird sich wohl auch bald zeigen. Die erste große Probe aufs Exempel wird die Haltung Amerikas gegenüber den gewaltigen Ereignissen in *China* sein, hinter denen jetzt alles zurücktritt, was sonst in der Welt geschieht. Dort bricht ja nun unter den wuchtigen Schlägen der kommunistisch geführten Volksarmeen, die überall, wo der Arm Nankings nicht mehr hinreicht, gleichsam aus dem Boden wachsen, das verfaulte Regime der Kuomintang Stück um Stück ruhmlos zusammen. Bereits ist die ganze Mandschurei – die «asiatische Ruhr» – und ein großer Teil Nordchinas, bis hin zum Jangtse, in den Händen der Kommunisten, das heißt ein zusammenhängendes Gebiet, mindestens so groß wie Deutschland, Frankreich,

---

schwenkung er Anfang 1948, als er seine Kandidatur aufstellte, unmöglich voraussehen konnte. Einen «Winkeladvokatenkniff» (so beliebt «M. M.» meine Darlegung zu bezeichnen) brauchte ich um so weniger anzuwenden, als meine Auffassung in Amerika selbst weitherum geteilt wird. So lese ich im «National Guardian» (vom 15. November) den Brief eines Lesers, in dem es heißt: «Truman wäre nicht nach links geschwenkt und hätte die Wahl verloren, wenn nicht Henry Wallace den Ton für den Wahlfeldzug angegeben hätte. Ich bin überzeugt, daß Truman in den letzten paar Wochen des Feldzuges Millionen von Wallace-Stimmen mit sich riß. Die Leute sagten sich: ‚Vielleicht meint er es doch ernst. Wir wollen ihn stützen. Was ist da schließlich zu verlieren außer dem psychologischen Wert eines Protestvotums?' Sogar ich, der ich die ganze Zeit daran festgehalten habe, daß Truman und Dewey verkappte Zwillinge seien, bin froh, daß Tom von Truman geschlagen wurde, der eben als Fortschrittler kandidierte.»

Spanien, die Schweiz und Italien zusammen, mit einer Bevölkerung von mindestens 150 Millionen Menschen. Im «nationalen» China aber herrscht ein fürchterliches Wirtschaftschaos mit fortschreitender Teuerung und Hungersnot, welche die Volksmassen der Regierung noch mehr entfremdet. Aus eigener Kraft scheint die Kuomintang jedenfalls die Kommunisten kaum mehr hindern zu können, innert eines weiteren Jahres das *ganze* übrige China zu besetzen – kein Wunder, daß die Regierung von Nanking immer verzweifeltere Hilferufe nach Amerika schickt und neuerdings sogar Madame Tschiang Kai-Shek nach Washington entsandt hat, um ein schleuniges, großzügiges Eingreifen der Vereinigten Staaten gegen die «rote Gefahr» zu erwirken, die nicht nur den Fernen Osten, sondern auch den Rest von Asien, ja die ganze Welt bedrohe. (Bezeichnend ist nebenbei, daß sich auch die «Neue Zürcher Zeitung» diesem Gestürm aus tieferschrockenem Herzen anschließt und [in ihrer Nr. 2313] die Vereinigten Staaten ernstestens vermahnt: «Nur wenn die westliche Abwehrfront auch im Fernen Osten gehalten werden kann, wird die Politik des bewaffneten Friedens, deren Ziel es ist, einem möglichst großen Teil der Welt die freiheitliche Lebensweise [lies: das «freie Unternehmertum»] zu erhalten, von Erfolg gekrönt sein.»)

Das Pazifik-Imperium Was wird Amerika angesichts dieser Sachlage tun? Um die Tragweite der vor ihm liegenden Entscheidung zu ermessen, ist es nützlich, sich rasch zu vergegenwärtigen, was die *bisherige* Politik der Vereinigten Staaten im Pazifikraum war. Wir tun das vielleicht am besten an der Hand des heuer erschienenen wichtigen Buches «Bases and Empire» des Amerikaners *George Marion*, in dem wir lesen:

«Das Beweismaterial für die amerikanische Expansion in Asien liegt so sehr an der Oberfläche, ist so wenig verhüllt, daß es einen wunder nimmt, wie wir es fertig bringen, zu ignorieren, was sonst jedermann weiß. Aber wir ignorieren es ja auch gar nicht. Im Gegenteil, der Kniff besteht darin, das Beweismaterial anzuerkennen, aber seine Bedeutung zu leugnen. Unsere Expansion *ist* gar keine Expansion; sie ist ein großer Kreuzzug, um die *Sowjet*expansion zum Stehen zu bringen. Das ist uns seit dem Tode von Präsident Roosevelt die ganze Zeit eingetrichtert worden. Es ist die Entschuldigung für alles, was wir tun. Es ist die besondere Form jenes ‚moralischen' Arguments, das sich in der Trumandoktrin kristallisiert hat.

... Diese unsere Bemühungen, uns in China häuslich einzurichten und die Chinesen zu Bedienten in ihrem eigenen Hause zu machen, werden niemanden überraschen, der unsere gegenwärtige Lage im Fernen Osten im Rahmen eines langen imperialistischen Ränkespiels untersucht hat. Er wird darauf gefaßt sein, zu entdecken, daß die Vereinigten Staaten jetzt allein die Herrschaft auszuüben suchen, die der eigentliche Zweck eines Dutzends strategischer Pläne war, die in den letzten 50 oder gar 100 Jahren verfolgt wurden. Aber er wird doch von dem zunehmend militärischen Charakter der amerikanischen Expansionspolitik in jenem Weltteil beeindruckt sein.

Die herrschende Kaste in China, die einen Rückhalt im Kampf gegen ihre aufsässige Bevölkerung sucht, hat eine wirtschaftliche, finanzielle und militärische

Bevormundung auf sich genommen, die notwendigerweise auf eine politische Beherrschung hinausläuft. Diese Bevormundung hat sie nicht von einer Mächtekombination nachgesucht oder erhalten, sondern einzig von den Vereinigten Staaten. Amerikanische Militärberater, amerikanische Waffen, amerikanische Instruktoren, amerikanisch gelenkte Verausgabung amerikanischer Anleihen — der Realist wird erwarten, daß er amerikanischen Einfluß auch in der chinesischen Innenpolitik antreffen wird. Und er *wird* ihn natürlich auch antreffen.

... Die sachkundigsten Beobachter geben nicht nur reichliche Belege für die Tatsache der amerikanischen Einmischung in die chinesischen Angelegenheiten, sondern erklären diese Einmischung auch als verhängnisvoll. Und zwar verhängnisvoll nicht lediglich für den Weltfrieden, nicht allein für das chinesische Volk, das durch unser Eingreifen tiefer in den Bürgerkrieg hineingestoßen wurde, sondern für die Kräfte selber, die wir durch unsere Hilfe zu stärken suchten. Nachdem das Regime des Diktators Tschiang Kai-Shek zuerst ein paarmal groß getan hatte, es werde die chinesischen Kommunisten bald unter den Tisch gewischt haben, ist es nun zugegebenermaßen in seine ärgste Krise hineingeraten, und der angeblich nationalistisch beherrschte Teil Chinas droht der Anarchie anheimzufallen.

... Man muß diese strategische Kolonisierung Chinas im Zusammenhang mit der militärisch-strategischen Ausdehnungspolitik Amerikas im ganzen Fernen Osten sehen. Im Vordergrund stehen Korea und Japan. Wenn Tsingtau nur 300 Kilometer von dem Sowjetposten Port Arthur entfernt ist, kommt Koreas Nordgrenze an russisches Gebiet bis auf ein paar Meilen vor Wladiwostok, den sowjetischen Haupthafen am Stillen Ozean, heran. Und weder unser gegenwärtiges Verhalten noch die Geschichte der Vergangenheit deutet darauf hin, daß wir irgendwie die Absicht hätten, aus Korea wieder herauszugehen. ... Eine amerikanisch beherrschte ‚koreanische' Regierung wäre aber nur eine der möglichen Hüllen für die Fortdauer der strategischen Beherrschung des Landes durch die Vereinigten Staaten. Diese könnte auch geschehen durch die Begünstigung einer chinesischen Herrschaft, das heißt einer chinesischen Herrschaft durch abhängige chinesische Feudalmächte. Aber die Lage in China ist derart, daß alle Zeichen auf eine ganz andere Lösung hinweisen: auf den Versuch einer schließlichen Wiederherstellung der *japanischen* Herrschaft, diesmal im Dienste des amerikanischen Privatkapitals und der strategischen Interessen der Vereinigten Staaten. Eine solche von Amerika aus gelenkte Herrschaft Japans, nicht nur über Korea, sondern über ganz China, wird im letztern Land ernstlich befürchtet ... Und es muß zugegeben werden, daß der überragende Einfluß der Vereinigten Staaten auf Japan schon geeignet ist, (in China) Schrecken zu verbreiten.

Wir beherrschen Japan unumschränkt, ausschließlich und unwiderruflich. Die amerikanische Herrschaft über Japan, so erklärt man zwar, werde nur zu völlig selbstlosen Zwecken ausgeübt. Moralische Erklärungen sind ausgezeichnet — in der Kirche; aber Kreise, welche die Verantwortung für die Regierung eines Landes tragen, können sich kaum den Luxus leisten, solche Erklärungen nach ihrem Nennwert anzunehmen. Die Staatsmänner aller Länder, was sie auch öffentlich sagen mögen, stellen in ihren vertraulichen Berichten fest, daß Japan heute als ein Teil des militärisch-strategischen Imperiums angesehen werden muß, über das die Vereinigten Staaten gebieten. Das Land soll offenkundig unter dauernder amerikanischer Herrschaft bleiben, gleichgültig, was für Änderungen in seiner Regierungsform Platz greifen mögen.»

Erwähnen wir in diesem Zusammenhang noch, daß Japan heute mehr als 80 Millionen Einwohner zählt und seine Bevölkerung sich weiterhin rasch vermehrt, trotz Krieg und Atombombe; allein in den zehn Monaten vom 1. Oktober 1947 bis 31. Juli 1948 ist sie um 1,6 Millionen angewachsen. Amerika hat hier ein gewaltiges Menschenreservoir zu seiner Verfügung!

Was nun? Die große Frage ist nun: Werden die Vereinigten Staaten ihre Imperiumspolitik im Fernen Osten fortsetzen können, auch wenn das China der Kuomintang vollends ganz zusammenbricht? Werden sie wenigstens durch eine große Stützungsaktion zu retten suchen, was zu retten ist, und der kommunistischen Idee ihre Dollar- und Militärmacht entgegenwerfen? Vorläufig sieht es so aus, als werde Amerika seine Chinahilfe ungefähr im bisherigen Rahmen fortsetzen, wolle und könne aber eine Intervention großen Stils, wie sie allein Aussicht auf Erfolg böte, nicht wagen. Nicht nur hat sich das «nationale» China – wie Griechenland – als ein Faß ohne Boden erwiesen; nicht nur steht schon jetzt hinter der Kuomintang-Regierung keine wirkliche Macht mehr, auf die sich ein amerikanisches Eingreifen stützen könnte; ausschlaggebend dürfte vielmehr für Washington die Erwägung sein, daß eine in China erscheinende amerikanische Armee und Kriegsflotte die Kommunisten direkt *Rußland in die Arme treiben müßte*, das bisher dem chinesischen Bürgerkrieg gegenüber äußerste Zurückhaltung beobachtet hat, so wie auch die chinesischen Kommunisten, bei aller Verbundenheit mit der Sowjetunion, keineswegs gesonnen sind, einfach das russische Modell zu kopieren. Es verdient vermerkt zu werden, was *Robert Payne* in seinem Buche «The Revolt of Asia» feststellt:

«Das Leben in Jenan ist unvorstellbar anders als in Sowjetrußland. Kaum einer der größeren, von Sowjetrußland eingeführten Pläne ist im kommunistischen China verwirklicht. Es gibt keine Fünfjahrespläne, keine Kollektivierungspläne, keine starke Bürokratie, keine ungeheuren Scharen von politischen Gefangenen, keinen Versuch, Bücher zu verbieten. Das Buch, das nach Mao Tse-Tungs (des Führers der chinesischen Kommunisten) eigenen Büchern ‚Die neue Demokratie' und ‚Koalitionsregierung' am meisten gelesen wird, war das des Generalissimus (Tschiang Kai-Shek) ‚Das Schicksal Chinas', das wiederholt in Jenan gedruckt wurde. Der Text wurde unverändert wiedergegeben, aber zahlreiche Fußnoten wiesen auf die Unrichtigkeit seiner Beweisführung hin.»

Sollten nun die Vereinigten Staaten in großem Stil in China eingreifen, so könnte es sehr wohl sein, daß sich die chinesischen Kommunisten ihrerseits um Hilfe nach Moskau wendeten, und das schlösse nicht allein für die Vereinigten Staaten die Gefahr eines offenen Zusammenstoßes mit der Sowjetunion in sich, sondern müßte auch die chinesische «National»-regierung vollends jeden Rückhalts an ihrem Volke berauben. Wie ein Korrespondent des «New Statesman» in Schanghai sicher zutreffend schreibt:

«Man muß bei den Chinesen immer eines beachten: Sie hassen die Ausländer. Alle Ausländer, seien es nun Amerikaner, Engländer, Russen, Filippinos oder Indier, sind immer noch fremde Teufel. Die Chinesen werden immer ausländische Hilfe annehmen, aber nur solange es ihnen paßt. Und ihr höchster Ehrgeiz, ob sie nun Nationalisten oder Kommunisten sind, ist, China zu der großen Weltmacht zu erheben, die es sein sollte — einer Macht, die zum erstenmal in tausend Jahren von Chinesen regiert wäre.»

Wenn aber Amerika in China doch nicht stärker eingreifen will, um seiner bisherigen Ostasienpolitik Nachdruck zu verschaffen, wenn vielmehr durch die Niederlage seines chinesischen Satelliten auch seine Stellung in Korea und besonders in Japan untergraben würde — was dann? Wird es diese Schwächung seiner Machtposition im Fernen Osten, die weit über alle möglichen Gefährdungen der amerikanischen Stellung in Europa hinausginge und eine unabsehbare Verschiebung der Machtverhältnisse in ganz Asien und im Pazifikraum einleiten könnte, auf die Länge ruhig hinnehmen? Ich sehe nur *eine* saubere Lösung des Dilemmas: Grundsätzliche Abkehr von der militärischen Machtpolitik, Anerkennung des Versagens der Trumandoktrin (das ja auch in Griechenland offenkundig ist) und Übergang zu einer Politik *internationaler Hilfeleistung* an ein erneuertes, sozialfortschrittliches China, ja an alle «zurückgebliebenen» Länder Asiens, Afrikas und Europas. Dadurch würde nicht nur das *chinesische* Problem an seiner Wurzel gepackt; es würde der Weg zur Befreiung und Menschwerdung *aller* farbigen Völker geöffnet, die unter ähnlichen Bedingungen vegetieren und zu verkommen drohen. Um die Armut dieser Völker zu kennzeichnen, sei hier lediglich an die Tatsache erinnert, daß der Volkswohlstand Chinas vor dem Krieg pro Kopf der Bevölkerung nur etwa 120 «internationale Einheiten» (ein von dem Amerikaner Colin Clark aufgestellter Wertmaßstab) betrug, derjenige Indiens und Indonesiens etwa 200, der Volkswohlstand Hollands aber 800, derjenige Großbritanniens über 1000. Der Volkswohlstand der Vereinigten Staaten dürfte heute allermindestens 2000 internationale Einheiten betragen, während derjenige Hollands und Großbritanniens gegenüber der Vorkriegszeit merklich gesunken ist, erst recht aber derjenige der meisten asiatischen Länder. Weder das innere Gleichgewicht der Nationen noch der Weltfrieden werden gesichert sein, solange diese krassen Unterschiede weiterbestehen, und solange die großenteils von den westlich-kapitalistischen Völkern verschuldete oder doch geduldete und ausgenützte Massenarmut in Asien fortdauert. Um nochmals Robert *Payne* anzuführen:

«Die größte Gefahr für den Frieden ist, daß wir die Rechte der Kolonialvölker nicht anerkennen. Besessen wie wir sind von der Furcht vor Rußland, sind wir geneigt, zu vergessen, daß die asiatische Hälfte der Welt ihre Rechnung präsentiert hat — und wir haben gar nichts getan, um sie für drei Jahrhunderte Imperialismus zu entschädigen ... Die Völker Asiens weigern sich, länger unterdrückt zu werden. Sie verlangen ihre ursprünglichen Rechte und werden fortfahren, sie zu verlangen. Solange die 75 Millionen Einwohner Indonesiens und die 100 Millionen im kommunistischen China ihre Rechte in den Welträten nicht ausüben dürfen, können wir kaum erwarten, daß sie sich erkenntlich zeigen, während wir weiter ihre Gegner unterstützen.»

Es ist wirklich kein Zufall, daß die erste große soziale Revolution unseres Jahrhunderts gerade in China ausgebrochen ist (1910). Die Revolution ist dann im folgenden Jahr nach Mexiko übergesprungen,

hat ihren bisher gewaltigsten Durchbruch in Rußland erlebt (dessen frühere asiatische Kolonialvölker seither auf eine Stufe des Wohlstandes und der Gesittung gehoben worden sind, auf der die früheren und jetzigen Kolonialvölker der westeuropäischen Mächte noch heute nicht stehen), hat nach dem zweiten Weltkrieg auch die kleineren osteuropäischen Staaten ergriffen und erschüttert nunmehr aufs neue China, ja ganz Asien, vom Gelben bis zum Schwarzen und Roten Meer, nicht zu reden von Westeuropa und Südamerika, die ihr auch nicht entgehen werden, wenn sie die soziale Frage nicht auf freiheitliche Weise zu lösen wissen. In China ist die *kommunistische* Revolution jedenfalls notwendig geworden, weil die demokratisch-sozialistische Revolution, die Sun Yat-Sen eingeleitet hatte, von seinen Nachfolgern verraten wurde. Und sie wird *überall* notwendig werden, wo die politische Demokratie entweder gar nicht besteht oder doch als Trägerin der sozialen Umwälzung versagt, wo vor allem das *Christentum* als Bahnbrecher der radikalsten und tiefsten Revolution, die man sich denken kann, versagt. Wenn man dem echten Totalitarismus ausweicht, so muß man sich eben den falschen gefallen lassen. Dagegen hilft keine Atombombe, mag man ihren Gebrauch nun auch als «internationale Polizeiaktion» beschönigen wollen. Gründlichste Ein- und Umkehr – das ist's allein, was das Abendland vor der «roten Gefahr» retten kann, nicht eine aus Angst und Selbstgerechtigkeit geborene Aufrüstung, hinter der schon der offene Krieg lauert.

Politik um Deutschland Ob zu solcher Haltung die westliche Christenheit, die jetzt dann wieder das Kommen des Welterlösers feiert, überhaupt noch fähig ist, muß freilich zweifelhaft erscheinen. Zweifelhaft muß besonders erscheinen, ob in den Vereinigten Staaten mit der neuen demokratischen Regierung schon diejenigen Kräfte durchdringen werden, die eine Abkehr vom kapitalistischen Imperialismus und von der *falschen* Bekämpfung des Kommunismus bewirken können. Gelegenheit dazu wäre gerade jetzt, außer in China, auch in *Griechenland*, wo das Scheitern der Offensive gegen die Partisanen das Athener Kabinett ernstlich erschüttert hat, Amerika aber, zusammen mit England, immer noch seine schützende Hand über einem volksfeindlichen Regime hält, das sich nur durch fortgesetzten Terror noch halten kann. Gelegenheit dazu wäre aber vor allem in *Deutschland*, wo unter amerikanischer Führung mit der Übertragung der Eigentumsrechte an den *rheinisch-westfälischen Industriewerken* auf deutsche Treuhänder ein weiterer, vielleicht entscheidender Schritt auf dem Wege getan worden ist, an dessen Ende die wirtschaftliche und militärische Wiederaufrichtung Deutschlands als des mächtigsten europäischen Bollwerks gegen die Sowjetunion stehen soll.

Diese ganze amerikanische Deutschlandpolitik ist in doppeltem

Sinn verhängnisvoll. Sie liefert Deutschland planmäßig den reaktionär-kapitalistischen Mächten aus, und sie ermutigt aufs neue auch den deutschen Nationalismus und Militarismus, der in den industriellen Herzogtümern der Ruhr eines seiner furchtbarsten Werkzeuge und zugleich eine seiner stärksten Triebkräfte besaß. Dieser zweiten Gefahr stemmt sich vor allem *Frankreich* entgegen, das ein «freies» Deutschland, ob es nun kapitalistisch oder sozialistisch organisiert sei, als tödliche Bedrohung der Sicherheit und Unabhängigkeit seiner Nachbarn betrachtet und darum, wenn die Ruhr schon nicht überhaupt von Deutschland abgetrennt werden könne, heftig auf der Internationalisierung der westdeutschen Großindustrie besteht, inzwischen aber – nach der feierlichen Erklärung von Außenminister Schuman – «jeden von den angelsächsischen Mächten einseitig gefällten Entscheid . . . als null und nichtig ansieht». Von einer Internationalisierung der Ruhr wollen nun aber ihrerseits England und Amerika nichts wissen, welche die Ruhr unbedingt in deutschem Besitz sehen möchten, in der Meinung, daß nur so eine Höchstproduktion erzielt werden könne, England vielleicht auch in dem Wunsch, die Ruhr nicht zu einem Bestandteil des dann übermächtig werdenden französisch-belgischen Schwerindustrie-Kombinats werden zu lassen. Und nachdem Großbritannien unter amerikanischem Druck A gesagt und auf die Sozialisierung der Ruhr verzichtet hat, muß es nun eben auch B sagen und in eine Rückgabe der Ruhr an Deutschland einwilligen, die es umsonst als ungefährlich, weil mit allen möglichen Sicherheitsklauseln versehen, hinstellt. Die beiden angelsächsischen Mächte werden zu spät merken, daß sie die Geister nicht mehr los werden, die sie mit der vermeintlichen Anspornung des deutschen Arbeitseifers gerufen haben. Und werden schon jetzt nicht nur dem französischen Nationalismus, wie er von einem de Gaulle vertreten wird, die besten Trümpfe in die Hände spielen, sondern auch Polen und die Tschechoslowakei erst recht unter russischem Einfluß halten.

So geht eben Westdeutschland mit raschen Schritten einer Wiederaufrichtung der Herrschaft der *konservativen Rechten* entgegen. Und mag England auch eher ein Linksregime begünstigen, so wirft Frankreich, diesmal im Bunde mit Amerika, sein Gewicht offensichtlich zugunsten der Christlich-Demokratischen Union, der bayrischen Sonderbündler und anderer reaktionärer Gruppen in die Waagschale. Die sozusagen außenpolitischen Folgen dieser Haltung lassen denn auch nicht auf sich warten. Der *deutsche Nationalismus* gewinnt zusehends an Boden. Aus der Denazifizierung ist längst eine Renazifizierung geworden[1]. Die Rückgewinnung der ostdeutschen Provinzen,

[1] In der amerikanischen Zone sind jetzt schon wieder 20 Prozent Bürgermeister im Amt, die früher stramme Parteinazi waren. Anderseits durften es sich im letzten Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß verschiedene Verteidiger leisten, den Nazismus

ja sogar Elsaß-Lothringens, wird immer mehr *die* große nationale Forderung. Und bereits spricht man wieder ganz offen von einer «Remilitarisierung» Westdeutschlands, für die nach den Andeutungen eines Dr. Eugen Kogon, der vielleicht doch mehr als ein unverantwortlicher Schwätzer ist, auf alliierter Seite bestimmte Pläne vorlägen, da eben «die Logik der gegenwärtigen weltpolitischen Entwicklung zu einer Bewaffnung Westdeutschlands führe, das mit seinen 46 Millionen Einwohnern das volkreichste Land Westeuropas sei . . .» Die Deutschen haben wirklich einigen Grund zu ihrer Behauptung, die heutige Haltung der Westalliierten beweise, daß diese im Krieg auf der falschen Seite gekämpft hätten, und daß tatsächlich, wie Hitler und Goebbels immer gesagt, der wahre Menschheitsfeind der Kommunismus und die hinter ihm stehende Sowjetunion sei.

Was aber den *moralisch-sozialen Zustand* Westdeutschlands betrifft, so lassen wir darüber Dr. von Segesser reden, der in den «Luzerner Neuesten Nachrichten» feststellt:

«Dem ungezügelten Luxus, der maßlosen, durch Hitlers korruptes Regime und durch jahrelange Warenhortung ermöglichten Bereicherung einer bedeutenden städtischen und ländlichen Schicht, einer sinnlosen Vergnügungssucht und Verschwendung Hunderttausender gut Verdienender steht seit der Einführung der sogenannten D.-Mark das graue Elend der ohne Schuld Erwerbs- und Vermögenslosen gegenüber. ‚Freie Wirtschaft' – das war im Sommer dieses Jahres für einen ungemein großen Teil der Deutschen das Stichwort, unter dem der Rest sozialen Gewissens, den das Dritte Reich übrig gelassen hatte, wie der Schnee an der Sonne hinwegschmolz. Der vielgepriesene Tag der Deutschen Mark, dieses ‚Zauberstabes', der die verheimlichten Konsumgüter aus den Lagern der Fabrikanten und Händler hinaustrieb, war zugleich das Signal zu einem allgemeinen Aufbruch in das soziale Dschungel, in die Verantwortungslosigkeit des Geldverdienens des einen auf Kosten des andern. Einen Zustand, ‚in dem ein Teil des Volkes (nämlich der, welcher die Preise festsetzt) den andern ausplündert', hat ein deutscher Abgeordneter vor kurzem die herrschenden Verhältnisse genannt. Wer das südliche oder westliche Deutschland bereist oder auch nur einen Blick in den Inseratenteil der Zeitungen dieser Zonen wirft, muß mit Sorge erkennen, daß das Irrlicht einer künstlichen wirtschaftlichen Prosperität mit einem beispiellosen Verzicht auf eine gemeinnützige Verwendung von Arbeitskraft und Material, auf Sparsamkeit, gerechte Verteilung der Lasten, soziale Verantwortung in Produktion, Einfuhr und Verbrauch erkauft ist.»

---

in aller Form zu verherrlichen und ihre Klienten als eigentlich mit den Westalliierten gegen das bolschewistische Untermenschentum verbündete Freiheitskämpfer hinzustellen.

So sieht das «neue», aus den Fesseln des «Kollektivismus» befreite Deutschland aus, das die Vereinigten Staaten dem Kapitalismus zurückzuerobern und zugleich als Herzstück eines ähnlich organisierten Westeuropa zur unüberwindlichen Bastion gegen die Sowjetunion auszubauen im Begriff sind!

An der Weggabelung Ist ein solches Westeuropa aber wirklich dasjenige, zu dem Demokraten und Sozialisten mit halbwegs gutem Gewissen stehen können? Die Zweifel daran mehren sich auch in den Reihen derer, die bisher zu jedem Kompromiß geneigt waren, nur um die amerikanische Hilfe nicht zu verscherzen. Und der *«New Statesman»*, der selbst zu den Anhängern eines von Amerika finanzierten Westbundes gehört, spricht nur eine offenbare Tatsache aus, wenn er feststellt:

«Deutschland ist das bevorzugte Schlüsselgebiet der Marshall-Planer geworden und die Rettung des deutschen Kapitalismus ein Gegenstand ihrer innigen Kümmernis. Die Westzonen Deutschlands werden dieses Jahr mehr Dollarhilfe bekommen als England und nur um ein geringes weniger als Frankreich ... Wie die Dinge liegen, haben in Westdeutschland die wesentlichen Bestandteile des alten Regimes, das zwei Weltkriege heraufbeschworen hat, eine zweite Niederlage ohne dauernden oder auch nur ernsthaften Schaden überstanden ... Auch wenn wir annehmen wollen, daß die amerikanischen Kapitalisten schließlich von der lockenden Aussicht auf Beteiligung an der deutschen Industrie abstehen werden, so liegt doch genug Beweismaterial dafür vor, daß ihr Interesse am deutschen Wiederaufbau die ganze Grundauffassung der Marshall-Hilfe über den Haufen zu werfen droht. Was wir jetzt vor uns sehen, ist nicht der Aufbau einer neuen, lebendigen Organisation der internationalen Demokratie in Westeuropa, einer dynamischen, zuversichtlichen, ihrer Sendung bewußten Organisation, sondern eine neue Art Kapitalanlagetrust, bei dem die Finanzierungsgesellschaft amerikanisch und die Direktion deutsch ist, während man von den beschäftigten Arbeitskräften erwartet, daß sie streng ‚unpolitisch' seien, und die Kunden — Franzosen, Engländer, Holländer und der Rest — mit dem vorlieb nehmen müssen, was sie bekommen. *So* haben wir den Marshall-Plan nicht verstanden (!), und wir dürfen ziemlich sicher sein, daß ihn auch die Wähler von Präsident Truman nicht so verstanden haben.

... Wir sind an einer Weggabelung angelangt. Der eine Weg führt zu neuen, friedlichen Gesellschaftsformen; der andere zu einer Wiederholung all der Fehler und feigen Versäumnisse der zwanziger Jahre. Wenn ein auf amerikanische Hilfe begründeter Westbund die weitere Unterstützung fortschrittlich gesinnter Menschen in Europa, vor allem der Sozialisten, verdienen soll, dann wird die großkapitalistisch-Hoffman'sche Auffassung des deutschen Wiederaufbaus durch eine Politik ersetzt werden müssen, die entschieden auf eine demokratische Umgestaltung in Westdeutschland ausgehen wird.»

Kann man eigentlich ein vernichtenderes Urteil über die von Westeuropa – eingeschlossen die meisten sozialdemokratischen Parteien – so bereitwillig angenommene Europapolitik der Vereinigten Staaten fällen?

Zu einem kaum milderen Schluß kommt *Charles Ronsac* im Pariser «Esprit»:

«Eine europäische Föderation, wie man sie in Washington versteht, verlangt eine einheitliche Gesamtauffassung, deren Grundlagen angesichts des gegenwärtigen Kräfteverhältnisses nur von den Vereinigten Staaten geliefert werden können. Sie schließt ebenso die Vereinheitlichung der Produktionssysteme in sich wie die Harmonisierung der Produktionsvorgänge. Das ‚freie Unternehmertum' wird unvermeidlicherweise die geschriebene oder ungeschriebene Grundlage der Bundesverfassung sein ... Infolgedessen wird die amerikanische Föderation Westeuropas, weit entfernt, nur eine Sperre gegen die kommunistisch-sowjetische Ausdehnungspolitik zu sein, eine Zeitlang den Fortschritt des Sozialismus ganz allgemein bremsen und lähmen, mag er nun von Rußland her beeinflußt sein oder nicht. Sie wird aus dieser Gegend Europas ein vorgeschobenes, defensives und nötigenfalls offensives Bollwerk der sowjetfeindlichen Strategie der Vereinigten Staaten machen ... Sie wird die Hoffnungen zerschlagen, die man da und dort auf die Schaffung eines Westeuropas setzen mochte, das geeinigt, aber von *beiden* Blöcken unabhängig wäre und mit dem Osten wie mit Amerika Handel triebe.»

England-Frankreich Besteht aber nicht doch etwelche Aussicht darauf, daß die Einigung Westeuropas, statt im Zeichen des Marshall-Hoffman-Planes, im Geiste sozialistischer Demokratie erfolgen werde? Wir huldigen keinem ungläubigen Schwarzsehertum (es sind *immer* überraschende Wendungen in der Menschengeschichte möglich), wollen uns aber auch vor gefälliger Selbsttäuschung hüten. Von *Amerika* her ist von vornherein, trotz dem demokratischen Wahlsieg, kaum eine rasche, durchgreifende Änderung der bisherigen Europapolitik zu erwarten, auch wenn es ob dem Ruhrerlaß der angelsächsischen Militärgouverneure nun sogar innerhalb der amerikanischen Regierungskreise zu Auseinandersetzungen zu kommen scheint und, wie der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» berichtet, in dieser Sache «offenbar ein kritischer Punkt erreicht» wurde. Aber wird sich vielleicht die britische *Labourregierung* ermannen und dem verhängnisvollen Kurs entgegentreten, wie er von den amerikanischen Großgeschäftsleuten («big business») und Militärs in der Deutschland- und Europapolitik gesteuert wird? Gewisse Voraussetzungen dafür sollten eigentlich vorhanden sein. England wehrt sich innerlich eben doch dagegen, in einem amerikanisch beherrschten Westeuropa aufzugehen, in dem es höchstens noch die Rolle eines Juniorpartners des USA-Imperiums zu spielen hätte. Und es zeigt erst recht keine Lust, seine sozialistische Planwirtschaft, mit deren Hilfe es sich langsam doch wieder heraufarbeitet, gegen das liberalistische Chaos einzutauschen, das auf dem Festland herrscht, auch wenn ein Teil der konservativen Geschäftswelt, Frankreich abschreibend, neuerdings auf ein wiedererstarktes, wiederaufgerüstetes Deutschland setzt und Churchill, von der Wahlniederlage der amerikanischen Republikaner offenbar schwer mitgenommen, die Sozialisierung der Stahlindustrie als «Räuberei» und «mörderische Angelegenheit», als bloßen «Parteitrick» der machthabenden «Bande» verleumdet. Aber ich gestehe: solange ein Bevin für die britische Außenpolitik verantwortlich zeichnet, fehlt mir das

Vertrauen, daß die Labourregierung den herzhaften Bruch mit den bisherigen Methoden und Inspiratoren dieser Politik wage, der ihr nicht erspart bleibt, wenn sie Anspruch auf eine *sozialistische* Haltung in den großen und kleinen Fragen der Völkerwelt macht.

Noch weniger ermutigend ist, was hinter der Außenpolitik *Frankreichs* steht. Mit pathetischen Resolutionen und Leitartikeln gegen die Gefährdung der französischen Sicherheit durch ein industriell wiederaufgerüstetes Deutschland ist es eben nicht getan. Und auch der ganze diplomatische Druck, den Frankreich jetzt auf England und Amerika ausübt, bleibt so lange wirkungslos, als erstens Amerika seinerseits durch Gewährung und Verweigerung oder durch Kürzung der Marshall-Plan-Hilfe einen Druck auf Frankreich ausüben kann, dem dieses nicht einmal widerstehen *will*, und zweitens solange das offizielle Frankreich den Kampf gegen die Sowjetunion und den Kommunismus in den ersten Rang stellt, also auch Deutschland für diesen Kampf aufrüsten zu helfen gezwungen ist. Die Vichyzeit hat ja hinreichend gelehrt, in welchem Grade die Nutznießer des ancien régime ihre Klasseninteressen den nationalen Notwendigkeiten überzuordnen verstehen. Sie werden auch jetzt, da sie neuerdings am Ruder sind, ihre Abwehr der deutschen Gefahr hinter den für sie viel wichtigeren Kampf gegen den Kommunismus zurückstellen – auch wenn de Gaulle Frankreich repräsentieren sollte. Der Zusammenbruch des Bergarbeiterstreiks und der übrigen Streikbewegungen, die von den Kommunisten über die sachliche Notwendigkeit hinaus zu einer politischen Machtprobe benützt worden waren, hat der Reaktion ohnehin wieder frischen Auftrieb gegeben; Staatsschutzgesetz, Beschneidung des Streikrechts und Abschaffung des Proportionalwahlrechts stehen ernsthaft auf der Tagesordnung, zumal die jüngsten Wahlen in den Rat der Republik gezeigt haben, wie leicht die Kommunisten durch das Mehrheitswahlsystem an die Wand gedrückt werden können, doppelt leicht, wenn die Wahl, wie in diesem Falle, auch noch indirekt, durch Zwischenwahlmänner, vor sich geht.

Daß bei dieser ganzen, ausgesprochen nach rechts weisenden Entwicklung die französischen Sozialisten und besonders ihr Innen- und Polizeiminister *Moch* eine Hauptrolle spielen, nimmt nach allem Vorausgegangenen kaum mehr wunder, mehr schon der Umstand, daß auch manche schweizerische Sozialdemokraten, wie der alte Paul Graber, Herrn Moch begeistert Beifall klatschen und ihn zu seinem brutalen Auftreten gegenüber den Streikenden gar noch beglückwünschen – Graber, mit dem zusammen wir in seiner besseren Zeit so manchen Kampf gegen den Militärwahn und für einen charaktervollen Sozialismus geführt haben, der jetzt aber ebenfalls ganz in einem zutiefst unsozialistischen Antikommunismus versunken ist. Erfreulich ist immerhin, daß sogar ein *Lucien de Dardel*, der schließlich von den neuenburgischen Konservativen herkommt, im «Servir» von

Graber deutlich Abstand nimmt und daran erinnert, daß eine Regierung, die nichts Wirksames getan habe, um die wirtschaftlichen Ursachen des Streiks zu beseitigen, wenig Recht habe, den Streik mit Militärgewalt zu brechen, die Frage hinzufügend: «Haben die Schießereien das französische Volk gerettet? Ich zweifle. Ich zweifle, daß man den Autoritäts- und Diktaturregimen mit den Mitteln der Autorität und Diktatur den Weg versperrt. Nein, ich bin nicht für Herrn Moch!»

Für ein geeintes Europa Auch das gegenwärtige Frankreich scheint somit wenig Hoffnung auf eine solidarische Abwehr der unheilvollen Deutschland- und Europapolitik der Vereinigten Staaten zu erlauben. Und doch muß man, wie in England, so in Frankreich den Durchbruch der entschlossen sozialistischen Kräfte erwarten, muß namentlich auch eine enge *Verbindung* der sozialistisch-demokratischen Kräfte in beiden Ländern erwarten, wenn man nicht die Hoffnung auf ein selbständig und selbstbewußt zwischen Amerika und Rußland stehendes Vereinigtes Europa begraben will. Darüber hinaus tut aber eine *planmäßige Zusammenarbeit zwischen West- und Osteuropa* not, wenn das friedliche Gedeihen unseres Erdteils gesichert werden soll. Zunächst eine Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Europäische Wirtschaftskommission in Genf, in der zwölf West- und zehn Oststaaten vertreten sind, arbeitet denn auch bewußt in dieser Richtung, darauf hinweisend, daß ohne eine Verfünffachung des Handels zwischen den «beiden Europa» bis 1952 das Ende der Marshall-Plan-Hilfe sehr wohl mit einer scharfen Wirtschaftskrise zusammenfallen könne. So ist denn auch bereits ein Programm für die Steigerung der land- und forstwirtschaftlichen Produktion des Ostens durch Lieferung von Maschinen und dergleichen, im Austausch gegen Getreide, Holz usw. für den Westen, im Gang, so wie auch sonst der Handel zwischen einer Reihe von westeuropäischen Ländern (Großbritannien, Belgien, Holland, Frankreich, Schweiz, Italien) und solchen des Ostens (polnische Kohle!) sichtlich zunimmt. *Hierauf* muß planmäßig weitergebaut werden – dann mag auch für die *politische* Annäherung von Ost und West eine tragfähige Grundlage gefunden werden.

Mit dieser Annäherung ist es in der Berichtszeit zwar in keiner Weise vorwärts gegangen, eher rückwärts, trotz den fast rührend hartnäckigen Bemühungen eines Bramuglia, eines Evatt, eines Trygve Lie, dieser führenden Persönlichkeiten der noch immer parlamentierenden UNO-Tagung, für die leidige *Berliner Frage* eine annehmbare Kompromißlösung zu finden[1]. Und die von den Russen – wiederum

[1] Wie objektiv wir über die UNO-Tagung unterrichtet worden sind, mag beispielsweise die Tatsache zeigen, daß die «Neue Zürcher Zeitung» (in Nr. 2436) über die große Abrüstungsdebatte an Hand einer Meldung der amerikanischen

vertragswidrig – vollzogene endgültige Spaltung Berlins in zwei voneinander unabhängige Verwaltungsgebiete ist erst recht nicht dazu angetan, eine solche Lösung zu begünstigen, auch wenn man anerkennen muß, daß die planmäßige Wiederaufrüstung Westdeutschlands für den Kampf gegen die Sowjetunion die Russen in ihrem Bestreben nur ermutigen kann, den Westmächten ihren Stützpunkt Westberlin zu nehmen. Aber ist diese ganze unerfreuliche Lage wirklich ein Grund zum Verzagen? Ich weigere mich, das zu glauben, möchte vielmehr, als Zusammenfassung dessen, was in dieser Weltrundschau das zu Ende gehende Jahr über immer wieder gesagt wurde, die Worte hierher setzen, mit denen *Friedrich Wilhelm Förster* einen Aufsatz in der französischen Zeitschrift «Année Politique» über das West-Ost-Problem beschließt (Hervorhebungen von mir):

«*Es gibt sicher eine russische Gefahr*, eine Gefahr, die nicht weniger groß für die Russen selbst als für die übrige Welt ist. Diese Gefahr besteht erstens in dem austrocknenden Marxismus, in dem jede Nation sittlich und geistig verarmen muß, die daraus ihre vorherrschende, unduldsame Weltanschauung macht; zweitens in dem totalitären System, das die schicksalhafte Tendenz hat, die menschliche Gesellschaft in das kollektive Tier der Offenbarung zu verwandeln und alles Suchen nach der Wahrheit, alle Sicherung und Gewährleistung des persönlichen Gewissens zu ertöten.

Aber diese Gefahren können nicht durch die Drohung mit Atombomben und die Vorbereitung auf den Totalkrieg bekämpft werden, der die ganze Welt in ein totalitäres System verwandeln würde. Die beiden getrennten Welten müssen einen modus vivendi finden. *Der sogenannte russische Imperialismus wird sich verflüchtigen, wenn man sich ernsthaft entschließt, den Russen Garantien für ihre Sicherheit zu bieten.* Wenn auch die ‚Fünften Kolonnen' der Russen viel dazu beigetragen haben, die ganze Welt in der Abneigung gegen die Russen zu verbünden, so erscheinen sie den Russen doch als einziger Schutz gegen die reaktionären Elemente, von denen sich Rußland umringt sieht.

Schlußfolgerung: *Man wird Wunder erleben, wenn einmal die blinde russenfeindliche Hysterie geheilt und durch eine umfassende Verständigung ersetzt wird*, in der alle wirtschaftlichen Bedürfnisse der beiden Lager befriedigt und die politischen Verhältnisse so klar festgelegt sein werden, daß keine der beiden beteiligten Parteien ein Interesse hätte, den Bruch des Vertrages zu riskieren.»

6. Dezember. *Hugo Kramer.*

Agentur United Preß berichtet, die den Voten der Gegner des russischen Abrüstungsvorschlags 120 Zeilen widmet, die anderthalbstündige Rede des Sowjetvertreters aber mit 11 Zeilen abtut, aus denen der Leser tatsächlich nichts erfährt. Auch die russische Auffassung in der Frage der Atombombenkontrolle kennt der schweizerische (und überhaupt der westliche) Zeitungsleser in Wahrheit gar nicht. Die Gegner der Sowjetunion haben es unter solchen Umständen allerdings leicht, ihren Lesern und Hörern die Ruchlosigkeit der Politik Moskaus glaubhaft zu machen.

Wirtschaft und Finanz Die wirtschaftliche *Hochkonjunktur*, die seit Jahren das ganze Leben der Schweiz — und bei weitem nicht nur das materielle — so tief beeinflußt, beginnt sich nun doch allmählich etwas zu *verflachen*. Noch ist der Beschäftigungsgrad im allgemeinen sehr hoch, doch wird in der Industrie bereits merklich weniger Kapital angelegt als früher; auch gehen Einfuhr, Neuplanung von Wohnungen, Personen- und Güterbeförderung, Fremdenverkehr und zum Teil auch die Kleinhandelsumsätze etwas zurück oder verlangsamen doch ihren Aufstieg — lauter leise Anzeichen eines sich langsam ändernden Wirtschaftswetters. Im großen ganzen wird aber überall noch schwer verdient. Um so schäbiger nimmt sich der zunehmende Widerstand aus, den die besitzenden Kreise einer *Bundesfinanzreform* entgegensetzen, die, besonders durch eine direkte Bundessteuer auf höheren Einkommen und Vermögen sowie durch Abschwächung der Verbrauchsbelastung (Umsatzsteuer!), den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit wenigstens einigermaßen nachzukommen sucht. Zugleich drängt sich immer stärker die Frage auf, ob wir für die Abwehr einer neuen *Krise* wirklich so gut gerüstet sind, wie man immer tut. Das Versagen der «freien Wirtschaft» auf dem Fleischmarkt, das jetzt die Hausfrauenwelt so sehr in Atem hält und einen erfreulich erfolgreichen Konsumentenstreik herbeigeführt hat, läßt von der berühmten «Selbststeuerung» der Wirtschaft für den Fall eines Konjunkturzusammenbruches nichts Gutes erwarten. Nicht ohne Sorge kann man auch die wachsende Abhängigkeit der schweizerischen von der *amerikanischen* Wirtschaft betrachten, lieferten doch die Vereinigten Staaten schon im vergangenen Jahr — und heuer sind die Zahlen sicher noch höher — der Schweiz nicht weniger als 21,4 Prozent ihrer gesamten Einfuhrbezüge und nahmen 12,1 Prozent ihrer Ausfuhr auf, gegen bloß 7,8 Prozent Einfuhr aus Amerika und 7 Prozent Ausfuhr dorthin im letzten Vorkriegsjahr (1938). Was soll aus dieser einseitigen Wirtschaftsbindung werden, wenn die Vereinigten Staaten einmal einen Konjunkturrückschlag erleiden sollten?

Wahlen Inzwischen bestimmt die gute Wirtschaftslage weiterhin aufs nachhaltigste auch die *politische* Entwicklung in unserem Lande. Die verschiedenen Wahlen der letzten Zeit haben das erneut gezeigt. Das Bürgertum wehrt sich mit gesteigerter Erbitterung gegen die vom Sozialismus und gar Kommunismus her drohende Gefahr für seine «segensreiche Ordnung»; die Arbeiter und Angestellten aber lassen sich durch den gleichen Segen des kapitalistischen Regimes im Kampfe für eine *sozialistische* Ordnung eher einschläfern und lähmen. In *Genf*, dem Hauptquartier der Partei der Arbeit, bot die — eidgenössisch gesehen — so vielfach verkehrte Politik dieser Partei natürlich besonders günstige Angriffsflächen; aber in der als undemokratisch und unschweizerisch angeprangerten Haltung der PdA liegt dennoch nicht die Hauptursache für ihren Rückschlag, der äußerlich vor allem der Stimmenthaltung Tausender von Arbeiterwählern zuzuschreiben ist (im ganzen sind bei den Genfer Großratswahlen bei 36 000 Stimmenden 21 000 Bürger zu Hause geblieben!). Sie liegt vielmehr in dem scharfen «Westwind», der schon längst wieder durch die Schweiz heult. Dessen Wirkungen hätte in Genf auch die Sozialdemokratie zu spüren bekommen, wenn sie *allein* dem Bürgertum gegenübergestanden wäre und nicht von diesem gegen die PdA ausgespielt würde (ihr Vertreter im Regierungsrat wird tatsächlich zum größeren Teil von Anhängern der bürgerlichen Parteien gewählt, auch wenn die Freisinnigen ihn diesmal, im Unterschied von den Liberalkonservativen und den Christlichsozialen, nicht offiziell auf ihre Liste genommen haben). Das hat man ganz deutlich in *Schaffhausen* gesehen, dessen Sozialdemokratie eher links anhält und einen in dieser Geschlossenheit und Heftigkeit nie erlebten Ansturm der bürgerlichen Einheitsfront auszuhalten hatte, unter starken Mandatsverlusten, die aber zum

großen Teil eine Folge des ungerechten Mehrheitswahlsystems sind. In *Biel* anderseits, wo die PdA stark zurückgeworfen wurde, sind deren abtrünnige Wähler, wie in Genf, nur zum geringsten Teil zur Sozialdemokratie zurückgekehrt, die vielmehr ebenfalls geschwächt wurde und die zusammen mit der PdA bisher behauptete Mehrheit im (großen) Stadtrat verlor, obwohl doch ihr Antikommunismus wirklich nichts zu wünschen übrig läßt. Man sieht: Auch das eifrigste Mitmachen im Kampf gegen Kommunismus und Volksdemokratie nützt der Sozialdemokratischen Partei nichts; es stärkt im Gegenteil nur das Bürgertum, indem es die allgemein sozialismusfeindliche Stimmung begünstigt, für die die Existenz des Kommunismus allerdings einen besonders bequemen Vorwand bietet.

Die Schweiz im Westblock? Wir sollten uns dieser Tatsache besonders auch bewußt bleiben angesichts der jüngsten Erörterungen über die schweizerische *Neutralität*, die durch eine inoffizielle Aufforderung von General Franco an die Schweiz zum Anschluß an den antikommunistischen Westblock veranlaßt worden sind. Die «Anmaßung» des spanischen Staatschefs ist von der Schweiz aus natürlich empört zurückgewiesen und unser Wille zur Wahrung ewiger, grundsätzlicher, integraler usw. Neutralität zum tausendundeinten Male feierlichst bekräftigt worden. An diesem Willen von Regierung und Volksmehrheit ist auch gar nicht zu zweifeln; eine andere Frage ist es, ob die Schweiz auch die *Kraft* haben wird, in einem dritten Weltkrieg ihre militärische Neutralität aufrechtzuerhalten (mit der politischen ist es ja schon im zweiten Krieg nicht weit her gewesen). Im Lager der Westmächte ist man jedenfalls wenig geneigt, eine solche Neutralität für die Zukunft noch gelten zu lassen. Beispielsweise stellt ein anscheinend auf amtlichem Material beruhendes Buch der beiden Amerikaner Cordon und Dangerfield über den Wirtschaftskrieg (wir zitieren nach der Schrift «Die Schweiz und die Kriegsgefahr», herausgegeben von der Zentralstelle für Friedensarbeit) ganz kühl fest, die Tatsachen des modernen Krieges hätten sowohl den Neutralitätsbegriff als auch die Regeln des Völkerrechts über die Beziehungen von Kriegführenden und Nichtkriegführenden vernichtet; die «positive Pflicht» aller Völker sei es künftig, nicht neutral zu bleiben, sondern sich am Kampf gegen das Kriegsverbrechertum zu beteiligen. Auch die Pariser «Aurore» meinte im Zusammenhang mit den Äußerungen Francos, man könne die schweizerische Neutralität nicht mehr begreifen, da es jetzt doch um die Frage gehe, ob Europa demokratisch bleiben oder vom Kommunismus zerstört werden solle. «Das Dogma der ewigen Neutralität wird früher oder später nicht mehr zu halten sein. Die Heimat Wilhelm Tells muß sich dem Lager der Erhalter der Freiheit anschließen.» (!)

Auf die gleiche Forderung kommt die Nennung der Schweiz in einer Erklärung hinaus, die der bisherige Präsident der Militärkommission des amerikanischen Abgeordnetenhauses, Short, unlängst abgegeben hat, und in der er u. a. sagte: «Spanien sollte in unsere Machtsphäre aufgenommen werden, da es als eine der ersten Nationen den Kommunismus bekämpft hat. Zusammen mit der Schweiz und der Türkei ist Spanien nun eines der ausgesprochensten antikommunistischen Länder Europas.»

So tönt es jetzt aus dem westmächtlichen Lager. Und gibt es etwa in der Schweiz selbst keinerlei Neigungen, den «Weltkampf gegen den Bolschewismus» offen und direkt zu unterstützen? «Spektator» (Nationalrat Bringolf) schreibt in der sozialdemokratischen Presse kaum ohne Grund: «Auffallend ist uns allerdings, daß gewisse bürgerliche Kreise sich äußerst vorsichtig zum unverfrorenen Interview Francos verhalten haben. Dieses Verhalten zwingt zu größter Wachsamkeit. Es hat zu allen Zeiten Kreise gegeben, denen es keine politischen Bauchschmerzen verursachte, sich mit der europäischen Reaktion gegen die eigene Arbeiterschaft zu verbinden und zu verbünden.»

Moralisch steht unser Bürgertum jedenfalls schon längst in der Front der Verteidiger der «freien Gesellschaft» gegen die «rote Gefahr», und mit der Eingliede-

rung der Schweiz in die amerikanisch finanzierte westeuropäische Wirtschaftsorganisation ist es ihnen noch ein gutes Stück näher gerückt. Wenn sich diese Entwicklung fortsetzt, so werden wir noch etwas erleben — vielleicht schon im neuen Jahr, dem wir trotzdem mit Glauben und Kampfbereitschaft entgegengehen[1].

7. Dezember. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Zur Schweizer Geschichte und Gegenwart

P. Schmid-Ammann: «Der Freiheitskampf der neuen Zeit». 303 S. 1948, Verlag der «Nation», Bern.

Die beiden Größen, die im Jahre 1948 100 Jahre alt wurden und darum Anspruch auf Gedenken erheben durften, der liberale schweizerische Bundesstaat einerseits und das kommunistische Manifest anderseits, haben bei aller Verschiedenheit dies eine gemeinsam, daß sie ihren gegenwärtig lebenden Erben etwelche Verlegenheit bereiten und etwas fremd, ja anklagend vor den Festrednern stehen. Schmid-Ammann wendet sich der Entstehung des liberalen Bundesstaates zu; dessen Quellen und die darin aufbrechende Kraft sollen verbindliche Normen zeigen für einen eigentlichen schweizerischen Weg durch die Gegenwart. Das Quellenmaterial, aus dem der Verfasser schöpft, sind neben amtlichen, besonders diplomatischen Korrespondenzen Zeitungsartikel jener Zeit, deren Lektüre allein schon aufschlußreich — sowohl für die behandelten Zusammenhänge, als auch für die Entwicklung mancher liberalen Blätter — ist. Die vorliegende Darstellung des Sonderbundskrieges zerstört die Legende vom Religionskrieg und weist in aller Schärfe auf die schon vor den eigentlichen Freischarenzügen begonnene Konspiration der konservativen Führer mit den reaktionären Mächten des Auslands hin. Historisch sieht Schmid-Ammann einen wichtigen Grund für die folgenden Verwicklungen in dem verhängnisvollen Fehlen einer Revisionsbestimmung in der Verfassung von 1815. Er zeigt, wie zu dieser latenten Konfliktsmöglichkeit die eigentlichen Konfliktsstoffe durch Parteinahme zu vorhandenen Kräftekonstellationen hinzugetragen wurden. Die mutige Haltung der damaligen Liberalen, die Schmid-Ammann nicht, wie viele andere, an ihren extremsten Außenseitern mißt — Augustin Keller wird nur einmal gestreift —, erscheint hier in deren klarer Erkenntnis des Notwendigen gegenüber dem Zeitgeist begründet.

---

[1] Wes Geistes Kind unsere Offiziellen sind, sieht man auch wieder an der Haltung der Zürcher Kirchensynode zum Antrag von Pfarrer Kobe, den Bundesrat zu ersuchen, das *Waffenausfuhrverbot* beizubehalten und zu einem Ausfuhrverbot für alles Kriegsmaterial zu erweitern. (Die Verhandlungen haben nach Abschluß unserer Rundschau stattgefunden.) Mit der kläglichen Begründung, es sei nicht Sache der Kirche, unserer obersten Landesbehörde Vorschriften in Einzelfragen zu machen, lehnten Kirchenrat und Synode den Antrag ab und wollten nur den Bundesrat ersuchen, von seinem Recht zu einem Waffenausfuhrverbot «in ernster christlicher Verantwortung einen möglichst weitgehenden Gebrauch zu machen». Wie der Chef des Militärdepartements, Herr Kobelt, auf den es ja vor allem ankommt, diese seine in der Tat ernste christliche Verantwortung auffassen wird, kann man sich ungefähr denken; *der* Mann (er war ja auch einmal Präsident des sanktgallischen Kirchenrats und zugleich Generalstabsoberst) kann *jeden* Kriegsrüstungsakt mit seinem evangelischen Gewissen vereinbaren. Und die zürcherische Synode macht ihm von vornherein den Weg frei zu solch bedenklichem Kompromißgeschäft! (11. Dezember.)

Schmid-Ammann bleibt nicht als Historiker bei der Betrachtung des Werkes von 1848 stehen, sondern fragt, nachdem er in demselben die politischen Grundlagen der modernen Eidgenossenschaft gesehen hat, nach deren Fortsetzung im wirtschaftlichen und politischen Leben. Darum gibt er einen Abriß der Geschichte der schweizerischen Arbeiter- und Bauernbewegungen bis in die Gegenwart und übergeht auch nicht die Gegenseite, die traurige Geschichte der reaktionären Bewegungen, der Fronten, Quislinge, Zweihunderter. Die Fortsetzung der Darstellung bis in die jüngste Gegenwart soll dazu dienen, um den Weg in die Zukunft zu erkennen. Als solchen sieht der Verfasser eine Synthese von Liberalismus und Sozialismus. «Es wäre ein Verhängnis, sollten die Ereignisse und die Angst vor dem Kommunismus das schweizerische Bürgertum dazu verleiten, neuerdings einen reaktionären Kurs einzuschlagen. Der Liberalismus als Idee und revolutionäre Bewegung hat bleibende Werte geschaffen und behält sein Recht als Künder der unveräußerlichen Menschen- und Freiheitsrechte. Dem Sozialismus aber kommt nicht geringere Berechtigung zu als ständiger Mahner unseres sozialen Gewissens, damit wir nicht vergessen, was wir dem Menschenbruder schuldig sind.»

Wichtiger als diese leicht mißverständliche Synthese scheint mir der sich durch das ganze Buch ziehende Hinweis auf die eigentlichen geistig-sittlichen Kräfte, die den Ideen der Freiheit und der Genossenschaft zugrunde liegen und der Appell zur geistigen Revolution, die an der Absolutheit des lebendigen Gottes und seines Reiches der Gerechtigkeit orientiert ist. Mir scheint die Darstellung des Verfassers logischerweise in die Richtung zu weisen, daß der Sozialismus lebendige Fortsetzung und Erfüllung des Liberalismus ist, eine Erfüllung zum Wohle beider.

In diesem Jubiläumsjahr, da die Besiegten von damals als legitime Willensvollstrecker der Sieger auftreten, ist eine Schrift wie die vorliegende ein verpflichtendes Jubiläumsgeschenk, das keineswegs in die Reihen obligater Jubiläumsschriften, sondern in die der unbequemen Wahrheitszeugnisse gehört. *B. B.*

2 Gedichtbände

Henriette Roland Holst van der Schalk: «In der Webbe der Tijden». Rotterdam, 1947.

Albrecht Haushofer: «Moabiter Sonette». Zürich, Artemis-Verlag, 1948.

Die Gedichte, die Henriette Roland Holst-Schalk ihren Lesern vorlegt, sind Früchte eines empfindsamen, wachen Erlebens der Jahre 1934 bis 1945. Leid in der Zeit, Menschen und Schicksalsbegegnungen haben da ihren bald zarten, bald aufwühlend starken Widerhall gefunden. Daß vor allem das Kriegsleid einen weiten Platz im Erleben der Dichterin einnimmt, versteht sich wohl von selbst, wenn man die Entstehungszeit dieser Gedichte kennt. Was bei der dichterischen Wiedergabe dieser dunklen Zeit auffällt, ist die Fähigkeit, das Dunkelste zu erkennen, ohne in Haß oder wilde Verzweiflung zu fallen. Und von diesem Dunkelsten ist die Dichterin bewegt und bedrängt worden, von der Qual polnischer oder russischer Gefangener in ihren Marterlagern, von der verzweifelten Notlage auch der eigenen Landsleute, die von ihren Quislingen und Henkern gepeinigt wurden.

Der Grund dieser starken, in die Zukunft weisenden Haltung liegt im Glauben an das Reich, das auf Gerechtigkeit gebaut ist. Darum werden hier auch die Gedichte tiefsten Leides nie zu dunklen Todesgesängen. Der Glaube an das Gottesreich wird umgekehrt auch zur Quelle der Einsicht in die tiefste Verarmung. Geschändete Natur, zerbrochene Kultur, verarmte Menschheit, Zerstörung der geistigen Welt sind da nicht nur Erlebnisse an sich, sondern erscheinen als Folge einer geistigen Entwicklung, die es nicht wahr haben wollte, daß am Anfang «das Wort» war und die den Menschen, indem sie ihn aus der Verbindung mit dem Göttlichen löste, auch noch des den Tieren eigenen Friedens beraubte, der Gabe nämlich, ster-

ben zu können, dankbar für das, was Gott gesandt. Die holländischen Gedichte, denen die Sprache schon die doppelte Möglichkeit des Herben und des Lieblichen verleiht, sind bald Epen, bald echte Lieder. Wir erkennen in ihnen dankbar einen uns zutiefst vertrauten Glauben.

Anderer Natur sind Haushofers «Moabiter Sonette». Hier ist es zuerst die Person des Dichters, die dem Leser zunächst eindrücklich wird. Ein Vater hat der Hölle den Weg gebaut, sein Sohn ließ das Leben beim Versuch, ihr zu wehren. Der deutsche Professor Albrecht Haushofer, Sohn des Hitlerischen Geopolitikgenerals, gehörte zu jenem Kreis der deutschen Intelligenz, für die die «innere Emigration» immerhin noch etwas mehr war als eine faule Ausrede. Es handelt sich um jenen Kreis, der mit dem mißglückten Attentat des Grafen Stauffenberg auf Hitler in Zusammenhang stand. Der Sohn Haushofer ging einen andern Weg als der Vater, den Weg in den Kerker. Aus diesem haben die SS-Henker ihn und dreizehn andere in der letzten Nacht der Naziherrschaft aus der Zelle geholt mit dem Versprechen der Freilassung, um dann nach wenigen Schritten alle 14 niederzuschießen. Den Toten fand sein eigener Bruder, und die Moabiter Sonette waren das einzige, was der Tote bei sich hatte.

Was Haushofer in seiner Gefangenschaft im dichterischen Wort eingefangen, aus Ahnung, Erinnerung und Begegnung «verdichtet» hat, ist ein Lebensfazit, das Resultat eines reichen Lebens, das sowohl der räumlichen Weite der Welt als auch der Tiefe der Geschichte, der Schönheit und der Tiefe des Geistes begegnet ist. Vielleicht ist das dieser Gedichte wertvollster Gehalt, daß in ihnen nichts von jenem rührseligen Selbstbedauern aufsteigt, wie es jetzt so viele produzieren, die nicht von ferne Haushofers Schicksal erlitten. Die Weisheit des Stoikers vereint sich hier mit der Hellsichtigkeit eines Wehrlosen, der unentrinnbar dem Abgrund zutreibt. In dieser Situation sucht der Gefangene Erlebnisse und Begegnungen zu seinem letzten, unverlierbaren Eigentum zu machen; er geht aus sich heraus, um diese Begegnungen in sich hineinzunehmen. Auf dem Grund eines aristokratischen Humanismus und in der Luft des nahenden Todes und unentrinnbaren Verhängnisses des eigenen Volkes und der eigenen Kultur sind diese Lieder entstanden. Wir würdigen sie als das Zeugnis einer sterbenden Geistigkeit, eben des stoischen aristokratischen Humanismus. Es ist nicht unser Glaube, der hier zum Vorschein kommt, es ist aber ein Glaube, dessen Echtheit bewegend wirkt:

Ich klage mich in meinem Herzen an:
Ich habe mein Gewissen lang betrogen,
Ich hab' mich selbst und andere belogen —

Ich kannte früh des Jammers ganze Bahn —
Ich hab' gewarnt — nicht hart genug und klar!
Und heute weiß ich, was ich schuldig war . . .

Daß ein Nachwortschreiber Name, Werk und Leiden des Dichters dazu benutzt, um Herrn von Weizsäcker reinzuwaschen, ist eher peinlich. *B. B.*

An unsere Leser!

Im festen Vertrauen darauf, daß viele unserer Leser die unserer Zeitschrift aufgetragene Aufgabe als eine notwendige, ja als ihre eigene Sache erkennen, legen wir auch dieser Nummer eine Frankokarte bei und bitten um Angabe von Adressen, an die wir Probenummern senden können. Bitte übergeben Sie diese Karte mit ein paar Namen von suchenden Menschen sogleich der Post, oder bestellen Sie selber Probenummern zum Verteilen, welche die Administration Ihnen gerne kostenlos zusendet. Auf das Weihnachtsfest hin machen wir auch gern auf unsere Geschenkabonnements für ein halbes oder ein ganzes Jahr aufmerksam.

Mit herzlichem Dank an alle treuen Abonnenten und Leser und dem Wunsch, daß das neue Jahr für uns und alle Welt unter dem Segen der alten Weihnachtsverheißung «Friede auf Erden» stehen möge, grüßen

Die Redaktion und der Vorstand der Vereinigung «Freunde der Neuen Wege».

Adressen der Mitarbeiter dieser Nummer:

G. J. Heering, Prof. Dr., Oegstgeest b. Leiden, Holland
Frau Alice Herz, 92 W. Ferry, Apt 23, Detroit 2, Mich., USA
Fritz Lieb, Prof. Dr., Aescherstraße 25, Basel
Frau Margarete Susman, Krönleinstraße 2, Zürich

Bücherbestellungen aller Art werden prompt ausgeführt durch die: **Pazifistische Bücherstube,** *Gartenhofstraße 7, Zürich 4,* Telephon (051) 23 60 56.

JOHANN CHRISTOPH BLUMHARDT

Ausgewählte Schriften in drei Bänden

Jeder Band in Leinen gebunden Fr. 13.—
Erschienen sind bis jetzt die beiden ersten Bände

Band 1: «Schriftauslegung». In diesem Bande lernen wir den an die Bibel gebundenen Mann kennen, der aber die Schrift nicht dem Buchstaben nach versteht, sondern aus Vollmacht vom Heiligen Geist her.

Band 2: «Die Verkündigung». Hier kommt der vom Herrn begnadete Prediger in seinen lebendigsten Andachten und Predigten zu Wort. Es sind ganz außerordentliche Dinge, welche wir hier erfahren, und so unerhört neu und gewaltig, als seien sie in unseren Tagen gesprochen.

GOTTHELF-VERLAG ZÜRICH

GTU Library
3 2400 00334 8731

.42
948

Neue Wege v.42
1948